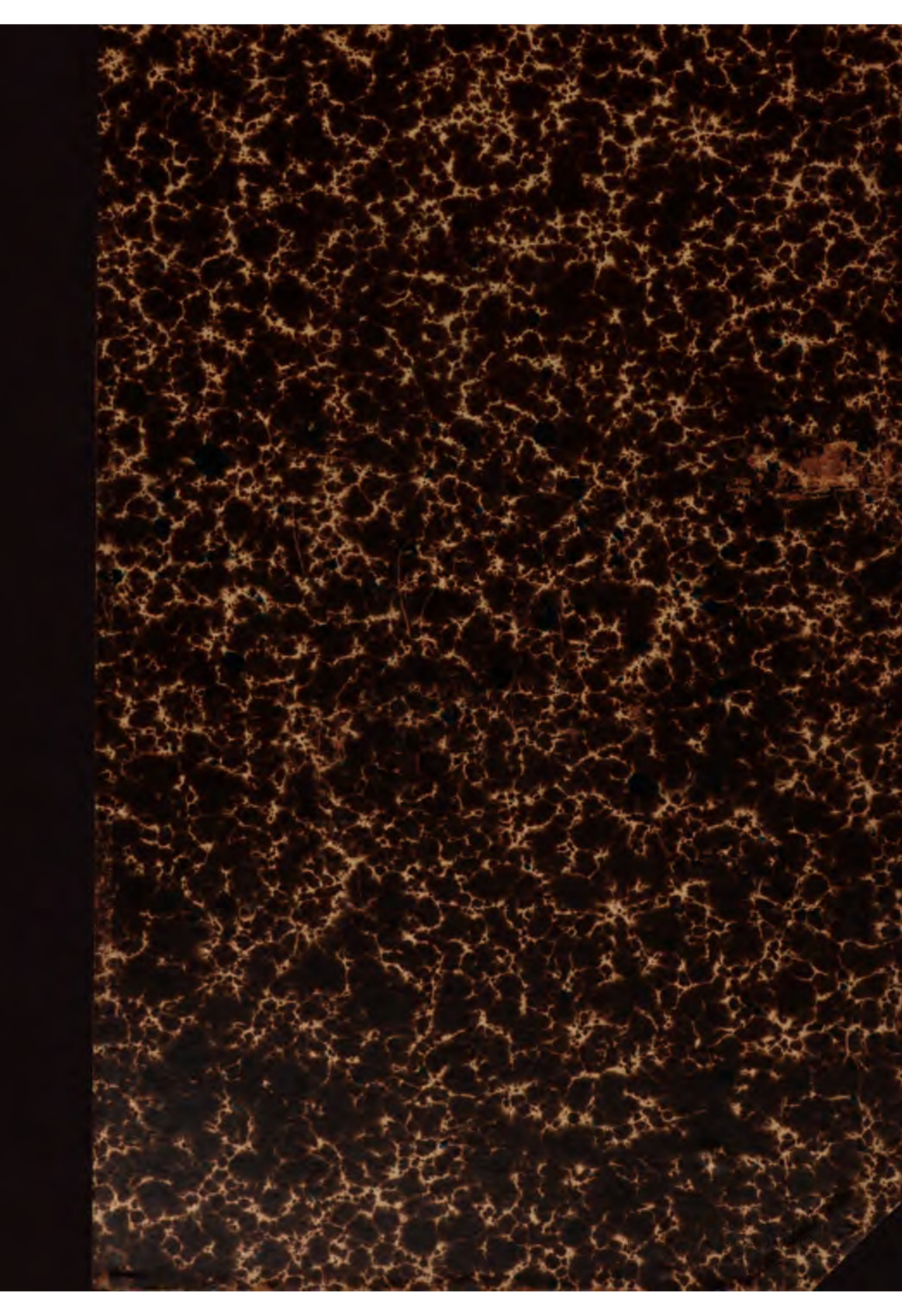
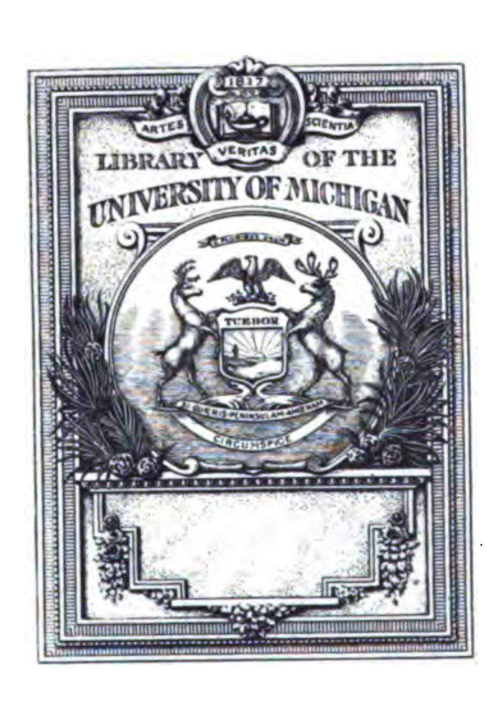
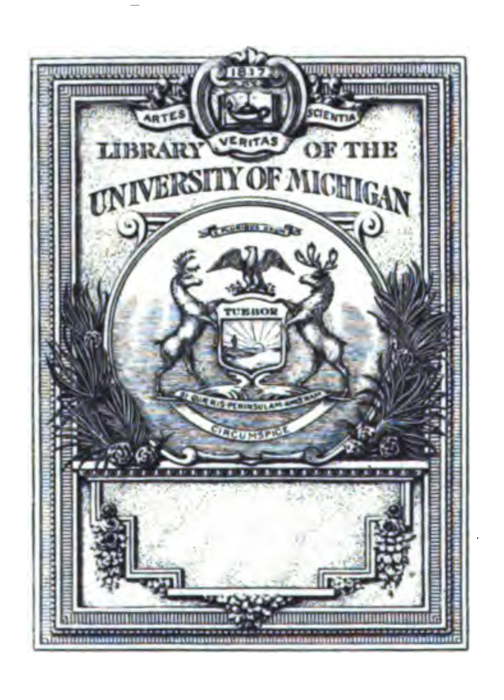



ROBERT SIEGER


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


ROBERT SIEGER


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy.



Band X.

Jänner — März 1907.

1907.

Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.

Redaktion, Wien, I., Bräunerstraße 4/6.

Druck von Rudolf M. Rohrer, Brünn.

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Artikel.

Belletristik.

Chronik.

Besprechungen.

Feuilleton.

Rundschau.



Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Von Universitätsprofessor Dr. Karl Brockhausen.

Unter den Gebildeten in Österreich, die sich mit Politik befassen, erregt von Zeit zu Zeit eine Schrift Aufsehen, welche sich zur Aufgabe stellt, die ganze innere Misere unseres Vaterlandes in helle Beleuchtung zu setzen; der Klageton eines Jeremias wird angestimmt — zugleich mit dem Hoffnungsjubel über die kommende Morgenröte einer besseren Zukunft; freilich wird diese nur unter der Voraussetzung in Aussicht gestellt, daß die hier niedergelegten Ideen voll verwirklicht werden. Die Rolle eines Rufers in der Wüste scheint dem Verfasser dieser Schriften von der Natur gleichsam vorgeschrieben zu sein; er selbst ist ein Beamter des Abgeordnetenhauses, und zwar nach der hierarchischen Ordnung ein kleiner Beamter, Bibliotheksadjunkt, schreibt sich Springer, heißt aber etwas zahmer: Renner. Daß er als Parlamentsbeamter seine blutigsten Satiren gerade über das Abgeordnetenhaus losläßt, ohne deshalb geniert zu werden, ist ein schöner Zug österreichischer Gemütlichkeit. Man verfolgt den Mann nicht um seines Freimutes willen, aber man verfolgt auch nicht seine Gedankengänge; die große Öffentlichkeit im Inlande schweigt ihn tot. Und doch versteht er wie wenige „tatsächliche Verhältnisse scharf aus der papierenen Hülle herauszuschälen, die der Masse den Kern verbirgt", und er besitzt eine Gabe, deren sich offizielle Politiker nur selten rühmen können: seine Prophezeiungen treffen manchmal zu. Mehr als einmal hat er sich als echter Prophet legitimiert, in seinen Schriften über Staat und Nation (1899), Staat und Parlament (1901), Mehrheit oder Volksvertretung (1904), der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat (1902), hat er den mährischen Ausgleich, die Wahlrechtsreform und manche Ereignisse in Ungarn ziemlich deutlich vorhergesehen.

I.

Um das vorliegende Werk* ganz zu verstehen, muß man den Zustand anfangs 1906 vor Augen haben. In Österreich ist die große Wahlreform unterwegs; das vielgeschmähte kraftlose österreichische Parlament schwingt sich unter allgemeinem Staunen zu jener großen Tat auf; das starke ungarische Parlament bricht jählings zusammen, ein Honvedoberst jagt es auseinander und es vermag keinen Widerstand zu leisten gegen das über das Land verhängte absolute Regime. Springer berauscht sich förmlich an diesem Resultate, ist es doch die Generalprobe für das, was er bisher gepredigt und oft vorausgesagt: daß der ganze ungarische Parlamentarismus nur Dekoration und Fiktion, daß das Verzweifeln am österreichischen Staatsgedanken nur die notwendige Folge einer den tatsächlichen

* Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichischen Monarchie. Politische Studie von Rudolf Springer, Wien, Deuticke, 1906.

Verhältnissen nicht entsprechenden Verfassung sei, daß mit der Rückkehr zu den realen Grundlagen unseres Staatswesens dieses selbst kraft innerer Notwendigkeit zu neuer glanzvoller Einheit erblühen könne. Aber diese weitgehende Einschätzung eines kurzlebigen Tagesereignisses, diese Berauschung an einem Augenblicksergebnis führt auch die üblen Folgen eines Rausches nach sich, es folgt die Ernüchterung am nächsten Tage. Denn noch bevor die letzten Druckbogen des Buches die Presse verlassen hatten, trat der Friedensschluß zwischen Krone und Koalition ein und was Springer nunmehr anmerkungsweise sowie durch leicht erkennbare Textkorrekturen einsetzt, um die späteren Ereignisse mit seinem System in Einklang zu bringen, wirkt nicht mehr sehr überzeugend. Es hat eben der Tagespolitiker den nüchternen Historiker mitgerissen und darin liegt die Schwäche eines sonst guten Buches, wie es Rückschlüsse erlaubt, daß auch sonst Übertreibungen der an sich vernünftigen Grundgedanken mitunterlaufen sind. Doch nun verfolgen wir diese Gedankengänge selbst.

Der Gedanke des Nationalstaates, welcher seit der Mitte des 19. Jahrhunderts unser Denken ausschließend beherrscht, spricht der Donaumonarchie das Todesurteil; er zerlegt Ungarn genau sowie Österreich, trotz der Fiktion, „daß alle Ungarn der magyarischen Nation, wenn auch verschiedenen Muttersprachen angehören". „Irgendeine Idee", meint Springer, „muß das heutige Ungarn, muß auch Österreich zusammengeführt haben, sonst wären sie nicht da." Trotzdem ist man geneigt, keinen ideellen Daseinsgrund, keine Reichsidee für das Reich gelten zu lassen; man behandelt es als ein geschichtliches Residuum, als den zusammengeheirateten Besitz einer Herrscherfamilie und übersieht dabei, daß jene beiden Länder, welche das Sprüchlein tu felix Austria nube trifft: Niederlande und Spanien, längst verloren gingen, während Böhmen in schweren Kriegen behauptet und Ungarn in langen Feldzügen den Türken entrissen und nach wiederholten Aufständen unterworfen wurde. Die ursprüngliche Reichsidee, — der innere Grund des halbtausendjährigen Zusammenhaltes — ist also wo anders zu suchen. Noch vor der Türkengefahr und lange vor den Habsburgern tendieren die Donau-Karpathen- und Sudetenländer zu einem Zusammenschlusse, den seit dem 14. Jahrhundert das Haus Anjou, die Luxemburger und später die Jagellonen versuchen. Also: die Habsburger haben formell Ungarn ererbt, ihr materieller Rechtstitel auf dieses Land ist der, daß sie es den Türken wegeroberten. Und wie steht es mit den partes adnexae, mit Kroatien, Slawonien, Siebenbürgen, Dalmatien? „Zogen die Ungarn" — so fragt Springer — „ins Feld, um diese Länder zu erobern?" Das Kaiserhaus, nicht die magyarische Rasse hat die territoriale Integrität Ungarns wieder hergestellt .... tatsächlich waren es die Truppen und Steuern der Erbländer und Böhmens und dieser Befreiungskampf war für alle damaligen politischen Klassen Österreichs ebenso Volkssache, wie für den Hof dynastische. „Wie eng ist seither der Gesichtskreis der Deutschösterreicher geworden, die ihre eigene Geschichte zur Hofchronik herabwürdigen lassen." Selbst die Magyaren berufen sich nicht auf die ununterbrochene tausendjährige Gebietskontinuität, wohl aber auf die Kontinuität ihrer Verfassung; aber diese war keine konstitutionelle, sondern eine ständische. Will man aber schon die Stände als politische Vertretung des Landes gelten lassen, — eine magyarisch-nationale Vertretung waren sie nie. Das Reich war vom Beginn der Vereinigung der österreichisch-böhmisch-ungarischen Länder angefangen eine Tatsache und es umschloß Ungarn als Provinz, wie die anderen Provinzen.

Die Geschichte, wie diese Provinz ein Staat wurde und wie diesem Staate noch rasch alle jene Länder — Siebenbürgen, Kroatien, Slawonien, die Militärgrenze — einverleibt werden konnten, auf die als partes adnexae die Magyaren nie eine Macht, nie irgendein klares sicheres Recht hatten, kurz die Geschichte des Ausgleiches vom Jahre 1848—1867 vermag sich Springer nur durch eine grenzenlose Verwirrung der herrschenden Staatsmänner in Österreich zu erklären, hervorgerufen durch den Wandel der Reichsidee, seit Habsburg die deutsche Kaiserkrone niedergelegt und durch das Wahnbild der Reichsidee einer katholischen Monarchie. Dabei hatten die Habsburger mindestens seit Maria Theresia und Josef die große Idee, den mittelalterlichen Ständestaat in einen modernen umzuwandeln. Aber ihre Mittel: Militarismus, Bureaukratismus, Aristokratismus und Hierarchie erschienen auch denen verdächtig, die sie beglücken wollten, und der Magyare, immer ein Politiker großen Stiles, verstand es, selbst diejenigen auf seine Seite zu ziehen, die er mit rücksichtsloser Herrenmoral zu unterjochen beabsichtigte — er verstand es, den Gewaltmaßregeln der eigentlich völkerbefreienden Herrscher gegenüber sich auf die Ideale der Konstitution, der Volks- und Religionsfreiheit zu berufen. Und so ist (wie bei der Verachtung, welche Springer den äußeren Tatsachen der Geschichte angedeihen läßt, ergänzend beigefügt werden muß) unter Mitwirkung der für Österreich unglücklichen kriegerischen Verhältnisse von 1859—1866 der Magyare Herrscher geworden in Transleithanien, der Deutsche sollte es, so lautete das Trugbild des Ausgleiches, in Zisleithanien sein.

Folgendes ist nach Springer — und hiergegen ist kaum etwas einzuwenden — der leitende Grundgedanke des Dualismus: „Von den zehn Völkern der Monarchie sind zwei souverän und reichsunmittelbar, die Deutschen und die Magyaren. Beide gliedern sich je ein halbsouveränes, reichsmittelbares Volk an: die Deutschen geben den Polen (Sprachenverordnung von 1869) relative Autonomie, die Magyaren den Kroaten (Ausgleich von 1868). Alle Großen sind so an der Reichsgestaltung mitinteressiert, die sechs anderen Nationen aber, die Tschechen, Ruthenen und Rumänen, die Slowenen, die österreichischen Südslawen, die Serben und Italiener sind zur Auffaugung bestimmt, dem geschichtlichen Untergang geweiht, und zwar nehmen an deren Auffaugung auch die halbsouveränen teil: den Polen sind die Ruthenen, den ungarischen Kroaten die Serben ihres Landes als Beute zugewiesen."

Der Plan, zwei herrschende Volksstämme, die Deutschen hier, die Magyaren dort zu berufen, gründete sich darauf, daß nur diese beiden einen ausreichenden Klassenaufbau hatten. Das Deutschösterreichertum baute sich auf Hoch- und Amtsadel, Klerus, liberale Berufe, industrielles und städtisches Bürgertum, Handwerk und Bauernschaft harmonisch auf. In Ungarn lagen die Verhältnisse zwar nicht ganz so, aber doch ähnlich. Hier gab es Magnaten, eine ländliche Gentry, die zugleich die liberalen Berufe besetzte, einen nationalen Klerus und einen Bauernstand. Wohl fehlte das städtische Handwerk, das in den Händen von Deutschen lag, Industrie und Handel wurde von Juden betrieben, — aber beide Gruppen gingen mit fliegenden Fahnen ins magyarische Lager über, in das Feldlager des Konstitutionalismus und der religiösen Toleranz — so waren auch die Magyaren zusammen mit den Überläufern eine Nation in modernem Sinne. Allen übrigen Nationen des Reiches aber fehlte ein industrielles und intellektuelles, das bureaukratische wie das kaufmännische Element und ein klassenbewußtes Proletariat. Jene Völker, die sich wenig-

stens ihren Adel und ihren Klerus erhalten hatten (Polen und Kroaten), errangen sich doch im eigenen Kronland Autonomie, allen anderen fehlte die Führung, sie wurden „Heloten des Dualismus". Diese Klassenschichtung des Jahres 1867 erklärt den Anteil der Völker am Reiche, erklärt die deutsch-magyarische Reichsgestaltung.

II.

Nun ist nach einem Menschenalter relativ glücklichen Bestandes dieser Doppelstaat einer furchtbaren Krise unterworfen, er wankt und scheint in seiner derzeitigen Gestalt dem Untergange zuzustreben. Warum das? Die Erklärung hierfür gibt Springer so: nachdem er uns gesagt, auf welcher Grundlage der Dualismus aufgebaut war, will er nun zeigen, wie die beiden Tragbalken des Baues morsch geworden sind und überdies die Grundlagen sich verschoben haben. Während dieser drei Jahrzehnte sind Gesellschaft und Staat auf beiden Seiten der Leitha andere geworden; in den kleinen Völkern hat sich die Klassenbildung vorbereitet und vollendet; bei uns ist dieser Prozeß nahezu abgeschlossen und in Ungarn ist er nur um ein bis zwei Jahrzehnte zurückgeblieben. In rapider Entwicklung hat die tschechische Nation den Ring aller bürgerlichen Klasseninteressen geschlossen. Klasse um Klasse marschiert auf der politischen Arena auf: Kleinbürger, Bauern und zuletzt das Proletariat. Die anderen Nationen folgen nach; es ist ein Musterbeispiel dafür, wie Nationalitäten sich schrittweise durchbilden und selbst befreien; die sukzessive Erweiterung des Wahlrechtes ist nur der rechtliche Ausdruck für diesen Wandel der Tatsachen und schrittweise büßen die Deutschen die ihnen im Ausgleiche zugedachte Hegemonie ein. In Zisleithanien sind es nun nicht mehr die Deutschen, die mit den Polen über einflußlose nullifizierte Nationchen zu herrschen berufen sind, sondern acht vollvertretene Nationen, keine gewillt, sich der andern zu unterwerfen — so ist der eine Tragbalken des Dualismus vermorscht.

Bisher hat das Buch eigentlich nicht zu viel Neues geboten; andere haben es bereits mit anderen Worten gesagt, daß die aufsteigende Klassenbewegung der kleinen Nationen die Führerschaft der Deutschen untergrub. Nun aber wirft Springer die Frage auf: was ist inzwischen aus Ungarn geworden? Und während hier die einen als an einer terra incognita schweigend vorübergingen, andere mit ein paar kräftigen Schimpfworten über magyarischen Übermut und asiatische Zustände eine Charakterisierung gegeben zu haben vermeinten, versucht es Springer durch Beleuchtung der dortigen Klassenkämpfe ein neues Bild zu geben.

Also was ist inzwischen aus Ungarn geworden? Zunächst ein blendender Sieg des Magyarentums. Keine europäische Weltsprache hat je so rasche Eroberungen gemacht wie das magyarische Idiom in den nächsten zehn Jahren seit dem Ausgleiche — natürlich, denn magyarisch war Trumpf; galt es doch, eine zivile, eine kirchliche und zugleich eine militärische Bureaukratie zu schaffen: „ein ganzes Heer von studierten Magyaren, je drei Korps waren nötig geworden. Die magyarische Gentry konnte dieses Heer nicht stellen; die Überläufer aus anderen Volksteilen erschienen erwünscht, für jedes Talent hatte das Magyarentum Brot und Ehre. Selbstverständlich nur dann, wenn es sich zur Staatsnation bekehrte; außerhalb dieser blieb keine Existenzmöglichkeit der intellektuellen Kreise und alles dessen, was damit zusammenhängt. Aber auf dem Fuße folgt der Wandel; die Kehrseite der glänzenden Medaille ist zunächst der Verfall der alten Gentry. Noch



1867 war der ungarische Junker der Beherrscher seiner Arbeiter; er lebte unter ihnen, gebot ihnen persönlich und beutete sie aus. Aber die Einrichtung des bürgerlichen Staates, die längst vor dem Ausgleiche begonnen, die Bach kräftig in die Hand genommen und die seit 1867 beendet wurde, wandelte diesen Junker allmählich um. Mit dem Übergange zur Geldwirtschaft mußte er Grundwirt werden, Großbauer, ein mittlerer Getreideproduzent, der vermittels wirtschaftlicher Tugenden Geld macht. Diese Rolle liegt ihm wenig; die meisten verkaufen oder verpachten, sie verlassen das flache Land, suchen ein Amt, werden Staatsdiener, Journalisten, Politiker: die Gentry als Klasse ist, so meint Springer, aufgelöst, in die normalen Klassen jeder bürgerlichen Gesellschaft, in Großbauern, industrielles Bürgertum und Intellektuelle. Der große Teil ist verarmt und bildet ein unzufriedenes Kleinbürgertum von Schankwirten und verschuldeten Haus- und Grundbesitzern.

Hier möchte ich meinem Bedauern Ausdruck geben über etwas, was dem Buche fehlt, — eine wenn auch nur annähernde Statistik, einen nur einigermaßen ziffermäßigen Beleg für diese Behauptungen. Nicht daß ein Wandel der alten Verhältnisse eingetreten ist, soll bezweifelt werden; aber darauf kommt es an, wie tief er greift, um wirksam zu werden, um als ausschlaggebender Faktor in Betracht zu kommen. Leider kann ich auch für die folgenden Behauptungen Springers das gleiche Bedenken nicht unterdrücken. Schon, sagt er, sei der Bedarf Ungarns an Intellektuellen derartig gesättigt, daß der magyarische Intellektuelle den Konvertiten nicht mehr brauchen könne, abstoße und ihn indirekt zwinge, sich seinen Konnationalen wieder anzuschließen, um dort sein Geschäft zu machen. Daß aber der nichtmagyarische Intellektuelle heute, im Gegensatze zu dreißig Jahren vorher, sein Geschäft bei seinen Nationalgenossen machen könne, sucht Springer folgendermaßen zu erklären: dem Ackerbauer, dem deutschen wie dem rumänischen, slowakischen, ruthenischen und serbischen hat der magyarische Staat überhaupt nichts anzuhaben vermocht; der nie erloschene Nationalismus der zähen Bauern verfuhr — wie überall — rein defensiv und stützte sich auf die Kirche. Sowie nun das Landvolk in die Geldwirtschaft hineingerissen wird, braucht es Advokaten, Notare, gewöhnt sich an den Arzt und zieht seinen Nationsgenossen den Magyaren vor. Nun schließt sich an das Landvolk neben dem Klerus der städtische Kleinbürger und der Intellektuelle — die aufsteigende nationale Bewegung ist geboren und Ungarn geht, wenn auch in zehn bis zwanzig Jahren später die Bahn Österreichs. Schon beginnt auch in Ungarn das Kleinbürgertum das Programm zu diktieren, nicht mehr die einst freihändlerische Gentry, welche die zollfreie Einfuhr ihrer Zerealien nach Österreich gesichert wissen wollte — eine neue Klasse schreit nach Schutz gegen die Wiener Händler und Fabrikanten, genau sowie sie innerhalb Österreichs in Galizien eine Zwischenzollinie verlangt. Politisch verlangt sie eine Verallgemeinerung des Wahlrechtes und in dem Maße, als sich genau nach dem Beispiele Österreichs das Proletariat zu rühren beginnt, drängt auch Ungarn zum allgemeinen gleichen Wahlrechte, das die Magyaren zur Minorität im eigenen Hause macht. Und die Schuld an diesem Wandel der Dinge, wer trägt sie? Die Magyaren kennen nur einen Schuldigen: das ist Wien! Von Wien aus, behaupten sie, werden unsere Schnitter, unsere Arbeiter zur nationalen Revolution aufgestachelt, sind Tisza und Fejervary bestochen, werden die Nationen gegen uns gehetzt. Wien will den Untergang unserer freien Verfassung, also „Los von Wien"; ihr Heer wollen sie in unserem Lande haben, also — „nieder mit der gemeinsamen Armee".

Daß alle diese von Springer erwähnten Faktoren mitspielen, wer wird es leugnen? Er hat eine Reihe feiner völkerpsychologischer Beobachtungen verwertet; Analogien und Symptome sind unzweifelhaft da; aber zu bezweifeln ist ihre Stärke, und die apodiktische Behauptung Springers, daß nur zehn bis zwanzig Jahre Ungarn von der heutigen Gestaltung Zisleithaniens trennen. Vermag doch auch Springer nicht zu leugnen, daß das ungarische Parlament noch heute ein ganz anderes Bild von der Stärke der einzelnen Nationen gibt, als es Zisleithanien jemals in den sechziger Jahren bot; aber dem hieraus sich ergebenden Einwurfe sucht er zu begegnen durch eine Darstellung der ungarischen Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse, die zu dem Interessantesten gehört, was das Buch bietet.

III.

Die ungarische Verfassung hat beispiellos gewirkt als Schutz- und Trutzwehr gegen die Krone und als eherner Wall gegen die Nationalitäten. Sie hat daher die Sympathie aller jener Ideologen, für welche die Krone, was immer für Ziele sie hat, stets das böse und reaktionäre, hingegen das Parlament, sei es auch noch so jämmerlich zusammengesetzt, das gute, das fortschrittliche Prinzip ist. Die Deutschen bestaunen diese Verfassung, welche angeblich vermochte, was ihnen versagt blieb — die Beherrschung der anderen Nationen. Aber bisher hat man es unterlassen, sie zu begreifen.

Dazu bedarf es eines Verständnisses der ganzen Funktion der Verwaltung, insbesondere jener der Lokalstellen; dann erst erklärt sich, warum die Gentry sozial vorgeherrscht hat und national das Magyarentum allein herrscht. Diesem Studium ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, welcher alle fünf Kategorien der Selbstverwaltungskörper: Komitate, jurisdiktionsberechtigte, d. h. mit obrigkeitlicher Gewalt versehene Städte, Städte mit geregeltem Magistrat, Groß- und Kleingemeinden behandelt. Dem Wortlaute des Gesetzes nach sind sie Vertretungskörper mit Selbstverwaltung, alle Funktionäre der Gemeinde werden nach der Sprache des ungarischen Gesetzes „gewählt". Also Konstitutionalismus bis herab zur Gemeinde. Aber während das moderne Staatsrecht Vertretungskörper und Ständewesen dadurch unterscheidet, daß das Ständemitglied kraft Geburt, Amt oder Besitz berufen wird, der Volksvertreter hingegen aus Volkswahlen hervorgeht, hat Ungarn in der Lokalverwaltung zwar dem Namen nach Volksvertreter, der Sache nach überwiegend Ständewesen: die Hälfte der sogenannten Vertreter in der Gemeinde ist viritim berufen — kraft eigenen Besitzes; es sind durch Gesetz ernannte Herren der Gemeinden, Gemeindestände, denen die Gemeinde zur Hälfte eingeantwortet ist! Und nachdem so die Hälfte der Mandate vergeben ist, mag die misera contribuens plebs wählen — nie kann sie die Mehrheit erreichen; denn noch wird ein Riegel vorgeschoben durch ein zweites ständisches Element — die zahlreichen Vorstandsmitglieder, die überwiegend (wie Springer irrtümlich meint, auf Lebenszeit) „gewählte" Beamte sind. Aber diese Wahl selbst, entspricht sie unseren Begriffen einer Wahl? Nein, es findet eine höchst merkwürdige „Kandidation" statt, zu deutsch ein Vorschlagsrecht und dieses wird vom Oberstuhlrichter oder von einem Kandidationsausschusse — auch wieder ständischen Elementen, ausgeübt; sie „kandidieren" für jede Stelle drei Personen; nur ein solchermaßen Vorgeschlagener, ein „Kandidierter", kann „gewählt" werden. So sind Volksvertretung und Wahl in Ungarn in anderem Sinne aufzufassen, als in der übrigen Welt, oder wie Springer sich etwas drastisch ausdrückt: „So mißbraucht die ungarische Verfassung

die konstitutionellen Begriffe und Formen." Ähnlich steht es zufolge der Komitatsverfassung mit dem nächst höheren Selbstverwaltungskörper. Von 120—600 Mitgliedern sind die Hälfte Höchstbesteuerte — so haben Magnat und Junker im vorhinein ihre gesicherte Majorität; wieder stehen ihnen die Virilisten des Amtes, „gewählte" Beamte zur Seite, die übrigen Wähler haben ein äußerst kompliziertes Wahlrecht, welches dazu dient, den Virilisten der Gemeinde auch den Einfluß im Komitate zu sichern. So ist das Institut der Virilisten die feste Schutzwehr des magyarischen Großbesitzes. Die Widerstandskraft der herrschenden Rasse liegt somit nicht in den verfassungsmäßigen, sondern in den halbständischen Einrichtungen, also nicht in der Vollendung, sondern in der Mangelhaftigkeit des Repräsentationssystems. Die Lokalverwaltung aber ist das Exerzierfeld, wo die Parteien sich schulen und organisieren; Volksschichten, die hier ausgeschlossen sind, vermögen sich nur schwer zu einheitlicher Aktion aufzuraffen; politische Agonie, verzweifelte Resignation ergreift die Nationalitäten, bis einmal der Dammbruch eintreten wird.

Und nun gibt sich das in Gemeinden und Munizipium organisierte Magyarentum im Parlamente seine Zentrale; rechtlich ist zwar das parlamentarische Wahlrecht ein bürgerlich-bäuerliches, doch tatsächlich wird nur die Gentry gewählt. Wie kommt das? Es gibt überhaupt kein einheitliches Parlamentswahlrecht, sondern eine lange Reihe von komplizierten Stimmrechtstiteln, so daß vor 30 Jahren 6 Prozent, heute 6·1 Prozent der Bevölkerung oder 27 Prozent der über 21 Jahre alten Männer zum Wahlrecht gelangen; das Wahlrecht ist ein beispiellos ungleichmäßiges und die Zahl der Wähler schwankt zwischen weniger als 200 bis über 7000 in einzelnen Bezirken. „Wahlergebnisse auf dieser Basis" meint Springer, „beweisen nichts als die alte Wahrheit von der Wirksamkeit der Wahlgeometrie".

Das Fundament der magyarischen Politik ist somit Fiktion: Fiktion, daß alle Ungarn magyarischer Nation sind, nur mit verschiedener Muttersprache; Fiktion einer altehrwürdigen avitischen Verfassung, die leider seit je an chronischem Verfassungsbruch gelitten hat und eigentlich der Absolutismus einer Minderheit über die Mehrheit ist, Fiktion einer Kamarilla in Wien und eines Kampfes zwischen Krone und Parlament, während in Wahrheit die im Parlamente organisierte magyarische Minorität gegen die Mehrheit der Nationen kämpft. Darum brach dieser stolze Bau, der bloß auf Fiktion und Dekoration gebaut war, so jämmerlich zusammen, als die Krone Ernst zeigte, und obwohl sie nur ein Zehntel ihrer Machtmittel aufwandte, obwohl sie es unterließ, die Nationalitäten aufzurufen, verstummte das auseinandergefegte Parlament. „In dieser Gestalt wird es nie wieder zusammentreten" sagt Springer mit Emphase.

Ich erspare mir die billig zu habende Kritik dieser Prophetie, daß es eben doch wieder gekommen ist, einheitlicher und zielbewußter als früher und begnüge mich darauf hinzuweisen, daß Springers Ausführungen uns auch nicht die Erklärung dafür bieten, warum im vorausgegangenen Parlamente 51 Prozent nichtmagyarischer Nationalitäten ganze neun Mann in das Abgeordnetenhaus entsendeten. Alle Wahlgeometrie vermag doch keine solche Ubikunquität einer knappen magyarischen Hälfte bei fast allen Wahlen herbeizuführen. Dieses Rätsel ist auch durch Springer nur zum Teile gelöst; gewiß wirkt seine Darstellung des materiellen ungarischen Wahlrechtes aufklärend für alle, denen diese sonderbaren Einrichtungen bisher fremd waren — aber man kann es förmlich mit

Händen greifen, daß hier nur die halbe Wahrheit ans Tageslicht gebracht wurde und daß die andere Hälfte der Wahrheit — vielleicht mit Absicht — im dunkeln belassen wurde. Ich werde hierauf am Schlusse meiner Ausführungen zurückkommen.

IV.

Auf solcher Basis wurde seinerzeit der Dualismus aufgebaut; wenn heute der Ausgleich zu erneuern ist, so stehen sich zwei völlig veränderte Kompaziszenten gegenüber: hier eine nahezu paritätische Konföderation von acht Nationen, dort die Herrschaft einer Nation über sechs andere. Aber auch abgesehen davon, daß die Grundlagen des Gebäudes sich seit 1867 verschoben haben, ein eigentlich dauerhaftes Gebäude war der Dualismus, so meint Springer, überhaupt nicht. Er schien nur einige Zeit hierdurch tragfähig, weil die beiden wichtigsten Faktoren des Einheitsstaates, das gemeinsame Handelsgebiet und die gemeinsame Armee, gesichert waren. Aber eigentlich war von Anfang an die dualistische Rechtsform eine Täuschung; sie war keine Einigungs-, sondern eine Trennungsformel; denn diese gemeinsamen Organe waren, worauf es angekommen wäre, keine willengebenden, sondern durchführende Organe zweier Herren. Die Doppelrolle des Monarchen war nur durchführbar in einem absoluten oder doch halb absoluten Staate; solange der Absolutismus offen oder versteckt in Österreich fortdauerte, schien der Dualismus sich zu halten; sowie Österreich zu einem wahren Parlament kommt, verfällt Ungarn in den ex lex-Zustand. Das zeigt sich am deutlichsten in der Frage der Kommandosprache. In Wahrheit ist sie einmal ein Konflikt von Zis- und Transleithanien und überdies für die Ungarn ein Konflikt zwischen Magyaren und den Nationalitäten; daher ist die deutsche Kommandosprache in Zisleithanien sogar ein vitales Interesse für Ungarn; ein vielsprachiges Kommando hier würde drüben das schlimmste Präzedenz sein. Darum drückte sich Deák um diese Schwierigkeit herum und sagte: „Der König soll darüber verfügen", und so wird der materielle Konflikt mit den eigenen Nationalitäten und mit Zisleithanien scheinbar ein Kampf des ungarischen Parlamentes gegen absolutistische Neigungen der Krone. Die Krone wird künstlich in ein schiefes Licht gerückt und dem Magyaren, der die Nationalitäten unterdrückt, fällt die Heldenpose des Konstitutionalismus zu. In gleicher Lage wie die Krone befindet sich jedes gemeinsame Organ; der Minister des Äußern ist Agent zweier Handelsfirmen mit verschiedenen Interessen. Kein Handlungsreisender würde sich von zwei Handelshäusern unter solchen Bedingungen anstellen lassen. Organgemeinschaft ohne Willenseinheit der durch das gemeinsame Organ Vertretenen ist eben unhaltbar. Dieser Dualismus, der von Anfang an eine Trennungs- und nicht eine Einigungsformel war, der die Krone hin- und herzerrt zwischen streitenden Parteien, der ein ewiges Prozeßführen ohne Richter bedeutet, der gemeinsame Institutionen geschaffen hat, die nichts, ja schlimmer als nichts sind — nämlich Zankäpfel, dieser Dualismus, der von Anfang an auf schwanker Grundlage erbaut war und dessen Grundlage nunmehr verschoben ist — er ist, so meint Springer, ausgelebt, tot.

Ist aber darum die Monarchie, das Gesamtreich gefährdet? Seine Antwort lautet: Nein. Denn der Dualismus ist nicht das Wesen der Monarchie, er ist bloß eine Rechtsform, und zwar eine verfehlte; die Form kann vergehen, aber die Monarchie selbst ist fester verankert. Es gibt säkulare Tatsachen, die eine momentane unglückliche Rechtsform überdauern, und diese mindestens ein halbes Jahrtausend bewährten Grundtatsachen



haben sich nicht geändert; sie liegen in der geographischen Gestaltung und in der Bevölkerung. Kein Staat Europas hat so eindeutige Grenzen wie Österreich — wenn man von Galizien und einigen Grenzdistrikten absieht: Karpathen und Sudetenland umfassen Ungarn und Böhmen in einem geschlossenen Halbkreise; die Ostalpen weisen von West nach Ost bis zur Adria; das Wiener Becken ist der gemeinsame Tiefpunkt — oder wie ich es den Ungarn zuliebe vielleicht genauer ausdrücken möchte: es ist eine Ellipse, deren beide Brennpunkte Wien und Pest sind. Der Bergesrand und die Talfurchen, welche den Flüssen ihren Lauf weisen, sind die eine Grundtatsache für die Einheit der Monarchie. Die zweite Grundtatsache bildet, dem Nationalstaate und dem Jammer der Tagespolitiker, welche von der Idee des Nationalstaates hypnotisiert sind, zum Trotz, die ethnische Mannigfaltigkeit der Nationen; gerade weil es nicht bloß zwei, sondern so viele sind und weil diese vielen so durcheinander gewürfelt sind, daß es keine Möglichkeit gibt, sie geographisch zu sondern, gibt es auch keinen Schlüssel, sie restlos aufzuteilen unter die Nachbarstaaten und gerade deshalb, weil sie fast alle in Nachbarstaaten Konnationale besitzen, gibt es keine Möglichkeit, daß eine Nation eine andere auffaugen könne. Darum gibt es für keine Nation ein Entrinnen aus der Monarchie.

Diese beiden Grundtatsachen verurteilen gewiß nicht die Monarchie zum Untergange; sie geben nur ein vernichtendes Urteil über das System des Dualismus, das zwei Nationen, den Deutschen und den Magyaren, die absolute Vorherrschaft sichern wollte, um alle übrigen zu entnationalisieren. In Zisleithanien glaubt kein geistig Gesunder mehr an Entnationalisierung; die Magyaren glauben noch daran. Sie wollen Territorien erobern (größer als Württemberg), in denen die Rumänen geschlossen sitzen, sie wollen zwei Millionen Deutsche (mehr als Elsaß-Lothringen) einschlucken, dazu fast ebensoviel Slowaken, dazu Serben und Ruthenen, die alle sich an Brüder im Auslande anlehnen. Selbst nach der magyarischen Statistik haben alle die Nationen von 1880—1900 absolut zugenommen:

die Deutschen	um	100.000
„ Slowaken	„	150.000
„ Rumänen	„	380.000

nur die Serbokroaten sind zurückgegangen um nicht ganz 1000 Seelen pro Jahr. 58 Millionen Deutsche können 3 Millionen Polen nicht absorbieren, 8 Millionen Magyaren wollen 12 Millionen Nichtmagyaren absorbieren! Um ein Provinzialidiom zu gewinnen, sollen die Deutschen eine Weltsprache aufgeben, zwei Menschenalter kultureller Verelendung durchmachen, Analpheten werden! Und dabei ziehen die Magyaren im Bauernstande ökonomisch den Kürzeren; in jenen 20 Jahren haben sie 456 Ortschaften verloren und nur 261 gewonnen; in den Städten haben sie freilich einen ökonomischen Überbau, aber dieser ist scheinmagyarisch und national folgt, wie wir dies in Österreich täglich sehen, die Stadt dem umliegenden Lande. Die Deutschen haben mit solchen Scheineroberungen ihre Kraft verschwendet, die Tschechen ringen daran, die Magyaren kommen jetzt an die Reihe.

V.

An die Kritik des Bestehenden schließlich nun der Ausblick auf die Zukunft. Das Problem, wie sich Springer die künftige Gestaltung des Staates denkt, will ich hier nur andeutungsweise erörtern, zumal er seine diesbezüglichen Ideen bereits in den früher

zitierten Schriften niedergelegt hat. Die älteren Programme einer Völkerföderation der staatlich bedeutsamsten Nationen, wobei die unbedeutenderen als Hintersassen gedacht sind (ein Trialismus der Deutschen, Tschechen und Magyaren oder eine Pentarchie mit Hinzuziehung der Polen und Kroaten) sind hinfällig geworden durch das Heranwachsen der kleineren Nationalitäten. Diese Idee der historisch-politischen Individualitäten gehört dem Regime des Feudaladels an und ist mit ihm gefallen.

Das gleichfalls oft erörterte Programm einer territorialen Regelung hingegen legt nationale Verluste auf, die keine nationale Minderheit sich gefallen läßt — diese territoriale Abgrenzung ist die Idee des Bauernstandes, die mit dem heutigen bürgerlich-proletarischen Staate abgetan sei. Also bleibt nur das Personalitätsprinzip, das nach Springers oft erörterten Vorschlägen, ähnlich wie dies in Mähren zu Wahlzwecken realisiert ist, alle Angehörigen einer Nation auf Grund von Nationalmatriken organisiert und jedem die Zugehörigkeit zu seiner Nation sichert. Dann ist der Staat international und übernational, wie er heute über den Konfessionen steht.

Ob nun gerade diese spezifisch Springersche Idee die einzigmögliche Lösung der Nationalitätenfrage ist, darauf kommt es weniger an. Viel wichtiger ist es, daß er, und ich glaube mit Erfolg, zum allgemeinen Bewußtsein bringt, daß die Siedlungsverhältnisse der Nationen und damit die über dem Wandel der jeweiligen Rechtsformen stehende Reichsidee nicht nur seit 500 Jahren gegeben w a r, sondern auch heute noch unverändert gegeben i st. Zweifelhaft erscheint es mir, ob es zur Bekräftigung dieses Gedankens noch notwendig war, daß Springer in seinen Schlußkapiteln besonderes Gewicht auf den Nachweis legen mußte, daß die Monarchie ein autarkes Produktionsgebiet sei, das in seiner Einheit ein sich selbst genügendes Ganze darstellt, von dem kein Teil wirtschaftlich den anderen entbehren oder loslassen kann. Denn es gibt auch nicht-autarke Staaten; richtig ist, sein Bild: „Zisleithanien legt sich wie eine Klammer um Ungarn, weder ist ein Staat in einer solchen Umklammerung möglich, noch ist eine Klammer jemals ein Staat."

Wirtschaftlich hat die Monarchie nur einen Sinn als Ganzes und verliert durch die Trennung ihren Zweck für alle außer für die magyarische Bourgeoisie. Dazu kommt noch, daß heute die sozialen Klassen in Zis und Trans dieselben sind. Im Großgrundbesitz finden wir hier und dort dieselben Namen; in der Hochfinanz und der Industrie dieselben Leute, höchstens mit verschiedenen Namen; der Kern der Bevölkerung ist hier wie dort der Bauer; selbst der magyarische Bauer will höchstens die magyarische Kommandosprache, nicht den Zollkrieg; und die Proletarier endlich sind in Pest vielsprachiger noch als in Wien. Wien und Pest sind weniger verschieden als Bukowina und Tirol; darum liegt Einheit im Interesse aller — ausgenommen der rivalisierenden Advokaten des Streites. Nirgends liegt in den realen Klassen die Tendenz zur wirtschaftlichen Kleinstaaterei und zu Duodezarmeen. Wir sind unter unermeßlichen Opfern und Mühen eins geworden; die Einbuße im Falle der Auflösung wäre gleichfalls unermeßlich. Noch lebt die Kaiseridee dieser Monarchie; die Krone möge kein Stück der Reichseinheit aufgeben, sondern ausharren; bald wird sie von allen gerufen werden.

Wenn ich hiermit dieses bedeutungsvolle Werk einer allgemeineren Beachtung, als sie Springer bisher im Inlande erfahren hat, empfehle, so möchte ich es nicht unterlassen, die bisher geübte Kritik zusammenfassend, auf drei Momente hinzuweisen. Erstens ist es doch fraglich, ob Ungarn im Innern genau so aussieht, wie Springer es schildert; der



bisher stets aufsteigende Erfolg des Magyarentums ist durch Springer weit mehr aufgeklärt, als sein Verfall bewiesen; die für seine Behauptungen wohl zu spärlich beigefügten ziffermäßigen Daten zeigen selbst für die letzte Zeit keine Abnahme, eher eine Zunahme des Magyarentums und lassen ebensowohl einen Rückschluß auf Konsolidation und Behauptung der einmal gemachten Eroberungen als auf deren Rückgang zu. Zweitens sind die äußeren Verhältnisse so wenig berücksichtigt, als ob Österreich auf einem Isolierschemel stünde, und doch wissen wir, daß jede naturgemäße und ruhige Entwicklung der Monarchie periodisch durch äußere Verhältnisse aufs tiefste erschüttert wurde; warum soll Gleiches für die Zukunft außer Betracht bleiben dürfen? Damit wird drittens hinfällig, was Springer als der Weisheit letzten Schluß der Krone rät: Abwarten, bis die magyarische Fiktion und Dekoration, von innen ausgehöhlt, in sich selbst zusammenfällt. Noch immer haben die Magyaren das individuelle Glück gehabt, daß, wenn es ihnen schief ging, die Hilfe von auswärts kam.

Dieser Rat, abzuwarten und doch nichts preiszugeben, ist überdies undurchführbar, wenn der heutige Zustand die Krone zwingt, Stück um Stück der Reichseinheit zu opfern, um über die Schwierigkeiten des Tages hinwegzukommen; er wäre endlich unmoralisch, wenn die Dinge so weit gereift sind, daß die Krone durch ihre Passivität ihren edelsten Beruf verleugnen müßte, nämlich den, einen Rechtszustand zu bekämpfen, der den Tatsachen nicht entspricht. Da nun Springer durchaus kein sentimentaler Zauderer, vielmehr ein Überspringer zu sein scheint, so ist sein Ratschlag in meinen Augen ein sehr bedenkliches Symptom. Dieser Ratschlag ist sehr klug und sehr weise in einem Falle: nämlich dann, wenn die Verhältnisse in Ungarn lange nicht so aussehen, wie er sie uns geschildert hat.

Möglicherweise täusche ich mich in diesem Punkte; vielleicht gibt es noch eine andere Lösung für das sonst unfaßbare Rätsel der magyarischen Hegemonie einer Minderheit über die Mehrheit, welches nicht durch eine noch soweit gehende Wahlgeometrie und nicht durch eine noch soweit gehende gesetzliche Einschränkung des materiellen Wahlrechtes erklärt werden kann, wie Springer es versucht, sondern dadurch, daß das ausschlaggebende Moment in der Handhabung der Gesetze liegt. Dann aber bedarf das Springersche Werk einer Ergänzung durch eine objektive, wahrheitsgetreue Schilderung des ungarischen Wahlverfahrens oder genauer gesagt der ungarischen Wahlvorgänge. Für die Zukunft der Monarchie aber hätte dies die Bedeutung, daß jede noch soweit gehende Änderung der gesetzlichen Bestimmungen in Ungarn an Wirksamkeit zurücktritt vor der Frage der gesicherten Ausübung des gesetzlich gewährleisteten Rechtes.

Daß das Magyarentum bestrebt ist, die alte habsburgische Monarchie zu zerreißen, daran ist kein Zweifel; es wird von der dort am Ruder befindlichen Partei selbst zugestanden. Wenn es Springer demgegenüber gelungen ist, nachzuweisen, daß in Wahrheit nur ein Fünfteil der unter diesem Zepter vereinigten Völker ein Interesse an der Zerreißung hat, daß die geographischen und die ethnischen Grundtatsachen für den Zusammenhalt sprechen und daß gerade die modernste aller Volksbewegungen, die aufsteigende Klassenbewegung der Nationen, die faktischen Grundlagen der Monarchie nicht untergräbt, sondern verstärkt — dann kann das Verdienst seines Buches nicht hoch genug veranschlagt werden.

Julian Klaczko.*

Von Professor Stanislaw Graf Tarnowski.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nimmt in der polnischen Literatur kein zweiter Schriftsteller eine so exzeptionelle Stellung ein wie Julian Klaczko. In dieser Epoche gibt es aber auch in der Weltliteratur keinen, der in bezug auf Scharfblick in der Politik wie in der Literatur und Kunst mit Klaczko verglichen werden könnte. Diesem außerordentlichen Geiste war es gegeben, mit der nämlichen Leichtigkeit in die Gedanken und Absichten der in der Weltgeschichte wirkenden Männer wie in die Elemente des Schaffens großer Meister, in die Natur ihres Talents und ihres Charakters von Grund aus einzudringen, ihre Werke zu werten und zu erläutern sowie ihre Zeit und Kultur zu deuten.

Sein ausgebreitetes und gründliches Wissen und seine schriftstellerische Begabung standen auf gleicher Höhe. In der polnischen Prosa des 19. Jahrhunderts gibt es nur einige, die ihm gleichgestellt werden können, keinen einzigen aber, der ihn überragt. Diese Eigenschaften allein würden wohl genügen, die außerordentliche Erscheinung Klaczkos zu erklären. Zu ihnen gesellte sich aber noch eine seinen Werken, seinen Gedanken und seinem Streben ihr Gepräge verleihende edle Gesinnung. Stets im Dienste der guten Sache, wies Klaczko mit unerschütterlicher Treue, mit Aufopferung, innigster Liebe und wachsamster Klugheit seinem Vaterlande stets den Weg, den es beschreiten sollte, auf dem sein Wohl, seine Ehre, seine Zukunft lag — immer aber vergeblich, wirkungslos. In der Vergeblichkeit seines Ringens nach dem Ideale, an dessen Erfüllung er in seiner Jugend geglaubt, in dem Zusammenbruche der polnischen Welt liegt die Tragik von Klaczkos Leben; sein Verdienst darin, daß er gut gesehen, weise geraten, aus ganzem Herzen geliebt und in seinen Werken den Beweis dafür erbracht hat, daß auch der polnische Gedanke klug und die polnische Fähigkeit allen anderen gleich ist. Dadurch brachte er Polen Ehre, Stolz und Ruhm: daß er ihm nicht auch die Rettung gebracht hat, war nicht seine, sondern die Schuld seines Vaterlandes. Er war einer der weisesten und edelsten Söhne, die es je hervorgebracht und besessen hat.

* * *

Klaczko war ein großer Stilist in drei Sprachen. Deutsch schrieb und sprach er am wenigsten, aber nicht nur sein Jugendwerk „Die deutschen Hegemonen", sondern zahllose Artikel des jungen Mitarbeiters Gervinus' in der „Deutschen Zeitung" zeugen von seinem ausgezeichneten deutschen Stil. Und Klaczkos Rede über den Deutsch-französischen Krieg in der österreichischen Delegation vom Jahre 1871 hat einen derartigen Eindruck hervorgerufen, daß der Redner, um seinem Chef, dem Grafen Beust, Vorwürfe und Reklamationen zu ersparen, aus dem Staatsdienste schied. Klaczkos Schriften in französischer Sprache erregten, abgesehen von ihrem Inhalt, schon durch ihren Stil allein die staunende Bewunderung der Franzosen, namentlich aber der französischen Schriftsteller. Sie meinten, der individuelle eigenartige Stil sei unter ihnen eine Seltenheit geworden,

* Diese Ausführungen bilden den Teil eines demnächst in polnischer Sprache erscheinenden literar-historischen Werkes des Autors und wurden mit dessen Genehmigung für die „Österreichische Rundschau" aus dem Manuskripte übersetzt von Bernard Scharlitt.



und zwar dadurch, daß die großartige Entwicklung der Sprache jedem fertige, stereotype Formen und Wendungen liefere. Klaczko — sagten sie — schreibe nicht nur wie ein Franzose, sondern wie wenige in Frankreich, weil er seinen eigenen, aparten Stil besitze. Klaczkos polnischer Stil ist von solcher Art, daß ihm nur sehr wenige in allen Literaturepochen an die Seite gestellt werden können. Sein ungemein empfindlicher und wählerisch ästhetischer Sinn brachte es mit sich, daß Klaczko keinen Satz vertragen konnte, der nicht vortrefflich aufgebaut, keine Wendung, kein Wort, das abgegriffen oder übertrieben, nachlässig oder erzwungen war. Er besaß die Gabe des schönen Schreibens, zeichnete sich aber durch eine große, ins Detail gehende Sorgfältigkeit und Arbeitswilligkeit aus. Niemals läßt er sich gehen, verzeiht sich nichts, scheut nicht nur nicht davor zurück, alles was er geschrieben, auszubessern, sondern feilt so lange, bis kein Makel, kein Stäubchen übrigbleibt. Er war ein in die Schönheit der Form verliebter Künstler. Daraus erklärt sich vielleicht, daß er bedächtig, mühevoll schrieb, wählte, strich und veränderte. Es dauerte lang, ehe er, das Niedergeschriebene überblickend, „sah, daß es gut war". Er ist aber darum auch ein ausgezeichneter, klassischer Schriftsteller, einer von jenen, die in dem Leser den angenehmen Eindruck hervorrufen, daß er den Aufbau der schönen Sätze, die Wahl und Anbringung der Ausdrücke und Wendungen gleichsam im Werdeprozesse bewundernd verfolgen kann. Die Schriftsteller des Altertums schenken uns dieses Vergnügen öfter, als die Prosaiker der christlichen Welt, welcher Sprache immer. Klaczko bietet es den Polen etwa so, wie Bossuet oder Pascal den Franzosen, fast in der Art, wie Plato, Cicero und Tacitus allen. Im 19. Jahrhundert schrieb in Polen außer Kajsiewicz und Sienkiewicz niemand so schön. Klaczkos Stil ist ungemein effektvoll. Nicht etwa mit Ornamenten und Figuren überladen, nicht „steif von Stickereien", um ein Wort Macaulays anzuwenden. Er ist natürlich. Aber dieser Natur entströmen ungeahnte Wendungen, Gleichnisse und Antithesen, glückliche Wortspiele und Phrasen, in denen der Witz funkelt oder eine kernige, lapidare Kraft imponiert. Sie entströmen seiner Natur, aber es ist auch Kunst in ihnen. Klaczko beherrscht die Sprache, wie ein Virtuos sein Instrument, holt aus ihr alle möglichen Klänge, greift aber nie einen falschen Ton. Aus Cicero, Livius, Tacitus wird man bis ans Ende der Welt jene kernigen, inhaltsreichen, kurzen Sätze zitieren, die einen bestimmten Zustand des menschlichen Intellekts oder der menschlichen Gesellschaft, einen bestimmten Grad der Leiden, des Verbrechens oder der Niedertracht, eine bestimmte moralische, psychologische oder politische Wahrheit bezeichnen, welche von der Geschichte der Jahrhunderte an immer neuen Beispielen erhärtet wird. Diese Römer drückten sie in Sätzen aus, von welchen man treffend behauptet hat, daß sie wie aus Granit gemeißelt erscheinen. Ähnliche oder ähnlich ausgedrückte Sätze findet man vielleicht bei keinem polnischen Schriftsteller in solchem Maße, wie bei Klaczko. Es drängt sich nun natürlich die Frage auf, an welche zeitgenössische Art des Schreibens oder an welchen zeitgenössischen Schriftsteller Klaczkos Art und Weise anknüpft. An welchen französischen, englischen oder deutschen Kritiker Klaczko gemahnt oder welchem von ihnen er nahe steht? Von den Deutschen übernahm er die Gründlichkeit des Wissens, ihre Schreibart hingegen hat er sich nicht angeeignet. Seine Art ist jene, die sich in unseren Tagen in den europäischen Zeitschriften ausgebildet hat, das ist die Schule, mit der Klaczko in Verbindung steht. Aber das ist auch alles. Eine Ähnlichkeit mit irgendwelchem Franzosen oder Engländer ist nicht zu erkennen oder nachzuweisen. Nicht nur in bezug auf seine Überzeugungen ist er anders

geartet, sondern im Gefühle tiefer, im Charakter seriöser, im Streben höher als St. Beuve, nicht zu reden von dem seinerzeit berühmten, im Grunde jedoch flachen Jules Janin. Oft hat er Emile Montégue aufrichtig bewundert und unter den Publizisten: Forcad, Prèvost-Paradol, St. Marc Girardin. Von einer Ähnlichkeit mit diesen ist jedoch bei Klaczko keine Rede. Am meisten erinnert er vielleicht an den, den er gerade am wenigsten gelesen und erwähnt hat, an Macaulay in dessen literarischen und kritischen Skizzen. Aber diese zufällige Ähnlichkeit rührt nur von dem gleich lebhaften, in der Entrüstung und im Aufbrausen gleich feurigen Temperament her, von der Neigung zu Ironie und Sarkasmus, von der gleichartigen Auffassung literarischer und ästhetischer Fragen. Ein unmittelbarer bewußter Einfluß besteht jedoch nicht.

* * *

In allem, was Klaczko schrieb, fällt zunächst eine ganz exzeptionelle Intelligenz auf. Nicht so sehr die ihr eigentümliche und angeborene Höhe und Kraft, als vielmehr Klaczkos Vorliebe für alles Geistige, für alles, was mit Poesie, Kunst und Wissenschaft zusammenhängt; in einem andern Zeitalter geboren, einem andern Volke entsprossen, wäre Klaczko vielleicht diesem Drange gefolgt und hätte sein ganzes Leben der Bewunderung großer Geister und der Vertiefung in ihre Werke gewidmet, würde über Dante und Michel Angelo, über Shakespeare und Homer geschrieben haben. Leidenschaftliche Liebe zum Schönen, die schon den Knaben sich solcherart in Homer vertiefen hieß, daß dieser ihm fast zur Gänze im Gedächtnisse haften blieb, das Bedürfnis und die Fähigkeit der Ergründung und Ausschöpfung großer Geister, die den Jüngling, unter schwierigsten materiellen Verhältnissen, einen Dante in jedem freien Augenblicke zu durchforschen zwangen, sie hätten sicherlich die Oberhand gewonnen, den Beruf gefestigt und Klaczko einen Ehrenplatz unter den größten Kritikern und Ästhetikern der Welt gesichert. Klaczko war aber Pole und lebte im 19. Jahrhundert, war jung in jenen Jahren, wo alle Edelgesinnten in Europa sich dem Glauben und der Hoffnung hingaben, das Zeitalter des Fortschrittes und der Zivilisation werde alle Probleme, die es vorfand, im Geiste echter Zivilisation und aufrichtigen Fortschrittes lösen, wo alle Edelgesinnten in Polen den langersehnten Augenblick der Wiedergeburt gekommen wähnten. Gemeinsam mit seiner Generation lebte er in der Tradition des letzten Krieges und in der Erwartung des kommenden, sog er in sich alle Leiden der Wirklichkeit und alle erhabenen Gefühle und Verheißungen der Poesie. Er empfand aber tiefer und heißer als seine Zeitgenossen und jeder Schmerz, jedes Verlangen nahm in seiner Selee den Charakter des Gewaltigen und Leidenschaftlichen an. Das Schöne, die Poesie und die Kunst waren seine Wonne und seine Begeisterung, seine Liebe aber, sein Gewissen und seine Pflicht war P o l e n. Ihm zu dienen, ihm wenn auch nur zum Teile aus dem Abgrund heraus zu einer großen erhabenen Zukunft sich emporringen zu helfen, war seine Religion, sein Gottesdienst. Denn die Sache Polens war für ihn nicht nur die einer Nation, sondern jene des Guten gegen das Böse, des Rechtes gegen die Gewalt, der Gerechtigkeit gegen die Niedertracht. Daher verblieb denn auch der Verherrlicher und Anbeter des Schönen nicht in den olympischen Regionen der Poesie und Kunst, sondern stieg in das dornige und schlammige Feld der Politik hinab und er, der hauptsächlich zu einem großen Kenner und Forscher des Schönen

prädestiniert schien, wurde einer der großen politischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, und zwar nicht nur Polens, sondern Europas. Wo nun aber und bei wem hatte er eine solch exzeptionelle Vereinigung zweier so heterogener Fähigkeiten gesucht und gefunden? Welcher deutsche, französische, englische oder italienische Schriftsteller weist ein zweites ähnliches Beispiel auf: mit der gleichen Tiefe und Intuition in den Gedankengang eines Dante und Bismarck einzudringen, die einsamen und dornigen Wege eines Geistes wie Michel Angelo und die verschlungenen Pfade der Politik zu ergründen und zu beleuchten, erhabene Gestalten der Vergangenheit, wie Julius den Zweiten, von Grund aus zu erfassen und zeitgenössische, wie die beiden Kanzler, lebendig abzukonterfein? Klaczko ist einzigartig, phänomenal durch die Ausgedehntheit und Vielseitigkeit seiner Fähigkeiten und dadurch vielleicht am frappierendsten, daß er auf keinem dieser Gebiete schwächer ist, auf beiden aber immer sich gleich und vielen anderen überlegen. Zu außerordentlichen Geistesgaben gesellte sich bei ihm ein schriftstellerisches Talent von seltener Vollendung. Im Deuten und Beweisen knapp und überzeugend, ist er im Gefühle und Temperament von einer solchen Lebhaftigkeit und Kraft, daß er, vom Herzen zum Herzen sprechend, großen Rednern gleich zündet und hinreißt. In seinen Schriften sind Stellen nicht selten, die, unmittelbar nach Cicero oder Demosthenes, Bossuet oder Skarga* gelesen, nicht verblassen würden. Wenn er ermahnt oder bittet, fleht oder beschwört, wird er niemals rührselig und regt auch nicht zum Weinen an, sondern erhebt und erschüttert die Tiefen des Gewissens und des Willens. In der Entrüstung, der Invektive, der Verachtung erkennt man den Schriftsteller, der sich in Dante vertieft und Krasinski geliebt hat; denn ohne die beiden nachzuahmen, hat er diese Seite seiner Begabung an ihnen ausgebildet. Schon in seiner jugendlichen Broschüre „Die deutschen Hegemonen", ließ er sie erkennen und hat sie dann in der Folge zu höchster Vollkommenheit entwickelt. Neben ihr besaß er aber noch eine ausgezeichnete Eigenschaft: den Witz. Ein Witz, zuweilen von einer leichten Bosheit, scheinbar nur ein wenig verachtend, oder gänzlich versteckt, listig in das Gewand der Gutmütigkeit gehüllt, — im Auslachen, Verspotten, jedoch schrecklich. Verlacht Klaczko aber offen, dann zertrümmert und zertritt er ohne Erbarmen und rettungslos; immer jedoch vornehm, ästhetisch, mit gutem Geschmack und guter Erziehung. Und diese Begabung ist mit einem ebenso ausgedehnten als gründlichen Wissen verbunden. Kein Dilettantismus, keine zur Schau getragene oder scheinbare Kenntnis, kein Sand-in-die-Augen-streuen. Innige Vertrautheit mit der Weltliteratur, mit allen großen Schriftstellern sowie allem was über große Geister geschrieben wurde, ein Wissen aus erster Hand und ein selbständiges Verstehen kraft des eigenen Geistes, ein unabhängiges Urteil aus dem Gegenstande und aus sich selbst hervorgeholt, immer tief, durchdringend, immer gutgestützt und begründet.

* * *

Klaczkos Wissen war in der Geschichte, der Philosophie und Literatur vielleicht größer, als in Dingen der Politik. Bei diesen dachte er nie daran, die Theorien zu erforschen oder Systeme auszubauen; eine Kenntnis aller Theorien war aber auch für einen Schriftsteller nicht unbedingt notwendig, der nur über aktuelle Angelegenheiten und immer

* Berühmter polnischer Kanzelredner.

nur vom praktischen, polnischen Standpunkte aus schrieb. Alles hingegen, was die Erfahrung der Jahrhunderte, von den Griechen und Römern angefangen, bietet, alles, worüber die Erfahrung des 19. Jahrhunderts durch den Mund seiner großen politischen Schriftsteller belehrt, hat Klaczko in so vortrefflicher Weise kennen gelernt und sich angeeignet, daß sein angeborener politischer Sinn stets durch ein ehrliches, gründliches Wissen ausgebildet erscheint.

Unter seinen politischen Schriften nehmen die „Etudes de Diplomatie", „Préliminaires de Sadowa" und „Deux chanceliers" den ersten Rang ein.

Die „Etudes" waren das Urteil eines ehrlichen Gewissens über das unehrliche Spiel der Diplomatie, zugleich auch das Urteil eines politischen Verstandes über jene kurzsichtige Klugheit, welche im Glauben, die eigene Sache zu verteidigen, diese im Grunde nur gefährdet. Ein Prolog gleichsam zu dem gewaltigen welthistorischen Drama, dessen erster Akt bei Sadowa, dessen zweiter in Versailles, dessen weitere Aufzüge aber in dem von Grund aus umgestalteten Europa spielen, das unter dem schweren Übergewichte Preußens ächzt. Den ersten Teil der „Etudes" bildet die Angelegenheit Polens, ihr ganzer Verlauf, sozusagen ihre diplomatische Geschichte.

Die damalige Situation der agierenden Mächte, deren Politik sowohl Polen gegenüber als auch die wechselseitige untereinander, die für das Verhalten Frankreichs, Englands und Österreichs maßgebend gewesenen Gründe, die Irrtümer und Fehler, die jeder einzelne dieser Staaten von seinem eigenen Standpunkte aus und zu seinem eigenen Schaden in der Sache Polens begangen hat, sowie die Gründe, weswegen diese Fehler gemacht worden sind, das alles ist mit einem Scharfsinne und mit der Kraft eines höheren politischen Verstandes ausgeführt und erklärt, die Klaczko einen Ehrenplatz unter den ersten politischen Schriftstellern seiner Zeit sichern. Den zweiten Teil bildet die Angelegenheit Dänemarks. Wieder werden Politik und Psychologie aller Staaten, ihre Irrtümer sowie deren Gründe auseinandergesetzt. Das gleichgültige Verhalten Frankreichs wird erklärt, gewissermaßen entschuldigt, im Grunde aber hart verurteilt. Wenn Frankreich die Sache Dänemarks sich zu Herzen und in die Hand hätte nehmen wollen, so würde es dadurch Polen, dem es aufrichtig zu Hilfe kommen wollte, aber auch sich selbst geholfen haben. Weiter wird gezeigt, wie Österreich sich, entgegen den gesunden Instinkten, dem Interesse und dem Willen in eine Sache hineinziehen ließ, die nicht zu seinem Wohle ausfallen konnte. Englands Kurzsichtigkeit und Leichtgläubigkeit werden aufgedeckt, die nur Mißerfolge und Demütigungen brachten, zum Bruche der Dänemark gegebenen Versprechungen und Zusicherungen, zum eigenen offenkundigen Schaden führten, und zwar nur dadurch, daß das entscheidene Movens, den Regulator gleichsam der britischen Politik, einzig der Neid Frankreich gegenüber gebildet hatte. Die witzigste und beißendste Charakteristik ist dem Deutschen Bunde und dessen Politikern, insbesondere dem Baron Beust gewidmet. Sodann kommt aber die Hinterhaltigkeit Preußens an die Reihe. Wie es Demut und Ergebenheit bis zu dem Momente vortäuscht, wo es die Maske abwerfen, sich aufrichten und offen auftreten, England, Österreich und den Deutschen Bund hinters Licht führen kann, indem es, angeblich um Dänemark vor einer Teilung zu bewahren, Schleswig okkupiert — für sich. Auf den Ruinen des alten Europa erscheint Bismarck und ruft: „Mein Geist hat die Welt erschaffen und ich bin der Erde Herr!" Zum Schlusse gibt Klaczko eine vortreffliche Schilderung der die Grundlage dieser

Welt bildenden moralischen Anarchie in Europa. Die Lehre aber, die aus dem Verlaufe und dem Ende der Angelegenheiten Polens und Dänemarks gezogen werden kann, ist in der Depesche des englischen Gesandten in Berlin Lord John Russel vom November 1863 enthalten. „Was jetzt in Polen geschieht" — heißt es dort — „hat in Deutschland die Überzeugung gefestigt, daß niemand in Wirklichkeit sich seiner Beraubung Dänemarks widersetzen werde". „Wenn England und Frankreich", — meint Klaczko, diese Depesche zitierend — „anstatt sich gegenseitig zu verdächtigen, ein Bündnis geschlossen hätten, wie viel Gutes hätten sie nicht schaffen, wie viel Böses nicht abwenden können an der Weichsel und an der Eider!" „Wieviel mehr noch an der Donau, am Rhein und an der Seine!" — können wir heute hinzufügen, in Anbetracht dessen, daß Klaczko sein Werk im Jahre 1865 niederschrieb, dieser Folgen also nicht gedenken konnte. Dieses Buch hat seinerzeit ungeheuren Eindruck gemacht, und zwar im übrigen Europa mehr als in Polen. Einen aber gab es, der es am besten verstanden hat und dem es einem glühenden Eisen gleich Schmerzen verursachte: Otto von Bismarck! Zum ersten, vielleicht einzigen Male in seinem Leben, sah er sich in solcher Weise von Grund aus durchschaut und vor der ganzen Welt entblößt. Die europäische Welt, die dieses Buch gleich nach seinem Erscheinen zu lesen sich beeilt hatte, vergaß es mit der Zeit. Aber Bismarck vergaß es nicht. In seinen Briefen und Erinnerungen wird der Name Klaczkos wiederholt mit leidenschaftlichem Haß und brennendem Rachedurst genannt. Dieser Haß war um so größer, als er machtlos und durch diese Machtlosigkeit gedemütigt erschien: allmächtig in ganz Europa, vermochte er den Behauptungen Klaczkos nicht entgegenzutreten. Bismarck war nicht imstande sich selbst zu verleugnen, sich anders zu geben, als er in der Tat gewesen, daher seine Wut auf Klaczko. Am Gipfel seiner Erfolge, im französischen Feldzuge, in Versailles, vermag er noch immer nicht Klaczkos zu vergessen, verfolgt ihn noch immer mit seinem Haß. Stößt er wo auf Widerwärtigkeiten, geschieht irgend etwas nicht nach seinem Willen, so ist es Klaczkos Schuld, Klaczkos Intrige! Er haßt ihn blindwütig, denn es ist derjenige, der unter allen Zeitgenossen ihn mit schärfstem Blick durchschaut hat.

Noch war die Druckerschwärze in Klaczkos Buche nicht völlig getrocknet und schon verspürte Österreich bei Sadowa die Folgen seiner unglückseligen, von Bismarck inspirierten Politik in der dänischen Angelegenheit. Und Frankreich, das mit Gleichmut der schweren Niederlage Österreichs zugeschaut hatte, mußte vier Jahre später zusehen, wie sich der König von Preußen in Versailles die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Das beweist zur Genüge, wie richtig Klaczko vorausgesehen und wie wahr er gesprochen hatte. Und das Unglück beider Reiche beweist obendrein, daß die Tugend denn doch auch den Verstand, die Liebe auch die Wahrheit, die Verteidigung des Nächsten auch eine Versicherung der eigenen Person bedeuten könne, und schließlich daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei. Der Dänische Krieg, der gemeinsame Besitz der Länder an der Elbe waren nur Vorbereitung und Mittel zu dem von vornherein beschlossenen Kriege mit Österreich. Das Ziel und Ende dieses Krieges sollte sein, Österreich aus dem Deutschen Bunde zu eliminieren und diesen unter die Suprematie Preußens zu stellen. Und der Plan gelang. Durch welche Mittel er gelang, wie Bismarck seine Netze geschickt stellte, wie das unglückliche Österreich diese zum Teile nicht sah, zum Teile aber ihnen nicht zu entrinnen wußte, wie es seine Gefahr erst dann erkannt hat, als es bereits zu spät gewesen: diesen ganzen stillen, unsichtbaren und auf der einen Seite unbewußten Kampf

der Schlauheit mit der Naivetät, der Standhaftigkeit mit dem Wankelmute, er ist aufgespürt und aufgezeigt in den „Préliminaires de Sadowa“, und zwar mit derselben Eindringlichkeit, derselben historischen Wahrheit, derselben subtilen und traurigen Ironie, mit denen der Verlust Polens, die Niederlage Dänemarks, die Verblendung Österreichs, Frankreichs und Englands in den „Etudes de Diplomatie“ dargelegt worden waren. Aber nicht nur England und Österreich ließen sich hinters Licht führen. Der seit einem Jahrhunderte treueste Bundesgenosse Preußens, auch Rußland hatte, trotz seiner vorsichtigen Klugheit, sich verrechnet, als es Preußen so stark sich zu entfalten erlaubte. Jetzt stand es ihm gegenüber, an der Spitze des Norddeutschen Bundes, als eine wohl nicht gleiche, aber doch schon selbständige, dem Schutze entwachsene Macht und wollte mit Lust seine Kraft, seine vielseitige Überlegenheit fühlen lassen; nicht etwa um gleich zu drohen, sondern um Rußland zu überzeugen, daß Preußen bedrohlich zu werden imstande sei. Das ist der Inhalt von Klaczkos drittem politischen und berühmtesten Werke: „Deux chanceliers.“ Auf der einen Seite Rußlands Kanzler, der alte Fürst Gortschakoff, durchdrungen von der Überzeugung der Überlegenheit und Allmacht Rußlands, von Eitelkeit und Einbildung aufgeblasen, von oben herab auf das kleine Preußen blickend sowie auf Bismarck als seinen Schüler und den schwachen Abglanz seines eigenen Genies und seiner eigenen Erfahrung. Auf der andern Seite der deutsche Reichskanzler, bis zu einem gewissen Zeitpunkte höflich die Rolle des „Schülers“ spielend, der Eitelkeit des alten Diplomaten schmeichelnd, ihn, wie in der Fabel der Fuchs den Raben, behandelnd. Im geeigneten Momente jedoch wird der Rabe in unbarmherzigster Weise zum besten gehalten, aber so artig, scheinbar so freundlich, daß der arme Vogel an nichts anzuknüpfen, nichts vorzuhalten imstande ist. So verschluckt er denn die bittere Pille, erstickt in sich die Wut und Demütigung. Durfte und konnte er doch nicht erkennen lassen, daß er sich getroffen fühlte, denn er hätte ja vor der Welt bekennen müssen, daß er hinters Licht geführt worden sei.

* * *

Der Deutsch-französische Krieg war beendet, das alte Europa in Trümmer gegangen, das neue beherrschten zwei gewaltige Mächte: Preußen und Rußland. Was seit einem Jahrhunderte die Basis und Hoffnung jeglicher Politik Polens gewesen, brach zusammen, in Trümmer fiel auch alles, was die Basis irgendwelcher Hoffnung in Europa auf eine bessere, edlere, christlichere Ordnung der Dinge gebildet hatte. Was frommte bei einem solchen Stande der Dinge ein Reden über politische Angelegenheiten? Und wäre es das beste, klügste, nützlichste, helfen konnte es ja doch nicht mehr; wenn auch der gute Wille vorhanden gewesen wäre, handeln konnte niemand mehr. Also Vorwürfe machen, Österreich, Frankreich seine Fehler vorhalten? Zu welchem Zwecke? Kritisieren ist nicht schwer, aber wozu, da doch nichts mehr sich ändern, besser machen ließ? Dem unglücklichen Frankreich gegenüber wäre es eine Grausamkeit, ein Verhöhnen Hiobs durch seine Freunde. Österreich gegenüber wäre es eine Taktlosigkeit seitens des ehemaligen Hofrates und auch ohne jeden Nutzen für dieses. Mit der Feder konnte weder Polen noch Österreich noch auch sonst wem mehr geholfen werden. So zerbrach denn Klaczko seine politische Feder und er hat sie seither nie wieder in die Hand genommen.

* * *

Dieser große Geist konnte aber nicht lange untätig bleiben. Als Klaczko mit bitterer Resignation von den politischen Fragen sich abgewandt und den ersten schmerzlichen Eindruck mit der Zeit verwunden hatte, kehrte er zu dem zurück, was ihn in jungen Tagen begeistert und den Gegenstand seiner Studien gebildet hatte: zu den großen Menschen und großen Werken längst vergangener Zeiten. Wie mag dies und jenes ausgesehen, wie mag dieser gefühlt, gedacht, verlangt und gelitten haben? Was zum Beispiel ging in der gewaltigen, düsteren Seele eines Michel Angelo vor, als Florenz zu den Füßen der Medicäer sank, als in seiner Vorstellung die Gestalten der Propheten und Sibyllen, die Bilder des Weltwerdens und Weltenunterganges sich formten? Wie war Dante? Was bildete den eigentlichen Inhalt, den Kern seiner Seele und seiner Leiden? Wie hat er seine Welt begriffen? Was hat er für sie gewollt? Wie hat er sich selbst beurteilt? Aus solchen Meditationen und Forschungen heraus entstanden Werke, wie sie tiefer und schöner die europäische Literatur nicht aufzuweisen vermag: „Die florentinischen Abende" und „Renaissance und Papsttum". Die „florentinischen Abende" Klaczkos sind das Ergebnis tiefen Studiums über Dante. Die längst vergessene und verworfene Form des Dialoges wird hier von Klaczko wieder aufgenommen und es werden an vier Abenden der Reihe nach die verschiedenen Seiten des Genius und der Individualität Dantes ergründet. Kenner und Verehrer stellten zuweilen Dante und Michel Angelo nebeneinander, verglichen sie und suchten die Ähnlichkeit zwischen beiden heraus. Klaczko hingegen dient Michel Angelo eher zu einer besseren, deutlicheren Zeichnung Dantes und die zwischen diesen beiden bestehenden Unterschiede kommen ihm hier zu Hilfe. Die Charakteristik Michel Angelos ist nicht nur vortrefflich und tief, sondern auch neu: Klaczko entdeckt in dessen Natur und Schaffen Elemente und Eigenheiten, die vorher nicht erkannt und erklärt worden waren. Die Charakteristik Dantes zeigt, wie sehr sich dieser von jenem unterscheidet. Sie weist nach, wie Dante, im Gegensatze zu Michel Angelo, der die ganze Welt seiner Kunst aus sich selbst heraus, unabhängig von allem, was ihm vorausging und umgab, geschaffen hatte, wie Dante mit der ihm vorausgegangenen sowie der zeitgenössischen Welt mit ihrer Kunst und ihrer Philosophie stark und vielfach verknüpft ist, wie er diese Verbindung nicht nur nicht lösen will oder zu lösen denkt, sondern sie im Gegenteil bewußt und vorsätzlich aufrecht hält. Damit schließt der erste Abend. Der zweite Abend ist Dante und Beatrice gewidmet. Zunächst wird das Verhältnis des Dichters zur Liebe behandelt. Aber es ist nicht nur die Liebe in Dantes Dichtungen, sondern die der provençalischen und italienischen, der Poesie des Mittelalters im allgemeinen sowie auch die Liebe in jener veränderten tieferen Gestalt, die sie in der Poesie der ganzen Welt seit Shakespeare angenommen hat, was den Gegenstand dieser Betrachtung bildet. Dante und Beatrice hingegen, das ist die Geschichte und das Bild jener Gefühle des Dichters, die ihn bei Lebzeiten seiner Geliebten und nach ihrem Tode beherrschten und wie sie in der Vita Nuova zum Vorscheine gelangen; die Liebe in ihrem metaphysischen Sinne aufgefaßt als „l'amor che muove l'sole et l'altre stelle" — — — Dante und der Katholizismus, der herrlichste von allen Dialogen, bildet den dritten Abend. Da wird das Verhältnis Dantes zum Glauben und zur Kirche erörtert und in unumstößlicher Weise nachgewiesen und erhärtet, daß das Mittelalter wohl teilweise Zweifel gekannt hatte, nicht aber — und auch Dante nicht — das allgemeine und grundsätzliche Verneinen, nicht den Gegensatz von Vernunft und Glauben. Dante

2*

verurteilt hart wie kein zweiter das Schlechte, das er in der Kirche und in jenen, die sie repräsentieren oder über sie herrschen, erkennt, aber die Institution der Kirche als solche und das Papsttum ist für ihn göttlich, heilig und unerschütterlich; er verurteilt mit solcher Härte die menschlichen Fehler in der Kirche nur aus dem Grunde, weil ihm die Kirche etwas Göttliches bedeutet und diese Fehler sie eben erniedrigen. Im letzten Dialog wird die Tragödie Dantes geschildert. Die Tragödie eines Menschen, dessen Zeit zu Ende ist, der sein Weltideal besitzt und im Ewig-Gestrigen die Elemente und Grundsätze dieses seines Ideals erkannt hat, sie aufrecht erhalten, festigen, in ihre Rechte einsetzen möchte, um dadurch die Welt emporzuheben. Aber diese seine Begriffe, dieses Streben sind nur eine Utopie und er selbst bereitet durch sein Tun nur die neue Epoche vor, gegen die er ankämpfte. Wie viel Schönheit, wie viele treffliche Beobachtungen und Gedanken dieses Werk enthält, kann nur durch die Lektüre beurteilt werden. Zweifellos und unstreitig aber stellen die florentinischen Abende Klaczkos eines der tiefsten und vortrefflichsten Dantebücher der Weltliteratur dar. Den Gegenstand von Klaczkos zweitem kunsthistorischen Werke „Papsttum und Renaissance“ bilden im großen und ganzen die Gestalten Julius des Zweiten und Michel Angelos. Zwei Kolosse durch die Lebensverhältnisse, die Größe ihrer Wünsche und Ziele einander nahestehend, in der Kraft sowie dem Bewußtsein derselben und in der Unbeugsamkeit einander ähnlich, werden hier einander gegenübergestellt. Neben diesen beiden, ein wenig abseits, ihr Gegenpol: der Genius der Harmonie und Heiterkeit der Jugend und der Anmut, der göttliche Rafael. Und einem Schatten gleich, taucht in der Ferne der stille noch unbekannte Mönch auf: Martin Luther. Der Arbeit seiner Vorgänger dankte Klaczko die Vertrautheit mit jener Zeit, ihrer Geschichte und ihrer Kunst: aus sich selbst heraus holte er aber das Verständnis für jene Menschen und ihre Verhältnisse sowie für ihre Werke. Er kannte alles Wichtige, was über sie geschrieben worden war, sah mit eigenen Augen alles, was aus diesen Zeiten und von diesen Menschen geblieben, kannte Rom und Florenz, Venedig und Siena, Assisi und Padua und überall, wo er gewesen, verstand er zu schauen, zu begreifen, zu lieben, aber auch zu urteilen. Darum steht auch sein Julius der Zweite mit seiner unbestreitbaren Größe, seiner leidenschaftlichen Natur, seinem Ehrgeiz und seinem Stolze, seinem Willen zur Macht, zur weltlichen Macht der Kirche, so lebendig vor uns da. Auch die Individualität Michel Angelos, die Natur seines Genius und seines keinem andern ähnlichen Schaffens sowie der Elemente desselben werden von Klaczko mit einer vor ihm nicht dagewesenen Tiefe und Gründlichkeit dargestellt. Zwei Gipfel sind es, zu welchen sich die Kunst der christlichen Ära bis auf den heutigen Tag erhoben hat: die Kuppel der Sixtinischen Kapelle und die Camera della Segnatura. Den Höhepunkt aber dieses herrlichen Werkes bilden jene Teile, in welchen die Erhabenheit der Schöpfung, die Größe der Propheten und Sibyllen, die Schönheit der Disputation und der Attischen Schule erklärt und geschildert werden. Sie besser zu verstehen, besser verstehen zu lassen als dies bei Klaczko der Fall, ist eine Unmöglichkeit. Etwas Höheres über diese Schöpfungen gibt es in den kunstgeschichtlichen Werken, in den gelehrtesten und tiefsten Studien und Kritiken über Michel Angelo und Rafael nicht. Wohlberechtigt ist daher der nationale Stolz, daß es ein Pole war, der diese in ihrer Tiefe und Vortrefflichkeit unvergleichlichen Blätter zur Geschichte der Kunst beigesteuert hat.

* * *

Als „Julius der Zweite" erschien, als die ersten Exemplare dieses Werkes nach Krakau gelangt waren, hatte Klaczko bereits einen Schlaganfall erlitten. In diesem Zustande lebte er acht Jahre. Die Gedanken und Gefühle waren wohl noch immer lebhaft, die Hand jedoch versagte ihren Dienst, die Sprache war erschwert. Das Schreiben, selbst das Diktieren war unmöglich. So siechte Klaczko in der Einsamkeit des Alters dahin, bis endlich am 26. November 1906 die Tragödie dieses Lebens ihr Ende fand.

Ödipus, der König.

Tragödie von Sophokles mit einiger Freiheit übertragen und für die neuere Bühne eingerichtet von Hugo v. Hofmannsthal.

Die Personen:

Ödipus, der König.
Jokaste, die Königin.
Kreon, ihr Bruder.
Teiresias.
Der Priester.
Der Bote aus Korinth.
Der Hirte.
Die Mägde.
Sieben Greise.

Vor dem Palast. Links das mächtige Tor, rechts der heilige Hain, die Mitte frei zur Stadt hinab sich senkend. Das Tor geschlossen. Es ist Tag, aber schwerer Dunst, lastend über den ganzen Himmel, macht eine fahle Nacht aus dem Tag.

Dumpfes Getös heraufdringend, stark und stärker. Die Gesichter zuerst am Rande rückwärts; dann unter dem Druck der Nachdrängenden fluten sie herein wie ein Gießbach; auf einmal ist der Platz bis an die Stufen des Palastes überschwemmt mit ihnen. Ihre Augen sind auf die Tür gerichtet, ihre Lippen wiederholen wie eine Litanei: „Ödipus, hilf uns! Hilf uns, König!" Es sind ganz junge Menschen, Knaben und Jünglinge, vereinzelt unter ihnen Greise.

Eine Stimme (lauter als alle): Ödipus — König — hilf uns!

(Die schwere Tür des Palastes tut sich jäh auf. Eine Stille. — Ödipus tritt hastig heraus. Alle Arme recken sich zu ihm.)

Ödipus: Ihr Kinder, was denn soll mir euer Knien
vor meines Hauses Tür? was soll mir denn
dies Strecken eurer Hände gegen mich,
indes die Stadt bei Tag und Nacht dumpf stöhnt,
und singt und jammernd schreit bei Tag und Nacht
herauf zu diesem Haus. Ich will dies nicht
gemeldet erst durch fremden Mund.
Ich selber tret' hervor — ich, Ödipus —
So redet, — was treibt euch hierher?

Stimmen (matt, gräßlich): Die Pest ist auf uns — von
Haus zu Haus, von Leib zu Leib der schwarze gräßliche
Tod — wir sterben dahin — wir sterben alle, sterben!

Wie leere Höhlen starren die Häuser — der Markt ist
voll mit Toten — sie stauen den Fluß — das Feuer
verbrennt sie nicht mehr — wir wanken daher,
und wo wir wanken, wir atmen den Tod — und wir
sind jung! — Hilf uns, König!

Ödipus: Der Alte rede. Was ihr wollt von mir,
begehrt, erhofft, erwartet, will ich hören.
Ich will euch helfen, will ja — herzlos wär' ich,
wenn euer Knien mich nicht jammerte
vor meiner Tür.

Priester (sein Haar ist verwildert, die Priesterbinde halb gelöst):
Nun denn, du großer König,
einst schon Erlöser dieser Kadmos-Stadt,
gewaltig Haupt du, ragend, Ödipus,
hoch über allen — hilf doch unsrer Not,
erfind' ein Etwas, dring' mit deinem Denken
ins Dunkle, find' uns eine Abwehr, gib
dem gräßlich Lastenden doch eine Wendung —
Sag' uns, wir sollen dahin oder dorthin, —
geh', der du größer bist als wir, geh' hin,
wie der Hausvater hingeht, faß' die Stadt,
die, in die Knie gebrochen, stöhnend daliegt,
den Kopf am Boden, stoßweis atmend — faß' sie
beim Horn und richte, Ödipus, o richte
die Stadt doch wieder auf — Herr, deine Stadt!
Mit günst'gen Sternen hast du einmal, damals,
dies Glück geschaffen — nun bewähre dich
zum zweitenmal!

Ödipus: Ihr armen Kinder, kund
ist mir, nicht unbekannt, um wessen willen
ihr kamet. Und ich weiß — ich weiß die Namen
all eurer Leiden — weiß sie — geh mit ihnen
zu Bett und steh' mit ihnen auf und trag' sie
im Herzen und im Hirn und hab' das Ohr
mit ihrem Atem voll und meine Zunge
schmeckt nichts als sie. Drum habt ihr mich auch nicht
aus Schlummerruh' geweckt. Ich saß und wachte
und weinte — weinte um die Stadt — um euch —
um mich. Und dies ist nicht der erste Tag,
der so mich grüßt. Doch nicht wie Weiber weinen,
wein' ich, ich wein' und ringe gegen das,
was ist, und sinne hin und her und schicke
mein Denken hier- und dorthin. Und mein Sinn
fand dieses eine Mittel und nicht heute

wend' ich es an — nein, längst
zum pythischen Palast und zum geheimnisvollen Thron
des Phöbos sandte ich vor vielen Tagen
den Kreon, meinen Schwager, um zu forschen,
wie ich die Stadt erlöse. Aber Kreon
bleibt mir zu lang und länger als der Weg
und als der Auftrag fordert, und mein Herz
hat diese Sorge zu den frühern und
die Qual des Wartens zehrt an mir. Doch kommt er,
dann wär' ich schlecht und niedrig, tät' ich dann
nicht alles, was der Gott mich heißen wird.
Was rufen diese?

Priester: Kreon rufen sie.
Sie sehn ihn kommen.

Stimmen: Kreon! Kreon! Kreon!

Ödipus: Apollon! Käm' er doch umfunkelt so
mit Glück, wie er dem Aug' entgegenstrahlt.

Priester: Er ist gesegnet. Seine Stirn ist schwer
von Glanz, und Lorbeer ist in seinem Haar.

(Es bildet sich eine Gasse. Kreon tritt auf, geschmückt. Gefolge hinter ihm.)

Ödipus: O Fürst, mein Bruder, tu' die Lippen auf!
Welch' einen Ausspruch bringst du uns vom Gotte?

Kreon: Mich dünkt, den besten. Denn wenn schlimme Dinge
zu gutem Ende kommen, dann, so mein' ich,
steht alles gut.

Ödipus: Das Wort! Das Wort des Gottes!
Dein Reden da macht weder froh noch bang.

Kreon: Meld' ich vor diesen da des Gottes Botschaft,
wie? oder wo wir ohne Zeugen sind?

Ödipus: Heraus vor allen denen. Denn um diese
trag' ich den schwerern Kummer als um mich.

Kreon: So gehe denn des Gottes Wort hervor
aus meinem Mund: uns heißt der Herrscher Phöbos
— und er gebietet's klar und unverhüllt —
aus diesem Land zu treiben einen Mann,
der wohnt in diesem Land und gräulich wohnt —
Pestbeule am gesunden Leib, Verderbnis
im heil'gen Boden haftend, um sich fressend
Fäulnis und Grausen.

Ödipus: Und die Reinigung
auf welche Weise? Wie wird dies vollzogen?

Kreon: Durch Achtung, oder so, daß Blut für Blut
vergossen wird. Denn Blutschuld ist die Nacht,
die zäh und gräßlich uns den Tag verhängt.

Ödipus: Und welchen Mannes Tod wird hier verlangt?
Kreon: Herr, Lahios war unser König hier,
eh' du die Zügel nahmest dieser Stadt.
Ödipus: Das weiß ich, da ich's hörte. Selber freilich
hab' ich ihn nie gesehn.
Kreon: Um seinetwillen,
des Toten, wird gefordert, daß die Hand
sich waffne und ein Schwert zum Schlag sich hebe
auf seine Mörder.
Ödipus: Doch wo hausen die?
Wo läuft die dunkle Spur so alter Blutschuld?
Kreon: In diesem Lande, sagt der Gott, er sagt:
Wer sucht, wird finden. Nur was keiner achtet,
entrinnt ins Dunkel.
Ödipus: War's in seinem Haus,
war's auf dem Felde, war's in fremdem Land,
daß Lahios fiel?
Kreon: Er zog als Pilger, dies
war seine eigne Rede, in die Fremde. Heim
kam er nicht mehr.
Ödipus: Und war kein Mensch dabei,
kein Fahrtgenoss', kein Diener — gibt es keinen,
aus dem man etwas noch ans Licht —
Kreon: Auch sie
sind nicht zurückgekommen bis auf einen:
der war aus Furcht geflohn und wußte nichts
von allem, was er sah, zu sagen, außer eines.
Ödipus: So! Was denn? Eines deckt das andre auf —
den Zipfel einer Hoffnung fassen wir.
Kreon: Er sagt, auf Räuber stießen sie, der König
erlag der Überzahl, nicht einem Starken.
Ödipus: Des unterfingen Räuber sich und waren
von hier nicht angestiftet — nicht von hier
gekauft?
Kreon: Auch dahin ging Verdacht, doch trat
in jener Not kein Rächer auf für Lahios.
Ödipus: Was war für eine Not, so fürchterlich,
zu hindern, daß man sich bekümmert hätte
um eines Königs Tod?
Kreon: Die Sphinx, mein Fürst,
die trieb genug gewaltig, nur aufs Nächste
zu achten und zu lassen, was im Dunklen lag.
Ödipus: So bring' denn ich's vom Anfang an den Tag.
Denn recht hat Phöbos, recht hast du, daß euer Mund

sich auftut um des Toten willen, des vergess'nen.
Darum verbünde ich mich euch, verbünde mich
mit Gott und diesem Land. Hier geht es nicht
um ferner Freunde Heil: vom eignen Haupt
wehr' ich den Gräuel ab, der mich umschwirrt:
denn wer es immer war, der jenen totschlug,
wer bürgt mir, daß er nicht die gleiche Hand
erhebe wider mich: drum dien' ich mir,
wenn ich dem Toten diene. Auf, ihr Kinder,
laßt andre um mich sein, mit grauen Köpfen!
Nun muß ich mich beraten mit den Klugen
und stark sein mit den Starken und ans Ende
von diesen Dingen gehn, dann werden wir
sehr glücklich sein und mit dem Gotte! oder
wir werden niedergehn.

Die Knaben (zurückweichend, sich neigend, wie abschiednehmend):
Ödipus! König Ödipus!
(**Ödipus** mit **Kreon** und dem Gefolge in den Palast.)
(Die Tür fällt zu. Die Knaben weichen völlig zurück, verschwinden.)

* * *

Die Greise (auftretend zu sieben von rechts her aus dem heiligen Hain. Das Gewölk des Himmels ballt sich finster zusammen, durch einen Spalt aber fällt ein Strahl der Sonne, die schon tief zu stehen scheint, auf den Palast. Die Greise treten heraus, ihre Stimmen klingen gedämpft):
(einzeln): Wer wendet das Gräßliche ab? —
Mein Herz ist alt und voll Furcht —
Athene! Artemis! Phöbos!
Wer von euch wendet es ab?
(zugleich, die Arme hebend, in einer Reihe):
Athene, Artemis! Phöbos!

Der Erste: Mörder, der mit Pantherarmen
mich von rückwärts überfällt,
dessen Schrei ins Ohr mir heult,
der mit Fieber das Mark mir verzehrt —
Mörder ohne Gestalt, Mörder Tod,
hinaus! Jagt ihn! Stoßt ihn hinab!
Klippen hernieder ins schäumende Meer,
wo Brandung zischt, stoßt ihn hinunter!
Götter zücken ihre Strahlen!
Götter fliegen uns zu Hilfe!
Götter! Bacchos! Apollon!

Alle: Bacchos! Apollon!

Ödipus (langsam aus dem Hause):
Du betest. Bete nur — du kannst wohl etwa

herniederbeten, was ein Ende bringt.
Dies sag' ich, selber fremd der ganzen Sache,
fremd wie ich bin, der ich erst später kam
in diese Stadt und König wurde hier,
ein Fremder. Aber euch, Kadmäer, euch
ruf' ich nun auf: wenn einer unter euch ist,
der jemals dies erfuhr, durch wessen Hand
Lahios, der König, starb, den heiß' ich dies
mir melden. Und wofern es ist, er müsse
sich selber nennen, und er scheut die Klage
wider das eigne Haupt: er sei getrost,
ihm widerfährt kein Übel, nur dies Land
muß er verlassen; straflos zieht er hin.
Und kennt er einen andern, andern Landes
Genossen als den Täter, soll er's nicht
verschweigen, denn ich lohne ihm's und Dank
bekommt er noch dazu. Doch wenn er mir
mit Schweigen trotzen wollt', wenn einer wäre
und wüßte drum und nur aus Angst um sich,
aus feiger Furcht für einen, der ihm lieb ist,
verschmähte er mein Wort — hört mich, Kadmäer,
wie ich an diesem tue: ich verbiete,
daß ihn — und sei er wer er sei im Lande,
darin ich Herrscher bin und diesen Zepter
in Händen trage — jemand in sein Haus
aufnehme, noch auch zu ihm rede, noch
bei Opfer und Gebet ihm Anteil gönne.
Nein, jeder stoße ihn von seiner Tür
als einen Gräuel, der die Luft uns schändet
und diesen heil'gen Boden, wie der Gott
es offenbart. Denn mit dem Gott und mit
dem toten Mann bin ich, lebend'ger König,
verbündet, und ob er allein die Tat,
ob mit Gesellen sie beging, ich wünsche,
daß er, der Schlimme, schlimm sein Leben friste,
in Elend, Not und Schmach. Dies gleiche wünsch' ich
mir selber auf mein Haupt, wofern er je
mit meinem Wissen sitzt an meinem Herd
und unter meinem Dache schläft. Von euch
verlang' ich, daß ihr ganz dasselbe heilig
erfüllt um meinetwillen, um der Stadt
und um der Götter willen. Wär' kein Gott
und keines Gottes Stimme hier im Spiel,
es ziemte dennoch nicht, daß diese Tat

hinwucherte wie Unkraut, ungejätet,
denn der Erschlag'ne war ein guter Mann
und euer Fürst. Nun aber hat ein Gott
geredet und ich hab's vernommen, ich,
und sitz' auf seinem Thron und hab' in Händen
den Stab aus seiner Hand und hab' sein Weib
zum Weibe und die Kinder, sein und meine
— wenn seinen Stamm das Glück nicht jählings abhieb —
so wären sie Geschwister — aber nun
brach ein Geschick hernieder auf sein Haupt,
um dessentwillen kämpfe ich für ihn,
als wäre er mein Vater, und ich will
nicht ruhn noch rasten, bis der Frevler mir
am Lichte ist, der Mörder dieses Königs
vor mir, des Lahios, Sohn des Labdakos.
Dies ist mein Wort. Wer gegen dieses handelt,
dem fluch' ich, welchem dieses wohlgefällt
in seinem Herzen, diesen segne ich:
das ew'ge Recht und alle Götter seien mit ihm.

Greise (zusammen): Ich tat nicht dies — ich weiß den Täter nicht —
Nennen soll ihn der Gott!

Ödipus: Wer zwingt die Götter?

(Stille.)

Greise (Erster): Schweigt der Gott, so redet einer vielleicht.
(Zweiter): Weiß der Gott alles, einer weiß vieles.
(Alle): Teiresias! Ihn frage, König!

Ödipus: Auch dies ist nicht versäumt. Zwei Boten hab ich um ihn gesandt.
Mich wundert, daß er säume.

(Stille,)

Greise (murmelnd unter sich): Noch lebt ein Wort,
ein längst verscholl'nes taubes Wort.

Ödipus: Wie lautet's? Denn ich acht auf jedes.

Greise (Erster): Wandrer
erschlugen ihn, so heißt's.

Ödipus: Ich hört' es schon.
Allein den Zeugen weiß man nicht. Wo ist er?

Erster: Wenn sein Herz nicht gefeit ist vor Grausen,
dem Fluche trotzt er nicht!
Er hört ihn und stellt sich.

Ödipus: Wem vor der Tat nicht graußte, graust vor Worten nicht.

Erster: Es lebet, der ihn überführt. Sie bringen den Seher.

(Teiresias tritt auf, von einem Kinde geführt.)

Ödipus: Teiresias, der du alles, was bekannt ist
und was geheim und was der Himmel brütet

und was die Erde trägt, mit inner'm Licht durchdringst,
unsehend sehend, auch dies Elend ist
dir nicht verborgen, uns'res da. — Drum suchen wir
bei dir die Rettung, Herr, für diese Stadt.
Denn so der Bote dir's nicht schon gesagt,
vernimm: daß Phöbos unsre Sendung so
erwidert: diese Seuche läßt uns los,
wenn wir des Lahios Mörder stellig machen
und ihn erschlagen oder Lands verweisen.
Mißgönn uns nicht den Rat, der in dir wohnt,
denn was ist schöner, was ziemt so dem Mann,
als helfen, wo er kann.

Teiresias: Weh, schlimmes Wissen, qualvolles Schauen,
wo Grausen am Ende steht!
O weh, ich wußt' es vorher und konnt' es vergessen —
vergessen — nimmer sonst kam ich hierher.

Ödipus: Was ist? Was wirst du trüb, Teiresias?

Teiresias: Lass' mich fort — trag' du das deine!
ich will das meine tragen — hör' auf mich!

Ödipus: Nicht was du sollst, nicht was dir ziemt, redest du da!
Es ist deine Stadt, die Mutter! Weigerst du ihr den Spruch?

Teiresias: Was einer redet, gedeiht ihm nicht. Das seh' ich an dir.
Jetzt eben seh' ich's. Davor will ich mich wahren.

(Will gehen.)

Greise (niederfallend):
Versag uns nicht, das Wort!
Rede, wir liegen vor dir!

Teiresias: Ihr wißt nicht was ihr tut! Niemals, niemals
kommt's über meine Lippen. Um euretwillen.

Ödipus: Wie? Weißt es und willst nicht reden
und wir gehn zugrunde!

Teiresias: Was drängst du mich? Drängst doch vergeblich.

Ödipus: Du böser Alter! Einen Stein triebest du
zur Raserei — du sagst es nie?
Nichts rührt dich? nichts hat Macht über dich?

Teiresias: Was weißt du von mir — was weißt du von dir?

Ödipus: Wo ist ein Mensch, der das mit Ruhe anhört?
Und die Stadt geht zugrund!

Teiresias: Es macht sich frei, es windet sich los,
ob ich's bedecke mit Schweigen —
es kommt herbei.

Ödipus: Was kommen wird, du sollst es sagen, das,
das eben — sagen. —

Teiresias: Mein Mund bleibt zu.

Ödipus: So muß es denn heraus! Ich halt' mich nicht mehr!
Ich ahne, wie das steht. Du hast die Tat
im Dunkel angezettelt — du! Nur eben
die Hand nicht angelegt — das nicht, weil du ja blind bist!
Wärest du sehend, ich schriee es laut:
dir gehört die Tat, dir ganz allein!

Teiresias (böse):
Wahrhaftig? — Nun, so gebe ich den Rat
bei dem zu bleiben was du kundgetan
zuvor — du, König, als dein eigner Herold,
und weder mich von Stund an noch auch diese
mehr anzureden.

Ödipus: Ich?

Teiresias: Da du der Greuel bist,
der blutbefleckte, das Gespinst des Grausens,
die fressend Beule dieser Stadt.

Ödipus: Schamlos,
wie er mit diesen Worten frech herumwirft —
mit diesen Worten! Und du meinst, daß du,
Mensch, dem entrinnen wirst —

Teiresias: Bin schon entronnen! Um mich mein Schutz,
flügelschlagend, die Wahrheit mein Besitz!

Ödipus: Und woher hast du sie? Doch schwerlich wohl
von deiner Kunst?

Teiresias: Von dir — du reißt es mir heraus.

Ödipus: Noch einmal — wiederhol' es — deutlicher!

Teiresias: Du hast mich nicht begriffen? Oder prüfst du mich?

Ödipus: Ich faß' es noch nicht ganz. Sag' es noch einmal!

Teiresias: Des Mannes Mörder, den du suchst, bist du!

Ödipus: Nicht noch einmal — nicht ungestraft!

Teiresias: Willst du
was anderes noch hören?

Ödipus (verachtungsvoll): Was du willst.
Soviel du Lust hast. Es ist so wie leere Luft.
(Er bläst Luft über seine Lippen.)

Teiresias: Ich sag', du lebst in scheußlicher Vermischung
mit deinen Nächsten und du kennst die Tiefe nicht
des Grausens, drin du wohnst.

Ödipus: Und unbekümmert
und fröhlich, meinst du, wirst du fort und fort
so reden?

Teiresias: Wohl. Sofern die Wahrheit Macht
und Kraft besitzt auf dieser Welt.

Ödipus: Das tut sie.

Nur über dich nicht. Denn du bist ja taub
und blind zugleich und innen auch!

Teiresias: Ödipus!
So wie du mich da schmähst, so wird in kurzem
ein jeder hier dich schmähen!

Ödipus: Du Geschöpf,
das ewig wohnt in finstrer Nacht, was hast du
zu schaffen hier mit uns? Was kannst du
anhaben denen, die im Lichte wohnen?

Teiresias: Auch ist dir nicht verhängt, durch mich zu stürzen
in deinen Abgrund. Dazu ist Apollon
der Rechte und schon ist er an dem Werk.

Ödipus: Sag' kurz: Stammt alles dies aus deinem Hirn?
ja? oder sind's Erfindungen des Kreon?

Teiresias: Kein Kreon gräbt die Grube, du allein
gräbst sie schon selbst.

Ödipus: Macht, Reichtum, Herrscherthron, ihr schönen Kräfte,
im Kampfe des Lebens Kräfte andern trotzend,
wie kriecht der Neid um euch herum, wie gräßlich,
wenn dieses Thrones willen, den die Stadt
als freien unbegehrten Lohn mir gab,
mein Schwager Kreon, mein geschworner Freund,
mir heimlich nachstellt, mich ins Elend jäh
zu stoßen sinnt und diesen Gaukler auf mich hetzt,
den alten Taschenspieler da, der Augen hat
für seinen Vorteil, aber sonst für nichts.
Denn rede doch — wo hast denn du einmal
die hohe Seherkraft bewährt — ich meine,
es war hier einmal Not an Mann: es saß doch
auf einem Felsen vor der Stadt, mich dünkt,
die Sphinx und sang, die Hündin, Tag und Nacht
in eure Qual hinein — wo warst denn damals
du? Denn mir ist, daß damals Ödipus
hereinkam — wie? — der Nichtsverstehende,
kein Seher — und ein Ende machte dem,
woran ihr da verdarbet. Aber diesen
suchst du jetzt fortzutreiben, weil dann Kreon
auf diesem Thron wird sitzen, wie du meinst,
und du wirst seine rechte Hand sein: aber schlecht
wird dieses Kunststück euch bekommen, dir
und deinem Helfer. Wärst du nicht so alt,
du solltest fühlen lernen — büßend fühlen,
was du mir ausgebrütet!

Teiresias: Und bist du

der Herrscher, dir entgegen red' ich, rede
so stark wie du, des' ist in meiner Seele
Gewalt. Ich leb', und nicht dein Untertan —
einzig dem Gott nur, ihm, und brauche keinen Kreon,
daß er mich schütze! Höhnst du mich blinden Mann?
Blinder du selbst, erkennst nicht, in welcher Höhle dein Lager!
Siehst nicht, wer die sind, die mit dir hausen!
Sag' doch, woher du stammst? Fremd und feind
den deinen daheim, den deinigen hier.
Wohnst im Lichte? Nicht mehr für lange!
Mit schrecklichen Schritten kommt ein Fluch
von Vater und Mutter und jagt dich hin,
dann frißt dich die Nacht, dann heulen die Berge,
dann heulen die Buchten hinter dir drein den Wehruf.

Ödipus: Dies soll ich tragen — dies mir dulden? Fort!
Hinweg mit dir von dieser Schwelle — fort!
Zur Hölle fort mit dir!

Teiresias: Riefst du mich nicht,
Teiresias kam nimmer vor dein Haus.

Ödipus: Wußt' ich, daß du ein Narr bist?

Teiresias: Bin ich dir ein Narr und schien doch deinen Eltern weise?

(Er geht.)

Ödipus: Halt! Welche Eltern? Wer auf dieser Welt
hat mich gezeugt?

Teiresias: Dich zeugt der heut'ge Tag —
zeugt dich und macht dich zunichte.

Ödipus: Gräßliche Finsternis redet sein Mund! Rätsel auf Rätsel!

Teiresias: Bist du nicht der, vor dem die Rätselfrager
verstummen?

Ödipus: Ja, begeifre nur, was groß
mich schuf.

Teiresias: Elend schuf's dich zugleich.

Ödipus: Mag es! Hab ich die Stadt erlöset doch!

Teiresias: Fort nun! Schnell, Knabe, führ' mich weg!

(Es ist indessen fast völlig dunkel geworden.)

Ödipus: Ja, laß' dich führen. Bist du hier, so lastet
ein häßlich Etwas, bist du fort, wir atmen
dann wieder frei. (Er wendet sich, hineinzugehen.)

Teiresias: Ich gehe fort, doch werf' ich
ins Antlitz dir das Wort, um dessen willen
ich herkam, denn dein Arm erreicht mich nicht.
Ich sage dir: den du mit Heroldsrufen
und Flüchen suchest, jener Lahiosmörder,
der Mann ist hier am Ort. Es wird sich zeigen.

daß er vollbürtig ist, theban'sches Blut,
nicht bloß ein zugelass'ner Fremdling. Blind
aus einem Sehenden, sonst reich, jetzt Bettler,
wird er am Stabe sich ins Elend tasten.
Erfunden wird er werden als ein solcher,
der haust mit seinen Kindern als ihr Bruder
zugleich und Vater, und von der er stammt,
des Weibes Sohn und Gatte, und des Vaters
Genoß' im Eh'bett und zugleich sein Mörder.
Nun, König, geh' hinein und denke diesem nach,
und lüg' ich dir zuletzt, dann höhne mich! (ab.)

Ödipus (ins Haus ab. Das Tor fällt zu. Nacht.)

(Die Greise treten aus dem Hain heraus.)

Erster (umblickend): Wer?

Zweiter: Wer hat es getan mit blutigen Händen?

Dritter: Das Unsägliche!

(zugleich): Er fliehe! er fliehe!

(Sie sind an der Mauer des Palastes.)

Erster: (die Hände aufhebend):
Im wilden Walde schweift er hin,
durch Schlünde und Klüfte klimmt sein Fuß,
er will die Stimme nicht hören!
Doch fliegt sie ihm nach und umflattert sein Haupt, —
er entflieht ihr nicht!

Zweiter (an dem Hause):
Ist er nicht klug, ist er nicht gut
und unser König —
und ihn stürzte ein Wort —
ein Hauch vernichtete ihn!
Ödipus! Ödipus!

Alle: Dunkel! — Wer schaut ins Dunkel?
Götter allein — Zeus — Apollon!

(stark): Zeus! Apollon!

(Kreon von rechts, in dunklem Kleide. Vor ihm ein Fackelträger. Er geht auf das Haus zu.)

Die Greise (aus dem Dunkel): Kreon!

Kreon (stehen bleibend; in der Mitte):
Wer ruft? Wer klagt mich an?

Die Greise: Ödipus!

Kreon: So will ich sterben, wenn ich untreu bin!
Wer erfindet mich untreu der Stadt? —
den Freunden? — euch? — ihm? — wer?

Erster: Ich weiß nicht. Was die Herrscher tun, das seh' ich nicht.

Kreon: Er selber sprach das Wort? Antworte mir:

mit klarem Blick, seiner selbst bewußt, bei Sinnen?
Antworte mir!

Zweiter: Ich weiß nicht. Was die Herrscher tuen, seh' ich nicht.

(Das Tor auf; Licht bricht heraus. Ödipus steht da. Die Greise treten nach rechts hinüber ins Dunkle.

(Ödipus und Kreon stehen sich Aug in Auge.)

Ödipus: Du hier? Wie wagst du das? mit welcher Stirn?
Der du gezielt nach diesem Haupte da?
Vor aller Augen die Finger krallst nach der Krone?
Rede doch: bin ich dir dumm oder feig,
daß du das ersannest an mir zu tun?
Hast du gemeint, ich könne das Netz
nicht merken? wie? oder nicht zerreißen,
wenn ich's gemerkt? Wer bist du denn?
Einen Thron erobert Gold oder Kraft —
Wer bist Du — Kreon!

Kreon: Hör' mich, dann richte.

Ödipus: Zu hören brauch' ich dich nicht.
Was du getan, redet für dich.
Strafen werd' ich.

Kreon: Was hab' ich dir getan, Ödipus?
Welches Leid dir angetan?

Ödipus: Der mich hieß, Boten senden an den Seher,
warst du — oder warst es nicht?

Kreon: Ich war's und steh' noch ein für den Rat.

Ödipus: Stehst ein. (Pause.)
Wie lange ist das her, daß Lahios —

Kreon: Was Lahios —? Weiter! Ich versteh' dich nicht!

Ödipus: Verschwand — ganz spurlos — hingemordet irgendwo.

Kreon: Lang ist das her.

Ödipus: Lang! Und hat damals schon
des Propheten Kunst geblüht?

Kreon: Er war von jeher
ein großer Seher. Damals gerade so wie heute.

Ödipus: Und hat er damals immer so gedacht?

Kreon: Nicht daß ich wüßte.

Ödipus: Aber nach dem Mörder habt ihr geforscht?

Kreon: Das taten wir. Allein
stumm blieb um uns die Welt.

Ödipus: Warum hat damals
der weise Mann es nicht gesagt?

Kreon: Das weiß ich nicht.

(Pause.)

Ödipus: Doch so viel weißt du — so viel
kannst du auch sagen, wissend, daß du's weißt:
daß jener Alte, kam er nicht mit dir
zusammen, nie und nimmer hätt' den Mord
des Lahios mein Werk genannt.

Kreon: Davon weiß ich nichts. Darf ich nun fragen?

Ödipus: Frag' nur. Ich bin kein Mörder.

Kreon: Ich? Sag', ist nicht meine Schwester dir vermählt?

Ödipus: Soll ich dir das verneinen?

Kreon: Teilst du nicht —
und willig, dieses Landes Macht mit ihr?

Ödipus: Soviel sie wünscht.

Kreon: Und bin der Dritte dann
und euch zunächst nicht ich?

Ödipus: Da sagst du's, Kreon!
Weh ungetreues Herz!

Kreon (hebt die Hände): Du sollst es prüfen —
erwäg' es, Herr! Soll ich nach Herrschaft gieren,
die muß voll Sorgen sein, statt daß ich so
die gleiche Macht wie einen weichen Mantel
um mich gezogen, ohne Alpdruck schlafe?
Was soll ich wollen, der ich als ein Fürst
gehalten bin, ein kummerfreier Herrscher,
die Brust umspielt von weicher Luft, und alle
umschlingen meine Hand mit ihren Händen
und meines Mantels Ende fassen sie
und ihre Augen schmeicheln meinen Augen,
wenn sie vor dich hin wollen, o mein Bruder!
Dies sollt' ich fahren lassen, süß und reich,
wie's mich umgibt, und haschen, wie in fahlen
Halbträumen nach dem andern? Ödipus!
kennst du mein Herz so schlecht? nimmst du mich so?
auf unerwies'nen Argwohn? Ödipus!

(Er rührt sein Gewand an.)

Laß' doch die Zeit mich prüfen. Triffst du mich
mit dem — mit jenem — mit dem Seher dort
geheime Pläne schmieden, straf' mich dann!
Straf' mich, wie du noch nie gestraft! Allein
stoß' nicht den Freund von dir um nichts!
Ist's nicht, als würfest du dein eigen Sein
Im jähen Zorn von dir? Sind Jahre nichts?
Gelebte Jahre, Ödipus!

Die Greise (murmelnd): Er redet
ein gutes Wort! Wer sich vor jähem Sturze

macht nimmt, hört ein solches Wort, o Fürst!
Der Rasche handelt selten wohlbedacht.

Ödipus: Im Rücken spinnt Verrat sich an und ich
soll zögern, ruhig warten, bis ich hin bin
und er an seinem Ziel?

Kreon: Was denn begehrst du?
Du stößest mich aus diesem Land?

Ödipus: O nein!

Kreon: Nein?

Ödipus: Nein. Geächtet wirst du nicht. Du stirbst.

Kreon: Wahnsinniger!

Ödipus: Nun bei Vernunft, nun erst
vielleicht zum erstenmal.

Kreon: Vernunft —

Ödipus: Für mich.
Für mich!

Kreon: Doch auch für mich verlang' ich sie —
Vernunft!

Ödipus: Kreon, du bist ein Schurke.

Kreon: Und wenn dies alles Unsinn ist?

Ödipus: Auch dann
hast du zu bücken dich.

Kreon: Nicht vor dem Unrecht,
das bös sich spreizt.

Ödipus: O Königtum von Theben!

Kreon: Auch ich bin Blut von Theben, ich bin auch
ein Teil von dieser Stadt.

Greise: Ihr Fürsten! Still!
Jokaste kommt, die Königin!

(Jokaste tritt aus dem Tor.)

Unselige, was streitet ihr im Dunklen?
Schämt ihr euch nicht noch finstres Leid zu schaffen,
wo alles rings von finstrem Leiden stöhnt?
Geh' in dein Haus zurück, schnell, Kreon, geh!

Kreon: Schwester, das Ungeheuere, dein Mann
verhängt es über mich und schreit: es ist
Gerechtigkeit. Er stößt mich aus der Heimat,
oder er liefert mich dem Henker!

Ödipus: Ja!
so tu' ich, meine Frau. Denn ich hab' ihn
ertappt, wie er Verrat im Dunkel spann.

Kreon: So töte mich ein Fluch, wenn ich getan hab',
wess' er mir Schuld gibt,

Jokaste: Glaub' doch bei den Göttern,

glaub' doch dem Eid. Er schwört ja doch. Bezähm'
doch deinen Zorn vor mir und vor den Männern,
die dort im Dunkel stehn.

Die Greise: Gib nach, mein Fürst!
Bezähme dich!

Ödipus: Was soll ich tun?

Die Greise: Stoß' nicht den Freund von dir! Verachte nicht
gelebte Jahre! Sie sind alles, was uns bleibt!

Ödipus: Und weißt du, was du forderst?

Die Greise: Weiß es wohl.

Ödipus: So rede!

Die Greise:
Er hat sich rein geschworen.
Aus grundlosem Wahn stoß' ihn nicht fort!

Ödipus: Begehrt ihr das? So habt ihr mein Verderben
begehrt.

Die Greise: Nein! nein! nein!
Zerbrich mir nicht mein altes Herz!
Mög' ich vergeh'n, wenn ich jemals
das gedacht!

Ödipus: So geh' er hin und müßt' ich zehnmal drum
zugrunde gehn. Dein Jammer schneidet mir
in's Herz. Denn, wo er bleiben wird,
werd' ich ihn hassen.

Kreon: Ödipus!

Ödipus: Fort! Laß' mich!
Heb' endlich dich von hier!

Kreon: Ich geh', ich gehe.
Du kennst mich nicht, die aber kennen mich.

(Er geht.)

Die Greise (unter sich)):
Was führt sie den Mann nicht hinein?
in's Haus? in den Frieden?

Jokaste (mit Ödipus vor dem Tor. Von innen aus dem Haus fällt Fackellicht.):
Sag' mir, was es war. Mich ängstet dein Zorn.
Mich ängstet das Dunkel.

Ödipus: Betrug und Tücke, namenlos!

Jokaste: Sprich es aus! Zu mir, Ödipus!

Ödipus: Er sagt — er sagt, es kommt heraus, daß ich
der Mörder dieses Lahios bin —

Jokaste: Er sagt?
Was heißt: er sagt? er meint es? er bezeugt's?
oder er hat's gehört von irgendeinem?

Ödipus: O, er nimmt's nicht in seinen Mund, das Wort.
Er hat den schurkischen Seher ausgeschickt —

Jokaste: Den Seher! O dann schlag' dir's aus dem Sinn.
Hör' mich doch an: es gibt kein sterblich Wesen,
das Seherkraft besitzt. Ich weiß es, ich,
und ich beweis' es dir: dem Lahios
ward so verkündigt, o mit solcher Wucht,
daß ihm der Tod bestimmt sei von der Hand
des eignen Sohnes. Nun? und haben ihn
auf einem Kreuzweg, wo in fremdem Wald,
nicht fremde Räuber eines Nachts erschlagen?
Und hat des armen Kindes Leben kaum
den dritten Tag geseh'n, so griff er es
und band mit Riemen ihm die kleinen Füße
und warf's durch eines Knechtes Hand hinaus
in öde Wildnis, die kein Fuß betritt.
So hat Apollon weder dies erfüllt
noch jenes: jenes Wesen wuchs nicht auf
und ward kein Vatermörder, Lahios
erlitt nicht seinen Tod von Kindeshand.
Da hast du ihre Sehersprüche. Will
ein Gott das Schicksal offenbaren, reißt
er selber leicht die dunklen Schleier weg.

Ödipus: Weib! Weib! wie du da redest, wühlt sich mir
das Innre um und gräßlich fliegt im Hirn
das Denken.

Jokaste: Was beängstigt dich? was meinst du?

Ödipus: Ich glaub', du hast gesagt, auf einem Platz
im Walde, wo sich Wege kreuzen, wurde
Lahios erschlagen.

Jokaste: Ja, so ward gesagt.

Ödipus: Wo liegt das Land, wo dies geschah? wo liegt es?

Jokaste: Das Land heißt Phokis. Mit dem Weg von Daulis
an's Meer trifft sich ein Hohlweg, der nach Delphoi
hinaufführt.

Ödipus: Wie viel Zeit mag seit der Tat
verflossen sein?

Jokaste: Es war nur wenig früher,
daß wir's erfuhren, als den Tag, den du
hier zu uns kamest und dann König wurdest.

Ödipus (zum Himmel):
O Zeus! was hast du mir zu tun beschlossen!

Jokaste: Mein Ödipus, was faßt dich an?

Ödipus: Frag nicht.
Noch nicht. Vom Lahios melde mir. Nur schnell.
Wie war sein Wuchs? von welchem Alter war er?

Jokaste: Groß, eben fing sein Haar zu bleichen an.
Dir glich in vielem die Gestalt.

Ödipus: O weh'!
O weh' mir Armen! bodenloser Abgrund
gräßlicher Flüche, selbst gegraben, selbst mich selbst
hinabgestürzt!

Jokaste: Mein Fürst! ich habe Furcht.

Ödipus: Ich habe Angst, gräßliche Angst, es könnte
der Seher richtig das gesehen haben . . .
(Er rafft sich auf.)
Das wird sich zeigen, wenn du eines noch
mir sagst.

Jokaste: Mich schüttelt solche Furcht! Sei ruhig,
ich werde alles sagen, was ich weiß.

Ödipus: Ob jener Lahios einfach reiste oder
mit viel Gefolge, als ein Fürst?

Jokaste: Es waren
im ganzen fünf. Darunter war ein Herold.
Ein Wagen bloß, auf dem fuhr Lahios.

Ödipus: Ah! alles klar! Wer war es denn nachher,
der diese Nachricht brachte, Weib?

Jokaste: Ein Diener.
Der einzige, der sich rettete.

Ödipus: Wo ist er?
im Haus?

Jokaste: Nicht mehr. Nachdem er wiederkam
und sah die Macht in deinen Händen und
verschwunden Lahios, so warf er sich
vor mir zur Erde, faßte mein Gewand
und bat mich flehend, ihn aufs offne Land
zu lassen, zu den Herden. Und ich ließ ihn.
Denn war er auch ein Knecht, er war wohl auch
viel größrer Gnaden wert, als dieser Gunst.

Ödipus: Er muß herbei. Geht das? geht das in Eile?

Jokaste: Das kann er. Doch zu welchem Zweck begehrst du's?

Ödipus: Mir bangt um mich, Frau, daß ich schon zu viel
geredet habe. Darum wünsch' ich ihn
zu sehen.

Jokaste: Er soll kommen. Doch auch ich
verdiene wohl, mein König und Gemahl,
zu wissen, was dir so das Herz beschwert.

Ödipus: Es bleibt dir nicht erspart, da ich so weit
gekommen bin in meinen Hoffnungen.

Wo wäre auch ein höh'res Haupt, zu dem
ich reden könnte, da mich mein Geschick
so weit getrieben hat. Hör' zu. Mein Vater
war Polybos, der König von Korinth.
Die Mutter Merope. Ich lebte dort,
als erster nächst dem Throne, bis sich etwas
begab, das seltsam zwar, allein nicht wert
all meines Eifers war. Bei einem Gastmahl
berauschte sich ein Mensch und nannte mich
ein Findelkind, ein eingeschmuggeltes
an Königsohnes statt. Ich schlug den Mann,
daß sie für tot ihn trugen, und am Morgen,
nein, noch die gleiche Nacht, ging ich hinein
zu meinen Eltern und befragte sie. Sie zürnten schwer
dem, dessen frecher Mund gesprochen hatte
im Rausch, was nicht die Wahrheit war. Sie schlangen
die Arme so wie nie um mich und gaben
der Seele unvergeßlich süße Worte.
Allein das andre Wort fraß sich mir tief und tiefer
in's Innre und so zog ich heimlich fort
nach Delphoi, zum Palast des Gottes, wo
die Wahrheit aus dem Mund der Priesterin
wie flüssig Feu'r hervorbricht. Doch Apollon, —
merk' auf — um was ich kam, das achtete
er nicht der Antwort wert und kündete
mir andre schlimme grauenvolle Dinge:
daß ich zum Weib die Mutter nehmen würde
und Kinder zeugen, ein Geschlecht des Grausens,
und meines Vaters Mörder sein. Und als
ich dies vernommen, stieß ich mein Gefolge
von mir und mied von da an mein Korinth
und zog in fremdes Land, damit ich nie
die Schmach des grauenvollen Spruches möchte
an mir erfüllt sehn. Und die Wanderung
hat mich, daß weiß ich, auch dahin geführt,
wo dieser König, wie du sagst, erschlagen ward.
Und, Frau, ich will die Wahrheit reden: einmal,
an einem Abend, war ich jenem Kreuzweg
ganz nah' — da kam ein Herold mir entgegen
und fuhr mich an mit bösen Reden und
er wollte nach mir schlagen. Da erschlug ich
den Herold und nachher erschlug ich auch
den Herrn des Wagens und die Knechte auch,
weil sie mich binden wollten für den Henker.

(zögernd):

Wenn nun der Fremde irgendwie verwandt
mit Lahios war — wer wäre dann so elend,
wie dieser Mann? Wo wäre, Weib, auf Erden,
ein zweiter so verhaßt, so erzverhaßt
den Göttern? Über mir kein Dach. Mich nimmt
kein Gastfreund in sein Haus. Es redet keiner
zu mir. Sie stoßen mich von ihrer Schwelle.
Und das hat keiner über mich, kein andrer
verhängt als ich. Und dann des Toten Bette,
das wird von meinem Leib berührt, vom Leib
des Mörders. Bin ich nicht verrucht? nicht ganz
verworfen? Und muß ich von jetzt nicht schweifen
auf ewig unbehaust? Nicht hier daheim,
nicht dort? Denn setzt ich den verfluchten Fuß
dort in die alte Heimat, müßt ich ja
die Mutter frei'n und des Vaters Mörder sein,
der mich gezeugt und aufgezogen hat,
des Königs Polybos. Hier dies, dort das.
Wer spielt dies Spiel mit mir? Das ist ein ungeheurer, grausam starker Dämon! Weh!
O Heiliges, verborgen Webendes,
den Tag nur lass' mich nicht erleben, lass'
mich aus der Welt entschwinden, spurlos, ewig
verschwinden, eh' das Schicksal auf die Stirn
Dies blutige Brandmal drückt.

Die Greise: Noch ist ja Hoffnung!
Die eine! bis der Mensch, der eine Zeuge,
dess' Augen alles sah'n, gesprochen hat.

Ödipus: So weit frist' ich die Hoffnung hin. So lange
ertrag ich es, zu warten.

Jokaste: Und wenn er da ist, was beschließest du,
was dann zu tuen?

Ödipus: Find' ich, daß er überein
aussagt mit dir, dann wär' ich ja entflohn
der fürchterlichen Angst.

Jokaste: In welchem Ding? was hab' ich denn gesagt?

Ödipus: Du sagst, er sprach von einer Räuberschar,
die ihn erschlug. Ich bin ein einzelner.
Doch wenn er einen ledig zieh'nden Wandrer nennt,
dann fällt's auf diesen Kopf!

Jokaste: So sei gewiß, so war's, so wie zuerst
ich sagte. Wenn er widerrufen wollte,
es waren Männer da, nicht ich allein,

die's hörten. Und wenn er verdreh'n wollte
das eigne Wort, zur alten Meldung dies
und jenes fügen — das — das wäre ja
gar nichts! Dann stimmen ja auf's neue nicht
des Lahios Untergang und die Orakel.
Denn Lahios verhieß ja er, der Gott,
daß ihm das Kind, aus meinem Schoß geboren,
den Tod bereiten würde. Hat ihn denn
nun dies unsel'ge Kind erschlagen, das
längst vor dem Vater tot war? Das sind Sprüche
von Sehern! Mich bekümmert keiner mehr.

Ödipus: Wie du das ausdenkst! Du hast recht. Nur dennoch
lass' mir den Hirten kommen.

Jokaste: Ödipus!

Ödipus: Nein, das versäum' mir nicht.

Jokaste: Ich will es tun.
In Eile send ich hin. Nur komm hinein.

(Sie gehen in den Palast. Das Tor schließt sich. Halbdunkel, wie wenn der Mond hinter Wolken steht.)

(Schluß folgt.)

Fürst Metternich und die Staatskonferenz.

Mit Benützung ungedruckter Quellen.

Von Professor Eduard v. Wertheimer.

Zu den bedeutendsten Ereignissen der Geschichte Alt-Österreichs im vorigen Jahrhundert gehört die Bildung der österreichischen Staatskonferenz von 1836. Nicht weit reicht jedoch unsere Kenntnis der Vorgänge bei Schaffung dieser obersten staatlichen Behörde.* Geradezu auffallend ist es, daß die von Klinkowström herausgegebenen Papiere Metternichs kein einziges hervorragendes Aktenstück über diese Staatskonferenz enthalten. Alles, was hier geboten wird, beschränkt sich auf einen kleinen Brief** und ein paar Seiten der „Autobiographischen Denkschrift"*** Metternichs sowie auf einzelne, allerdings sehr interessante Bemerkungen seiner Gemahlin, der Fürstin Melanie.† Und doch hat der Staatskanzler anfangs Dezember 1836 einem ihm sehr vertrauten Staatsmann, dessen gehaltvolle, ungedruckte Aufzeichnungen wir hier vielfach benutzen,†† ein umfang-

* Von Arbeiten über die Staatskonferenz erwähne ich hier (Graf Hartig) Genesis der Revolution in Österreich, Leipzig, 1850, S. 45. — Adolf Schmidt, Zeitgenössische Geschichten, 1859, S. 489 ff. — Heinrich v. Sybel, die österreichische Staatskonferenz von 1836, „Histor. Zeitschrift", 1877, S. 385 ff. — Hock-Bidermann, der österreichische Staatsrat, 1879, S. 679 ff.

** Aus Metternichs Nachlaß, VI. Bd.

*** ibid., VII. Bd., S. 617.

† Aus Metternichs Nachlaß, VI. Bd.

†† So oft ich die Tagebücher dieses österreichischen Staatsmannes, dessen Name mir wohlbekannt ist und der sich des Vertrauens der höchsten Persönlichkeiten erfreute, für diese Darstellung verwerte, zitiere ich: Tagebücher eines österreichischen Staatsmannes. (In Abkürzung: T. e. ö. St.)

reiches Dossier mit auf die Geschichte der Staatskonferenz bezüglichen Akten zu lesen gegeben.* Wo sind also die Dokumente österreichischen Ursprunges, die vor allem geeignet wären, die volle Wahrheit über die inneren Vorfälle bei Kreierung dieser obersten Behörde zu enthüllen? Im k. und k. Staatsarchiv sucht man vergeblich nach ihnen; dessen Bestände bergen sie nicht in sich. Wenn aber das k. und k. Staatsarchiv auch nicht die erforderlichen Quellen zur Darstellung der Verhältnisse gewährt, unter deren Drucke die Staatskonferenz von 1836 entstand, so bot es doch einen diese Dinge eingehend beleuchtenden Brief Metternichs an den Grafen Ficquelmont, den damaligen Botschafter in Petersburg. Dieses französisch verfaßte Schreiben ist die einzige vorhandene ausführliche schriftliche Äußerung des Staatskanzlers über die Staatskonferenz. Aus diesem Grunde glaubten wir es auch hier nebst anderen ungedruckten Mitteilungen als wichtigen Beitrag zu deren Geschichte in deutscher Übersetzung zu veröffentlichen.**

* * *

Nur äußerst dringende Umstände, gleichsam der Zwang der Not, veranlaßten den Staatskanzler, an dem Bestand der bisherigen obersten Staatsbehörden zu rütteln, wie sie sich in der „Konferenz", auch „Ministerialkonferenz" genannt, und in dem noch von Maria Theresia begründeten „Staatsrat" repräsentierten. Schon zu Lebzeiten des Kaisers Franz hatten sich überall Risse geoffenbart, die eine Verbesserung und Umgestaltung der „Staatsmaschine" erheischten. Die höchste Sphäre der Regierung unter Kaiser Franz war durch einen äußerst weitschweifigen Geschäftsgang gekennzeichnet, ohne daß natürlich der Zusammenhang der einzelnen oberen Behörden hierdurch ein innigerer geworden wäre. Das Ganze bildete einen mehrstöckigen Aufbau, bei dem ein ewiges Hinauf- und Herabreichen stattfand. Die Hofstellen, den heutigen Ministerien entsprechend, waren kollegiale Behörden, deren Beschlüsse von ihren Präsidenten dem Herrscher schriftlich mitgeteilt wurden. Über diese Anträge pflegte der Monarch dann noch das Gutachten des in vier Sektionen eingeteilten Staatsrates einzuholen. Stimmte die betreffende Sektion mit den Anschauungen der Hofstelle nicht überein, so leitete Franz in letzter Instanz die strittige Angelegenheit an die „Konferenz", zu deren vornehmsten Mitgliedern Metternich und der tüchtigste Kenner der inneren Verwaltung, Franz Anton Graf Kolowrat-Liebsteinsky, gehörten. Das stets wache Mißtrauen des Kaisers begnügte sich aber nicht mit dieser vielzügigen Einteilung. Häufig durchbrach er den Geschäftsbereich der hierzu befugten Behörden und betraute, wie dies gerade in seinen letzten Lebensjahren geschah, Erzherzog Ludwig und den Grafen Kolowrat mit der Erledigung der wichtigsten Angelegenheiten. Die nächste Folge davon war eine unnatürliche Vermengung der einzelnen Regierungssphären, ein ewiges Überschreiten derselben und überdies ein allzu großes Anwachsen der Machtfülle Kolowrats. Wiederholt machte der Staatskanzler seinen Herrn auf diese Übelstände aufmerksam. Glaubt man Metternich, so war Franz auch bereit, die ihm von seinem Staatskanzler vorgelegten Entwürfe zu einer Reform der Regierung zu billigen. Aber noch ehe Hand ans Werk gelegt werden konnte, starb Kaiser Franz, 2. März 1835.

* T. e. d. St.

** Für das dem k. u. k. Staatsarchive entnommene Material sage ich den Herren Direktor Hofrat Dr. Gustav Winter und Vizedirektor Dr. Árpád v. Károlyi besten Dank.

Solange dieser Monarch mit seiner erprobten Erfahrung, unstreitig großen Geschäftskenntnis und der ihm innewohnenden Autorität den Wirkungskreis der „Staatsmaschine" wie dazumal die Bezeichnung lautete, in seiner Person konzentrierte, traten die schweren Mängel der bestehenden Verwaltung weniger merkbar in den Vordergrund. An allen Enden krachte jedoch das Staatsgebäude in seinen Fugen, überall zeigten sich Haltlosigkeit und Verwirrung, als der neue Regent, Kaiser Ferdinand, die Zügel der Herrschaft ergreifen sollte. Jetzt erst offenbarte sich in seinem ganzen Umfange der Mangel einer präzise laufenden Staatsmaschine, deren Stelle bisher das persönliche Regiment des Kaisers Franz eingenommen hatte. Unter seinem Nachfolger Ferdinand war mit einem Schlage allen Intrigen, allen berechtigten und unberechtigten Ansprüchen auf die Mitwirkung bei der Regierung Tür und Tor geöffnet. Solange Franz lebte, sah sich die Koterie der Erzherzoge, mit Ausnahme seines Bruders Ludwig, zu völliger Untätigkeit verurteilt. Auch hätte es keiner der Minister gewagt, sich mehr Machtbefugnisse aneignen zu wollen, als sie ihm vom Monarchen selbst eingeräumt worden waren. Nun aber begann der Streit der Interessen, der die Monarchie mit der größten Gefahr bedrohte. Vor allem spitzte sich der Kampf zu einer Kraftprobe zwischen Metternich und Graf Kolowrat zu, der sich allmählich zu einem unbeschränkten Herrscher in allen das Innere und die Finanzen betreffenden Angelegenheiten emporgeschwungen hatte. Die Normen des noch immer in Gültigkeit bestehenden Staatsrates und der Ministerialkonferenz bildeten keinen Damm für den Ehrgeiz dieses Mannes, der mehr rührig als fleißig, mehr empfindlich und reizbar als entschieden und entschlossen war. Neben sachlichen Gründen spornte auch die Sorge für die eigene Existenz Metternich zu einem Feldzuge gegen die riesig angewachsene Macht seines Kollegen Kolowrat an. Die von ihm noch zu Lebzeiten des alten Kaisers geplante Reform sollte hierzu das bewährteste Mittel bieten, das zugleich den Vorteil der Vermeidung des offenen Bruches mit Kolowrat bot. Metternich kam es ja in erster Linie darauf an, alles in der größten Stille abzumachen und der Außenwelt nicht das düstere Schauspiel von Konflikten und Spaltungen in den höchsten Regionen zu bieten. Sorgfältig sollte das Geheimnis behütet, keinem Unberufenen Einblick gewährt und der Glaube an die unversehrte Beständigkeit der Regierungsmaschine mit allen Mitteln aufrechterhalten werden. Ungeachtet aller Mühe war das aber doch nicht gelungen. Den ersten Angriff auf seinen Wirkungskreis hatte Kolowrat mit dem Verlangen seiner Entlassung beantwortet — ein so ungewohnter Vorgang in dem damaligen Österreich, daß er natürlich das größte Aufsehen erregen und tieferen Einblick, als gerade nötig war, in das Ringen der einzelnen Parteien miteinander in der unmittelbaren Nähe des Thrones gewähren mußte. Kolowrat schützte Krankheit als Grund seines Rücktrittes vor. „Ich sah ihn weinen" — schreibt Metternich in dem Brief an Ficquelmont — „in Verzweiflung geraten darüber, daß er dies Opfer der höchsten aller Verpflichtungen: der eigenen Erhaltung bringen müsse." Bei der Intimität, die damals zwischen den Höfen von Wien und Berlin bestand, suchte Metternich sofort den Vertreter der preußischen Macht von der Harmlosigkeit des ganzen Vorfalles zu überzeugen. „Ich will Ihnen" — sagte er zum preußischen Gesandten — „die reine Wahrheit enthüllen. Herr v. Kolowrat leidet viel am Unterleib. Zweimal jährlich, meist um die Nachtgleiche, hat er seine Anfälle, so auch in diesem Jahre. Dann ist auch sein geistiger Zustand sehr affiziert."* In Berlin

* Sybel, Die österreichische Staatskonferenz von 1836, a. a. O., S. 399.

erregte die „eigentümliche Kränklichkeit“ wie auch die „vortreffliche Schilderung des Gemütszustandes“* Kolowrats das größte Interesse. „Ich kann wohl begreifen“ — mit diesen Worten beantwortete der preußische Staatskanzler Fürst Wittgenstein die ihm durch das Organ des Wiener Gesandten übermittelte Charakteristik Kolowrats — „daß man von einem solchen Heimweh oder Hinausweh heimgesucht werden kann: unter uns gesagt, leide ich besonders an letzterem ganz bedeutend, obgleich ich nicht Ursache habe, mich über irgend etwas zu beklagen. Nicht jedem ist, mein gnädiger Fürst, Ihr Geist und Ihre Charakterstärcke gegeben.“**

Metternich begnügte sich aber nicht, das Demissionsverlangen Kolowrats als eine vorübergehende, durch krankhafte Launen verursachte Erscheinung hinzustellen. Ein sechsmonatlicher Urlaub sollte in schonendster Weise die Rückkehr zu den Geschäften ermöglichen. Wenn nun behauptet worden ist, daß Metternich diese Zeit des Urlaubes zur Begründung von Einrichtungen benutzte, die Kolowrats bisherigen Einfluß untergraben sollten,*** so widerspricht dem der Staatskanzler im vorliegenden Briefe aufs bündigste. „Ich bat ihn“ — bemerkt er da — „sich mit dem Erzherzog und mir zu verständigen über die Art der Vorkehrung für Versehung der Funktionen seines Amtes während seiner Abwesenheit. Unfähig, sich selbst mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, überließ er uns die Sorge, alles nach Maßgabe der Verhältnisse zu regeln. Es war nötig, ihn beim Worte zu nehmen.“ Nur scheint Metternich den Grafen allzusehr beim Worte genommen zu haben! Dieser hatte ihm wohl die Vollmacht zu Vorkehrungen für die Versehung seiner Funktionen gegeben, aber nicht die Ermächtigung zu tiefgreifenden Veränderungen in den höchsten Regionen der Regierung. Und für solche hatte Metternich den Erzherzog Ludwig gewonnen. Ihm, dem diese Angelegenheit viel Sorge bereitete und die Nachtruhe raubte, erschien es als Pflicht, auf der Herstellung eines Zentrums für alle Regierungshandlungen zu beharren. Diesen Bemühungen verdankte das Handbillett vom 31. Oktober 1836 seine Entstehung, mittels dessen die „Staatskonferenz“, als neue oberste staatliche Behörde ins Leben gerufen werden sollte. Sie war bestimmt, ein „beratender Körper“ zu sein, „welchem weder ein Anteil an der ausübenden Gewalt, noch die Befugnis zusteht, in irgendeiner Angelegenheit die Initiative zu ergreifen“.† Ohne Einwilligung Kolowrats wagte man es aber doch nicht, diesem Handbillett sofort bindende Kraft zu verleihen. Es wurde daher vorerst seine Rückkunft nach Wien abgewartet, die am 14. November erfolgte. So freilich hatte sich Kolowrat die Abmachungen mit Metternich vor Antritt seines Urlaubes nicht vorgestellt. Er machte kein Hehl aus seinem tiefen Verdruß über die getroffenen Veränderungen.†† „Nach vielen Ja und Nein“ — erzählt unser in diesen Kulissengeschichten wohl bewanderter Staatsmann, der Intimus und die Stütze Metternichs speziell bei der Erzherzogin Sophie — „endete Graf Kolowrat mit der Erklärung, daß er nicht zustimmen

* Wittgenstein an Metternich, 14. Nov. 1836. Wiener k. und k. Staatsarchiv.

** ibid.

*** Sybel, Die österreichische Staatskonferenz von 1836, S. 399, Historische Zeitschrift 1877.

† Handbillett vom 31. Oktober 1836. K. u. k. Wiener Staatsarchiv.

†† C. e. ö. St. Dezember 1836. Le comte de Kolowrat accoutumé à tout appeler à lui c. à. d. tout ce qui ressort du département de l'intérieur et des finances fut très-mécontent de cet arrangement.

würde, wieder einzutreten (in sein Amt), wofern nicht alles auf den alten Fuß zurückkehre." Hierauf richtete, jedenfalls um ihn zu beruhigen, Erzherzog Ludwig einige von Graf Clam verfaßte Schreiben an Kolowrat, deren Inhalt wir leider nicht kennen. Sie scheinen aber nicht die erwünschte Wirkung erzielt zu haben. Da entschloß sich Erzherzog Ludwig am 5. Dezember eine Konferenz einzuberufen, in der Kolowrat ganz entschieden vor die Alternative gestellt wurde: entweder Präsident der von ihm bisher geleiteten Staatsratssektion zu bleiben oder aber unter Entsagung auf diese Würde Mitglied der neuen Staatskonferenz zu werden.

Diese energische Sprache scheint insofern geholfen zu haben, als Kolowrat endlich den Widerstand gegen die Einführung dieser Behörde aufgab. Verlassen von allen Seiten, gab er dem mächtigen Drucke nach, dem er sich ausgesetzt sah. Es war ihm nicht entgangen, daß Metternich sehr nützliche Bundesgenossen in den vornehmsten Personen des Hofes gefunden. Von Erzherzog Franz Karl, dem Bruder Ferdinands, heißt es in unserer Quelle, daß er sich hierbei „vollkommen" benommen. „Ich spreche nicht" fährt der Verfasser des Tagebuches fort — „von der Erzherzogin (Sophie), die immer sieht, denkt und handelt, wie es die honetten Leute nur zu wünschen vermögen. Auch die Kaiserin Mutter (Karolina Augusta) ist ganz von ihrer Vorliebe für den Grafen Kolowrat zurückgekommen."* Unter solchen Umständen hielt es dieser für das Klügste, die Dinge nicht aufs äußerste zu treiben. „Graf Kolowrat" — lesen wir im Tagebuche — „unterwarf sich und aller Wahrscheinlichkeit nach hätte er sich noch härteren Bedingungen gefügt, denn die ihn umgebende Clique, die infolge von Mißbrauch das bildet, was man recht eigentlich das ministerielle Bureau nennt, hängt zu sehr an der Macht, um sich dieser zu entäußern." Vollkommen hatte er sich doch nicht unterworfen. Vor allem nahm er an dem Handbillett vom 31. Oktober 1836, dem ja noch immer die kaiserliche Unterschrift fehlte, einige einschneidende Änderungen vor. Der Stelle, die bestimmt, daß der Staatskonferenz nicht die Befugnis zusteht „in irgendeiner Angelegenheit die Initiative zu ergreifen", gab er eine Wendung, die deren Machtbereich wesentlich erweiterte. Er wollte, daß der betreffende Passus zu lauten habe: „jedoch das Befugnis zusteht, Mich auf Regierungsmaßregeln, welche sie (die Staatskonferenz) geraten oder notwendig findet, aufmerksam zu machen, um solche in angemessenem Wege zur Beratung bringen zu können."** Aber noch eine andere, tiefgreifende Verbesserung nahm Kolowrat an dem Handbillett vom 31. Oktober vor. Verordnete der ursprüngliche Entwurf: „Der Chef der Staatskonferenz, als welchen Ich Sie (Metternich) in deren dermaligen Gestaltung bestätige, wird von mir bestimmt", so sollte es nach Kolowrat von nun an heißen: „das Präsidium der Staatskonferenz behalte Ich Mir selbst vor. In meiner Verhinderung hat mein Herr Onkel, der Erzherzog Ludwig Liebden das Präsidium zu übernehmen oder an eines der genannten Mitglieder der Konferenz nach ihrem Range zu übertragen."*** Auf diese Weise hatte Kolowrat, wahrscheinlich im Einverständnisse mit Erzherzog Ludwig, dem Vorsitze Metternichs, den dieser sich selbst zuspielen wollte, einen kräftigen Riegel vorgeschoben. Daraus, daß dieser Vorschlag tatsächlich angenommen wurde, darf wohl gefolgert werden, daß alle Anträge Kolowrats Berücksichtigung gefunden haben. Wir sind hier

* T. e. 5. St. Dezember 1836.

** Marginalbemerkung Kolowrats zum Handbillett vom 31. Oktober 1836. K. u. k. Staatsarchiv.

*** Marginalbemerkungen Kolowrats a. a. O.

auf Vermutungen angewiesen; denn nur der Entwurf des Handschreibens vom 31. Oktober mit den Marginalbemerkungen Kolowrats liegt vor, nicht aber auch das mit der Namensfertigung des Kaisers versehene Original selbst. So sehr aber scheint dem Staatskanzler eine rasche Erledigung dieser Staatsaffäre erwünscht gewesen zu sein, daß er selbst in das Opfer der Beseitigung seines Präsidiums willigte. Er war müde der fortdauernden Kämpfe. Mehr als ihn ergriffen diese Reibungen den Kaiser, dem man, wie es scheint, davon Mitteilung gemacht hatte. In der Nacht vom 7. auf den 8. Dezember und an diesem Tage selbst hatte er mehrere Anfälle seines Leidens. Sie schwächten ihn in so hohem Grade, daß er zur Unterzeichnung jener Handbillette völlig unfähig war, durch die alle auf die Staatskonferenz bezüglichen Bestimmungen ihre Sanktion erhielten.* Erst am 12. Dezember konnte er diese Willensäußerung mit seiner Unterschrift besiegeln. Von diesem Tage datiert das Handbillett an Erzherzog Ludwig, das diesen für den Fall der Verhinderung des Monarchen zum Präsidenten bestimmt und dessen Vertretung wieder dem rangältesten unter den permanenten Mitgliedern der neuen Staatskonferenz übertrug. Zu diesen gehörten außer Erzherzog Ludwig dessen Neffe Erzherzog Franz Karl, Metternich und Kolowrat.** Von großer Wichtigkeit war es ferner, daß die bisherige, sich jeder Kontrolle entziehende Wirksamkeit Kolowrats genau umschrieben wurde — worin man wohl den Haupterfolg Metternichs erblicken kann. Zwar gelang es ihm nicht, wie er es ursprünglich beabsichtigte, seinen Rivalen auf das Präsidium in der Staatsratssektion des Innern zu beschränken und damit Justiz und Finanzen seiner oberen Führung zu entziehen. Vielmehr ward Kolowrat, wie es in dem an ihn gerichteten Handbillett ausdrücklich heißt, auf seinen eigenen Wunsch von der Leitung „der Sektion des Innern" enthoben. Dagegen wurden ihm die Gegenstände der hohen Finanzverwaltung, der geheimen Kreditsoperationen sowie der hohen Polizei überwiesen.*** Außerdem verfügte das Handbillett, daß er über alle im Staatsrate verhandelten Geschäftsstücke in Kenntnis gesetzt werden müsse. Es stand ihm frei, über diese an den Kaiser direkt zu berichten oder aber eine Beratung der Staatskonferenz hierüber zu beantragen.† Aus Metternichs Lager erfahren wir es, daß diesen die endliche Lösung der strittigen Frage erleichtert aufatmen ließ. Auch der Staatskanzler selbst bestätigt es, wie außerordentlich erfreut er über den erreichten Erfolg war. „Das Werk" — rief er aus — „das jetzt vollendet wurde, ist von sehr hoher Bedeutung. Es stellt die Dinge und die Menschen in die richtige, klare und genaue Beleuchtung." Er für seine Person konnte vielleicht mit dem erlangten Resultate auch zufrieden sein. Ob aber auch das so gepriesene Werk von Vorteil für den Staat gewesen? Die Zeit, wie wir noch sehen werden, hat gegen den Staatskanzler entschieden. Die Staatskonferenz brachte nicht das Heil, das er von ihr erwartete. Sie konnte es nicht, weil auch durch sie nicht das geschaffen wurde, woran es vor allem mangelte: an einem einheitlichen,

* T. e. d. St. Dezember 1836. Sur ces entrefaites l'empereur a dans la nuit et la journée du 8 plusieurs attaques d'épilepsie. Il s'en tire comme à l'ordinaire, mais son moral en parait encore plus affaibli. Cet incident retarde la signature du Handbillet qui fixe tout ce qui vient d'être décidé en conférence et nommément les attributions de l'archiduc Louis. Enfin il est signé le 12 (décembre).

** Handbillett Ferdinands an Erzherzog Ludwig 12. Dezember 1836. K. u. k. Wiener Staatsarchiv.

*** Handbillett an Kolowrat, 12. Dezember 1836. K. u. k. Wiener Staatsarchiv.

† T. e. d. St. Handbillett an Kolowrat, 12. Dezember 1836. K. u. k. Wiener Staatsarchiv.

wahrhaft regierenden Willen. Man wird von solchem Gesichtspunkte aus den Schmerzensausbruch unseres Staatsmannes begreifen, der uns in folgenden Worten aus seinem Tagebuche entgegentönt: „Ein Mann, der Mann der Energie fehlt uns. Bitten wir also und glauben wir nicht, daß die Vorsehung uns verläßt. Vielleicht hemmen noch Gebete den Arm eines rächenden Gottes."*

Das hier zum erstenmal veröffentlichte, auf die Bildung der Staatskonferenz bezügliche Privatschreiben** Metternichs an Ficquelmont hatte, wie dieser selbst bemerkt, die Bestimmung zur „persönlichen Kenntnis" Kaiser Nikolaus I., des Herrschers aller Reußen, gebracht zu werden. Noch in Erinnerung an die gegen Rußland gerichtete große europäische Koalition von 1828, die das Werk des österreichischen Staatskanzlers gewesen, hatte der Zar geäußert: „Wenn ich den Metternich sehe, so schlage ich als guter Russe ein Kreuz."*** Die Angst vor dem gemeinsamen Feind, den man im Anwachsen der revolutionären Elemente in Europa erblickte, hatte zum Teile die Gegensätze zwischen dem Petersburger und Wiener Hof überbrückt und die Herrscher beider Länder einander näher gebracht. Gleichsam als eine Fortsetzung der 1833 in Münchengrätz stattgefundenen Entrevue der drei Monarchen von Österreich, Rußland und Preußen konnte die September 1835 in Teplitz erfolgte Begegnung der drei regierenden Fürsten angesehen werden. Nur mit dem Unterschiede, daß jetzt hier anstatt des im März verstorbenen Kaisers Franz dessen Sohn Ferdinand als Repräsentant seiner Länder erschien. In Teplitz wurde der Freundschaftsbund der drei Herrscher noch inniger geknüpft. Man einigte sich nicht nur über die Prinzipien zur Bekämpfung der mächtig anschwellenden revolutionären Bewegung in Europa.† Zwischen dem Zaren und Metternich kam es auch zu Besprechungen über die innere Lage der österreichischen Monarchie, desgleichen über den traurigen Zustand Ferdinands, von dem sich ja der russische Kaiser durch persönlichen Augenschein überzeugen konnte. Schon damals hatte der Staatskanzler, eben mit Hinweis auf die Unfähigkeit Ferdinands zur Regierung, Nikolaus gegenüber die Notwendigkeit einer Reform in der obersten Leitung der Staatsgeschäfte betont. Je mehr der Zar zur Bewältigung der Revolution ein starkes Österreich wünschte, um so innigeren Anteil nahm er an solchen Bemühungen Metternichs, denen er von ganzem Herzen Erfolg wünschte. Als nun am 12. Dezember 1836 die Staatskonferenz gebildet worden, empfand Metternich die Nötigung, dem Zaren gleichsam einen Rechenschaftsbericht über die verlaufene Krisis vorzulegen. Aus diesem Bedürfnisse heraus ist der Brief vom 14. Dezember 1836 entsprungen. Als Nikolaus die darin enthaltene Schilderung gelesen, sagte er zu Graf Ficquelmont: „Der Fürst (Metternich) wußte, daß ich beunruhigt war; durch ihn bin ich es nun nicht mehr, wofür ich ihm Dank schulde." Der Zar wünschte jetzt nichts sehnlicher, als daß die neue Organisation der Regierung den Einfluß und die Macht des Staatskanzlers

* T. e. 3. St. Jänner 1838.

** Es befindet sich im k. u. k. Staatsarchiv, Abteilung Russica. Auf der Außenseite des Umschlages, in dem die Kopie des Briefes liegt, steht von Metternichs Hand: Lettre particulière du prince de Metternich au comte de Ficquelmont en date du 14 décembre 1836. Die Kopie enthält einige Verbesserungen von des Staatskanzlers Hand. Kein Zweifel, daß er das nicht vorhandene Original selbst geschrieben; jede Zeile der vorliegenden Abschrift verrät Metternichs Stil.

*** Sybel, Die österreichische Staatskonferenz von 1836, a. a. O., S. 390.

† Aus Metternichs Nachlaß. VI. Bd., S. 86. Ergebnisse der Monarchenzusammenkunft in Teplitz.

stärke. Auch zeigte er sich befriedigt darüber, daß Kolowrat seinen Widerstand gegen die Reformpläne Metternichs endlich aufgegeben habe. Nicht minder wie der Zar äußerte sich auch dessen Wiener Botschafter Tatitscheff, der um diese Zeit gerade in Petersburg weilte, ganz entzückt über das Schreiben Metternichs. Er nannte es ein „hervorragendes Dokument", ausgezeichnet durch „Wahrhaftigkeit, Klarheit wie Tiefe der gouvernementalen Kenntnisse". „Ich füge noch hierzu" — schrieb er an Metternich — „daß Sie es verstehen, immer rechtzeitig zu beruhigen, sei es durch Herbeiführung nützlicher Entscheidungen oder durch Richtigstellung ungenauer Informationen."*

Metternichs Brief vom 14. Dezember 1836 an den Grafen Ficquelmont lautet:

„Ich bediene mich heute Ihrer, um zur persönlichen Kenntnis des Kaisers Nikolaus einige Mitteilungen über unsere innere Lage zu bringen, die sich auf die Unterredungen beziehen, die Se. kaiserliche Majestät mir gestattete, mit ihr bei unserer letzten Begegnung** zu haben. Das so lebhafte und nützliche Interesse, das der Kaiser an dem nimmt, was von so hoher Bedeutung für unser Reich ist und in direkter Weise seine politische Haltung beeinflussen soll und das Vertrauen, das er mir zu widmen geruht, entheben mich jeder Einleitung zu dem Gegenstande, den ich die Ehre habe, ihm auseinander zu setzen.

Bevor ich mich von Herrn v. Tatitscheff in Prag trennte, bat ich diesen Gesandten, seinen erhabenen Herrn in meinem Namen zur Vorsicht zu mahnen gegenüber Gerüchten, die sich unfehlbar im Publikum verbreiten würden infolge eines vom Grafen Kolowrat für längere Zeit erbetenen und ihm auch bewilligten Urlaubes. Ich habe Herrn v. Tatitscheff den wahren Grund des Verlangens und der Zustimmung dargelegt.

Der Graf v. Kollowrat war krank infolge einer krankhaften Disposition, die ihn von Zeit zu Zeit in einen Zustand wirklicher Hypochondrie versetzt. Ich habe gleichzeitig den Herrn Gesandten eingeladen, seinen erhabenen Herrn zu benachrichtigen, daß, was immer sich auch ereignen möge, unsere Zentralregierung in keinem Falle Gefahr laufen würde, dadurch zu leiden und daß sie, anstatt geschwächt zu werden, an Stärke zunehmen würde. Dies ist in der Tat eingetreten, und zwar auf folgende Weise.

Der verstorbene Kaiser hatte neben seltenen Fähigkeiten zur Regierung auch seine Mängel; er war nicht nur Herrscher, sondern auch Mensch, daher unterworfen den Schwächen der menschlichen Natur. Trotzdem der Kaiser die Empfindung davon hatte, konnte er es doch nie über sich bringen, eine scharfe Linie zu ziehen, zwischen dem, was dem Bereiche der *Regierung* angehört und zwischen dem, was nie die *administrative* Sphäre überschreiten soll. Indem er zu seinem eigenen Nachteile die zwei Sphären mit einander vermengte, ergab sich am Ende seiner langen Herrschaft als Resultat, daß der von ihm eingenommene Platz sich bis zu einem Punkte erweitern mußte, wo er nicht mehr durch den Nachfolger, wie er ihn hatte, ausgefüllt werden konnte. Das hohe Vertrauen, mit dem mich der Kaiser während des Laufes meines öffentlichen Lebens beehrte; die Offenheit, deren ich mich ihm gegenüber nie entschlug; die Kraft endlich meines Gewissens, das mir nie erlaubt, jenen, die ich achte, etwas zu verheimlichen, was ich für gut und nützlich oder für schlecht und gefährlich halte: diese Gründe zusammen veranlaßten mich, diesen Gegenstand manchmal gegenüber dem Kaiser zur Sprache zu bringen und ihn zu bewegen, daß er sein Verhalten zur Regierung nach einem andern Maßstabe

* Tatitscheff an Metternich, Petersburg 18./30. Dezember 1836. Wiener Staatsarchiv.

** September 1835. Siehe hierüber: Aus Metternichs Nachlaß. VI. Bd., S. 66—86.

regle als nach dem der ihm angeborenen Fähigkeiten und von ihm erworbenen Erfahrung; kurz, diese Haltung zu regeln nach einer Art der Tätigkeit, leichter auszuüben durch jeden andern als ihn und die auch für ihn selbst nützlicher und befriedigender sein würde. Se. Majestät war stets einer Ansicht mit mir; er prüfte und billigte die Entwürfe, die ich vor ihm entwickelte und ich glaube nicht zweifeln zu dürfen, daß, wenn er nur noch ein Jahr länger gelebt hätte, die Angelegenheit geordnet worden wäre. Das Schicksal hat anders darüber entschieden. Eine heftig wütende Krankheit raubte uns den Monarchen, und wenn zu allen Zeiten der Übergang von einer Regierung zur andern ein Ereignis voller Wirren ist, so mußte der von 1835 noch verwickeltere Folgen nach sich ziehen, einerseits hervorgerufen durch die Individualität des Thronerben, anderseits durch die ungeheure Last der Geschäfte, die der Vorgänger in seiner Hand vereinigt hatte. Ich glaube, mein lieber Graf, in dieser unglückseligen Periode dem Vaterlande einen wahren Dienst erwiesen zu haben. Ich habe meine Ansichten nicht geändert und den Gefahren der Lage die Stirn geboten!

Als ich das letztemal die Ehre hatte mit Kaiser Nikolaus zu verkehren, nahm ich mir die Freiheit ihm das System auseinanderzusetzen, das wir befolgen. Se. Majestät billigte es, machte mir aber die ebenso wichtige wie praktische Bemerkung, daß ein Unterschied bestehe zwischen einem Ausgangspunkt und der Fortsetzung eines Marsches. Meinerseits wagte ich Se. kaiserliche Majestät zu versichern, daß für mich der Marsch sich in kein Objekt der Beunruhigung verwandeln würde.

Ich muß nun zur vollen Klarstellung meiner Position für den Kaiser, ganz gegen meine Gewohnheit, in einige persönliche Details eingehen. Die Menschen machen die Ereignisse, denn außer der rohen Materie, die den unveränderlichen Gesetzen gehorcht, denen der Schöpfer die Natur unterstellt hat und da, wo die Macht des Gedankens beginnt, ist alles der Herrschaft des Menschen unterworfen, oder aber, was demselben gleichkommt, nimmt alles teil an den Schwächen wie an der Stärke der Geister; man merkt die Mängel und die Vorzüge derjenigen, die berufen sind, auf die Geschicke der Menschen bestimmend einzuwirken. Diese sind es, die einen entschiedenen Einfluß auf den Gang unserer Angelegenheiten ausüben und um jenen zu beurteilen, ist es unerläßlich, die starken wie schwachen Seiten jener Personen zu kennen, die in der höchsten Sphäre unserer Regierung eine Rolle spielen.

Kaiser Ferdinand ist so beschaffen, wie ich ihn geschildert habe und wie Se. kaiserliche Majestät ihn selbst beurteilen konnte. Eine sehr kostbare Eigenschaft wurde ihm von der Natur nicht verweigert. Er ist von beispielloser Güte, großer Offenheit und vollkommener Verschwiegenheit, d. h. er besitzt alle Bedingungen wahrhafter Güte. Er weiß genau, welche Eigenschaften ihm fehlen, und weit entfernt eifersüchtig auf den zu sein, der sie ihm ersetzen soll, ist er vielmehr voll Dankbarkeit für die Ratschläge, die ihm jene geben, die er als hierzu berufen kennt. Er ist unfähig, auch nur die geringste Aufmerksamkeit fremden Einflüsterungen zu widmen. So ist er vollkommen zuverlässig. Die Kaiserin* ist nach jeder Beziehung hin ganz ausgezeichnet.

Erzherzog Ludwig würde nichts zu wünschen lassen, wenn die übertriebene Einfachheit seiner Sitten und Gewohnheiten ihn nicht hindern würde, sich mehr hervorzuwagen, als er es tut, ja, ich möchte sagen, ihn noch zurückhaltender macht als es eigentlich in seiner

* Anna, Tochter des Königs Viktor Emanuel I. von Sardinien.

Natur liegt. Unzugänglich dem Einflusse Untergebener, von richtigem Blicke und nur das Gute wollend, voll moralischen Mutes und unfähig vom rechten Wege abzuweichen oder sich je von dieser Linie zurückzuziehen, die meisten der Angelegenheiten genau kennend, wie es selten ist, einen Prinzen zu sehen, der sie sich in so hohem Maße aneignet, verfügt Erzherzog Ludwig über alle Talente, die nötig sind, der Tätigkeit des Kaisers zu Hilfe zu kommen. Dieser liebt und verehrt seinen Onkel* wie einen Vater und alle Mitglieder der kaiserlichen Familie unterordnen sich ihm aus Überzeugung und Ehrfurcht.

Der Graf Kolowrat ist voll guter Eigenschaften; er hat tiefe Kenntnisse in der Verwaltung, mit deren Wirkungskreis ihn sowohl seine Geistesrichtung als auch die Gewohnheiten seines ganzen Lebens verknüpfen. Er hat jedoch auch große Fehler. Von sehr schlechter Gesundheit, ist sein moralisches Wesen höchst merkwürdig durch seinen physischen Zustand beeinflußt. Er leidet an Hämorrhoidalbeschwerden, die leicht die Kopforgane angreifen; während solcher Anfälle wird er mehr oder minder untauglich für die Geschäfte; sie werden ihm dann verhaßt und nun wünscht er sich ihnen mit demselben Ungestüm zu entziehen, mit dem er nach Aufhören des Übels den Wiedereintritt in die Geschäfte herbeisehnt. Abgesehen von diesem Nachteil hat er eine große Schwäche des Charakters und wird nach Art aller schwachen Menschen leicht ein Werkzeug in den Händen untergeordneter Schmeichler. Er verkehrt nicht in der Welt, infolge dessen er sie wenig kennt und falsch beurteilt. Seine Grundsätze sind von tadelloser Korrektheit und er gilt doch für einen Liberalen; er ist durch und durch Aristokrat, wird aber trotzdem für einen Neuerer gehalten. Obgleich ein hervorragender Geschäftsmann, entbehrt er doch jener Eigenschaften, die einen erst zum Staatsmanne stempeln. Er ist unfähig eine Frage in ihrer Gänze zu überblicken, sie zu erfassen, deren Gang zu bestimmen und sich durch Zufälle nicht beirren zu lassen. Er will, was ich will; noch nie ist es vorgekommen, daß er sich geweigert hätte, meine Ansicht anzunehmen und wir haben uns noch nie getrennt, ohne nicht aufrichtig miteinander übereinzustimmen; für mich ist er eine unerschöpfliche Quelle administrativer Kenntnisse. Ich meinerseits ergänze ihn in dem, was ihm an Kenntnissen einer höheren Sphäre mangelt; niemals hatten wir eine Erörterung über einen Gegenstand, über den wir uns nicht aus voller und gegenseitiger Überzeugung geeinigt hätten und nichtsdestoweniger dichtet ihm die alberne und liberale Partei Dinge an, die ihm fremd sind. Das rührt davon her, daß diese armselige Partei nach einem schützenden Schirme trachtet; gleichviel, ob wahr oder eingebildet, sie bedarf dessen und in Ermanglung, diesen zu finden, ersinnt sie sich einen solchen!

Diese Wahrheiten außer Zweifel gestellt, bleibt noch die Ungebührlichkeit des gleichsam periodisch wiederkehrenden Aus- und Eintrittes des kranken Grafen Kolowrat. Zwanzigmal ist unter der letzten Herrschaft diese Ungebührlichkeit eingetreten; aber der Kaiser war da und so machte sie sich weniger fühlbar. Heute aber ist dies schon mehr der Fall und im vergangenen Herbst wurde sie geradezu sichtbar für das Publikum. Die Rolle, mit der ich so oft bei dem Grafen betraut wurde und die stets von Erfolg begleitet war, verfehlte diesmal ihr Ziel. Der Kaiser stand nicht mehr hinter mir!

Graf Kolowrat hatte angekündigt, daß er sich von den Geschäften ganz zurückziehen würde. Ich sah ihn weinen, in Verzweiflung geraten darüber, daß er dies Opfer der höchsten aller Verpflichtungen: der eigenen Erhaltung, bringen müsse; er konstatierte,

* Erzherzog Ludwig, Bruder des Kaisers Franz.



daß weder ein Gegenstand der Beschwerde noch Ekel vor den Geschäften ihm dieses härteste Opfer seines Lebens abzuringen vermöchten! Überzeugt von der Unmöglichkeit, ihn jetzt zurückzuhalten und durchdrungen davon, daß er, ist die Krisis einmal vorüber, von selbst zurückkehren werde, bat ich Se. Majestät ihm den verlangten Urlaub von sechs Monaten zu bewilligen, indem dieser Termin als der erste seines definitiven Rücktrittes von den Geschäften bezeichnet wurde. Ich bat ihn, sich mit dem Erzherzog und mir zu verständigen über die Art der Vorkehrung für Versehung der Funktionen seines Amtes während seiner Abwesenheit. Unfähig, sich selbst mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, überließ er uns die Sorge, alles nach Maßgabe der Verhältnisse zu regeln. Es war nötig, ihn beim Worte zu nehmen.

Selbst in dem Momente, als das Reich vom unersetzlichen Verluste des alten Monarchen betroffen wurde, betrachtete ich es als Pflicht, zu beharren auf der Herstellung eines Zentrums für die Regierungshandlungen. Indem die erste Bedingung für die Kraft eines solchen Zentrums wie für jede gesellschaftliche Organisation in dem Grundsatze der Ordnung gesucht werden muß, erlaubte ich mir für die Führung der Geschäfte in der höchsten Sphäre der Regierung einen Entwurf vorzulegen. Die untergeordneten Angelegenheiten sind vollkommen geregelt und verlangen nichts als die Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge. Die Gedanken des Grafen Kolowrat erhoben sich nie zu solcher Höhe. Beauftragt vom verstorbenen Kaiser mit zahlreichen Amtsverrichtungen, glaubte er diesen selbst nach dem Tode jenes Mannes zu entsprechen, der nicht ersetzt werden konnte. Die Abwesenheit des Mannes, der das Recht hat, in letzter Linie über die Angelegenheiten zu entscheiden und dem gehorcht sein muß bei dem Ausspruche: „Ich will es oder will es nicht"; das Fehlen dieser unbestreitbaren und gesetzlichen Macht konnte durch keine andere Individualität, sondern nur durch eine wohl geregelte Ordnung der Dinge ersetzt werden. Um aber als solche erscheinen zu können, bedarf sie einer strengen und unerschütterlichen Organisation. Diese allein darf und kann nur das einzige Heilmittel sein. Überzeugt davon, daß der Zwang bald herbeiführen würde, was ein wenig voraussehender Geist erfaßte, mußte endlich meine Tätigkeit einsetzen.

Wir gelangen heute zu einem Zielpunkte, von dem aus eigentlich die neue Regierung ausgehen hätte sollen. Ich müßte hier in einige Details eingehen, wollte ich Ihnen den ganzen Wert davon begreiflich machen. Ich werde jedoch bestrebt sein, mich auf einen möglichst engen Rahmen zu beschränken. Ich rechne auf einen erhabenen Leser und möchte dessen Zeit nicht mißbrauchen.

Die österreichische Monarchie gleicht keinem andern Staate, und zwar infolge von Bedingungen ihrer materiellen und moralischen Existenz, ihrer topographischen Lage und des Ursprunges der verschiedenen, voneinander geschiedenen Teile, infolge der Geschichte, ihrer Gesetzgebung, ihrer Sprachen und Religionen, kurz durch alles, was Verschiedenheiten in den Bestandteilen bildet, aus denen sich der gesamte soziale Körper zusammensetzt und ganz gewiß diesen Teil dieses Körpers, der, unter einer einzigen Krone vereint, sich österreichisches Reich nennt. Nehmen Sie diesem Reiche die Krone und Österreich wird alsbald den Anblick einer großen Konföderation bieten. Ein Reich, zusammengesetzt aus einzelnen Kräften und unter entsprechenden Bedingungen lebend, darf gleichfalls nur nach besonderen und ihm eigentümlichen Formen regiert werden.

Die Person der Herrschers, die Krone in der erhabensten Bedeutung des Wortes, ist in keinem Staate in größerer Augenscheinlichkeit in den Vordergrund gestellt, als in unserem Reiche. Denn in dem Individuum, das die Krone trägt, erkennen sich wieder alle Teile, die den Staat bilden — Teile, verschieden nach Gesetzgebung und Verwaltung, von denen einige selbst den Einfluß eines ratgebenden Körpers zurückweisen und als rechtskräftig nur das Wort gelten lassen, so wie es aus dem eigenen Munde des Monarchen hervorgeht. Aus dieser gegebenen Lage der Dinge ergibt sich von selbst, daß zwischen dem Kaiser und den Behörden, die auf der höchsten Stufe die exekutive Gewalt vertreten, nichts dazwischen gesetzt werden kann, ohne Unordnung zu erzeugen und ohne jene zum gesetzlichen Widerstand zu führen, der am schwersten zu besiegen wäre. Das Mittel, um, ich bediene mich sogar dieses Ausdruckes, die Rolle des Kaisers, zu der er berufen ist, möglich zu machen, muß hinter dem Throne organisiert sein. Es ist offenbar, daß der verstorbene Fürst Kaunitz nur in diesem Sinne bei Maria Theresia die Bildung eines Staatsrates und einer Konferenz anregte — ein Vorschlag, der in der Tat von der Kaiserin gebilligt wurde. Aber wie korrekt auch die Idee dieses großen Staatsmannes war, so hat er sich doch meiner Ansicht nach in folgendem geirrt: er hat die zwei Angelegenheiten in einen einzigen Körper verschmolzen. So ist es denn geschehen, daß derjenige Teil, der, mit Rücksicht auf seinen Wirkungskreis der eingreifendste sein mußte, nicht verfehlte den weniger widerstandsfähigen zu verdrängen. Der Staatsrat blieb bestehen, die Konferenz hingegen verschwand. Indem Josef II. die Reform des Reiches erstrebte und sich zu diesem Behufe des einzigen Systemes bediente, das in richtiger Erkenntnis von ihm gewählt werden konnte, namentlich der Verschmelzung der Teile zu einem unteilbaren Ganzen, bedurfte er keiner andern Sache als Federn zur Abfassung seiner Willensmeinung. Er vereinigte alles in seinem Kabinett. Als nach Verlauf von achtjähriger Herrschaft Ungarn und die Niederlande sich erhoben und der Kaiser die Überzeugung gewann, daß die von ihm geplanten und zum Teile auch schon durchgeführten Reformen die ganze Monarchie in Brand setzen würden, gab er den einzelnen Ländern zurück, was er versucht hatte ihnen zu nehmen, und starb. Würdig der Aufmerksamkeit der denkenden Leute und die sich, sei es aus Pflicht oder Neigung, mit der Wissenschaft des Regierens beschäftigen, ist die Bemerkung, daß die französische Revolution sich mittels derselben Grundsätze Bahn brach, die Josef II. als Ausgangspunkt für das wählte, was er als Reform bezeichnete. Das erste Ziel Josef II. und der Konstituante war die Verschmelzung, diese Einheit und Unteilbarkeit, die in Wahrheit trennt und bis hinab zu den Hauptgrundlagen jeder gesellschaftlichen Existenz alles auseinanderreißt. Der Kaiser hätte gewiß 1790 nicht versucht, was er 1780 als den höchsten aller gouvernementalen und gesellschaftlichen Entwürfe betrachtete!

Die Regierung Kaiser Leopolds kann, mit Rücksicht auf ihre kurze Dauer, nicht in Betracht kommen.

Kaiser Franz, mit ganz anderer Einsicht ausgestattet, als sein zweiter Vorgänger, stellte den Staatsrat wieder in der Gestalt her, wie er unter Maria Theresia bestanden hatte. Er dachte nicht an die Konferenz. Im Jahre 1813 und 1814 war ich der erste, der ihn auf die Notwendigkeit aufmerksam machte, daß es in der höchsten Sphäre der Regierung eine Tafelrunde gebe, an der, unter Austauschung der Ideen, gewichtige Ent-

schlüsse bearbeitet und in letzter Linie über Entscheidungen debattiert werden würde. Der Kaiser war kein Freund der Arbeit an solcher Tafelrunde; er hatte eine ausgesprochene Neigung für sein Bureau und für die Arbeit zu zweien; sein Kopf, in dem alles genau geregelt war, gestattete ihm zweifelsohne zu glauben, niemals der Gefahr einer Täuschung ausgesetzt zu sein über das, was gut und nützlich ist. Er richtete eine Konferenz ein, in der er sich keine unmittelbare Rolle vorbehielt, er stellte sie unter die Leitung des ältesten Konferenzministers, der damals der selige Graf Zichy* war.

Im Jahre 1826 war ich der Erbe dieses traurigen Dienstalters und Graf Kolowrat wurde im selben Jahre zum Chef der Sektion des Innern beim Staatsrat ernannt. Der mehr oder minder kränkliche Gesundheitszustand des Kaisers zwang diesen im Laufe der folgenden Jahre ein wenig die Fülle der Arbeit zu vermindern, die er an sich gezogen hatte und er tat dies, indem er einen Teil davon dem Grafen Kolowrat zuschob. Infolge dessen verschlechterte sich die Haltung dieses Ministers; sie hörte auf, klar und entschieden zu sein.

Da er ein arbeitsamer und rechtschaffener Mann ist, gingen die Dinge indessen weiter und die Verlegenheiten, die sich einstellten, bestanden in den halbjährigen Krisen der Gesundheit des Grafen Kolowrat. Ich verfehlte keine Gelegenheit, den Kaiser auf die Notwendigkeit der Regelung der Zukunft aufmerksam zu machen; er war diesbezüglich einer Ansicht mit mir, als ihn uns der Tod entriß! Was zu dieser unglückseligen Zeit sofort hätte vorgekehrt werden müssen, geschah entweder gar nicht oder nur teilweise. Heute sind wir da angelangt.

Graf Kolowrat tritt aus dem Staatsrate aus und diese Körperschaft wurde wieder auf den Stand der Organisation zurückgeführt, wie sie ihr 1814 vom Kaiser Franz gegeben worden war. Die Stellung dieses Ministers wurde dadurch einfacher. In seiner Eigenschaft eines Staats- und Konferenzministers erhält er genaue Befugnisse, die ihn schon dadurch zu einem nützlichen Rade in der höheren Verwaltung machen werden; zugleich aber wird ihm auch gestattet, sich während einer genügenden Anzahl von Monaten seiner ganzen Freiheit zu erfreuen.

Der Kaiser hat ein Conseil gebildet, bei dem er den Vorsitz sich vorbehielt; die Konferenz ist zusammengesetzt aus dauernden Mitgliedern und solchen, die nach Art und Maßgabe der zu behandelnden Fälle und Gegenstände dazu einberufen werden. Der Kaiser hat zu dauernden Mitgliedern ernannt: seinen Bruder Erzherzog Franz Karl, seinen Onkel Erzherzog Ludwig, mich und den Grafen Kolowrat. Berufen sind, den Konferenzen anzuwohnen: die Staats- und Konferenzminister, die Chefs der Sektionen, die Staatsräte und die Chefs der Departements (Präsidenten der Hofstellen). Wenn der Kaiser dem Konzil nicht präsidiert, so vertritt ihn Erzherzog Ludwig, und im Falle der Verhinderung Seiner königlichen Hoheit trete ich an dessen Stelle, genau so, wie der Graf Kolowrat mich ersetzen wird, falls ich die Funktionen eines Präsidenten nicht ausüben werde können.

Durch diese Maßnahmen sind alle Ziele erreicht. Der Kaiser ist ins richtige Licht gestellt. Erzherzog Franz Karl kann Kenntnis von den Geschäften nehmen, ohne sich als Funktionär an denselben zu beteiligen, und Erzherzog Ludwig erscheint als der unmittelbare Stellvertreter des Kaisers.

* Graf Karl Zichy.

Wieder hergestellt wird die bisher mangelnde Berührung zwischen den unmittelbar vor dem Monarchen placierten Hofstellen und dem Staatsrat, dieser wichtigen Behörde, deren vornehmster Beruf in der Überwachung der Norm und darin besteht, zu verhindern, daß die einzelnen Teile des Reiches in ihren besonderen Rechten nicht verletzt werden. Der Staatsrat ist hinter dem Throne placiert.

Wollen Sie, mein lieber Graf, diesen Brief zur persönlichen Kenntnis des Kaisers Nikolaus bringen. Das Interesse, das er der österreichischen Monarchie und der kaiserlichen Familie entgegenbringt, die vornehme Rolle eines Freundes des einen und des anderen, die er mit so nützlicher Beständigkeit auszuüben versteht, lassen es mich wie eine Gewissens- und Herzenspflicht ansehen, vor seinen Augen das Bild der Wahrheit zu zeichnen. Ich schmeichle mir, Se. Majestät werden mir die Gerechtigkeit zuteil werden lassen, daß ich von meiner Seite es verstehe, meinen Zusagen treu zu bleiben. Das Werk, das jetzt vollendet wurde, ist von sehr hoher Bedeutung. Es stellt die Dinge und die Menschen in die richtige, klare und genaue Beleuchtung. Die Liberalen, die seit geraumer Zeit den Kaiser Ferdinand auf einen Altar erhoben, vor dem sie einen Weihrauch sehr schlechter Qualität emporsteigen lassen, werden vielleicht behaupten, daß Se. Majestät seinem Lande eine Konstitution verliehen habe. Wenn dieser Fall sich verwirklichen sollte, so werde ich die gute Sache deswegen beglückwünschen. Ich habe nichts einzuwenden gegen Konstitutionen dieser Art. Was während 28 Jahren für mich den Wert eines Traumes hatte, nimmt nun endlich leibhafte Gestalt an. Ich darf damit zufrieden sein und da diese Gestalt nun jene ist, die ich während eines langen Zeitraumes dem Kaiser als die einzig geeignete, im Reiche wohl zu funktionieren, bezeichnete, er ihr seine volle Billigung nicht verweigerte und nur der Tod allein ihn hinderte, sie ins Leben zu rufen, so finde ich im Gesamtbild aller dieser Tatsachen einen verläßlichen Beweis dafür, daß ich mich nicht getäuscht habe."

(Schluß folgt.)

Miniaturen.

Von Hugo Haberfeld.

Seit einiger Zeit mehren sich die Zeichen eines der Miniatur aufs neue liebevoll zugewendeten Interesses. Zuerst schrieb Ferdinand Laban ein sympathisches Buch, worin er des vielgelästerten Wiener Akademiedirektors Heinrich Friedrich Füger künstlerischen Ehrenschild wieder blank putzte durch den Hinweis auf des Meisters edle und charmante Tätigkeit als Porträtminiaturist. Dann folgte im vorigen Frühjahr die Wiener Miniaturenausstellung, die den reichen Besitz des österreichischen Adels an Werken dieser hauptsächlich aristokratischen Kunstübung vereinte und Anregung und Vorbild war für eine Reihe ähnlicher Veranstaltungen, deren letzte kürzlich in Berlin eröffnet wurde. Und in diesen Tagen erschien, gleichfalls an die Wiener Ausstellung anknüpfend, eine monumentale Publikation von Eduard Leisching, dem verdienstvollen Vizedirektor des Österreichischen Museums, die, generös ausgestattet, mit reizenden Illustrationen auch farbig geschmückt, die Bildnisminiatur in Österreich, mit historischen Rückblicken, und Berücksichtigung der anderen Länder, klug und geschmackvoll behandelt.* Es mehren

* Die Bildnisminiatur in Österreich von 1750—1850. Von Eduard Leisching. Mit 31 Tafeln und 57 Textbildern. Wien, 1907, Artaria & Comp.



sich die Zeichen. Aber noch unerkannt ist das geheime Wollen der Gegenwart, das zur Miniatur hindrängt, der frisch gebliebenen Blüte einer abgewelkten Zeit.

Die Bildnisminiatur, so zum Unterschiede von der Buchminiatur genannt, die alte Handschriften mit Initialen und Randzeichnungen illuminierte, ist eine schon frühen Jahrhunderten vertraute Übung. Als Buchdruck und Formschnitt das geschriebene Buch verdrängten, verließ auch sie das Pergament, verband sich mit der von Limoges ausgehenden Emailmalerei, bis schließlich Elfenbein der beliebteste Malgrund wurde. Und vielen Ländern war sie bekannt. England besaß, als Holbein hinüberkam, in Nicholas Hilliard einen berühmten Porträtminiaturisten, in Frankreich exzellierten Fouquet und Clouet, die Meister realistischer Bildniskunst, auch in der Miniatur und das Italien der Renaissance handhabte sie, weil es eben jede Kunst übte, erneuerte oder entdeckte und bis an der Möglichkeiten Ende führte. Aber in allen diesen Jahrhunderten und Ländern spielte die Miniatur nur eine nebensächliche Rolle, selten in den Werkstätten der Maler, eher bei den Goldschmieden, den Dosen- und Uhrenmachern stand ihr ein Tischchen bereitet. Zumeist war sie ein Spiel müßiger kunstfertiger Finger oder dankte ihr Entstehen der flüchtigen Laune zufälliger Besteller. Niemals jedoch entwuchs sie als notwendiges Ausdrucksmittel Bedürfnissen der Zeit. Was konnte auch den Epochen, die von so ungeheuren Energien beherrscht, von so ungebändigten Leidenschaften geschüttelt wurden, die ein himmelstürmender oder in dunkle Tiefen sich versenkender Schaffensdrang zu immer großartigeren, immer geheimnisvolleren Leistungen anspornte, was konnte ihnen die kleine harmlose Miniatur bedeuten? Es war kein Raum für sie, wo Brunelleschi eine Domkuppel wölbte, Michel Angelo Statuen meißelte, Rubens seine heldischen Bilder malte. Sie stand abseits, im tiefsten Schatten, neben den stolzen, königlichen Schwestern eine arme, demütige Magd. Bis, wie im Märchen, ihr Prinz kam. Das Rokoko zog die fast Vergessene an das Licht seiner rosenfarbenen Tage und schenkte ihr seine galante Zärtlichkeit, seine ganze treulose Liebe.

Man kann sagen: wäre die Porträtminiatur nicht schon vorhanden gewesen, das achtzehnte Jahrhundert hätte sie erfinden müssen, so sehr entsprach sie seinem innersten Wesen. Denn es war eine Zeit, die ihre Ideale nicht durch inbrünstiges Steigern, sondern durch zierliches Verniedlichen der Wirklichkeit bildete. Die Malerei verflüchtigte sich in die amoureusen Träume Watteaus oder in die erotischen Spitzfindigkeiten Fragonards, der plastische Trieb erschöpfte sich im Porzellan. Die Menschen schritten nicht mehr einher, sondern tänzelten oder schwebten, sie sprachen nicht, sondern flüsterten, lachten nicht, sondern lächelten, blickten nicht, sondern blinzelten. Allgemach empfanden sie das lebensgroße Porträt als brutal. Sie wollten ein Bildnis in die Hand nehmen können, an die Lippen führen, beziehungsvoll mit ihm spielen, sie verlangten nach der Elfenbeinminiatur, deren süßem Farbenton der Teint ihres eigenen Gesichtes durch Rouge und Poudre angenähert war. Hierzu kam die maßlose Porträtlust des Jahrhunderts. Jede Frau schenkte sich im Bilde noch einmal dem Geliebten, jeder Freund dem Freunde. Fürsten verliehen es wie einen Orden, den ihre Vertrauten am Bande trugen. Und überall, wo nur die kokette Wohnung Gelegenheit bot, am liebsten auf Toilettetischen und Schreibpulten, wurden Miniaturen sehr artig angebracht.

Es ist natürlich, daß dieser Nachfrage das Angebot entsprach. Porträtminiaturisten traten zuerst in den großen, von der Pracht einer fürstlichen Hofhaltung überglänzten

Städten auf, dann ließen sie sich an kleineren, von einer kunstliebenden Gesellschaft beherrschten Orten nieder. Sie gingen aus den Kreisen der Maler und Kupferstecher, später der Lithographen hervor oder standen zumeist mit einer Porzellanmanufaktur in Verbindung. Bald entwickelte sich auch ein besonderer Stand reisender Miniaturisten und Silhouetteure; denn die Silhouette begann mit der Miniatur zu rivalisieren, im allgemeinen von den gleichen Umständen gefördert wie diese, im besonderen unterstützt durch das weitverbreitete Interesse an der Gallschen Schädellehre und wahrscheinlich auch, wie Lichtwark vermutet, durch das Bekanntwerden antiker schwarzfiguriger Vasen. Diese reisenden Miniaturisten zogen von Hof zu Hof, von Stadt zu Stadt, oft Vater und Sohn zusammen, manchmal ein Vater mit seiner Tochter; in Meusels „Teutschem Künstlerlexikon" ist bei vielen Namen der Vermerk zu lesen: „Miniaturmaler auf Reisen". Und es befanden sich merkwürdige Gestalten unter ihnen, so ein Ulmer Miniaturenmaler, der zugleich „französischer Sprachmeister" war oder ein Charlatan, der sich der Erfindung einer „Universalsprachschreibekunst" rühmte und vollends eine Casanova-Figur, wie der Windmacher und Herzenbrecher Edward Straely, den seine abenteuernden Wege auch durch Wien führten. Aber nicht nur kleinere Maler, die einem bescheidenen Geschmack gegen mäßige Entlohnung dienten, auch die berühmten, von Fürsten und schönen Frauen umworbenen Miniaturisten folgten dem drängenden Wandertrieb, der dem ganzen Jahrhundert eigentümlich war. Der Genfer Liotard bereiste den Orient, arbeitete in London und Paris und war in Wien, am Hofe Maria Theresias, als sonderbarer Mensch und feiner Künstler, gut gelitten. Der Schwede Hall, der Besten einer, blieb nach langen Fahrten in Paris und der gefeierte Hofminiaturist Napoleons, Isabey, der in fünf Ateliers zahlreiche Gehilfen beschäftigte, kam um die Zeit des Kongresses viermal nach Wien, als der gesuchteste der vielen französischen Miniaturisten, die in der alten Kaiserstadt, in den böhmischen Bädern, auf den ungarischen Landtagen und in den Schlössern des Adels Modelle und Dukaten suchten. Trotzdem fand die Miniatur ihre höchste Vollendung in drei Künstlern, die, im schönsten Sinne seßhaft, ihre Eigenart in der lokalen Tradition verankerten: in dem Londoner Richard Cosway, einem jüngeren Zeitgenossen der Reynolds und Gainsborough, ihnen gleich in der Kultur der Empfindung; bei uns in Füger und Daffinger.

Leisching hat mit gutem Bedacht sein Werk so angeordnet, daß das Kapitel über die beiden Meister den Höhepunkt bildet. Bis dahin fließt die Darstellung in behaglicher Breite und holt vielleicht zu weit aus, weil ja schließlich eine Einleitung über die „allgemeinen Zustände der Kunstpflege in Österreich" von der Steinzeit her nicht unbedingt mit dem Thema in Zusammenhang steht. Nach dem Hauptkapitel beschränkt er sich und muß sich wohl, gemäß den kargen Ergebnissen der Miniaturenforschung, darauf beschränken, ein paar summarische Charakteristiken und eine lange Namensliste zu geben, so daß sich von selbst alles Licht um Füger und Daffinger sammelt. Es gelingt Leisching, ihre Wesensart mit sicheren Strichen zu zeichnen; ihr Unterschied jedoch wird für den unvorbereiteten Leser nicht genügend sichtbar gemacht. Ihre Ähnlichkeit besteht in nichts anderem, als daß eben beide Porträtminiaturen malten. Aber was sie trennt, ist der Gegensatz der Persönlichkeit, der Herkunft, des Milieus und der malerischen Anschauung.

Füger war ein Pastorssohn aus Heilbronn. Auf seinen frühen Selbstporträts erscheint er als ein träumerischer Jüngling, mit einem Gesicht wie ein arkadischer Schäfer,

und man hat das Gefühl, daß er, hätte er widerstandslos Maler werden können, sein Leben lang bei der Miniatur geblieben wäre, zu der er schon als Knabe hingefunden. Aber er mußte, getreu der Tradition des deutschen Pastorenhauses, einen gelehrten Beruf ergreifen und befliß sich auf der Universität Halle der Jurisprudenz, daneben der Ästhetik und Philosophie. Als er dann doch Maler wurde, war schon die Einheit seines Wesens zerbrochen, die Reinheit seiner Empfindung getrübt. Der durch den Widerstand ehrgeizig gewordene, in Wissenschaften gebildete Füger, das ist jener, der sich Beziehungen zum Fürsten Kaunitz zu schaffen wußte, nach Rom ging, die Antike studieren, in Wien Akademiedirektor wurde und die öden klassizistischen Bilder malte, auf die er seinen eitlen Ruhm eines Historienmalers gegründet dachte. Was er aber nur um des Broterwerbes willen tat, dreißig Jahre lang, bis ein Augenleiden ihn davon abzulassen zwang, das wurden heimlich vor sich hingesungene Lieder, Spiegelungen seiner ursprünglichen, nur zeitweilig verschütteten Begabung, Miniaturen, seine Unsterblichkeit. Füger hat die kaiserliche Familie gemalt, Josef II. und Leopold, unvergeßlich schön die Königin Karoline von Neapel, junge habsburgische Prinzen mit den langen, schlanken Kaiser Franz-Gesichtern und die ganze aristokratische Gesellschaft — „'s ist das Wien des Canaletto, Wien von 1780". Er war dabei so einfach, sachlich und vornehm, so monumental, wenn das Wort bei der Miniatur gestattet ist, daß man, der weltenweiten Entfernung eingedenk, an Velasquez erinnert wird. Blau war seine Lieblingsfarbe. Auch gab er Herren grüne Röcke zu weißen Halsbinden und blond gepudertem Haar, den Damen rotviolette Kleider zu schwarzen Schleiern oder einem Federnhut. Und er schloß in manches Antlitz so geheimnisvoll das Rätsel einer Seele ein, daß die lächelnde Miniatur plötzlich zu einem Dokument königlicher Menschlichkeit wurde, wie nur die Bildnisse großer Meister.

Ganz anders wirkt Moritz Michael Daffinger. Als er, der Sohn eines Porzellanarbeiters, geboren wurde, stand Füger schon im Mittag seiner Begabung. Immerhin war der Knabe, der elfjährig in die Manufaktur getan wurde, an der Akademie noch sein Schüler. Im Gegensatze zu dem gemessen zurückhaltenden, ein wenig hochmütigen Wesen Fügers, der auf Etikette sorgfältig achtete und unter Kavalieren sich zu bewegen liebte, trug Daffinger stets den Urwiener aus Lichtenthal zur Schau. Er war ein Raunzer und Schimpfierer, leicht angängerisch, voll frozzelnden Witzes, der sich selbst nicht schonte, ein Bohémien, der „Widersacher, Weiber, Schulden" nicht los wurde, im Verkehre mit Grillparzer und Costenoble, Sophie Schroeders herrschsüchtiger Freund. Er war ein typischer Wiener auch in seiner Kunst, im Besitze jener lebenswarmen, die Sinne streichelnd lockenden, niemals tiefschürfenden Schönheit, die allen Lieblingen des Wiener Geschmackes eignet. Ein Phantasiemensch, schwärmte er für Rembrandt als den Inbegriff des geheimnisvoll Ungebundenen, während Fügers Ideal die streng zusammenhaltende Antike bildete und der dogmatische David. Zwischen den Modellen beider besteht nicht nur der Unterschied der Zeit, insofern Füger schlanke Rokokomenschen, Daffinger krause Biedermeier porträtierte. Es kommt dazu der Unterschied der künstlerischen Anschauung, indem jener die Schlankheit der Erscheinung noch vereinfachte, dieser aber das Krause überdies komplizierte. Daffingers Lieblingsfarbe war das Weiß des Frauenkleides. Aber er brachte es niemals rein, sondern stets durch ein Rosa kontrapunktiert, etwa eine Rose an der Brust und in der Hand oder eine Masche im Haar; manchmal wagte er eine ganze Symphonie weißer und rosa Töne, wenn er ein durchbrochenes

weißes Kleid mit unterlegtem Rosa malte. Überreich schmückte er die Frauen mit bunten Tüllschleiern, türkischen Schals und Pelzüberwürfen, mit Armbändern, Uhrketten, Perlenschnüren, Edelsteinen. Und während Füger fast immer einen einfarbigen oder nur leicht angedeuteten Hintergrund gab, stellte Daffinger seine Frauen, seltener die von ihm auch spärlicher gemalten Herren, zumeist in einen prunkvollen Park mit Architektur. So lebte er malend und lärmend hin, der echteste Wiener in der wienerischesten Zeit. Aber wenn ihn das Schicksal ergriff, wuchs er als Künstler und Mensch über sich hinaus. In dem Porträt seiner Frau, jener Marie v. Smollenitz, die Grillparzers Geliebte war und dem Dichter die Hero und Elga in ihrem Wesen vereinte, hat er das Elementar-Dämonische dieser Natur mit erschütternder Gewalt zum Ausdruck gebracht. Und als seine Tochter starb, sein einziges Kind, gab er, der so gerne Geld verdient hatte, im Innersten verwundet das einträgliche Porträtieren auf und malte fortan nur Blumen.

Um die beiden leuchtenden Sterne kreiste ein bunter Schwarm von Trabanten, deren mancher, einzeln betrachtet, Glanz und Anmut böte. Weixlbaum, die Badenser Agricola und Bodemer, der Lothringer Guérard, die einheimischen Familien Saar, Decker, Theer, die Leybolds, Vater und Sohn, der Preuße Lieder, der Schlesier Peter, der Tiroler Anreiter — wer zählt die Namen der Künstler und Handwerker, die in Wien Elfenbeinporträts malten, ehe die Photographie kam. Unübersehbar, weil allerorten zerstreut, ist der Bestand an Miniaturen und täglich tauchen neue auf, von leidenschaftlichen Sammlern aus verborgenem Familienbesitz aufgestöbert und oft mit hohen Summen bezahlt. Warum das? Die Frage meldet sich wieder. Ich glaube nicht, daß die Miniatur uns in dem Sinne etwas zu sagen hat, als käme sie wieder, als brauchten wir dort nur anzuknüpfen, wo einst der Faden abriß. Die moderne Anschauung malerischer Umsetzung ist dem bei der Miniatur üblichen und notwendigen Kolorieren diametral entgegengesetzt, so daß kein Programm und keine Sehnsucht eine Brücke zwischen beiden zu schlagen vermöchte. Die Miniaturmalerei ist tot, wie die Tage verweht sind, die sie schufen. Und vielleicht ist es nur diese Erkenntnis allein, die uns so ergriffen bei den lieben Zeugen einer schönen Vergangenheit verweilen läßt. Echo du temps passé — keiner Zeit war für dein betörendes Flüstern ein feineres Ohr gewachsen als der unseren.

Zur Geschichte der österreichischen Handelsmarine.*

Von Dr. Hans Patzauer.

> Illi robur et aes triplex
> circa pectus erat, qui fragilem
> truci commisit pelago ratem
> primus. Horaz: Oden I.

Die Geschichte des ostadriatischen Handels reicht in die graue Vorzeit zurück. Bis zur römischen Epoche lag er in den Händen der Griechen; Kaiser Augustus vereinte Istrien und Dalmatien mit Rom und seine Nachfolger führten die römischen Legionen bis nach Dacien. Als Mittelglied für den Verkehr Roms mit dem Osten und Nordosten des Reiches

* Die Fragen des Seeverkehrs beherrschen augenblicklich das Interesse weiter Kreise der Öffentlichkeit. Die Wahlreform hat unser Abgeordnetenhaus von der Schaffung einer ganzen Reihe dringender volkswirtschaftlicher Gesetze abgelenkt und neben der alles beherrschenden

wuchs der Handel an der Ostküste der Adria. Vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend, zogen die Römer Straßen durch die unwegsamen Waldgebirge der Balkanhalbinsel und verbanden durch sie Dalmatien mit der Donau und dem Schwarzen Meere. Den Höhepunkt erreichte diese Entwicklung in der Zeit der späteren weströmischen Kaiser. Um sich der Awaren zu erwehren, rief der oströmische Kaiser Heraklius zu Beginn des siebenten Jahrhunderts Serben und Kroaten zu Hilfe; er selbst behielt sich die unmittelbare Herrschaft über die Küstenstädte, überließ aber das Innere des Landes seinen Hilfsvölkern, die es völlig slawisierten. Die Schwäche des byzantinischen Kaisertums war für einige Küstenstädte der Anreiz, sich selbständig zu machen; unter ihnen gelangte Venedig bald zur hohen Blüte. Der Doge Urseolo II. eroberte eine dalmatinische Küstenstadt nach der andern und eine durch zwei Jahrhunderte konsequent fortgesetzte Politik unterwarf der Republik auch die wichtigsten Städte Istriens. Erst die Kämpfe der Dogen mit Ludwig I. von Ungarn hemmten den weiteren Aufstieg Venedigs und ermutigten die istrianischen Städte, sich der Tributpflicht zu entziehen. Triest suchte und fand Schutz bei dem Grafen von Görz und schloß sich endlich freiwillig den Landen des Herzogs Leopold III. von Österreich an. Den Verlust dieser Städte konnte Venedig nur schwer verschmerzen; zwar war es der unmittelbaren Herrschaft beraubt, aber rücksichtslos hinderte es das Aufblühen der Abgefallenen: hohe Seezölle, unbeschränktes Visitationsrecht und Schiffahrtsverbote lasteten schwer auf dem Handel jener Orte. Noch zu Zeiten Karl V. war der Handel der kaum fünftausend Einwohner zählenden

politischen Frage sind nur wenige, fast ausschlie lich den Verkehr betreffende Gesetze auf der Tagesordnung geblieben. Die Nordbahnvorlage ist unter Dach gebracht, der Lloydvertrag im Ausschusse beraten, der Verkehr mit Dalmatien soll zeitgemäß umgestaltet werden und kürzlich hat die Regierung einen neuen Entwurf über die Unterstützung der Handelsmarine eingebracht. Kein Zweifel, daß auch wir Österreicher im Kampfe um Absatzgebiete immer nachdrücklicher auf das Meer gedrängt werden und daß der durch die Künste einer kleinlichen Bureaukratie durch viele Jahre niedergehaltene Unternehmungsgeist endlich neue weite Gebiete der Betätigung findet. Im allgemeinen steht unser binnenländischer Sinn etwas abseits von allen Fragen des Seeverkehrs; die hohen Mauern der Alpen und die Steinwüste des Karstes trennen uns nicht allein physisch, sondern auch psychisch von den blauen Wellen der Adria. In unseren Köpfen malt sich noch fast ausnahmslos die Geschichte dieses Staates auf den böhmischen und lombardischen Schlachtfeldern und die Entwicklung unserer arbeitsfrohen, tüchtigen Küstenbevölkerung liegt uns nur allzu ferne. Da wollen nun die folgenden Zeilen die Aufmerksamkeit eines größeren Leserkreises einer ausgezeichneten Arbeit zuwenden, die bisher zu wenig beachtet und gewürdigt worden ist. Vor zwei Jahren erschien ein Band des Vereines für Sozialpolitik, der sich eine Darstellung der Lage der in der Seeschiffahrt beschäftigten Arbeiter Österreichs zum Thema nahm. Seine Bearbeiter waren als Beamte der österreichischen Marineverwaltung wohl in der Lage, nicht allein aus Büchern und Akten, sondern auch aus ihrer praktischen Tätigkeit Urteil und Kenntnis der einschlägigen Fragen zu schöpfen, und so reiht sich dieser Band, dessen Herausgabe Alexander v. Dorn besorgte, würdig seinen Vorgängern an. Den Einzelarbeiten ist eine umfangreiche Arbeit Bernhard Jülgs† vorangeschickt, die der Autor in übergroßer Bescheidenheit eine flüchtige Skizze nennt. Gestützt auf reiches historisches und statistisches Material, entwickelt Jülg eine äußerst ansprechend geschriebene Geschichte der Handelsmarine Österreichs von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Sie wird gewiß beitragen, die Erkenntnis tiefer dringen zu lassen, daß eine der Bedingungen zur Förderung unserer Industrie und unseres Handels die Vermehrung und Verbesserung der Transportmittel zur See ist.

† Die geschichtliche Entwicklung der österreichischen Seeschiffahrt von Bernhard Jülg in Triest. Bd. 104, II. Abteilung der Schriften des Vereines für Sozialpolitik.

Stadt Triest höchst unbedeutend und auf die nächste Umgebung beschränkt, meist verdangen sich seine wenigen Fahrzeuge gegen Frachtlohn an Venedig und Ragusa. Die verschiedensten Staatsverträge hinderten Venedig nicht, durch Wachtgaleeren bei Capodistria das Visitationsrecht auszuüben und drückende Seezölle zu erheben. Der tödlichen Umarmung vermochte sich nur auf die Freundschaft der Türkei gestützt die Stadt Ragusa zu erwehren. Noch im 17. Jahrhundert besaß sie blühende Faktoreien in Sarajevo, Sofia, Adrianopel und Philippopel. Fünftausend Seeleuten gab die Flotte Arbeit und Verdienst, hundert Ragusaner Schiffe unterstützten Karl V. auf seinem Zuge nach Tunis und die Werften von Gravosa erbauten für Philipp II. einen Teil der unüberwindlichen Armada. Erst das furchtbare Erdbeben von 1667 zerstörte den Reichtum der Stadt und warf den blühenden Handel zu Boden. Immerhin erholte sich die arbeitsfrohe Republik bis zur Eroberung der Stadt durch die Franzosen so sehr, daß sie um jene Zeit dreihundertsechzig Hochbordschiffe mit einem Kapitalswerte von 7·2 Millionen Kronen ihr eigen nannte. Die wenigen Jahre der französischen Okkupation richteten aber das blühende Gemeinwesen völlig zugrunde und als der Wiener Kongreß jenes Gebiet an Österreich wies, nannte es nur mehr sechzig kleine Küstenfahrer sein eigen.

Der Utrechter Frieden gab an Karl VI. Mailand, Mantua und Neapel und so sah sich Venedig auf dem Festlande ganz von Habsburg umklammert. In einen schweren und gefährlichen Krieg mit der Türkei verwickelt, verbündeten sich die stolzen Nobili bald mit dem Kaiser. Korfu wurde von Schulenburg siegreich verteidigt, Prinz Eugen siegte bei Peterwardein und Belgrad und die Türkei war zufrieden, dem Kampfe durch den Frieden von Passarowitz ein Ende zu bereiten. Ihm folgte bald ein Handelsvertrag zwischen Kaiser und Großherrn, der der Flagge Österreichs die freie Schiffahrt und Sicherheit gegen Piraten in den ottomanischen Gewässern gewährte. Die Klausel der Meistbegünstigung und das Recht der Bestallung von Konsuln waren andere wichtige Bestimmungen dieses Vertrages. Gerne schenkte der Kaiser den großzügigen Plänen Eugens von Savoyen Gehör, der da meinte, daß die Stärkung des auswärtigen Handels eine Kräftigung des Staatsbewußtseins zur Folge haben werde, und benutzte die Schwäche Venedigs, um Österreichs Flotte endlich von der demütigen Oberherrschaft der Republik zu befreien. Am 2. Juni 1717 erließ er ein Patent, in dem er versprach, jede den Schiffen seiner Untertanen zugefügte Beleidigung zu ahnden und auch erklärte, „Unsere Insassen mit ihren Schiffen kräfftig ist zu schützen und mithin dergleichen torto und Schaden auf alle Weis zu vindizieren und so gestalten, als wann solcher Unser Provinz selbsten widerfahrete". Zwei Jahre darauf wurden Triest und Fiume zu Freihäfen erklärt; des Kaisers Beispiel ahmte der Papst in Ancona nach und das durch diese Verfügungen schwer bedrohte Venedig mußte nun auch die Lagunenstadt zum Freihafen machen. Aber Karl VI. sorgte noch weiter; die Straßen ins Innere wurden verbessert, fremden Schiffern sollte die Seßhaftmachung in Österreich erleichtert werden und nur ein halbes Prozent des Warenwertes gelangte als Admiralitätszoll zur Einhebung. Daneben wurde ein Wechselgericht eingesetzt, der Häuserbau durch Steuererleichterung gefördert, die Befreiung der ankommenden Schiffe von „aller Visitation" angeordnet und „denen Frembd-Negotianten alle gedeuliche Real- und Personal-Freyheit gewährt". Den gleichen Zielen sollten auch zwei Handelsgesellschaften dienen, die indische Handelskompagnie in Ostende und die orientalische Kompagnie mit dem

Sitze in Wien und einer Generalagentur in Triest. Die zweitgenannte Gesellschaft wollte den Handel im türkischen Reiche, auf der unteren Donau und im Westbecken des Mittelmeeres pflegen; ihr Kapital betrug eine Million Thaler, eine Aktie war für tausend rheinische Gulden käuflich. Aber die neue Gründung krankte an allem und jedem, an der Schwerfälligkeit der Organisation, der unreellen Gebarung, der lebhaften Konkurrenz, den Streitigkeiten mit der Gemeinde Triest und nicht zum letzten an dem Mangel des Unternehmungsgeistes beim heimischen Kaufmann. Die Kompagnie verfügte anfangs über acht große Schiffe der weiten Fahrt, aber schon nach einigen Expeditionen wurden drei von ihnen nach Portugal verkauft; dauerte es doch oft Monate, ehe sich die Wiener Direktion zu einer Entscheidung über eine zu unternehmende Reise aufraffte. Der Verlust überstieg ständig den Gewinn und 1741 verschwand diese erste größere österreichische Schiffahrtsunternehmung.

Trotz des unglücklichen Ausganges war Karl VI. und des Prinzen Eugen großzügige Handelspolitik nicht ohne Wirkung auf Triest und Fiume geblieben. Neue Handelsbeziehungen waren angeknüpft worden, holländische und englische Schiffe kamen in die Adria und der Gesichtskreis der Kaufmannschaft hatte sich erweitert. Trotz der schweren politischen Verwicklungen verfolgte Maria Theresia die Bahnen des Vaters; ihre erste Sorge war es, der Marine Schutz vor dem Seeraub der Barbareskenstaaten zu gewähren, der die Schiffahrt der Erblande zu einem äußerst unsicheren Geschäfte machte. Sie schloß daher mit Tunis, Algier und Tripolis Schutzvereinbarungen; die Flotte, das Schutzgut der Verträge, war freilich nicht allzu groß, denn 1760 bestand die Gesamtflotte aus 127 Schiffen, unter ihnen 53 große, mit insgesamt 927 Mann Besatzung. Allerdings war Österreichs Küste kaum dreihundert Kilometer lang und die ihr vorgelagerten Quarnerischen Inseln hatte Venedig im Besitz. Befreiung vom Kriegsdienste und von außerordentlichen Abgaben, sowie die Unterstützung von Seemannswitwen sollten die Küstenbewohner dem Seedienste zuführen. Dem Mangel an Seeleuten und Kapitänen hoffte man durch Förderung des nautischen Unterrichtswesens abzuhelfen und errichtete zu diesem Zwecke in Triest eine Schule für Mathematik und Nautik. Wohl war an der adriatischen Ostküste das Studium dieser Wissenschaften niemals ganz vernachlässigt worden, in Cattaro und Ragusa pflegten es Franziskaner, in Triest Jesuiten und Ragusa war die Vaterstadt des hochberühmten Roger Boscovich. Durch Ausbau der südösterreichischen Straßen, Gründung einer Assekuranzgesellschaft, einer Leihbank und der Triester Börse sowie durch die Ordnung des Maß- und Gewichtswesens erhoffte die Kaiserin die Monopolstellung Venedigs zu Gunsten der Stadt Triest zu durchbrechen. In ihre Regierungszeit fällt auch die Gründung der „Indischen Kompagnie“. Ihr Gründer, der Engländer Bolts, wollte mit staatlicher Hilfe den österreichischen Handel nach Ostafrika, Indien und China pflegen. Das neue Unternehmen aber krankte an ungenügenden Mitteln; zwar wurde in der Delagoabai eine Faktorei angelegt, zwei nach Indien entsandte Schiffe nahmen die Nikobaren in Besitz und an der Malabarküste war die Errichtung einer Handelsniederlassung geplant. Noch werden uns die Namen von zwölf Hochbordschiffen mit Flaggenpatenten übermittelt; sie waren wahrscheinlich in Toskana und teils in den österreichischen Niederlanden erbaut, aber sie dienten dem heimischen Handel und trugen Österreichs Flagge nach dem fernen Osten. Kapitalsmangel machte nach kaum elfjährigem Bestande dem hoffnungsvollen Unternehmen ein Ende.

Nur eine einzige von den vielen großen Kodifikationen der Kaiserin hat die Gesetzgeberin überlebt, es ist das noch heute geltende Navigationsedikt vom 25. April 1774, das Grundgesetz des österreichischen Seerechtes. Freilich umfaßt es nicht alle Gebiete dieser Rechtsmaterie, aber immerhin ist das Verhältnis der Schiffahrt zur Staatsgewalt, zum Rheder, Kapitän und zur Mannschaft geregelt. Auch die Schiffsdisziplin und das Heuerverhältnis sind in ihm kodifiziert, also eigentlich vieles von dem, was die seit 1886 in parlamentarischer Debatte stehende Seemannsordnung enthalten soll. Das Privatrecht ist im Navigationsedikt nicht hinreichend geordnet, hier gilt bei uns der napoleonische Code de commerce, der während der französischen Besetzung Illyriens in den heute österreichischen adriatischen Ländern eingeführt wurde und in einigen Fragen sogar noch die formell durch den Code de commerce nicht außer Kraft getretene Ordonnance de la marine von Ludwig XIV. aus dem Jahre 1681, die noch vor kurzem in einem Rechtsfalle vom Triester Handelsgerichte subsidiär in Anwendung gebracht wurde. Die starken Verschiedenheiten des Schiffahrtsbetriebes in den deutschen Nordmeeren und der österreichischen Adria waren im Jahre 1862 Grund, das fünfte, vom Seerecht handelnde Buch des allgemeinen deutschen Handelsgesetzes in Österreich nicht zu publizieren. Seither hat das Deutsche Reich eine umfassende Neukodifikation des Handels- und des Seerechtes vorgenommen, unsere Rechtsgrundlagen des Seerechtes aber haben seit Maria Theresia keine wesentlichen Änderungen erfahren; und zwischen der österreichischen und der ungarischen Regierung, dem Herren- und Abgeordnetenhause, den Ministerien und den Interessenten hin- und hergeschleudert, ist der seit 1886 auf den hohen Meeren der Kritik und der Debatte schwimmende Entwurf einer Seemannsordnung noch nicht in den bergenden Hafen des Reichsgesetzblattes eingelaufen. Die Geschichte des adriatischen Seerechtes wäre unvollständig, würde man der anderen nichtösterreichischen Kodifikationen vergessen. Neuerlich zeigt sich die häufig beobachtete Erscheinung, daß die Gesetzgebung zu Zeiten des politischen Verfalles als Ergebnis langjähriger Entwicklung noch die schönsten Früchte zeitigt. Wenige Jahre vor dem Untergange der Republik entstand noch eine umfassende Ordnung des venetianischen Seerechtes im Codice veneto; für das Königreich Neapel wurde um jene Zeit ein Entwurf ausgearbeitet, der freilich niemals Gesetzeskraft erhielt und die Rektoren und Räte der Republik Ragusa erließen noch 1794 die Regolamenti di Ragusa.

Seit 1797, dem Frieden von Campo-Formio, ist die politische Geschichte der adriatischen Länder zugleich auch die Geschichte der österreichischen Handelsmarine. Abgedrängt von der Küste, erdrückt von den schweren Folgen der Kontinentalsperre, war Österreich beinahe zum isolierten Staate geworden. Franzosen und Engländer, Russen und Montenegriner zerstörten das Werk der früheren Jahrhunderte, und was der Fleiß Ragusas, die Staatskunst Venedigs und die Tüchtigkeit der Küstenbevölkerung geschaffen hatten, ging im Wirbel der Kriege und Kämpfe verloren. Und während im Norden auf Leipzigs und Waterloos Ebenen die Armeen der Verbündeten dem großen Kaisergedanken ein Ende bereiteten, gelangten Österreichs Truppen im Süden nur nach langem, zähem Kampfe in den Besitz der dalmatinischen Küstenstädte. Der Wiener Kongreß sicherte Österreich das eroberte Land zu dauerdem Besitz und seit jenen Tagen sind Dalmatien, Istrien und die Inseln ein Bestandteil der Monarchie. Aber die drückenden Folgen der Hochschutzpolitik verhinderten während der franzisko-ferdinandeischen Periode die Weiter-

entwicklung der Stadt Triest und der österreichischen Schiffahrt. Zwar waren die Wunden der napoleonischen Kriege vernarbt, die Valuta war gefestigt und die Intelligenz vergrößert, aber der verderbliche Einfluß der Hochschutzzöllner verhinderte den Anschluß an den deutschen Zollverein. Draußen in den Zollvereinsländern gedieh das wirtschaftliche Leben zu ungeahnter Blüte, hinter den hohen Mauern des Prohibitivsystems aber saß unsere Industrie feist und behaglich, ertötete jede Unternehmungslust und zeigte nur allzubald die Spuren marastischen Verfalles. Diesen Verhältnissen entsprach auch der Handel Triests, der im wesentlichen von den Bedürfnissen des Inlandes abhängig war. Nicht so schlimm stand es um das eigentliche Schiffergewerbe und gerade für jene Periode ist die große Zahl kleiner Schiffe und die Zersplitterung des Rhederkapitals bemerkenswert. Jedes Städtchen nannte einige kleine Fahrzeuge sein eigen; Familien besaßen nebst kleinen Grundstücken irgendein Schiff, auf dem der Sohn oder Vater Handel trieb und den erlösten Gewinn nach Hause brachte. Darin lag der Vorteil der kleinen Küstenfahrt und der Seglermarine überhaupt, daß schon kleines Kapital die Schiffahrt gewinnbringend gestalten konnte und die ganze Küste dabei einen bescheidenen Wohlstand erreichte. Die Verwendung des Dampfes als Antriebmittel beeinträchtigte unsere Segelmarine anfangs nur wenig; während die Weststaaten ziemlich rasch vom Segel- zum Dampfbetriebe übergingen, wuchs Österreichs Segelflotte bis zum Jahre 1857 stark an. Jenes Jahr bedeutet ihren Höchststand, denn damals besaßen wir 3468 Segler mit 333.000 Tonnen und einer Besatzung von rund 18.000 Mann. Die statistischen Daten der folgenden Jahre geben ein trauriges Bild des Verfalles eines einst blühenden, tausenden Menschen Arbeit und Brot gewährenden Gewerbes. Vergleichsweise seien die Daten des Jahres 1902 angeführt: 1484 Segler mit 35.600 Tonnen und 3900 Mann Besatzung. Es wäre natürlich unrichtig, zu glauben, daß die ganze Differenz von rund 14.000 Menschen der Schiffahrt völlig entzogen worden wäre. Einen sehr großen Teil hat die Dampfschiffahrt absorbiert, aber immerhin finden fünftausend Mann weniger Beschäftigung. Das sind dann jene Männer und Familien, die auf dem unwirtlichen Boden unserer heimischen Küste nicht mehr den Lebensunterhalt finden, nach Südamerika, Australien und Neuseeland auswandern und dann jenen fernen Ländern die fleißigsten und genügsamsten Bürger liefern. Aber noch in der Ferne zeigt sich die rührende Liebe zur Heimat und nicht selten ereignet es sich, daß die Emigranten mit ihren bescheidenen Ersparnissen nach der Heimat zurückkehren oder ihre daheim bleibenden Familienmitglieder unterstützen. So scheint unsere Seglermarine dem Untergange geweiht zu sein, denn hart und schwer ist das Los des österreichischen Seemannes. Ohne Alters- und Invaliditätsversicherung, angewiesen auf die spärlichen Bezüge des unzureichenden Marine-Unterstützungsfondes, enden viele dieser mutigen und tüchtigen Männer nach einem Leben harter Arbeit und schwerer Gefahren im Spitale oder in einem elenden Dorfarmenhause.

Nur langsam entwickelte sich in den ersten fünf Jahrezehnten die Dampfschiffahrt; zu Beginn der zwanziger Jahre betrieb der Engländer Morgan mit einem kleinen Raddampfer den Verkehr zwischen Venedig und Triest, aber der überaus hohe Fahrpreis und die langsame und beschwerliche Fahrt schreckten das Publikum ab und es benutzte zu dieser Reise lieber die Segelschiffe. Erst 1833 war Österreich im Besitze eines etwas größeren Dampfers, dem bis 1840 weitere dreizehn folgten. Aber die Rentabilität der Raddampfer war für die Befahrung des Meeres eine sehr zweifelhafte, erst die Ver-

wendung der Schiffsschraube konnte den Betrieb rascher und ertrágnisreicher gestalten. Die Geschichte der zu spät erkannten Talente in Österreich wäre unvollständig, würde man nicht Josef Ressels gedenken, dessen Genie die Welt durch die Erfindung der Schiffsschraube Unendliches verdankt. Das Platzen eines Dampfrohres auf dem Versuchsschiffe (1829) war für die hohe Obrigkeit Grund genug, alle weiteren Versuche einzustellen. Einem weisen Polizeidirektor von Triest zu Trotz erhielt fast gleichzeitig Sauvage in Frankreich das Propellerpatent und weitere sieben Jahre später Francis P. Smith in England das Patent auf die Schraube. Unter den wenigen, die schon damals die hohe Bedeutung der Schiffsschraube erkannten, war der spätere Finanzminister Karl Ludwig v. Bruck, an dessen Namen sich auch die Gründung des Österreichischen Lloyd knüpft. Ursprünglich war er nach französischem und englischem Beispiele eine Vereinigung Triester Versicherungsanstalten, um Nachrichten über Handel und Schiffahrt zu sammeln, die Schiffsbewegung zu verfolgen, Schiffe und Kapitäne in Evidenz zu halten. Bald folgte der Gründung dieser ersten Sektion die Schaffung einer zweiten für die Pflege der Dampfschiffahrt. Die neugegründete Aktiengesellschaft wurde ursprünglich mit einem Grundkapital von einer Million Gulden errichtet. Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Darstellung die Entwicklung dieses mit sehr wechselndem Glücke geführten Unternehmens zu schildern, wichtiger ist sein Verhältnis zur freien Dampfschiffahrt der weiten Fahrt und der großen Cabotage. Bis gegen das Ende der achtziger Jahre übte der Lloyd auf diesem Gebiete ein völliges Monopol aus. Betrachtet man die interessanten Tabellen, die Jülg seiner Darstellung beigegeben hat, so ersieht man folgendes. Von 1847 bis 1862 besaß Österreich abgesehen von den Lloyddampfern gar keinen Dampfer der freien Rhederei, vorübergehend waren allerdings zwei freie Dampfer in Betrieb, die aber gleichfalls an den Lloyd veräußert wurden. Erst im folgenden Jahre gab es freie Dampfer, aber bis 1888 in jedem Jahre durchschnittlich vier und nie mehr als sieben, während der Lloyd um jene Zeit einundachtzig Dampfer im Betrieb hatte. Am Ende der achtziger Jahre waren die Verhältnisse trostlos geworden, die Rhederanteile am Nettotonnenraume waren wiederholt unter ein Prozent gesunken und die Segelflotte ging unaufhaltsam ihrem Untergange entgegen. Und da das heimische Kapital von heftiger Unlust erfüllt war, Geld in der Seedampfschiffahrt anzulegen, so konnte nur die mächtige Hand des Staates helfen. So entstand das Unterstützungsgesetz für die Handelsmarine vom 27. Dezember 1893, das bisher von großen Erfolgen gekrönt ist. Der Nettotonnengehalt der Dampfer der weiten Fahrt betrug in dem ersten Jahre nach der Wirksamkeit dieses Gesetzes 11.000 Tonnen, im Jahre 1905 147.000 Tonnen, die Zahl der Dampfer ist von dreizehn auf sechsundsiebzig gestiegen. Das Anwachsen des Tonnengehaltes ist aber nicht allein ein absolutes, vielmehr hat das Marineunterstützungsgesetz bewirkt, daß schon im Jahre 1902 der Gesamttonnenraum der in der freien Rhederei beschäftigten Dampfer jenen des Lloyd übertraf. Das Marineunterstützungsgesetz, das nun durch die neueste Vorlage der Regierung eine zeitgemäße Ausgestaltung und Verbesserung erfahren soll, hat nicht allein die Kapitalsbeteiligung des Binnenlandes an der Seeschiffahrt erweckt, sondern das sich stets mehrende Interesse der Binnenbewohner an der Wasserwirtschaft ist zu einem wichtigen ethischen und politischen Faktor geworden. Berührt doch die Kräftigung unserer Handelsmarine nicht allein die Küstenbewohner, sondern auch alle produzierenden und handeltreibenden Kreise des Binnenlandes.

Unter unendlich günstigeren Bedingungen kann sich die Seeschiffahrt im Deutschen Reiche entwickeln. In die flache deutsche Nord- und Ostseeküste münden mächtige Ströme, die im Vereine mit zahllosen Eisenbahnen, Straßen und schiffbaren Kanälen den Verkehr zwischen Küste und dem industriereichen Hinterlande vermitteln. Österreichs felsige Steinküste entbehrt jedes natürlichen Verkehrsweges ins Innere. Durch hohe Gebirgszüge vom Zentrum des Reiches getrennt, ist der Verkehr zur Donau auf kostspielige Eisenbahnen und Kunststraßen verwiesen, die durch dünnbevölkerte industriearme Gebiete ziehen. Auf ihnen sind die Transportkosten unendlich höher, als auf dem breiten Rücken des Rheins und der Elbe. Die Verhältnisse hier und dort dürfen nicht schematisch miteinander verglichen werden, und wenn auch der Ruf nach Staatshilfe nur allzu häufig ertönt und alltäglich geworden, oft vielfach verhallt, Österreichs Handelsmarine bedarf noch dringend den Schutz und die Hilfe des Staates. Die Fertigstellung der zweiten Bahnverbindung mit Triest, die Errichtung von Hafenanlagen in dieser Stadt und anderen Orten des österreichischen Litorale, das neue Gesetz über die Unterstützung der Handelsmarine werden sicherlich unserer Schiffahrt zum großen Nutzen gereichen. Aber endlich muß auch ernstlich daran gegangen werden, unsere Küstenländer, die seit über neunzig Jahren mit diesem Staate politisch verbunden sind, mit Westösterreich auch kulturell zu vereinen.

Gedichte an Wien.

Von Felix Braun.

I.

Du bist mir lieb wie Träume, die noch nie
als Worte über meine Lippen schritten;
wie müd gespielte, blasse Kinder, die
mich abends zögernd um ein Märchen bitten.

Denn wie zwei Engel des Erlösers Blut
in zartkristallne Schalen rinnen ließen,
so ließ ich meiner Seele bestes Gut:
mein Leid in deine Frühlingsnächte fließen ...

II.

In lauter Versen möcht' ich zu dir beten,
doch deine Tiefen schöpf' ich niemals aus
und deine Gärten darf ich nur betreten
wie in Jerusalem ein Gotteshaus.

Oft wünschte ich, wenn mich dein Glanz umstrahlte:
Wär' ich doch Lukas, der Evangelist,
der jenes Bildnis der Madonna malte,
das gnadenreich und schwer von Wundern ist!

III.

Du bist ein Baum, von Früchten überhangen,
die deiner Sonne warmes Licht gereift,
und ich bin Tantalus, der voll Verlangen,
in ewig neuer Sehnsucht nach dir greift.

O Bild von Sais, das ich nie enthülle,
wann wird mir deiner Seele Rätsel kund?
Du bist wie die kumäische Sibylle
mit Monna Lisas Lächeln um den Mund ...

IV.

Selbst wenn ich einmal fröhlich von dir scheide,
bleibst du die liebste Stätte meiner Wahl:
denn du bist meine Mutter Herzeleide
und ich bin dankbarer als Parzival.

Und so wie des Odysseus Kriegsgefährten
die Frucht des Lotos selig überwand,
bin ich an deine Häuser, deine Gärten
durch deine süßen Lieder festgebannt.

Chronik.

Psychologie.

Wenn man die psychologischen Schriften, die jahraus jahrein in immer wachsender Fülle auf dem Büchermarkte erscheinen, überblickt, so kann man deutlich zwei Gruppen unterscheiden: Die streng wissenschaftlichen, rein theoretischen und die populären mit praktischen Zielen. Es verlohnt sich, auf diesen Umstand etwas näher einzugehen, denn er ist höchstwahrscheinlich ein Übelstand. Es ist dem großen Publikum wahrlich nicht zu verargen, wenn es über das Seelenleben Aufschlüsse wünscht, die einer Anwendung fähig sind, die eine bessere innere Lebenshaltung ermöglichen. Das sind sicher nicht die Schlechtesten, die an sich selber ein vitales Interesse haben und von Erkenntnissen über die Seele eine Förderung erwarten. Allein die Wissenschaft von der Seele, so wie sie gegenwärtig betrieben wird, ist durch nichts so charakterisiert als durch ihre Lebensfremdheit. Es ist das eine sehr merkwürdige Tatsache. In einem späten Stadium der Entwicklung emanzipiert sich ja der Erkenntnisprozeß immer mehr vom Bedürfnis, das ist unleugbar, die Wissenschaft wird zu einem bloßen Luxus des Geistes; allein dieses glänzende Finale der Entwicklung setzt voraus, daß die Bedürfnisse faktisch überwunden sind. Wissenschaft als Kultur hat erst dann volle Berechtigung, wenn das Leben gesichert ist. Manche Wissenschaftszweige stehen von vornherein mit dem Leben in keinem unmittelbaren Zusammenhang, z. B. die Geschichtswissenschaft, die Sprachwissenschaft. Von der Psychologie gilt gerade das Umgekehrte; desgleichen von der Heilkunde, wo wir dieselben merkwürdigen Verhältnisse vorfinden: Eine Wissenschaft, die sich häufig unter völliger Außerachtlassung des menschlichen Heilbedürfnisses das Erkennen zum Ziel setzt, und ein Publikum, das in seiner Enttäuschung hierüber von der Wissenschaft nichts wissen will und sich anderen Göttern zuwendet, „falschen" Göttern, wie diejenigen sagen, welche den Grundsatz vertreten: Extra scientiam salus nulla.

Haben wir es da mit verschieden gearteten Menschen zu tun? Sicher. Überall, wo wir, sei's in Wissenschaft, sei's in Kunst, in Religion, in Politik, verschiedene Richtungen wahrnehmen, sind verschiedene Köpfe an der Arbeit. Die Leute, welche die Psychologie so kühl und innerlich unbeteiligt, so ganz ohne eigene Seele betreiben, welche psychologische Probleme wie Gleichungen auflösen, sind offenbar im Blut verschieden von den anderen, die da fieberglühend fragen: Wie werde ich besser? Wie werde ich glücklicher? Wie werde ich stark? u. dgl. Die Psychologie der Selbstzufriedenen und der Unzufriedenen. Der zu Ende Entwickelten und der in Entwicklung noch frisch und fröhlich Begriffenen? Es ließen sich darüber mancherlei Spekulationen anstellen. Auffallend ist jedesfalls, daß weitaus die meisten psychologischen Schriften mit praktischer Tendenz in Amerika, danach in England erscheinen, von wo sie dann in Übersetzungen auch nach Deutschland einwandern, das übrigens selber an dieser Art Literatur wahrlich nicht arm ist. Bei den Amerikanern steht dieser fieberhafte Glückseligkeitsbetrieb ganz im Einklang mit ihrem sonstigen impulsiven Eudaimonismus. Die Neurasthenie ist dort am verbreitetsten, könnte jemand sagen, drum haben sie die meisten beglückenden Schriften; sowie sie die schlechtesten Zähne und die besten Zahnärzte haben. Aber es ist auffallend, daß gerade die germanische Rasse mit solchen Schriften den ersten Rang einnimmt. Nur Seelen, in denen es gährt und brodelt, verworrene Seelen haben eine Zukunft. Vielleicht wird doch am deutschen Wesen die Welt genesen.

Da erscheint in Berlin im „Psychologischen Verlag", die Übersetzung einer in England und Amerika schon seit längerem verbreiteten Zeitschrift, „Neue Gedanken", „der Anregung schlummernder Geisteskräfte zur Erlangung von Gesundheit, Glück und Reichtum gewidmet". Die Titel einiger darin enthaltener Artikel orientieren rasch über Ziele und Zwecke dieser Publikation: „Beherrsche deine Umgebung!" „Abhandlung über die Macht des Gedankens", „Mittel, um sich zu konzentrieren", „Der Sieg über das Alter", „Habe Glauben", „Geistiges Gift und Gegengift", „Die Macht schlummernde Fähigkeiten zu wecken", „Geistige Reinigung", „Selbstheilung durch die Macht der Gedanken", „Das Schweigen und der Erfolg", „Der Einfluß geistiger Haltung auf das körperliche Befinden", „Leiste dein Bestes", „Der Wert der Einsamkeit" usw. Man sieht ohne weiteres, den Verfassern dieser Artikel ist es nicht um reine Erkenntnis zu tun, sondern um Erreichung von Zielen, deren Bedeutsamkeit nicht abzuleugnen ist. Da aber irgendwelche Absichten immer nur zu erreichen sind, wenn man den Tatsachen gerecht wird, wenn man sozusagen die Wirklichkeit nicht brüskiert, so ist es ganz selbstverständlich, daß jede bewährte Praxis der wissenschaftlichen Einsicht vorarbeitet und deshalb von der Wissenschaft nicht ignoriert werden soll. Man kann nicht oft genug auf das Beispiel des Hypnotismus hinweisen. Da hat man auch Tatsachen, für welche man keine Erklärung parat hatte, einfach abgelehnt, anstatt sich zu sagen, daß

jede Ursache doch eine Wirkung haben müsse und daß die Erklärung einer Tatsache ihre Anerkennung zur Voraussetzung habe. Der Hypnotismus und die damit zusammenhängenden Suggestionsexperimente haben uns gelehrt, was dem psychischen Faktor für ein ungeheurer Einfluß auf unser gesamtes Leben zukommt. Es war im Grunde genommen eine Reaktion auf den Naturalismus des vorigen Jahrhunderts, der alles Seelenleben mit materiellen Gehirnvorgängen identifizierte, die Selbständigkeit des Psychischen leugnete und daher die kranke Seele, das kranke Gemüt konsequenterweise mit Medikamenten traktierte. Infolgedessen war im Laufe der Zeit an Stelle des teilnehmenden Beraters, des Trösters, des Erbauers, des Helfers, des Erretters aus allen Nöten des Verstandes und Herzens — der Arzt, der Medizinmann getreten. Wir sind über diesen Zustand, der späteren Zeiten einmal als Stigma der Unkultur gelten wird, noch lange nicht hinaus. Der Arzt vertritt den Beichtiger, den hingebenden Menschenfreund, und Schlafmittel, Beruhigungsmittel, Mastkuren, Badekuren u. dgl. sind an Stelle erlösender Gedanken getreten. Aber die Reaktion macht sich immer lebhafter geltend. Schon gibt es hervorragende Ärzte, welche zwei der verbreitetsten Nervenkrankheiten, die Hysterie und die Neurasthenie, als psychische Krankheiten erklären. In dem Augenblick aber, wo man die Ursache einer Krankheit in psychischen Verhältnissen findet, muß man sich logischerweise auch zur Psychotherapie bekennen. Was die Wissenschaft nur mit einem gewissen, an sich nicht unberechtigten Zögern tut — sie gleicht darin der Staatsgewalt, die auch den Bedürfnissen der breiten Massen nur langsam und unwillig nachgibt und mit ihren Maßnahmen immer hinten nachkommt — das führt der theoretisch unverbildete Laie mit wohltuender Frische und Unbedenklichkeit gleich bis zum Extrem durch.

Da ist, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in den neuen Gedanken häufig die Rede von der seelenzersetzenden Wirkung des Hasses, des Neides, des Argwohns, des Bösen überhaupt. Eine sehr bemerkenswerte, aber von der Psychologie ganz ignorierte Tatsache. Es gibt, um den Sachverhalt mit einem Wort zu charakterisieren, eine psychische Intoxikation mit nachfolgenden Zersetzungsvorgängen. Es gibt eine Seelenfäule, deren Verlauf, Krisen, schlechtem oder gutem Ausgang im einzelnen nachzuforschen von größtem Interesse ist.

Aus diesem einen Beispiel ist auch gleich zu ersehen, daß da die psychischen Vorgänge nicht wie irgendwelche indifferente physikalische Vorgänge betrachtet werden, sondern daß eine beständige Wertung nebenher läuft. Jedes psychische Phänomen erfährt eine ethische Würdigung und ethische Momente werden beständig als wirksame Kräfte des Seelenmechanismus dargestellt.

Daneben findet man, wie nicht anders zu erwarten, in den „Neuen Gedanken" viele Artikel über Hypnose und Magnetismus. Ferner eine Menge Gesundheitslehren. Oberflächlich betrachtet, gibt diese Kombination — und wir treffen sie so ungemein häufig an — derlei Publikationen einen etwas hypochondrischen Zug. Aber es scheint da ein tiefes Problem vorzuliegen. Wo man Gedanken trifft, dort trifft man immer auch Leiden. Daher der religiös-mystische Einschlag dieser Denkrichtung, namentlich die Hinneigung zur indischen Philosophie und deren unheiligem Anhängsel, dem Spiritismus. Es äußert sich in all dem eine energische antimaterialistische Tendenz und es ist kaum zu zweifeln, daß wir es da mit den ersten Regungen eines neuen Zeitgeistes zu tun haben. Die logischen Auseinandersetzungen mit früheren Richtungen sind nie die Hauptsache, sie legitimieren die neuen Gedanken nur vor dem Bewußtsein. Die neuen Gedanken selber haben ihren ersten und letzten Grund im neuen Geschlecht. Was die erwähnte Richtung vollends beachtenswert macht, das ist ihr hoher sittlicher Ernst, um dessentwillen man das Erfordernis wissenschaftlicher Exaktheit ganz wohl herabmindern kann. Das ist nun freilich ein Punkt, der einer eingehenden Erörterung bedürfte: Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Ethik. In niederen und höheren Schulen besteht gegenwärtig die Tendenz, das Individuum mit Wissen oder Wissenschaft auszufüllen; alle seine inneren Bedürfnisse durch einen Gott oder Götzen zu befriedigen. Nun gibt es ja zweifellos Menschen von solcher Einseitigkeit und, wie die Dinge nun einmal liegen, haben solche Geister, solche fürstliche Intellekte derzeit die Führung. Aber im geheimen bereitet sich die Revolution des Herzens, des Gemütes vor und eines Tages wird die bange Frage: Was können wir denn wissen? von der heiter-resignierten Frage abgelöst werden: Müssen wir denn überhaupt so viel wissen?

Eine andere Schrift dieser Art betitelt sich „Die gewaltige Macht des Gedankens" (von K. Möller, Leipzig, Max Spohr). Der Autor setzt sich, wie schon der Titel sagt, zum Ziel, dem psychischen Faktor in unserem Leben zur gebührenden Anerkennung zu verhelfen. Der analytische Psycholog fällt nur allzu leicht in Versuchung, den Gedanken als eine Synthese von Vorstellungen, als eine logische Verknüpfung von Subjekt und Prädikat zu betrachten. Demgegenüber wird mit Recht bemerkt, daß Gedanken vor allem Kräfte sind, die nach innen oder außen wirken, die Gutes und Böses zu stiften

vermögen wie mechanische Kräfte und die nicht rastlos verschwinden können. Der Gedanke ist mehr als ein Phänomen, der bloße Schein kann nichts erzeugen. Da die Wirkungen der Gedanken ein Gegenstand der einfachsten Beobachtung sind, so gehören sie offenbar auch zum Gegenstand der Psychologie. Der Verfasser verfolgt übrigens keineswegs die Absicht, die wissenschaftliche Psychologie um ein Thema zu bereichern, es ist ihm lediglich um praktische Winke zu tun, er zeigt an Beispielen die Wirkung der guten Gedanken, der schlechten Gedanken, er spricht vom Einfluß der Bücher, man solle Bücher lesen, um seine geistigen Kräfte zu mehren, und vom Selbstvertrauen. Dann kommt das unvermeidliche Kapitel: Wie muß man denken, um Erfolg im Leben zu haben? und Wie muß man denken, um widrige Umstände zu überwinden? Man sieht, die psychische Energie wird da recht irdischen Zwecken dienstbar gemacht. Die Seele wird wie eine Wasserkraft gewertet. Eine Psychologie für Geschäftsleute. Jungdeutschland, das durchaus nicht verträumte, das auf dem Weltmarkt mit Erfolg konkurrieren will. Was der Verfasser vorbringt, ist natürlich in hundert anderen Schriften vom Schlage: Wie werde ich energisch? schon gesagt worden. Gerade dieser Umstand aber ist für die Psychologie des Zeitalters von Bedeutung. Alle diese Schriften werden in vielen Auflagen abgesetzt, jeder Verleger nimmt sie. Liegt der Wille wirklich so darnieder, daß die Mittel zu seiner Neubelebung nur noch von Haar- und Bartwuchsmitteln an Gesuchtheit übertroffen werden? Die Schwäche für den Übermenschen ist jedesfalls auch symptomatisch. Die Energieschwankungen, welche man im Leben des einzelnen konstatieren kann, finden zweifellos auch in größeren Intervallen am Volkskörper statt und eine Überschau über die Literatur orientiert schnell über die jeweilige Phase.

Ein Buch von der Art des oben besprochenen, nur viel detaillierter in seinen Vorschriften, betitelt sich „Geistiges Training" (von Dr. Raphael Eugen Kirchner, Berlin, Modern-pädagogischer und psychologischer Verlag). „Mein System", ins Psychologische übertragen. Da gibt es Anleitungen zu körperlicher Vollkommenheit, Geistesfrische, Charakterbildung, Menschenkenntnis, Gedächtnisbildung usw. Hausmittel für die kranke, Schönheitsmittel für die mißgestalte Seele. Der Psychologe profitiert bei solchen Büchern nichts für seine Wissenschaft, sondern nur für die Kenntnis der Volksseele oder, richtiger gesagt, die Statistik der seelischen Phänomene. Selbstzufriedenheit, Selbstsicherheit müssen nicht sehr verbreitet sein. Anderseits wird den Fachleuten der Wunschzettel vorgehalten: Eine wissenschaftliche Charakterologie, das ist wirklich ein Desiderat; ihre Rückwirkung auf die Praxis müßte ganz bedeutend sein. Ferner: Eine Seelenhygiene auf exakter Grundlage. Freilich, der gesunde Instinkt macht derlei entbehrlich. Aber die Instinkte sind ersichtlich im Absterben. Das Wissen ist eben dazu da, sie zu ersetzen. Da wir sie nun einmal verlieren, so hilft kein Trauern, sondern es ist ein Gebot der Selbsterhaltung, an ihre Stelle beizeiten die klare Einsicht zu setzen, auf die man dann auch eine vernünftige Absicht gründen kann.

„Der Kampf um Wohlfahrt" ist der Titel eines Buches von Dr. Karl Paeuer, k. k. Oberlandesgerichtsrat in Graz. Ein Buch, hervorgegangen aus einer universalen, in die Außenwelt projizierten Verstimmung. Hierfür hat der Verfasser Trost in einer idealistischen Weltanschauung gefunden und für diese macht er dann folgerichtig Propaganda. Der Verfasser bekennt sich mit mehr Bescheidenheit denn nötig als Laie — gerade um über die höchsten Dinge zu reden, braucht man doch nichts weiter als ein ganzer Mensch zu sein! —, seine Ausführungen sind ausgesprochen antimaterialistisch und, wie schon aus dem Titel zu ersehen ist, keineswegs „rein wissenschaftlich", d. h. vom uninteressierten Erkenntnistrieb geleitet, sondern im Dienste praktischer Ziele. Er sieht „die Zerklüftung des Vaterlandes im nationalen und konfessionellen Streit, den Niedergang des Idealismus, das befriedigungslose Ringen um Macht und die unmenschlichen Auswüchse im Daseinskampfe des Anarchismus, das hastende und doch in allen Fugen lethargische Geschäftsleben" und dies treibt ihn an, „der Wahrheit näher zu kommen und den Menschen zu nützen". Wenn die offizielle Wissenschaft die Bedürfnisse der breiten Schichten ignoriert, dann greift eben der Laie zur geistigen Selbsthilfe.

Der Hauptfehler des Buches, nicht seiner Darlegungen, ist die Propaganda, die darin für den Idealismus gemacht wird. Idealismus läßt sich nicht erzwingen. Ob jemand an die Existenz einer Seele, an ihre Unsterblichkeit glaubt oder nicht, das liegt im Blute. Es haben nicht alle Menschen eine Seele und es sind nicht alle unsterblich; viele sind schon bei ihren Lebzeiten nicht viel mehr als Materie, sie verlieren daher auch beim Tode nichts, sie sind, um mich der trefflichen Leibnizschen Unterscheidung zu bedienen, bloß unvergänglich, aber nicht unsterblich. Solchen Naturen gegenüber hilft offenbar kein Beweisen. Der Idealismus ist ebensowenig als der Materialismus ein Beweisgegenstand. Man muß anerkennen, daß es sich da um zwei verschiedene Menschentypen han.elt. Wenn der Psycholog nicht tolerant ist, wer solls denn sonst auf der Welt sein? Der Idealist muß sich selbst

genug sein. Das Polemisieren steht ihm nicht gut, das Polemisieren ist eine negative Beschäftigung und der eigentliche positive Mensch auf Erden, der Werte Schaffende, das ist der Idealist.

In den ersten Kapiteln des Buches polemisiert Paeuer gegen den Darwinismus und gegen die ganze Richtung, die man unter dem Namen Haeckel zusammenfassen kann. Diese neue Volksreligion — sie ist so billig wie alles, was mit Volk beginnt — reizt ja allerdings zur kritischen Opposition. Aber ihr Unverstand ist ebenso wie die lückenlose Beweiskette für andere Geistesrichtungen doch immer nur die grandiose Variation über ein verschwiegenes Thema. Der Intellekt beschönigt nur die Bedürfnislosigkeit des Herzens. Und wollen wir gegen Ketzer und Götzendiener ebenso unduldsam sein wie das vielgeschmähte Mittelalter?

Das Kapitel über die Menschenseele hat mich interessiert, weil darin eine Beobachtung verwertet ist, die in meinen eigenen Untersuchungen eine große Rolle spielt, nämlich die Periodizität, und zwar nicht in dem Sinne, daß ein bestimmtes Phänomen nach einem typischen Intervall wiederkehrt, sondern daß die Gesamtheit der seelischen Funktionen einer beständigen Schwankung unterliegt; daß wir also, um vom Gemüt zu reden, ein stets wiederkehrendes Stimmungsrepertoire absolvieren, daß unsere Aufgelegtheit zur Arbeit, unsere Aufnahmsfähigkeit für äußere Eindrücke usw. rhythmisch zwischen einem Maximum und Minimum hin und her pendelt; daß ferner, wenn die eine Eigenschaft oder Fähigkeit gerade ihr Maximum erreicht hat, die andere wie eine funktionell abhängige Größe ihren Tiefstand hat. Paeuer bezeichnet dies als die „solidarische Fluktuation der Seelenpotenzen". In dem Kapitel über „Das Bewußtsein und seine Wechselzustände" führt er diesen Gedanken weiter aus und gibt ihm mehrfache Anwendung. „Es ist nicht gleichgültig für uns und unsere Seelenverfassung, ob wir in einem geschlossenen Raum oder unter freiem Himmel weilen, ob wir Hochgebirgsluft atmen oder die Atmosphäre der Großstadt, ob wir eine uns zusagende oder widerstrebende Nahrung genießen, ob die klimatischen Verhältnisse uns befriedigen, ob wir auf einförmiges Gemäuer oder in saftiges Waldgrün blicken, ob unsere Umgebung ruhig oder lebhaft, ernst oder heiter ist, ob wir allein sind oder in Gesellschaft, ob wir arbeiten oder ruhen, ob wir diese oder jene Arbeit verrichten usw." Und zwar ist dies alles für uns deswegen von so wechselnder Bedeutung, weil wir, wie der Verfasser ganz kurz hätte sagen können, **in jedem Augenblick auf jedem Sinnesgebiet ganz spezifische Bedürfnisse haben.** Nicht nur der Magen diktiert einen wechselnden Speisezettel, sondern auch die Augen, die Ohren und, wie die Sinnesorgane, so auch die Geistesorgane. Daraus folgt, daß alle äußeren Reize außer dem Sinneseindruck noch den der adäquaten Befriedigung oder den der Unbefriedigung hervorrufen. Sie „schlagen einem an" wie eine Speise, nach der man Appetit hat oder man holt sich eine Verdauungsstörung, man verdirbt sich damit die Augen, die Ohren, den Verstand, das Gemüt usw. Es kommt, mit anderen Worten, zu einer Kollision zwischen Innen und Außen, welche zur Voraussetzung hat die **Spontaneität des Seelenlebens.** Die Behandlung dieses Themas gereicht dem Verfasser sehr zur Ehre. Lesen sich seine Darlegungen oft auch für einen Philosophen so wie etwa die des Jakob Böhme, so hat er doch mit sicherem Blick den Punkt herausgefunden, von wo aus die Psychologie reformiert werden muß. Nur die Anerkennung des spontanen Seelenlebens, Beobachtungen hierüber und deren streng naturwissenschaftliche Verwertung können zur Entdeckung von psychischen Gesetzen führen.

Nach all dem ahnt man wohl, wo der Autor hinaus will und was er sich unter Wohlfahrt vorstellt. Wer ein spontanes Seelenleben hat, fühlt sich nur wohl, wenn er dem inneren Gebote unbehindert gehorchen, wenn er sich — im besten Sinne des Wortes — ausleben kann. Nun soll die Tatsache der Spontaneität zum Recht darauf führen. Nur der ist, kurz gesagt, glücklich, der tun kann, was er will — vorausgesetzt, daß er überhaupt ohne äußeren Anlaß etwas will. Nicht alle Menschen, und das übersieht der Verfasser, haben ein derart entwickeltes seelisches Eigenleben, daß sie mit der vollen äußeren Freiheit etwas anzufangen wüßten. Nur der hat das Recht auf Freiheit von äußerem Zwang, in dem eine unerbittliche innere Notwendigkeit waltet. Danach könnte man das Buch bezeichnen als eine Glückstheorie auf psychologischer Grundlage; mit Rücksicht auf den vermutlichen Ursprung jedoch als den Stoßseufzer eines Beamten, der graue Mauern vor sich hatte, wenn seine Augen auf Grün Appetit hatten, und Akten erledigen mußte, während es ihn drängte, über Gott und Welt nachzudenken. Aus diesem Grund hat aber der Beamte auch die meisten Chancen, die psychische Spontaneität zu entdecken. Wie oft mag sie wohl täglich im Schatten eines Aktenstoßes entdeckt werden! Möge sich also der Verfasser vom „Kampf um Wohlfahrt" damit trösten, daß man nur zwischen der Wohlfahrt und der Entdeckung ihres Gesetzes zu wählen hat. Jeder Gedanke ist ein Äquivalent für einen Entgang an Glück.

Von inneren Wirrnissen, von Glück und Unglück der Menschenseele ist auch in einem kleinen Büchlein die Rede, „**Inneres Leben**"

(von Ludwig v. Schlözer, München 1906, Beck). Von den darin enthaltenen Aufsätzen ist der beste der über Persönlichkeit. Er gipfelt in einem Hymnus auf das Genie. „Zu Zeiten, wenn die Menschen alles vergessen zu haben scheinen, was hinausgeht über das Nächstliegende, oder wenn sie, wie in einer Kaufhalle, nur nach Geld und Waren schreien; wenn sie in ihrem engen, kleinlichen Leben kaum noch die Luft über der Erde zu atmen wagen: da tritt der Genius auf. Alle geistige Kraft der Zeit ist in ihm gesammelt." Das ist der moderne Messias, der alle Kultursehnsucht stillen soll, der Schöpfer neuer Werte. „Nur die Persönlichkeit vermag uns ein Eden wiederzugeben, das nicht außer uns liegt, sondern tief im Innersten. Hier wohnt das große Schweigen, das eine neue Welt gebiert. Hier ruht das kostbare Kleinod, das wir nicht sehen und nicht fassen können und von dem dennoch jenes heilige Leuchten ausgeht, das den ganzen Menschen verklärt."

Auch hier wieder die Betonung der Innerlichkeit, der Selbständigkeit des Innern gegenüber den Eindrücken und Erfahrungen der Außenwelt. Das Ich ist für sich allein eine Quelle reichster Erfahrung, die Außenwelt gibt nicht mehr als den Anstoß dazu. Warum wird nun dieses Ich von der Fachpsychologie so wenig gewürdigt? Warum wird dort immer von den Empfindungen ausgegangen, also von den seelischen Phänomenen, bei welchen wir in größter Abhängigkeit von der Außenwelt sind? Ist das selbständige Innenleben eine so seltene Sache oder keiner wissenschaftlichen Behandlung zugänglich? In Wahrheit liegt hier, wie in so vielen Fällen, wo wir die Menschen unterschiedlich handeln sehen, ein charakterologisches Problem vor. Der Verfasser eines Psychologielehrbuches, von dem neun Zehntel der Sinnespsychologie gewidmet sind, ist ein ganz anderer Mensch als der, welcher sich den Problemen des Eigenlebens zuwendet. Und es gibt zwischen diesen zwei Richtungen ebensowenig eine logische Auseinandersetzung wie zwischen Materialismus und Idealismus. Und die Zeiten, wo die einen Bücher „gehen" und die anderen, weisen im großen dieselben Charakterunterschiede auf. Einer Zeit, die auf allen Gebieten durch nichts so gekennzeichnet ist als durch die praktischen Tendenzen, die Äußerlichkeit, Oberflächlichkeit, durch ihr irdisches Gebaren, einer solchen Zeit ist eine vorwiegend sensualistische Psychologie ganz adäquat. Bei flüchtiger Betrachtung möchte man glauben, was bei einem Wissenschaftsbetrieb herauskommt, das hänge von der angewandten Methode ab. Der Sachverhalt ist aber umgekehrt, die Methoden sind das Sekundäre; zuerst ist das Ziel gegeben und es werden nur jene Methoden ausgebildet, welche zu diesem Ziel führen. Wenn jemand mit seinen Methoden nichts herausbringt, dann wollte er nichts herausbringen; ein solches Nichtwollen läßt sich allerdings vor dem Bewußtsein nicht legitimieren, darum dann die deckende Ausrede. Nehmen wir den so oft herangezogenen Fall: Das Aufblühen der Naturwissenschaften seit der Einführung der induktiven Methode durch Francis Bacon. Die Sache wird immer so dargestellt, als hätte der Mangel dieser Methode die Vorläufer Bacons an Erfolgen in den Naturwissenschaften gehindert. Dabei wird immer stillschweigend vorausgesetzt, die Menschheit habe von Anbeginn der Schöpfung nichts Wichtigeres und Gescheiteres zu tun gehabt, als naturwissenschaftliche Entdeckungen zu machen. Inzwischen fehlte es den vorangehenden Zeiten überhaupt am Interesse für derartige Entdeckungen. Ein durch Innerlichkeit hervorragendes Zeitalter wird die Naturforschung stets mit mehr oder weniger Bewußtsein vernachlässigen. Ein Philosoph wird nie Verbesserungen des Beleuchtungswesens erfinden, weil ihm das äußere Licht ganz gleichgültig ist; ihm ist es nur um die innere Erleuchtung zu tun und diese ist von Talg, Petroleum und Elektrizität in gleicher Weise unabhängig. —

Wenden wir uns nun der fachwissenschaftlichen Psychologie zu. Da heißt's Abschied nehmen vom blauen Himmel und vom buntfarbigen Leben, da kommen wir aus dem Freien ins Enge. Die Welt, das ist das Laboratorium. Eine Schrift von mehreren hundert Seiten betitelt sich „Über Vorstellungselemente und Aufmerksamkeit" (Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie von Ernst Fränkel, Augsburg 1905). Der Titel enthält übrigens noch folgende Ankündigung: „Mit 40 Kurven auf 4 Tafeln, 6 Seiten Zeichnungen eines schwachsinnigen Versuchsknaben, 1 Figurentafel mit 8 Figuren, 1 Figur im Text und 63 Tabellen." Ein stattliches Rüstzeug! Was mag da wohl herauskommen? Der Verfasser stellt sich folgendes Problem. Nach Charcot gibt es in bezug auf das Vorstellungsleben dreierlei Menschentypen, den type visuel, auditif und moteur. Nach Prof. Meumann gibt es drei Fundamentalunterschiede der Aufmerksamkeit: 1. In der Schnelligkeit der Anpassung der Aufmerksamkeit; 2. in der Intensität und dem Umfang der Aufmerksamkeit; 3. in der Art, wie die Aufmerksamkeit arbeitet: fluktuierend oder fixierend. Fränkel untersucht nun, ob sich die Vorstellungstypen in diesen Fundamentalklassen der Aufmerksamkeit unterscheiden. Das geschieht an normalen und schwachsinnigen Schülern. Der akustische Typus ist der schnell, der optische der langsam anpassende; der akustische arbeitet mit fluktuierender, der optische mit fixierender Aufmerk-

samkeit — sagt der Verfasser. Überzeugend sind weder seine Darlegungen noch seine Versuche. Solange man etwas nicht durch eine Idee wahrscheinlich macht, kann man es nicht durch Versuche glaubhaft machen. Wie soll man bloße Behauptungen durch Versuche erhärten, wo es doch streng genommen nicht einmal Tatsachen gibt? Was ist eine Tatsache? Eine Tatsache ist das, was wir auf Grund einer Meinung glauben. Die Augen apperzipieren nichts. Die Augen liefern nur einen Augenschein. Die Tatsache kommt erst weiter rückwärts zustande. Der Schein muß durch einen Gedanken akkreditiert werden. Ein noch so umfänglicher Apparat kann über dieses Erfordernis nicht hinwegtäuschen; wenigstens Außenstehende nicht. Als holder Selbstbetrug mag ja dem Experimentieren und der Laboratoriumsgeschäftigkeit eine psychohygienische Bedeutung zukommen.

Ich habe diese Schrift besprochen, nicht weil ihr irgendein Wert zukommt oder von Fachleuten zuerkannt wird, sondern weil sie symptomatisch ist für eine jetzt sehr verbreitete Richtung in der Psychologie. Sie ist ein Beitrag zur Psychologie der Psychologen. Es gibt bessere Schriften dieser Art, mit noch mehr Tafeln, mit weniger Tafeln, mit schöneren und schlechteren Figuren, aber woran es alle mangeln lassen, das ist die Größe der Problemstellung. Keine Untersuchung, die jemand andern als die engsten Fachkreise zu interessieren imstande wäre. Ein solcher Zustand ist nun z. B. in der Mathematik schon längst erreicht und dort schlechterdings durch keinen andern zu ersetzen. Allein in der Psychologie liegt hierin, wie schon eingangs erwähnt, entschieden ein Übelstand. Ich kann mir nicht helfen, in der Psychologie sind die allerhöchsten Probleme eben gut genug. Aller Scharfsinn, der auf minutiöse Fragen verwendet wird, ist nur ein Beweis für die Kleinlichkeit des Geschlechtes. Die Psychologen tun sich gegenwärtig viel zugute auf das, was sie nicht betreiben: sie fragen nicht mehr nach dem Wesen der Seele, sie überlassen es den Theologen, Gedanken über Unsterblichkeit, den Medizinern, Gedanken über Leben und Tod zu entwickeln; das, was sie tun, ist nämlich wirklich zum geringsten Teil des Rühmens wert. Für die Wissenschaft ist es ja unzweifelhaft von Bedeutung, welche Probleme gelöst werden; für den Kulturgrad dagegen ist die Problemstellung viel bedeutsamer. Lieber an einem großen und ungelösten Problem kranken, als sich bei der Lösung kleiner Probleme behaglich fühlen.

Wer sich über das gesamte Gebiet der experimentellen Psychologie orientieren will, tut dies bequem an der Hand von Konstantin Gutberlets „Psychophysik" (Historisch-kritische Studien über experimentelle Psychologie, Mainz, Verlag von Kirchheim u. Ko., 1905). In einem stattlichen Band von nahezu siebenhundert Seiten werden alle Methoden vorgeführt von Fechner angefangen bis zu S. W. Stern und dessen differenzieller Psychologie. Die Darstellung ist sehr populär gehalten und vermeidet, eben um den Gegenstand einem größeren Publikum zugänglich zu machen, alles, was nur mit Hilfe höherer Mathematik und spezieller naturwissenschaftlicher Kenntnisse verständlich ist. Sehr eingehend bespricht der Autor die philosophischen Ansichten G. Th. Fechners, die dieser im Zusammenhang mit seiner Psychophysik entwickelt hat. Dies hat seine besonderen Gründe. Fechner war von der Überzeugung durchdrungen, mit seiner Weltanschauung, wie er sie namentlich im „Zendavesta" entwickelt hat, die Grundlehren des Christentums über Unsterblichkeit und Auferstehung zu stützen. Gutberlet will, wie er in der Vorrede bemerkt, der Gefahr vorbeugen, daß solche wohlgemeinte Spekulationen für das wahre Christentum angesehen werden. Diese Gefahr überschätzt er wohl. Fechner war eine tiefreligiöse Natur und gleichzeitig außerordentlich künstlerisch veranlagt. Eine rein logische Erfassung der ewigen Wahrheiten konnte ihn nicht befriedigen. So schuf er sie gewissermaßen aus seiner Eigenart nach, stattete sie mit dem Reiz seiner Individualität aus. Auf andere als Gleichgestimmte wird er nur den Eindruck eines phantasievollen Schwärmers machen, der engeren Gemeinde aber wird er ein ganz willkommener Interpret sein. Die ausführliche Polemik Gutberlets wird verständlich, wenn man erfährt, daß er päpstlicher Hausprälat und Domkapitular und Professor an der theologisch-philosophischen Lehranstalt zu Fulda ist. Um so mehr ist man erstaunt über seine liebevolle Beschäftigung mit der experimentellen Psychologie. Daß er als Theolog bestrebt ist sich und andere über die Errungenschaften der modernen Wissenschaft zu orientieren, ist ja sogar löblich; aber daß er nirgends ein Wort des Tadels findet, daß er, der den Laboratoriumsbetrieb aus eigener Anschauung kennt, diese Unsumme von Zeit und Arbeit nicht für verloren hält, daß er über die geistlosesten Tierversuche referiert, als obs nicht anders sein könnte, das muß man ihm verübeln. Da zeigt sich der Terrorismus der Wissenschaft. Welcher Politiker darf sich heute getrauen, ein Programm ohne sozialpolitische Ideen aufzustellen? Die Rolle des Sozialismus im öffentlichen Leben spielt im Geistesleben der Gegenwart die Wissenschaft. Selbst Theologen trauen sich nicht mehr herzhaft Theologen zu sein, sondern suchen sich mit der Wissenschaft auf guten Fuß zu stellen. Man kann für die Verbreitung des Wissens,

nützlicher Kenntnisse mit größter Liberalität eintreten, ohne der Wissenschaft als Weltanschauung die geringsten Konzessionen zu machen.

Aus dem Gebiete der analytischen Psychologie sind zu erwähnen die „Psychologischen Studien" von Theodor Lipps (zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage, Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1905). Der erste Abschnitt behandelt den Raum der Gesichtswahrnehmung und enthält äußerst scharfsinnige Untersuchungen über die empiristische und nativistische Theorie, denen der Verfasser eine eigene „Theorie der Anpassung" entgegensetzt, ferner über das Problem der Tiefenwahrnehmung, eine Bezeichnung übrigens, die Lipps vermeidet und durch Tiefenbewußtsein ersetzt, wodurch schon sein Standpunkt in dieser Frage gekennzeichnet ist. Im zweiten Abschnitt wird das Wesen der musikalischen Konsonanz und Dissonanz erörtert. Lipps verteidigt hier die ältere Anschauung, welche den Grund unserer ästhetischen Akkordwertung in dem Schwingungsverhältnis zwischen den einfachen Tönen erblickt, gegen die Helmholtzsche Schwebungstheorie, gegen die Stumpfsche Verschmelzungstheorie und schließlich gegen Wundt, der im Konsonanzbewußtsein phonische und metrische Faktoren unterscheidet. Ich glaube, daß man sich für keine dieser Theorien nach rein logischen Gesichtspunkten entscheiden kann. Es gibt so verschiedene Arten Musik zu hören. Dieses individuelle Moment ist aber bei der Aufstellung von Theorien nicht auszuschalten. Um so mehr sollte es bei der Polemik berücksichtigt werden. Am Beginn jeder Auseinandersetzung zwischen Psychologen sollte die Erinnerung stehen, daß keiner dem andern gleicht. So gibt es welche, die eine Konsonanz überhaupt nicht als etwas Zusammengesetztes empfinden, sondern als etwas Einheitliches, wie etwa eine Farbennuance, während andere aus einem Akkord alle einzelnen Töne heraushören; jene werden gar nicht auf den Gedanken verfallen, daß es sich bei der Konsonanz um ein Verhältnis handle, denn dazu gehören zwei Eindrücke und sie haben nur einen einzigen, sie werden sich also für die Verschmelzungstheorie entscheiden. Wer den Akkord im Geist zerlegen kann, wird es mit dem „Verhältnis" halten. Der dritte Abschnitt, welcher in der neuen Auflage hinzugekommen ist, behandelt das psychische Relativitätsgesetz, das Webersche Gesetz in allgemeinster Fassung, könnte man sagen, und deduktiv gewonnen. Das ist überhaupt das Kennzeichen und die Stärke der Lippsschen Schriften, von seinen im Jahre 1883 erschienenen „Grundtatsachen des Seelenlebens" angefangen. Sie sind nichts weniger als amüsant; nirgends wird die gerade für den Psychologen so reichliche Gelegenheit zu anschaulicher, mit Beispielen gewürzter Darstellung wahrgenommen. Dagegen sind sie von einer seltenen logischen Unerbittlichkeit und dialektischen Schärfe. Sie lesen sich wie Abhandlungen aus der Algebra. Reinlichste Sonderung der Gedanken und ein Fortschreiten wie von Formel zu Formel. Hat man einmal ihren Charakter erkannt, dann gewähren sie einen eigenartigen Reiz. Man könnte Lipps den Mathematiker unter den Psychologen nennen; andere vertreten den Naturforschertypus, den Sammler oder den Entdecker, Erklärer; auch Philosophen und Poeten gibts in der Psychologie, wie es deren schon in Astronomie, Botanik usw. gegeben hat. Das sollte man sich immer bei Beurteilungen gegenwärtig halten, daß auch in der Wissenschaft die Individualität eine Rolle spielt und daß die ganze Wahrheit nie von einem allein gefunden wird, sondern von der Summe aller möglichen Grundcharaktere, die beim Ausbau einer Wissenschaft zusammenarbeiten. —

Die größte Beachtung verdient die eben in zweiter Auflage erschienene Schrift von P. J. Möbius „Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie" (Verlag von Karl Marhold, Halle a. S., 1907). Sie ist von der erquickenden Frische und Natürlichkeit, dabei von der Treffsicherheit im Urteil, die alle Schriften dieses Autors charakterisiert. Es finden sich darin eine Menge feiner Bemerkungen über die derzeitige Lage der Psychologie, ein geschicktes Exposé, das keinen Mangel durch Phrasen verhüllt. Möbius ist von dem „Kleinkram", den der derzeitige Psychologiebetrieb zutage fördert, unbefriedigt. Das allein ist, wie die Dinge nun einmal stehen, schon ein Verdienst. Er wendet sich gegen die herrschende Selbstgenügsamkeit. Ein paar beherzigenswerte Sätze aus der Schrift: „Die Hauptpflichten eines Psychologen scheinen mir die zu sein, daß er sich der schlichtesten Worte bediene, Schulausdrücke wie Gift meide und daß er streng unterscheide zwischen dem Erfahrenen und dem Erschlossenen". Immer wieder und mit großer Wärme verweist Möbius auf die in der Sprache festgelegten psychologischen Beobachtungen. Gegen Schluß der Schrift, wo der Verfasser die Psychologie mit den landläufigen Weltanschauungen in Zusammenhang bringt, heißt es: „Die Begeisterung für die Physik ist so groß, daß der physikalischen Welt allein alle Ehre gegeben wird und die Herzensbedürfnisse der natürlichen Menschen für Quark gehalten werden. Die Welt wird zu einem etwas langweiligen, aber exakt gearbeiteten mechanischen Werke, in dem ein paar Seelchen wie verlorene Fünkchen zwecklos umherirren." In diesen und vielen anderen Äußerungen zeigt sich die wohltuende Unbefangenheit des Außenstehenden. Was über Tierpsychologie und den

Darwinismus in Anwendung auf das Seelenproblem gesagt wird, die Darlegungen über die Unzulänglichkeit der herkömmlichen Wahrnehmungstheorien, über das Triebleben — hier erscheint Möbius als begeisterter Anhänger des arg verkannten Gall —, über die willkürliche Bewegung, über das Wesen des Gefühls, all das ist durchaus zutreffend. Aber, warum eigentlich der Titel „Die Hoffnungslosigkeit?" Dazu führt den Verfasser die Konstatierung, daß es in unserem Seelenleben eine Menge Lücken gibt, die wir mit Unbewußtem auszufüllen genötigt sind, über das Unbewußte aber gäbe es keine empyrische Psychologie. Diese beschäftigt sich gewissermaßen nur mit den paar Spitzen, die aus dem Nebelmeer herausragen. Was darunter liegt, könne nur mit Hilfe von Metaphysik erfaßt werden. Hierbei ist wohl eine Unterscheidung zu machen. Auch in der Physik, Chemie und Physiologie können wir oft bloß den Effekt sehen, aber wie's dazu kommt, bleibt uns ein Geheimnis. Sollen wir deswegen resignieren? Oder ist es schon Metaphysik, wenn jemand über die Atomgruppierungen während einer chemischen Reaktion, über die Zellteilung und -Anordnung beim Wachstum eines Organismus Spekulationen anstellt? Möbius weist mit Recht darauf hin, ein wie großer Anteil dem Unbewußten bei der Produktion zukomme. Die Produktion verläuft aber ganz nach organischen Gesetzen; es gibt eine organische Psychologie (man vgl. hierüber meine „Studien zur Grundlegung der Psychologie" und die „Harmonia animae"). In dem Augenblick aber, wo man eine solche anerkennt, verringert sich die Neugierde bedeutend und wenn man schon über den Werdeprozeß nachdenkt, so ist das doch ebensowenig Metaphysik als Betrachtungen über die intrauterine Entwicklung des Menschen. Außer dieser Art von Unbewußtem gibt es noch eine, welche darin ihren Grund hat, daß der Mensch kein selbständiges Ganzes ist, sondern ein Teil einer höheren Einheit. Diese höhere Einheit wird in ihm wirksam, aber sie offenbart sich seinem Individualbewußtsein nicht in bewußten logischen Gebilden. Das Tun des Menschen versteht man erst, wenn man ihn in universo betrachtet, darüber kann kein Zweifel bestehen. Ob man berechtigt ist, das Überschreiten der üblichen beschränkten Betrachtung als Metaphysik zu bezeichnen, kann dahingestellt bleiben. Die Gedanken, welche Möbius über diese Art Metaphysik vorbringt — im Grunde genommen decken sie sich mit den von Fechner im Zendavesta entwickelten — sind jedesfalls sehr fruchtbar. Alles in allem, seine Schrift ist selber ein Beweis, daß es um die Zukunft der Psychologie nicht so schlecht bestellt ist. Ein paar Männer von dieser Weite und Offenheit des Blickes, und auf einmal wird das Brachfeld wieder grünen.

Dr. Hermann Swoboda.

Feuilleton.

Der Umweg.

Gut eine halbe Stunde lang mußten sie suchen, ehe sich unter der Sträflingswäsche ein Hemd fand, das genügende Halsweite für den Jöbstl hatte. Und als sich endlich eines fand und der Jöbstl es anzog, da stellte sich heraus, daß der Kragen immer noch zu eng war. Der Aufseher versuchte den Knopf mit Gewalt zuzumachen, weil es sich für einen Sträfling nicht gehört, daß ihm der Hemdkragen offen steht. Und der Jöbstl hielt still und ließ es sich gefallen. Er schmunzelte sogar, denn er dachte, nützen würd' es doch nichts. Es schmeichelte ihm fast ein wenig, daß von den vorhandenen Hemden just ihm keines passen wollte. Der Aufseher schnürte ihn wie nicht gescheit, ein fettleibiges Frauenzimmer, das schlank aussehen möchte und sich den Bauch mit dem Mieder zusammenraidelt, braucht nicht so viel Gewalt, als wie der Aufseher brauchte, um Jöbstls Hals ins Hemd zu zwängen. Aber schließlich gelang es doch und der Knopf war zu. Nur daß jetzt der Jöbstl geschwollene Adern an den Schläfen und auf der Stirn bekam, dick wie Regenwürmer. Rot und blau wie der Kopf eines Truthahns wurde sein Gesicht und zu arbeiten fing es an in seiner Brust, als ob er die drei oder vier Holzsägemühlen, die daheim in seinem Dorf standen, verschluckt und ins Strafhaus mitgebracht hätte.

„Rochezen tut er — rein wie eine Sau!" sagte der Strafhausaufseher ärgerlich.

„Wenn mich vielleicht", bemerkte der Jöbstl bescheiden, „zufällig ein Schlagel treffen sollt' — mein Josel! ich kann nichts dafür!"

Jöbstls Tod wollte der Aufseher aber doch nicht auf dem Gewissen haben. Also machen wir lieber den Knopf wieder auf, dachte er. Der Knopf kam ihm zuvor und hüpfte ihm mit einem Freudensprung entgegen. Es war nichts zu machen, das Hemd mußte offen bleiben. Ohnedies zog der Jöbstl auch ohne Knopf nur durch den Mund Luft ein, und wenn nicht ihrer drei oder vier, eine Holzsägemühle rasselte immer in seiner Kehle. Weil er nämlich einen zu dicken Hals hatte.

Gut, so bleibt das Hemd offen, strangulieren darf man einen Sträfling nicht, der nicht dazu

verurteilt ist. Der Aufseher drückte ein Auge zu und suchte unter den übrigen Kleidungsstücken etwas Passendes. Das fand sich geschwind; mit Ausnahme des Halses war der ganze Mensch z'nicht. Auch die kleinste Nummer schlotterte noch an ihm, aber zu weit tut nichts, nur zu eng bereitet Verlegenheiten. Also bekam der Jöbstl einen Anzug aus leichtem grauen Drell an, der war so lustig und angenehm in dieser warmen Jahreszeit, wie kein Baron sichs besser wünschen konnte. Der Aufseher hatte es lang nicht so gut in seiner dicken Tuchuniform, die der eines Briefträgers glich, nur daß die Aufschläge und Litzen violett, nicht orangengelb waren. Dagegen sah freilich die Dienstkappe des Aufsehers, die fast an eine Offizierskappe erinnerte, vornehmer aus als die aschgraue Sträflingsmütze, die für den Jöbstl bestimmt wurde. Indessen fand Jöbstl, daß die Aschgraue in die Haut hinein gut genug für ihn sei. So nett beisammen war er überhaupt noch nie gewesen, meinte er, in seinem Leben nicht! Nirgends ein Flicken, nirgends ein Loch. Ordentlich ging es zu in der Anstalt — alles, was recht ist! Als er aber die Mütze aufprobierte, wurde er daran erinnert, daß sie ihm das Haar wurzweg abgeschnitten hatten und den Bart auch. Und was das Schlimmste war: seinen Samprell (Sans-pareille, Schnupftabak) hatten sie ihm weggenommen. Da wurde er traurig.

„Vorwärts!" sagte der Aufseher und ließ ihm den Vortritt. Ins Erdgeschoß führte er ihn hinunter, wo die Werkstätten waren. Bei einer niederen Tür traten sie ein, der Aufseher hatte wirklich Manieren, er ließ ihm abermals den Vortritt. Jetzt waren sie also in der Tischlerwerkstatt. Dort arbeiteten schon ihrer drei, auch Sträflinge, natürlich. Nun zeigte es sich, daß der Aufseher doch keine Manieren hatte. Er hätte den Jöbstl vorstellen können, das hätte sich gehört. Tat es aber nicht. Bloß der Hobelbank stellte er ihn vor und wies ihm seinen Platz an. Ein großer Hobel lag da, eine sogenannte Rauhbank, das war dem Jöbstl gerade recht; als er jedoch mit dem Daumen die Schneide befühlt hatte, begann er zu murren und sah sich nach dem Schleifstein um. Der Aufseher meinte, der Hobel sei lang scharf genug, aber der Jöbstl wies ihm auf dem Brett, das sein Vorgänger zurückgelassen hatte, die Stellen, die unsauber geglättet waren.

„Das ist doch keine Arbeit! Schamen tät' ich mich, so etwas zu machen!"

Was ließ sich dagegen einwenden! Gut Werkzeug ist halbe Arbeit. Der Aufseher gab nach, holte Wasser und füllte den kleinen Holztrog, in dem der Rutscher lag. So war es recht!

Befriedigt wetzte der Jöbstl das Hobeleisen auf dem Steine. Er brauchte gar nicht hinzusehen, er hatte es in den Fingerspitzen. Mit den kleinen roten Augen musterte er verstohlen die neuen Genossen, einen nach dem andern. Ein grobknochiger junger Mensch war da mit einem Kopf wie ein Kürbis, der sägte gerade ein Brett durch. Ein anderer, der mit Stemmeisen und Holzschlegel hantierte, sah aus wie ein rechtes Rabenaas, mit einem aufgeschwemmten käsigen Gesicht wie eine Semmel, eh daß sie in den Backofen kommt. Der dritte, eine endslange Heugeige mit ganz schmalem Schädel, auf dem die dichten Haarstoppel fast silbern schimmerten, leimte gerade etwas zusammen und klemmte es zwischen zwei Schraubstöcken fest.

Als das Hobeleisen scharf wie ein Rasiermesser geworden war und wieder in der Rauhbank festsaß, fing der Jöbstl zu arbeiten an, daß die langen, glatten Hobelspäne sich wie Schmachtlocken ringelten. Die anderen drei, die früher miteinander geschwatzt hatten, waren seit Jöbstls Erscheinen stumm geworden wie die Fische. Der neue Kamerad machte sie befangen. Emsig handwerkten sie drauf los, ein jeder still vor sich hin und mit voller Aufmerksamkeit in seine Tätigkeit vertieft. Der Aufseher hatte sich entfernt, kaum der schärfste Beobachter, wenn er unversehens in diese Werkstatt getreten wäre, hätte es erraten können, daß er sich in einem Strafhause befand und daß diese zufrieden aussehenden schweigsamen Männer, die ihre Arbeit anscheinend mit so viel liebevoller Sorgfalt und Hingebung verrichteten, Kerkersträflinge waren. Nur die schweren Gitter vor den Fenstern, die grauen Drelluniformen der emsigen Schreiner sowie ihre kurzgeschorenen Köpfe und glattrasierten Gesichter hätten es ihm verraten.

Auf einmal fing der Jöbstl an leise vor sich hin zu singen — wenn man es singen nennen konnte; eigentlich hatte er keine Stimme, weil er keine Luft hatte. Aber so ein bißchen gröhlen und johlen in der heimatlichen Art, das ging gerade noch. Mochte es rosseln und scheppern dabei, soviel es wollte, gesungen bleibt schließlich gesungen, ein Schelm machts besser, als er kann. Und so sang er sich also, während er ruhig weiterhobelte, eine alte Weise aus seiner lieben Heimat und sang sie nicht bloß für sich, sondern ein klein wenig auch für die anderen. Es war wie ein schüchternes Ausstrecken der Fühler, wie ein tastender Versuch, die Natur der neuen Kameraden auszuforschen, vielleicht ein halb unbewußter Wunsch, Beziehungen zu diesen fremden Menschen anzuknüpfen, mit denen man ihn hier zusammengesperrt hatte.

Der schwere, grobknochige Bursch, der an der Säge stand, hielt ein wenig ein und horchte. Er neigte seinen Kürbiskopf, fast war es, als bewegten sich lauschend seine riesigen Ohrmuscheln, begierig, den willkommenen Schall aufzufangen, und ängstlich besorgt, es könnte ein Ton verloren

gehen. Und nun machte er den Mund auf, setzte plötzlich an, indem er mit der Kehle gleichsam nach der richtigen Note tastete, und fiel mit der zweiten Stimme ein, während er gemächlich seine Arbeit wieder aufnahm. Auch der Blasse mit dem gedunsenen Gesicht horchte auf. Seine stumpfen Augen fingen Feuer, im Takt pochte sein Holzschlegel auf den Griff des Stemmeisens. Und auf einmal erwischte er die Melodie beim richtigen Zipfel und hielt die dritte Stimme, ganz wie es sich gehört. Da konnte der lange hagere Mensch mit dem silbergrauen Schädel auch nicht länger zurückbleiben. Sein überraschend klangvolles Organ war breit und wuchtig, wie niemand es ihm zugetraut hätte. Er ließ es nur gedämpft heraus, aber es gab dem ganzen Kern und Körper. Nun bekam der Gesang erst etwas wie ein festes Rückgrat, da der Baß zu den anderen Stimmen stieß und sie auf seine Schultern hob, gleichsam wie der starke Stützpfosten vor einem großen Bauernhaus, der drei kunstvoll übereinandergebaute Holzsölder trägt.

Ein rascher Blick aus Jöbstls kleinen roten Augen schoß aufleuchtend zu den Genossen hinüber, als sich so die ruhiggetragene Weise siegreich über das einförmige Geräusch der Arbeit emporschwang. Es wurde ihm warm ums Herz, er wußte, daß er sich unter Landsleuten befand, nur Karner (Kärntner) können so singen. Er strengte sich an, die führende Melodie recht laut und gefühlvoll herauszubringen, und wurde rot dabei wie eine Pfingstrose, weil er auch noch hobeln mußte und der Kropf ohnedies nicht Luft genug in die Lungen hineinließ. Der Atem strich ihm in krampfhaft keuchenden Stößen durch die Kehle, während aus den Winkeln des offenstehenden Mundes der Speichel troff. Aber er lachte vergnügt vor sich hin, er fühlte sich rein wie berauscht, im siebenten Himmel, und als der Sang zu Ende ging, gönnte er sich kaum Zeit zum Verschnaufen. Sogleich fing er ein zweites Lied zu singen an und später noch ein drittes. Und jedesmal taten die anderen mit, von Jugend auf hatten sie den Rhythmus dieser Viergesänge in sich eingesogen, zugleich mit der Luft, die von den Bergen und Seen ihrer Heimat wehte. Da war nichts zu verbessern und auszustellen und jede Note saß an ihrem richtigen Platz. Kein Ton ging fehl, wie eine Orgel stimmten sie zusammen, daß es eine helle Freude war.

Der Aufseher trat ein, gerad als sie das Lied vom langen Christoph sangen:

„St. Christoph, der du getragen hast
In Kindesgestalt den süßen Last . . .

Er hörte ihnen eine halbe Minute lang zu, legle vier Schnitten Kommisbrot hin und entfernte sich wieder, leise auftretend. Sie hatten sich nicht stören lassen und sangen ihr Lied zu Ende. Langsam und feierlich ließen sie den letzten Akkord verklingen, dann erst legten sie die Werkzeuge aus der Hand und bissen ins Brot.

„Tun wir jetzt unsere Jause kropfen", sagte die Heugeige, die den Baß gesungen hatte.

Darauf der junge Bursch mit dem Kürbiskopf: „Kropfen tut der Habicht; beim Menschen heißts fressen."

Und die ungebackene Semmel, verdrossen brummend: „Alleweil muß er wie ein Jager reden."

„Wenn ich kein Wildpretschütz wär'," sagte die Heugeige, „so könnt ich jetzt wo anders sein als in dieser Sommerfrischen."

Der Gesang hatte das Fremde, das anfangs zwischen den drei Erbgesessenen und dem neuen Ankömmling war, aus dem Wege geräumt. Das Band der Landsmannschaft verknüpfte sie, als Kameraden und Leidensgefährten saßen sie beisammen und aßen.

„Wie heißt denn du? fragte der Baßsänger.

„Jöbstl."

„Und was hast angestellt?

Ein Zeitlang kam nichts als ein gesteigertes Rosseln und Keuchen aus Jöbstls Hals.

„Gar nichts!" sagte er endlich. „Nichts, als daß ich einen Weg gegangen bin, der immer ein Weg gewesen. Die ältesten Leut' im Dorf wissen ihn schon als Weg."

„Wird halt doch wohl ein Verbotsweg gewesen sein?"

„Das war nämlich so. Der Weg geht mitten durch den Schloßhof. Beim herentern Tor hinein, beim enteren wieder hinaus. Jetzt auf einmal fallt es unserm Baron ein und sperrt alle zwei Löcher zu."

„War denn eine Tafel da?"

„Freilich war eine Tafel da. Die hat er aber herunternehmen lassen, weil er ein Karniffel ist."

„Und was ist auf der Tafel aufgeschrieben gewesen?"

„Aufgeschrieben war: Bis auf Widerruf freiwillig gestatteter Weg."

Der lange Baßsänger lachte.

„Also war der Baron im Recht!" entschied er.

Auch die beiden anderen nickten. Ja, der Baron war im Recht, da gab's keinen Zweifel!

„Freilich, war er im Recht!" ereiferte sich der Jöbstl; „aber jetzt haben wir halt nicht mehr durchgehen können, wenn wir vom oberen Dorf in die Kirche haben wollen."

„War denn kein anderer Weg in die Kirche?"

„Freilich war noch ein anderer Weg. Wer mag, kann auch auf der Straßen gehn."

„Also —?"

„Mein Josel! Das ist aber gut zehn Minuten um!"

„Ganze zehn Minuten? Wär' nicht so arg!" meinte der Baßsänger. „Deswegen also hast barduh wollen durch den Schloßhof geh'n?"

„Bin auch gegangen!“ gröhlte Jöbstl und spuckte vergnügt aus.

„Wenn das Tor zugewesen ist!“

„Sind ja ihrer zehn, zwölf starke Bursche mit mir gegangen.“

„Aha!“ machte der mit dem Kürbiskopf. „Jetzt kenn' ich mich aus! Also habt ihr es eingehaut, das Tor?“

„Freilich haben wir es eingehaut. Und mit einem Mordslärm durch den Schloßhof durch und beim entern Tor wieder hinaus.“

„War denn das entere Tor nicht auch zu?“

„Freilich war es zu. Das haben wir auch eingehaut.“

Jöbstl griff in den Hosensack um eine Prise Samprell. Als er die Dose nicht fand, zog er enttäuscht die Hand zurück und seufzte.

„Wie viel haben sie dir denn zudiktiert?“ forschte der Baßsänger.

„Stücker zehn Jahrln,“ sagte Jöbstl kleinlaut.

„Da ist etwas nicht in Ordnung,“ bemerkte der Bursch mit dem Kürbiskopf. „Dein Paragraph ist Nr. 83: Verbrechen des gewaltsamen Einfalls. Wenn du besserungsfähig und nicht vorbestraft bist, so kannst du höchstens fünf, sechs Monat' kriegen.“

„Freilich wohl, das wär' schon richtig,“ meinte der Jöbstl und kraute sich hinterm Ohr.

„Hat sich der hohe Gerichtshof doch nicht am Ende geirrt?“

„A belei! Aber leider ist halt der Verwalter dabeigestanden.“

„Wo?“

„Beim entern Tor.“

„Und —?“

Jöbstl war ganz still und schnarchte nur mit offenem Munde nach Atem.

„Hast ihn niedergestochen?“ rief der dicke Mensch mit dem blassen, schwammigen Gesicht.

„Mein Josel! nein!“ wehrte sich der Jöbstl entsetzt. „Erstochen werd' ich einen haben! Was glaubst denn von mir?“

„Also was dann?“

„Niedergehaut hab' ich ihn. Mit einem Schwartling.“ *

„Kommt auf dasselbe hinaus,“ sagte die unausgebackene Semmel.

„Gar nicht! Indem, daß du nämlich ein Messer absichtlich in die Hand nehmen mußt. Einen Schwartling aber kannst du zufällig erwischen, weißt nicht wie.“

Da lachten sie alle und erhoben Widerspruch.

„Geh, hör mir auf! Jetzt will er sich schön machen! Als ob er was Feineres wär' als unsereins. Das bleibt aber allweg ein Ding: Niedergeschlagen, niedergestochen, niedergeschossen!“

Jöbstl schwieg.

„Siehst es,“ sagte der lange Baßsänger, „jetzt kannst zehn Jahrln Umweg machen. Hättest zehn Minuten Umweg gemacht, wär' es gescheiter gewesen!“

„Freilich wär' es gescheiter gewesen,“ sagte der Jöbstl, „aber so ist der Mensch halt einmal.“

Er hatte sein Brot verzehrt, faßte mit zitternden Händen die Rauhbank und fuhr fort mit mächtigen Strichen über das Holz hinzugleiten. Auch die anderen drei nahmen ihre Werkzeuge wieder zur Hand und es dauerte nicht lange, so war die kleine Werkstatt mit den vergitterten Fenstern wieder von dem gleichmäßigen Geräusch der Arbeit erfüllt, über dem wie ein Hauch von Berg und Wald und Freiheit, vierstimmig gesungen das Lied vom „Scheanen Karnerland“ schwebte.

Emil Ertl.

* Brett mit Baumrinde, der Anschnitt eines Sägeblockes.

Rundschau.

6. Dezember. Das Subkomitee des Budgetausschusses der österreichischen Delegation beschließt, die Beiziehung österreichischer Minister zu den Ausschußberatungen für zulässig zu erklären. — Der Handelsminister teilt den Handelskammern das Übereinkommen über die Heereslieferungen mit.

8. Eine Versammlung von Vertrauensmännern der deutschfreisinnigen Parteien in Böhmen erklärt es „für die ureigensten allseitigen Interessen des deutschen Volkes in Österreich für unbedingt notwendig, daß alle nationalen und freiheitlich gesinnten deutschen Abgeordneten sich zu einem Verbande zusammenschließen. — Ein Kongreß der tschechischen Realisten in Prag beschließt, sich an einer Konzentration der tschechischen Parteien zu beteiligen, und verurteilt in schärfster Weise das Vorgehen der Magyaren gegen die Slowaken in Ungarn. — Bahnpostbeamtentag in Wien. — Der allgemeine österreichische Metallgewerbetag in Wien verlangt von der Regierung, die Eisenbergwerke einzulösen und durch Sträflinge betreiben zu lassen.

9. Feier des 25jährigen Bestandes der freiwilligen Rettungsgesellschaft in Wien. — Der Wiener Männergesangverein singt vor dem deutschen Kaiserpaar im Berliner Schloß.

10. Im Subkomitee des Budgetausschusses der österreichischen Delegation geben die Minister Dr. Forscht und Graf Auersperg Aufklärungen über die Aufteilung der Heereslieferungen. — Die Spezialkommission des Herrenhauses für die Wahlreform hält ihre erste Sitzung ab. Die Verhandlungen werden für vertraulich erklärt.

11. Die Spezialkommission des Herrenhauses spricht sich mit 14 gegen 4 Stimmen für die Einführung eines Zweistimmenrechtes für jeden 35 Jahre alten Wähler und mit 19 gegen eine Stimme für die Aufstellung eines numerus clausus für die Mitglieder des Herrenhauses aus. — Der Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten der ungar. Delegation nimmt das Budget des Ministeriums des Äußern an. — In einer christlich-sozialen Wählerversammlung erklärt Reichsratsabgeordneter Dr. Geßmann, daß Wien nie-

mals die Möglichkeit einer vollkommenen Trennung Österreichs von Ungarn über sich ergehen lassen könne.

12. Der Ministerpräsident bringt im ungarischen Abgeordnetenhaus einen Gesetzentwurf über die für die ersten zwei Monate des kommenden Jahres zu bewilligende Indemnität ein.

13. Sitzung der österreichischen Delegation: Ein zweimonatiges Budgetprovisorium wird im Dringlichkeitswege angenommen. Generaldebatte über das Budget des Ministeriums des Äußern. — Die ungarische Delegation weist das Budgetprovisorium dem vereinigten Viererausschuß zu. — Hofrat Moritz Wappler (geb. 1821) in Wien †.

14. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die Ernennung des Prinzen Alois Liechtenstein zum Landmarschall von Niederösterreich. — Die Regierung übermittelt dem Herrenhaus einen Gesetzentwurf, in welchem die Zahl der vom Kaiser zu ernennenden Herrenhausmitglieder mit 180 beschränkt wird. — Sitzung der österreichischen Delegation: Das Budget des Ministeriums des Äußern wird erledigt. — Die ungarische Delegation nimmt das Budgetprovisorium an. — Der Wiener Gemeinderat beschließt einstimmig eine Resolution gegen die vom Herrenhause geplante Einführung des Pluralwahlrechtes.

15. Sitzung der österreichischen Delegation: Der Okkupationskredit, der Etat des gemeinsamen Finanzministeriums, sowie jene des Obersten Rechnungshofes und des Zollgefälles werden erledigt. — Der ständige Ausschuß der drei zentralen industriellen Verbände beschließt eine Kundgebung zugunsten des allgemeinen gleichen Wahlrechts. — Die Gesamtexekutive der Sozialdemokratie erklärt den Wahlkampf neuerdings beginnen zu wollen, wenn das Herrenhaus die Einführung des Pluralwahlrechtes beschließen sollte. — 50jähriges Jubiläum der Geographischen Gesellschaft in Wien.

*

Mährische Landtagswahlen. Das große Werk der nationalen Verständigung in Mähren hat bei den Landtagswahlen, die in der Zeit vom 11. November bis 6. Dezember durchgeführt wurden, die erste Feuerprobe bestanden. Die Einrichtung des nationalen Katasters hat sich auf das beste bewährt. Zum erstenmal geschah es hier, daß in einem gemischtsprachigen Kronland Wahlen ohne nationalen Kampf vor sich gehen konnten. Nicht die nationale Zugehörigkeit bildete diesmal mehr das wichtigste Moment für den Sieg eines Kandidaten. Die beiden Volksstämme kamen nicht in die Lage, sich gegenseitig zu messen, der nationale Besitzstand war von vornherein gesetzlich gewährleistet und somit konnte jeder Wähler ruhig seiner politischen und wirtschaftlichen Parteistellung entsprechend seine Stimme abgeben. Nicht die nationalen, sondern die politischen Parteien traten also in den Wahlkampf.

In den Volkswahlen fielen von den 40 deutschen Mandaten 14 den Fortschrittlichen, 11 den Nationalen, 9 der Volkspartei, 2 Agrariern und je eines den Sozialdemokraten und Christlichsozialen zu, während die 73 tschechischen Mandate sich folgendermaßen verteilen: Jungtschechen 16, Fortschrittler 5, Alttschechen 7, Klerikale 24, Agrarier 14, Sozialdemokraten 5, Parteilose 2. Die Handelskammern wählten durchwegs deutsche Kandidaten: 4 Fortschrittliche, je einen Angehörigen der Volkspartei und der Alldeutschen. Von den 30 Mandaten des Großgrundbesitzes erhielten 14 die verfassungstreuen Deutschen, 11 die Feudalkonservativen und 5 die Mittelpartei. Die beiden Virilstimmen hinzugefügt, ergeben sich so die 151 Mandate des neuen Landtages.

Während die deutschen Abgeordneten fast ausnahmslos fortschrittlich gesinnt und national geeinigt dastehen, finden sich unter den tschechischen starke Gegensätze. Die Wahlen sind hierdurch sowie durch die überraschend große Niederlage der Jungtschechen und das Anwachsen der klerikalen Strömung charakterisiert.

Es ist zu hoffen, daß das Beispiel nationaler Verständigung, das die neue Landesordnung von Mähren gegeben und die Erfolge, die das Prinzip des nationalen Katasters schon bei den ersten Wahlen errungen hat, auch für andere Kronländer von Einfluß sein werden. Die Schöpfer des Gesetzes, an ihrer Spitze Freiherr Johann von Chlumecky, der jetzt nach einer mehr als 40jährigen Tätigkeit im mährischen Landtag nicht mehr kandidierte, können auf ihr Werk stolz sein. —v.

*

Aus dem Parteileben. Die künftigen Reichsratswahlen kündigen sich bereits durch eine beachtenswerte und wichtige Erscheinung an: durch die Konzentration der nationalen Parteien.

Am 8. Dezember wurde in Prag der erste Schritt zu einem neuen Versuch gemacht, die deutschen Parteien zu einigen. Unzählige solche Versuche sind schon gescheitert und diesem Umstand ist nicht zuletzt die heutige Stellung der Deutschen in Österreich zuzuschreiben. Daß man aber trotzdem immer wieder neue Versuche wagt, ist der beste Beweis, daß das Bedürfnis, ja die Notwendigkeit, sich zu einigen, besteht. Als die Deutschen noch der fast allein politisch maßgebende Volksstamm waren, konnten sie sich den Luxus erlauben, allen möglichen Idealen und Sonderwünschen nachzujagen. Heute sind sie nur mehr ein Faktor im politischen Leben und es ist nach der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht mehr daran zu denken, daß sie je wieder im Reichsrat die Majorität erlangen werden. Der nationale Gedanke, an dem sie stets im Kampfe festhielten und der sie einte, hat die anderen Nationalitäten groß und einflußreich gemacht. Heute müssen die Deutschen von ihnen lernen, denn heute sind sie in der Minorität.

Die Prager Konferenz, die von den vier deutschfreiheitlichen Parteien: der deutschfortschrittlichen, der Volkspartei, den Agrariern und der Freialldeutschen beschickt war, hat einen guten

Verlauf genommen. Das Resultat ist ein günstiges gewesen und aller Wahrscheinlichkeit nach wird, abgesehen von der radikalen Fraktion, eine volle Einigung über die fortschrittlichen deutschen Kandidaturen in Böhmen für die nächsten Wahlen erzielt werden können. Der erste Schritt gestattet daher schon weitergehende Hoffnungen, zumal dem Gedanken einer Einigung der Deutschen auch in Mähren und in den Alpenländern der Boden vorbereitet wird. Soll das Werk gelingen, so wird man ihm aber weit mehr den Charakter eines Verteidigungsbundes als einer Kampforganisation geben müssen.

Auch im tschechischen Lager machen sich Bestrebungen zu einer Konzentration bemerkbar, die mährischen Landtagswahlen haben jedenfalls den Jungtschechen gezeigt, wie groß die ihnen drohende Gefahr ist.

Ganz entgegengesetzt liegen die Verhältnisse in Ungarn. Die unnatürliche Vereinigung ganz heterogener Politiker zu jener famosen Koalition scheint sich ihrem Ende zu nahen. Ein vertrauliches Rundschreiben, in dem der Handelsminister die Abgeordneten der Unabhängigkeitspartei aufforderte, in ihren Wahlbezirken dafür zu sorgen, daß „nicht durch ungehörige und unbefugte Einmischung die Geltendmachung der Unabhängigkeitsprinzipien in Ungarn gestört" werde, hat in den Reihen der Volks- und der Verfassungspartei Erstaunen und berechtigtes Befremden hervorgerufen. Infolge einer Rede des Grafen Apponyi hat sich die Aufregung wieder gelegt; für wie lang, ist eine andere Frage.

—r.

*

Theodor Sickel-Feier. Am 18. Dezember wurde in reich besuchter akademischer Versammlung der achtzigste Geburtstag des Geschichtsforschers Theodor v. Sickel feierlich begangen. Nach Hofrat Franz Wickhoffs einleitenden Worten, die Sickel als Kämpfer gegen den Dilettantismus galten, entwarf in der Hauptrede Professor Redlich in formvollendeter Weise ein Bild von Sickels dreifachem Wirken als Forscher, Lehrer und Organisator. Sickel ist der Schöpfer der neueren Urkundenlehre, der Diplomatik; die Ausbildung einer erschöpfenden kritisch-methodischen Behandlung der urkundlichen Quellen ist sein vornehmstes Werk. Seine „Beiträge zur Diplomatik" und „Acta Carolinorum", Arbeiten der sechziger Jahre, führend auf dem Wege dieser Erkenntnis, sind „Grundlagen und Marksteine der historischen Wissenschaft"; seine Ausgabe der sächsischen Kaiserurkunden in den Monumenta Germaniae ist mustergültig bis zum Tage; und seine Behandlung neuerer Geschichtsquellen (der Reformationszeit) läßt die Anwendbarkeit der gleichen Grundprinzipien diplomatischer Methode für alle Geschichtsquellen, sei es des frühen Mittelalters oder der jüngsten Neuzeit, klar erkennen. Aber Sickel war auch ein akademischer Lehrer von seltener Gewalt der Rede und machtvoller persönlicher Wirkung und ein wissenschaftlicher Organisator voll Energie und Umsicht; die Weiterbildung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung in Wien, die Errichtung des österreichischen Geschichtsinstituts in Rom sind sein Werk. Alles in allem, ein „preußischer Schulmeister, der uns Österreichern sehr wohl angeschlagen hat". — Den Begriff der Methode philosophisch fassend und den Ernst des Forscherlebens scharf dem Vergnügen schöngeistigen Genießens gegenüberstellend, sprach dann Prof. Friedrich Jodl auf die durch Sickel begründete Schule. In prächtigen Worten gedachte Hofrat Gustav Winter der Verdienste Sickels um das staatliche Archivwesen, nicht ohne zu betonen, wie weit entfernt wir noch von jener Gesamtorganisation der österreichischen Staatsarchive seien, die er vor mehr als einem Menschenalter als eine politische Tat ersehnte, und wie das „Aschenbrödel der Verwaltung" noch beileibe keine „Prinzessin" geworden sei. Sektionschef Karl Theodor von Inama-Sternegg verwies auf die vielfältigen Hilfen und Anregungen, welche die Staatswissenschaft in ihrem weitesten Umfange der Urkundenforschung und ihrem Begründer danke. — Es folgte der Beschluß der Festversammlung, dem Gefeierten ihre verehrungsvollen Grüße zu entbieten, und das im Namen der „Jüngsten" von Dr. Ferdinand Pilger geleistete Gelöbnis, dem großen Meister der Forschung auf der Bahn geistiger Selbstzucht treulich folgen zu wollen, beschloß würdig den erhebenden Verlauf des Abends.

h. r.

„Österreichische Rundschau", X., 1. Redaktionsschluß 29. Dezember 1906. Ausgegeben 1. Jänner 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Als im Zusammenhang mit den Kunstbestrebungen unserer Zeit die neue Buchkunst auch in Deutschland sich Bahn gebrochen hatte, wurde immer dringender und vielstimmiger der Wunsch nach einer modernen Ausgabe der Werke unserer großen Dichter und Denker laut. Diese Lücke suchte der Insel-Verlag durch die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe Deutscher Klassiker auszufüllen. Das erste größere Werk, der sechsbändige Schiller, liegt nunmehr vor und gestattet ein Urteil über das Unternehmen. Schönheit und Zweckmäßigkeit bei dieser Ausgabe zu verbinden, war das Ziel des Verlages und man darf sagen, daß er es erreicht hat. Die Bände sind in großer, klarer Antiquaschrift auf undurchsichtiges Dünndruckpapier gedruckt und in schmiegsames Leder gebunden. Wie in England die Taschenausgaben auf dünnem Papier die andern Klassiker-Ausgaben immer mehr verdrängt haben, so wird die Wilhelm Ernst-Ausgabe vielleicht die deutsche Klassiker-Ausgabe der Zukunft werden. Ihre großen Vorzüge: daß sie im Bücherschrank nur wenig Platz beansprucht, daß sie auch bei stundenlangem Lesen die Hand nicht ermüdet, daß sie in der Tasche, im Reisekoffer und Offizierstornister bequem mitgeführt werden kann und an jedem Ruheort zu geistiger Erfrischung verhilft — diese nur ihr eigenen Vorzüge werden sie gewiß auch denen erwünscht machen, die bereits andere Klassiker-Ausgaben besitzen.

Der musikalische Haus- und Familien-Almanach, seit Jahren bekannt unter dem Titel „Harmonie-Kalender", erschien für das Kalenderjahr 1907 diesmal kurz vor Weihnachten d. J. in stark vergrößertem Format und reichhaltiger, eleganter und interessanter als je. Es ist geradezu erstaunlich, was der Verlag „Harmonie" hier für den Preis von Mk. 1·— einem musikliebenden Publikum zu bieten versteht. Die Vielseitigkeit des Inhalts, die interessanten Notenbeigaben, der anregende Unterhaltungsteil fesseln vom ersten bis zum letzten Blatt. Der Kalender enthält weit über 150 Illustrationen, mehr als 75 Porträts, 80 Rollenbilder, zirka 30 Szenenaufnahmen aus modernen Opern und Operetten, über 20 Handschriften- und Noten-Faksimiles, zirka 15 prachtvolle Vollbilder und eine lustige Reihe origineller Karikaturen, mehr als 20 Notenbeigaben usw.

*

Büchereinlauf.

Goethes Werke für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. 3 Bände. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B., 1906.

Firnwind. Neue Erzählungen von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1906.

Die drei Wege. Drama in drei Akten von Dr. Anton Wesselsky. Dresden, Pierson.

Zehn lyrische Selbst-Porträts (Saar, Dahn, Trojan, Greif, Wildenbruch, Liliencron, Falke, Holz, Dehmel, Bierbaum). Mit den Porträts der Dichter nach der Natur auf Stein gezeichnet von W. A. Stremel und den selbstgeschriebenen Lebensskizzen in Faksimile. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weidher, Leipzig.

Aus dem Exil. Verse eines Entkommenen von O. Levy. London. Probsthain & Co., 1907.

Feldpredigt. Dramatische Dichtung von Rega Ullmann. Heinrich Demuth, Frankfurt a. M., 1907.

Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume von Erika Rheinsch. Demuth, Frankfurt a. M., 1907.

Lilith und Eva und andere unmoderne Betrachtungen von Helene Bettelheim-Gabillon. Karl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien, 1907.

Francisco Goya von Dr. Kurt Bertels. Mit 53 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen. München und Leipzig, Verlag R. Piper & Co., 1907.

William Hogarth von Julius Meier-Gräfe. Mit 47 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen. München und Leipzig, Verlag R. Piper & Co., 1907.

Die Seele des Kindes. Eine vergleichende Lebensgeschichte von Dr. phil. Wilhelm Ament. Mit 2 Tafeln, 43 Abbildungen im Text und 2 Vignetten von Erich Herrmann. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Wiener Fibel nach der Normalwörtermethode unter Mitwirkung von F. Echsel, J. W. Holczabek und E. Wohlbach bearbeitet von Josef Kraft und Franz Wichtrei. Mit 19 farbigen und vielen schwarzen Originalabbildungen. Verlag von F. Tempsky, Wien, 1906.

Mein erstes Schulbuch. Fibel nach der Normalwörtermethode für die allgemeinen Volksschulen Österreichs. Mit 19 farbigen und vielen schwarzen Abbildungen. Von J. Kraft und F. Wichtrei. Verlag von F. Tempsky, Wien, 1906.

Cello am Abend. Von Josef Schicht. Hermann Dege, Leipzig.

Rosa Fischer. Oststeirisches Bauernleben mit einer Vorrede von Peter Rosegger. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag Leykam, Graz, 1906.

Lustiges Komödienbüchlein von Franz Pocci. Auswahl in zwei Bänden mit zahlreichen, zum Teil unveröffentlichten Zeichnungen. Im Insel-Verlag zu Leipzig, 1907.

Familie von Gieffen. Roman von Wilhelm Degré. 2 Bde. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau Kurt Wiegand, 1907.

Goethe im Gespräch. Herausgegeben von Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger. 2. Auflage. Insel-Verlag, Leipzig, 1906.

Karl Lamprecht. Deutsche Geschichte. Achter Band. Erste und zweite Hälfte. Freiburg im Breisgau, H. Heyfelder, 1906. VIII und 730 S. 12 M., geb. 16 M.

Ernest Denis. La fondation de l'empire Allemand (1852—1871). Paris. A. Colin, 1906. VIII und 528 S.

Kunst und Philosophie bei Richard Wagner. Akademische Antrittsrede von Raoul Richter. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1906. Geh. 1 M.

Stephan Milow. Jenseits der Liebe. Schauspiel in drei Aufzügen. Paul Knepler-Wallishaußersche k. u. k. Hofbuchhandlung, Wien, 1907. K 1·80.

Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik von Dr. Paul Brunner. Zürich, 1906, Art. Institut Orell Füßli.

Die Frau im 18. Jahrhundert von Edmond U. Jules de Goncourt. Zweiter Band. Julius Zeitler, Leipzig, 1907.

Beiträge zu einer Kritik der Sprache von Fritz Mauthner. Erster Band: Zur Sprache und zur Psychologie von Fritz Mauthner. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart, 1906.

Redaktion: Wien, I., Bräunerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. □ Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.



Insel-Almanach auf das Jahr 1907. Insel-Verlag, Leipzig.

Die Beschränkung der Rüstungen. Bericht über die Militär-Budgets, erstattet auf der XIV. interparlamentarischen Konferenz zu London (23—25. Juli 1906) von Baron D'Estournelles de Constant. Verlag der Friedens-Warte, Berlin.

Der Krimkrieg und die österreichische Politik von Heinrich Friedjung. Stuttgart und Berlin. J. G. Gottasche Buchhandlung Nachfolger.

Die Briefe der heiligen Katharina von Siena. Julius Zeitler, Leipzig, 1906.

Der dunkle Weg. Eine tragische Farce in drei Akten von Franz Blei. Julius Zeitler, Leipzig, 1906.

Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie. von P. J. Möbius. Karl Marhold, Halle a. d. S.

Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Bild ihres Lebens und Dichtens von Berta Pelican. Habersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.

Rechenschaftsbericht des Gemeinderates der Landeshauptstadt Linz über seine Tätigkeit im Jahre 1905 nebst anderen statistischen Daten. Linz, 1906. Im Selbstverlag des Gemeinderates.

Reisebilder aus Schottland. Von Alex. Baumgartner, S. J. Mit zwei Bildern in Farbendruck, 85 Abbildungen und einer Karte. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.

Aus Kunst und Leben. Neue Folge. Von Dr. Paul Wilhelm v. Keppler, Bischof von Rottenburg. Mit 6 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.

Arthur Schopenhauer. Sein philosophisches System nach dem Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", vorgeführt von Dr. Otto Siebert. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Darwin. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Paul Seliger. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Klemens Brentanos ausgewählte Poesien. Von Joh. Bapt. Diel, S. J. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B., 1906.

Goethes Werke für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. 3 Bände. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B., 1906.

Herders Bilderatlas zur Kunstgeschichte. Zweiter (Schluß-) Teil: Neuzeit. 40 Tafeln mit 542 Bildern. Mit kurzer Übersicht über die Kunstgeschichte, ausführlichem Bilderverzeichnis und Register. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.

Advent von Inge Maria. Axel Juncker, Berlin, Leipzig.

Renée Schickele. Der Ritt ins Leben. Axel Juncker, Berlin, Leipzig.

Deutscher Almanach auf das Jahr 1907. Julius Zeitler, Leipzig, 1907.

Tanzmäuse. Ein Satyrroman von Gustav Wied. Autorisierte Übersetzung von Ida Anders. Axel Juncker, Berlin, Leipzig.

Person und Sache. System der philosophischen Weltanschauung. Von L. William Stern. Erster Band: Ableitung und Grundlehre. Joh. Ambrosius Barth, Leipzig, 1906.

Die Grundlagen der Seelenstörungen. Von Julius Beßmer, S. J. (Ergänzungsheft aus den „Stimmen aus Maria Laach" — 94.) Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.

Der Pilger Kamanita. Ein Legenden-Roman von Karl Gjellerup. Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1907.

Die Geschichten des Rabbi Nachmann. Ihm nacherzählt von Martin Buber. Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1906.

Gedanken in Liedern. Erlebtes und Durchlebtes in Gedichten von Leo Littmann. C. Grumbach, Leipzig.

Heinrich Mann. Amais und Ginevra. P. Piper & Comp., München und Leipzig.

Zur Kultur der Seele. Gesammelte Aufsätze von A. Heinrich v. Stein. Herausgegeben von Friedrich Poske. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart, 1906.

„Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechners (Wilhelm Müller), k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien, I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Die Stiftungen der Wiener Akademie der Wissenschaften und ihre Verwendung.

Von Siegmund Exner, Professor der Physiologie in Wien.

In unserem Zeitalter der sozialen Bestrebungen ist man sich dessen bewußt geworden, daß der Besitz großer Geldmittel nicht nur Genuß und Macht gewährt, zu welchem Zwecke er gewöhnlich erworben wurde, sondern daß er auch Pflichten schafft. Die Genußfähigkeit eines Menschen geht über ein gewisses Maß nicht hinaus, und so steht ein geschickter und vom Glück begünstigter Erwerber eines Tages vor der Frage der Verwendung seiner Reichtümer. Da das Erworbene doch seiner physischen und geistigen Arbeit, seiner Umsicht und Klugheit, ja vielleicht geradezu seinem genialen Blicke zu danken ist, so hängt er an dem unter mancherlei Sorgen und Aufregungen Erreichten mit einer gewissen Liebe, wie jedermann an seinen geistigen Kindern hängt. Hat er keine ihm nahestehenden Menschen, in deren Händen er sein Eigentum gerne wüßte, so ist es ihm doch nicht gleichgültig, wofür die nun einmal vorhandenen Mittel verwendet werden; es beginnen für ihn neue Sorgen, veranlaßt durch manche Erfahrungen über die Unzweckmäßigkeit schon gemachter Ausgaben und der Unzulänglichkeit schon getroffener Einrichtungen. Diese Gedanken über die Art der Verwendung von Kapitalien werden lebhafter werden und sich vertiefen, wenn das natürliche Lebensende näher und näher rückt, und nun für ein ersprießliches Fortwirken der „geistigen Kinder" vorgesorgt werden muß.

Es ist deshalb kein Zufall, daß das erste Buch, das meines Wissens über diese Probleme geschrieben wurde und offenbar als das Resultat solcher durch Jahre fortgesetzter Überlegungen betrachtet werden muß, in Amerika, dem Lande der großen Vermögen, entstanden, ich möchte fast sagen, als Naturprodukt gewachsen ist (Carnegie).

Abgesehen von gewissen spezialistischen Neigungen (Hundeasyle, Futterplätze für Vögel u. dgl.) wird der Wunsch des Besitzers wohl allgemein dahin gehen, das Vermögen zum möglich größten Nutzen der Menschen zu verwenden, wobei dem einen, mehr kosmopolitisch denkenden, die Menschheit als Ganzes, dem anderen in erster Linie die Menschen seines Vaterlandes, seiner Vaterstadt oder einer noch engeren Heimat vorschweben werden. Aber wie ist dieser größte Nutzen zu erzielen? Werfen wir einen Blick auf die letzten Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit, so sehen wir, daß die Spender, Stifter, Donatoren oder wie sie heißen mögen, auf Grund ihrer Überlegungen wesentlich zweierlei Wege eingeschlagen haben, die nicht gänzlich, aber ziemlich scharf getrennt verlaufen, und von denen jeder einer Gruppe der Spender am sichersten zum Ziele zu führen schien. Der erste Weg, ich möchte ihn den direkten nennen, führt dazu durch humanitäre Stiftungen, im weitesten Sinne des Wortes, das Elend zu mildern, Krankheiten zu heilen, das Alter zu versorgen,

Hungrige zu speisen, Geldunterstützungen zu gewähren usw. Hier werden in der Tat sicher Freudeempfindungen geschaffen oder Leidempfindungen gemildert. Auf dem zweiten Weg, dem indirekten, sucht der Stifter das Glück seiner Mitmenschen durch Hebung ihrer Leistungsfähigkeit, ihrer Ethik, ihrer geistigen Konkurrenzfähigkeit, kurz ihrer Kultur zu erhöhen, indem er seine Mittel den Aufgaben der Kunst und Wissenschaft, eventuell denen der Religion zuwendet.

Führt dieser indirekte Weg ebenso sicher oder sicherer zum Ziele als der direkte? Diese Frage wird sich wohl nie allgemein und bestimmt beantworten lassen, die Tatsache aber, daß viele Donatoren den ersten, viele den zweiten Weg einschlagen, läßt eine Diskussion des Problems wohl gerechtfertigt erscheinen. Haben wir es doch in den letzten Dezennien erlebt, daß zwei Wiener Bürger, Georg Kellermann und Josef Treitl, je zirka eine Million idealen Zwecken gewidmet haben, der eine für ein Kinderspital, der andere für wissenschaftliche Forschung. Diese Männer können geradezu als Repräsentanten der beiden Auffassungen angesehen werden. Da liegt wohl die Frage sehr nahe, wer von beiden den richtigeren Weg eingeschlagen hat.

Dem Elend, das uns überall in Form von Hunger und Krankheit entgegentritt, kann anscheinend durch Geld abgeholfen werden; es wirbt unmittelbar zugunsten humanitärer Stiftungen.

Anderseits haben wir die Erfolge der Technik, z. B. die Verwendung der Elektrizität für Beleuchtungs- und Beförderungszwecke, die Rettung von Tausenden von Kranken durch die neugefundenen Behandlungsmethoden freudigen Herzens miterlebt, die Hebung des Bildungsniveaus breiter Volksmassen sich vollziehen gesehen, ohne daß uns dabei die Wirkung der für die wissenschaftliche Forschung aufgewendeten Mittel in die Augen gesprungen wäre, auf welch letzterer doch alle jene Erfolge ausschließlich beruhen. Ja, es könnte sogar nötig sein, die Argumente dafür anzuführen, daß die Fortschritte in allen diesen kulturellen Dingen auf den Fortschritten der Wissenschaft und Kunst basieren, die ersteren ohne die letzteren nicht denkbar wären. Aber auch wenn dieser Beweis den Zweifler überführt hätte, so kann dieser nun neuerdings bezweifeln, ob diese Fortschritte das Glück der Menschen befördert haben, und hinweisen auf den Motorführer, der nun nicht glücklicher ist als der Tramwaykutscher von früher, und daß es dem Laternenputzer gleichgültig ist, ob er das Glas von Öllampen oder das elektrischer Bogenlampen zu reinigen hat.

Freilich, wer die Entwicklung der Zivilisation zu überblicken vermag, bedarf eines solchen Beweises nicht, er erinnert sich der unendlichen Gräuel, der steten Aufregungen, der Angst um das eigene Leben und das der Angehörigen, welche frühere Jahrhunderte charakterisiert haben, und deren allmähliches Schwinden stets gleichen Schritt gehalten hat erstens mit den Fortschritten der Erkenntnis, zweitens mit der Ausbreitung dieser Erkenntnisse in der Bevölkerung. Hier Ursache und Wirkungen zu unterscheiden, ist nicht jedermanns Sache, und vielfach dürfte es mehr eine instinktive Hochachtung vor der Wissenschaft sein, welche einen Erblasser bestimmt, sein Vermögen zivilisatorischen Aufgaben zu widmen, als die klare Bewertung; hat doch sein Herz jedesmal lebhafter geschlagen, wenn er von einer neuen Methode gehört hat, die Naturkräfte in den Dienst der Menschheit zu stellen, Früchte da zu ernten, wo bisher Wüste lag, oder zum erstenmal einen Blick in das Getriebe noch unbekannter Naturwirkungen zu tun.



So erklärt es sich leicht, daß dieser indirekte Weg, die Überlebenden mit den Früchten seiner Arbeit zu beglücken, besonders in früheren Jahrhunderten nahezu gar nicht, jedenfalls sehr viel seltener eingeschlagen wurde als der direkte, und daß gerade die Männer, welchen durch ihren Beruf oder durch hohe Begabung der Gedankengang jenes indirekten Weges geläufig geworden ist, einen unverhältnismäßig großen Prozentsatz der zivilisatorischen Stifter bilden.

Es dürfte sich lohnen, von diesem Standpunkte aus die Männer eines beschränkten Kreises ins Auge zu fassen, die diesen Umweg einschlugen. Ich wähle den Kreis der Spender, welche der Wiener Akademie der Wissenschaften zu Lebzeiten Mittel zur Verfügung gestellt oder nach ihrem Tode hinterlassen haben, mit der Bestimmung, sie zur Förderung der Wissenschaften zu verwenden. Bei dieser Gelegenheit soll auch wenigstens in den gröbsten Zügen die Verwendung dieser Mittel angegeben werden, denn indem diese gleichsam der Gunst der Öffentlichkeit entsprungen sind, scheint mir diese auch ein Recht zu haben, über die Erfolge in einer übersichtlicheren Weise unterrichtet zu werden, als dies durch die regelmäßig erstatteten Jahresberichte möglich ist.

Die Akademie verfügt über Stiftungen, welche von folgenden Persönlichkeiten stammen:

die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse und die philosophisch-historische gemeinschaftlich: Girolamo Ponti und Josef Treitl;

die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse allein: Ign. Lieben und Brüder Lieben, A. Freiherr v. Baumgartner, Ami Boué, C. Wedl, Ritter v. Zepharovich, L. Haitinger*;

die philosophisch-historische Klasse allein: K. Zatecky.

Ferner verfügt diese Klasse über Stiftungen, die durch Sammlung zur Ehrung hervorragender Männer der Wissenschaft und Kunst zustande gekommen sind und welche deren Namen führen. Es sind die Savigny-Stiftung, Grillparzer-Stiftung, Diez-Stiftung, Bonitz-Stiftung, dabei beschränkt sich bei der erst- und der drittgenannten dieser vier Stiftungen die Ingerenz auf die Teilnahme an den Arbeiten der die Stiftungen verwaltenden Kommissionen, die hauptsächlich aus ausländischen Mitgliedern bestehen.

Jene Sammlungen wurden natürlich wesentlich im Kreise der Fachgenossen veranstaltet, die dem ziemlich engbegrenzten Zwecke der Stiftung und dem Arbeitsgebiete des Namensträgers derselben nahe standen. Die Sammlung aber, welche bezweckte, den 80. Geburtstag Grillparzers durch regelmäßig wiederkehrende Verleihungen eines „Grillparzer-Preises" zu feiern, wurde von sieben Wiener Damen veranstaltet, die zur Geisteselite der Gesellschaft der siebziger Jahre gehörten: Christine Hebbel, Iduna Laube, Mathilde Lippit, Gabriele v. Neuwall, Sophie v. Todesco, Josefine v. Wertheimstein und Gräfin Wickenburg-Almasy.

Die der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse allein zur Verfügung stehenden Stiftungen stammen sämtlich aus Gelehrtenkreisen, denn wenn auch die Lieben-Stiftung und Zustiftung von einer Familie stammt, deren Mitglieder natürlich nicht sämtlich dem Gelehrtenstande angehören, so ist doch ein Teil derselben in so hervorragendem

* Dazu kommt eine im laufenden Jahre durch die Witwe des Wiener Primararztes Dr. Franz Scholz errichtete Widmung; Frau Scholz hat in ihrem Testamente, einem Wunsche ihres Gemahles Rechnung tragend, 200.000 *K* der mathem.-naturw. Klasse zur Förderung der exakten Wissenschaften hinterlassen.

Maße wissenschaftlich tätig, daß man sie als eine vom Forschungsgeist getragene Familie bezeichnen kann. Die übrigen (Freiherr v. Baumgartner, A. Boué, Wedl, v. Zepharovich) waren Mitglieder der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie, und Haitinger, aus der Wiener chemischen Schule hervorgegangen, arbeitet heute noch im Interesse der Akademie.

Es bleiben also Girolamo Ponti, ein Gutsbesitzer bei Mailand, Josef Treitl, der Eisenhändler in Wien und Karl Zatecky, Hof- und Gerichtsadvokat ebenda, welche die Akademie mit Mitteln bedacht haben und dem Forscherberuf nicht angehörten. Rechnet man hierzu die Grillparzer-Stiftung, so ergibt die Betrachtung, daß von den dreizehn Stiftungen nur vier nicht aus Gelehrtenkreisen stammen.

Um ein Bild von den Unternehmungen zu entwerfen, die mit diesen Mitteln durchgeführt wurden, möge es genügen, wenn ich die letzten neun Jahre (bis Ende 1905) in Betracht ziehe. Die reichste dieser Geldquellen ist das Legat Treitl. Die Erträgnisse derselben fallen zum größeren Teile der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, zum kleineren Teile der philosophisch-historischen Klasse zu. Jene hat mit Hilfe derselben in dieser Zeit zwei naturwissenschaftliche Expeditionen in das Innere von Brasilien durchgeführt; die erste wesentlich botanisch unter Leitung des wirklichen Mitgliedes der Akademie v. Wettstein, die zweite, wesentlich zoologisch, unter Leitung des wirklichen Mitgliedes der Akademie Steindachner. Beide zum Teile sehr anstrengenden und besonders mit Rücksicht auf die endemischen Krankheiten auch gefahrvollen Reisen müssen als vollkommen gelungen bezeichnet werden. Die botanische, an welcher sich unter der Leitung v. Wettsteins noch die Herren V. Schiffner, F. v. Kerner und A. Wiemann beteiligten, ging im Jahre 1901 ab und hatte die Aufgabe, die südlichen Teile Brasiliens im Sinne moderner wissenschaftlicher Auffassung botanisch zu erforschen. Es handelte sich daher nicht so sehr um floristische Aufsammlungen, als vielmehr um Studien über die Beziehungen zwischen dem Baue der Pflanzenwelt und den sie bedingenden gerade in jenem Gebiete so mannigfaltigen Faktoren. Spezielle Aufmerksamkeit sollte auch jenen Erscheinungen gewidmet werden, welche auf die Vorgänge bei Neubildung von Arten ein Licht werfen (Verhalten extratropischer Pflanzen in den Tropen, Rassenbildung im Zusammenhange mit der geographischen Verbreitung usw.). Sowohl in allgemein biologischer wie in pflanzengeographischer Hinsicht hatte die Expedition ein sehr reiches Ergebnis. Eine Fülle interessanter neuer Anpassungserscheinungen der Pflanzenwelt wurde festgestellt (Anpassungen an den Wechsel der Regen- und Trockenzeit, Anpassungen an zeitweise Überschwemmungen der Küstengebiete, Anlockung blütenbesuchender Insekten durch Pflanzenwachs und Futtergewebe usw.),* mehrere Hunderte neuer Pflanzenarten wurden entdeckt und die Grundzüge einer neuen pflanzengeographischen Einteilung Südbrasiliens festgestellt. Die umfangreichen Sammlungen der Expedition bilden einerseits eine wertvolle Bereicherung der europäischen botanischen Gärten, anderseits statteten sie das botanische Institut der Wiener Universität mit Unterrichtsmitteln und Untersuchungsmaterialien aus, wie sie wenige botanische Institute besitzen. Die Gesamtergebnisse der Expedition werden in zwei Bänden der Denkschriften der Akademie veröffentlicht, von denen sich der eine

* Vgl. Wettstein R. v.: Vegetationsbilder aus Süd-Brasilien. Wien, Verlag Deuticke, 1904. — Porsch O.: Untersuchungen über Futterhaare und Futtergewebe in der „Österr. botanischen Zeitschrift", 1905.



bereits im Druck befindet. Nebenergebnisse der Expedition bilden mineralogische, geologische und zoologische Aufsammlungen, meteorologische Beobachtungen, Phonogrammaufnahmen und ozeanographische Untersuchungen.

An der unter der Leitung des Herrn Fr. Steindachner im Jahre 1904 entsendeten zoologischen Expedition beteiligten sich die Herren A. Penther, O. Reiser, Joh. Santarius und G. Radax, ferner als Dolmetsch A. Wachsmund aus San Bernardino in Brasilien. Sie hatte sich die Durchforschung der Staaten Bahia, Piauhy und Maranhao zum Ziele gesetzt, jener Staaten, die der berühmte österreichische Naturforscher Johann Natterer während seiner denkwürdigen langjährigen Reisen in Brasilien unberücksichtigt gelassen hatte und die bisher überhaupt nur von wenigen Forschern zoologisch untersucht worden waren.

Die Eröffnung einer Bahn von Bahia nach Joazeiro, die vor mehreren Jahren erfolgt war, weckte die Hoffnung, vom letzteren Punkte aus durch das Innere des Staates Bahia, den Flüssen San Francisco und Rio grande do Norte entlang, über die Sierra de Piauhy nach dem Flußgebiete des Pasnahyba vordringen zu können. Vergleichende Studien über die Fauna, besonders über die Fischfauna des Wassergebietes des Rio San Francisco und Rio Parnahyba mit jener des Amazonenstromes und des La Plata sollten dabei gemacht werden.

Diese Hoffnung wurde auf der mühsamen Reise nicht getäuscht. Es ging teils zu Schiffe stromaufwärts, indem man sich in den seichten Flußläufen durch Stangen fortstoßen mußte, teils in Karawanen mit zahlreichen Tragtieren über steile unwirtliche Höhen.

Die Aufsammlungen ergaben das interessante Resultat, daß die Fischfauna des Rio San Francisco wesentlich von jener des Amazonenstromes abweicht, die des letztgenannten Stromgebietes aber im Wesen mit jener des La Plata übereinstimmt, daß ferner die Sierra de Piauhy die Grenzscheide der Fischfauna des San Francisco von jener des Amazonenstromes bildet. Die Fauna des Parfahyba-Systems ist bereits identisch mit der des Wassersystems des Rio das Amazonas.



In Para gelang es, eine wahrhaft großartige Sammlung gewisser seltener Fische (Siluroiden) zustande zu bringen, die man bisher ganz unvollständig nach einzelnen trockenen Exemplaren aus Natterers Zeit kannte. Die mitgebrachten Fische werden jetzt in den Hofmuseen sorgfältig präpariert und skelettiert. Es war nicht möglich, länger als einen Monat in Para zu bleiben, da das dortige feucht-warme Klima völlige Schlaf- und Appetitlosigkeit hervorrief und auch die Jahreszeit des gelben Fiebers heranrückte.

Ähnlichen guten Erfolg lieferte die ornithologische Durchforschung der Flußtäler, der Herr Reiser in erster Linie oblag. Die Beziehungen der Vogelwelt der genannten brasilianischen Staaten zu der des Amazonentales werden durch diese Reise zum erstenmal Aufklärung finden. Die Mitglieder der Expedition hatten sich mit Rücksicht auf die verschiedenen Aufgaben wiederholt, auch wochenlang, getrennt und einer der Herren mußte wegen schwerer Erkrankung vorzeitig nach Europa zurückkehren.

Diese Expeditionen, die zweifellos ein neues Blatt in den Lorbeerkranz österreichischer Wissenschaft einfügen, kosteten 130.000 Kronen.

Ferner wurde im Jahre 1897 eine Expedition zur Erforschung der Pest nach Indien entsendet (der Aufwand betrug 80.000 K). Der Bazillus der Pest war kurz vorher entdeckt



worden; aber es handelte sich jetzt darum, seine Lebensbedingungen, sein Auftreten und seine Zerstörungen im Körper genau und systematisch durchzustudieren. Vier junge Wiener Forscher erboten sich zu dem keinen geringen persönlichen Mut erfordernden Unternehmen. Unter der Oberleitung von Heinrich Albrecht wurde von den Herren Anton Ghon, Herm. Franz Müller und Rudolf Pöch zu Bombay im Anschlusse an ein Pestspital ein Laboratorium errichtet, in welchem mit allen modernen Hilfsmitteln dem neuen Krankheitserreger an den Leib gerückt werden sollte. Müller als Kliniker hatte außerdem die Aufgabe, die Symptome, den Verlauf usw. dieser mörderischen Krankheit am Krankenbette zu studieren. Nur wissenschaftliche Begeisterung konnte die Forscher bewegen, ohne einen Moment des Zauderns die Aufgabe zu übernehmen, und in der Zeit der größten Verheerungen in das Land zu ziehen, aus dem damals jeder floh, der fliehen konnte. Einer der Wackeren, H. F. Müller, ist auf dem Felde der Ehre geblieben; er wurde von der Pest hingerafft, merkwürdigerweise nicht in Bombay, sondern erst nach seiner Rückkehr, bei der Fortsetzung seiner einschlägigen Studien in Wien.

Aus der Treitl-Stiftung wurden weiterhin bewilligt für ozeanographische Forschungen 60.000 Kronen, für eine nach Südarabien unternommene Expedition unter der Leitung des wirklichen Mitgliedes D. H. Müller 73.000 Kronen. Diese verfolgte einerseits philologische Zwecke, d. i. das Studium arabischer Dialekte, zu welchem Behufe sogar ein paar Eingeborene der Insel Sokotra mit nach Wien gebracht wurden, zum Teile naturwissenschaftliche Zwecke. Damals veröffentlichten die Zeitungen die allgemein interessierende Nachricht, es seien die ersten lebenden Weihrauchbäume nach Europa gebracht und im botanischen Garten zu Wien ausgestellt worden. Eine andere Expedition unter dem wirklichen Mitgliede Ed. Weiß wurde nach Indien entsendet, um dort bestimmte astronomische Beobachtungen auszuführen.

Gewisse Arbeiten werden von der Akademie durch aus Akademiemitgliedern bestehende Kommissionen unter Zuziehung berufener Kräfte geleitet. Natürlich gilt das nur für Unternehmungen, welche die Kraft eines Menschen überschreiten und sich auf Jahre, oft auf viele Jahre ausdehnen. Eine solche Kommission hat sich z. B. die Aufgabe gestellt, die Erdbeben genauer zu studieren; sie hat an verschiedenen Punkten Österreichs, eines verhältnismäßig häufig von Beben heimgesuchten Landes, Apparate aufgestellt, welche den Zweck haben, Erschütterungen der Erde in bezug auf ihre Stärke, ihre Richtung, den Zeitpunkt ihres Eintrittes und ihre Entfernung zu verzeichnen. Diesen Einrichtungen verdanken wir es, wenn wir heute diese Daten in den Zeitungen zu lesen pflegen. Die Kommission, beziehungsweise die Akademie hat sich mit den Akademien anderer Länder und anderer Weltteile in Verbindung gesetzt und so wurde es erreicht, daß heute ein Netz von Erdbebenstationen die ganze Erde umspannt. Die Einrichtung ist noch neu und erweckt die Hoffnung, uns in einigen Dezennien wertvolle Aufschlüsse über die Vorgänge in unserer Erdrinde zu liefern. Für diese Zwecke gewährte die Treitl-Stiftung im Laufe der Jahre eine Summe von 57.000 Kronen. In neuester Zeit sind die Erdbebenstationen Österreichs in die Verwaltung des Staates übergegangen. Die Akademie war durch die ihr zur Verfügung stehenden Mittel in die Lage versetzt, eine ihrer schönsten Pflichten zu erfüllen, nämlich im richtigen Momente die Bedeutung einer wissenschaftlichen Aufgabe zu erkennen, letztere in zweckmäßige Form zu fassen und den Weg für ihre Lösung anzugeben. Das kann sie als höchste wissenschaftliche Instanz des Reiches, das

kann aber nicht eine Regierung. Wenn der Weg zur Lösung aber gefunden ist, wenn die Bedeutung der Angelegenheit im In- und Auslande allgemein erkannt ist, dann ist das eine öffentliche Angelegenheit geworden und der Staat hat die Weiterführung dieser Arbeiten im allgemeinen Interesse zu übernehmen. So ist auch unsere meteorologische Zentralanstalt entstanden. Ursprünglich ein Unternehmen der Akademie, dessen Leitung dem wirklichen Mitgliede Karl Kreil übertragen und das als das erste meteorologische Institut der Welt in einem Privathause (Favoritenstraße) untergebracht war, ging es später in die staatliche Verwaltung über, bekam sein selbständiges Gebäude, und entwickelte sich zu einem Institute von stets wachsender Bedeutung.

Eine andere Kommission hat das Phonogrammarchiv ins Leben gerufen. Die immer weiterschreitende Vervollkommnung des Phonographen hatte den Gedanken nahe gelegt, dieses Instrument zu benutzen, um die Sprachen und Dialekte unserer Zeit, die ja einem steten Wechsel unterworfen, ja teilweise im Erlöschen begriffen sind, festzuhalten, um Musikleistungen hoch- und niedrigstehender Völker und die Stimmen berühmter Persönlichkeiten der Nachwelt zu überliefern. Da die Aufnahmen des von Edison erfundenen Phonographen zwar genügend gut erschienen, aber eine oftmalige Reproduktion nicht gestatten, beschäftigte sich die Kommission zunächst mit der Ausarbeitung einer Methode, solche Aufnahmen dauerhaft zu gestalten und zu vervielfältigen. Nach langwieriger Arbeit wurde eine Methode gefunden, welche die Kommission als genügend erklärte, für die Herstellung einer Sammlung, eines Phonogrammarchives. Die Akademie beschloß nun, ein solches Archiv zunächst selbst anzulegen, und mit Unterstützung des Unterrichtsministeriums wurde alsbald ans Werk gegangen. Heute besitzt das Archiv gegen 600 Platten, welche die phonographische Schrift auf vernickeltem Kupfer enthalten, einem Material, das jedenfalls eine größere Dauerhaftigkeit garantiert, als das einer Bibliothek, und welche jederzeit abgehört werden können. Es sind da Aufnahmen von brasilianischen (ausgeführt gelegentlich der Expedition v. Wettsteins durch Fr. v. Kerner), von australischen (durch R. Pöch) Eingeborenen, von Gesängen und Erzählungen der Ureinwohner von Neuguinea (durch denselben), von Sanskritgesängen (durch F. M. Exner), von neugriechischen Gesängen (durch P. Kretschmer), von serbokroatischen (durch M. v. Resetar), von kärtnerischen (durch Lessiak), von Tiroler (durch Schatz) Dialekten und jetzt eben sind solche der Sprache und Gesänge aus Grönland (durch Rudolf Trebitsch) angekommen und befinden sich in der Bearbeitung zur Reproduktion und Vervielfältigung. Außerdem wurden zahlreiche Stimmporträts berühmter Persönlichkeiten aufgenommen. So sind die Platten, welche die Nr. 1—3 führen, von Kaiser Franz Josef besprochen, andere von dem Kurator der Akademie, Erzherzog Rainer und eine große Anzahl von Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten hat die Stimmen im Archiv aufbewahren lassen. Es berührt sonderbar wehmütig, wenn man Ferdinand v. Saar heute, also Monate nach seinem Tode, eines seiner Gedichte oder ein Bruchstück aus den „Wiener Elegien“ in seiner charakteristischen schlichten nud dabei eindringlichen Art vortragen hört. Schade, daß der Phonograph nicht um ein Jahrhundert früher erfunden worden ist, so daß wir heute Goethe, Schiller, Napoleon usw. hören könnten. Wenn es sich dabei auch vielfach nur um Momente handelt, die mit dem inneren Wesen des Menschen nicht mehr zusammenhängen, als die vom Porträt festgehaltenen Züge, so wäre es doch von größtem Interesse, Goethe einzelne Stellen seines Faust, Beethoven Sätze seiner Kompositionen vortragen zu hören.

Das Phonogrammarchiv ist aber nicht auf die mit seinem Apparate ausgeführten Aufnahmen beschränkt. Um auch solche, die in fremden Ländern, von fremden Menschen und mit anderen Phonographen ausgeführt worden sind, der Sammlung einverleiben zu können, wurde ein Apparat konstruiert, der die auf den vergänglichen Walzen des Edison-Phonographen aufgenommene Schrift mechanisch auf die Platte des Archivphonographen überträgt und dadurch ihre Konservierung und Vervielfältigung ermöglicht.

Weiter beschäftigt sich eine Kommission mit dem Studium der atmosphärischen Elektrizität, veranlaßt zu diesem Zwecke Elektrizitätsmessungen auf hohen Bergen oder bei Ballonfahrten (10.000 Kronen), eine mit mineral-synthetischen Experimenten (8000 Kronen), eine mit der rationellen Gewinnung und der wissenschaftlichen Verwendung des aus der Uranpechblende von Joachimsthal herzustellendem Radiums, für welche Zwecke die Regierung in hochherziger Weise die Rohsubstanz zur Verfügung stellte (12.000 Kronen); eine andere Kommission benutzt die Gelegenheit der großen Tunnelbauten unserer neuen Alpenbahnen, um geologische und petrographische Studien an denselben durchzuführen (5000 Kronen), eine arbeitet gemeinsam mit ausländischen Akademien an der Herausgabe einer großen mathematischen Enzyklopädie (2400 Kronen), eine beschäftigt sich mit der Verwaltung eines Arbeitsplatzes am botanischen Institute in Buitenzorg auf Java, vielleicht der großartigsten botanischen Anstalt der Welt, deren tropische Gärten ebenso ausgezeichnetes Material, wie die Laboratorien Gelegenheit liefern, dasselbe zu bearbeiten. Unterrichtsministerium und Akademie zahlen alle drei Jahre gemeinsam den Arbeitsplatz, die Reise und den Aufenthalt an einen jeweilig zu entsendenden Gelehrten, so daß die österreichischen Botaniker sukzessive Gelegenheit gehabt haben oder haben werden, ihren wissenschaftlichen Gesichtskreis in ausgezeichnetem Maße zu erweitern (6000 Kronen).

Die Resultate aller dieser Arbeiten werden meist in den Schriften der Akademie publiziert und verursachen, da häufig zahlreiche Tafeln und komplizierte Abbildungen nötig sind, bedeutende Kosten (74.000 Kronen).

Endlich wurden aus der Treitl-Stiftung viele Subventionen an einzelne Personen zur Erreichung bestimmter und natürlich vorher geprüfter Zwecke gewährt, z. B. zur Konstruktion eines großen katoptrischen Spektralapparates für astronomische Aufnahmen (20.000 Kronen), für einzelne kleinere Forschungsreisen usw. (69.000) und an wissenschaftliche Gesellschaften, die sich selbst eine Aufgabe gestellt haben, aber wegen unzureichender Mittel sie nicht zur Lösung zu bringen vermögen (30.000).

Weniger mannigfaltig ist naturgemäß die Tätigkeit, welche die philosophisch-historische Klasse der Akademie mittels der Treitl-Stiftung zu entfalten vermag. Hier handelt es sich wesentlich um Schreibtischarbeit, und diese wird angeregt und geleitet durch Kommissionen, innerhalb deren sich der wichtigste Teil der Tätigkeit abspielt. Nur eine Expedition, die schon erwähnte nach Südarabien, war wesentlich von dieser Klasse angeregt, durchgeführt und finanziell gestützt (104.000 Kronen). Im übrigen wurden die Mittel der Treitl-Stiftung auf die ziemlich zahlreichen Kommissionen, zur Förderung ihrer Tätigkeit, verteilt. Unter ihnen ist die Phonogrammarchivskommission beiden Klassen gemeinsam, so daß die Subvention derselben von seiten der philosophisch-historischen Klasse ebensoviel beträgt wie die von seiten der mathematisch-naturwissenschaftlichen (19.000 Kronen). Die übrigen Kommissionen sind: Balkankommission, welche sich die

geographische, ethnographische und philologische Erforschung der Balkanhalbinsel zur Aufgabe gesetzt hat (77.000 Kronen), die Limeskommission (56.000) zur Erforschung der alten Grenzen des römischen Reiches in Österreich, die Kommission zur Herausgabe der Korrespondenz des Trienter Konzils (17.000 Kronen), die Übersetzungskommission (8000), die Katalogkommission (8000), die Sprachenkommission (29.000) und die Kommission zur Herausgabe eines historischen Atlasses von Österreich (36.000).

Da, wie gesagt, alle die angeführten Zahlen die innerhalb der letzten neun Jahre ausgelegten Summen bezeichnen, erhellt, daß die Treitl-Stiftung in dieser kurzen Zeit schon mehr als eine Million Kronen den wissenschaftlichen Aufgaben zuführen konnte.

Es sei bei dieser Gelegenheit hervorgehoben, daß Josef Treitl die Verwendung der Zinsen seines Vermögens nicht direkt der Akademie in die Hand gelegt hat. Vielleicht hat der schlichte Eisenwarenhändler von der Wiedener Hauptstraße während seines beschaulichen Lebens die Beobachtung gemacht, daß manches Unternehmen in wenigen Händen sicherer ruht als in vielen, daß sich im ersteren Falle jeder dafür verantwortlich fühlt, im letzteren jeder, seinen kleinen Anteil für bedeutungslos haltend, sich auf die anderen verläßt. Aus solchen Gründen mag Treitl die Bestimmung in sein Testament aufgenommen haben, daß nur fünf Personen über die Verwendung seiner Stiftung verfügen sollen; davon müssen drei von der Akademie der Wissenschaften, zwei vom Ministerium für Kultus und Unterricht gewählt sein. Diese fünfgliederige „Treitl-Kommission" ist souverän, und die Ingerenz der Akademie auf die Stiftung besteht nur in Vorschlägen, die sie der Kommission macht, oder in Gutachten, die sie über Pläne der Kommission erstattet.

Die beiden Klassen gemeinsame Ponti-Stiftung wurde in den letzten Jahren von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse verwendet, um an 14 Gelehrte 16 Subventionen zur Durchführung bestimmter Arbeiten zu verleihen (zusammen 9000 Kronen), von der philosophisch-historischen Klasse, um an 4 Arbeiter 5 Subventionen (zusammen 10.000 Kronen) auszufolgen. Besonderen Aufwand erfordert die Herausgabe der Quellenwerke altindischer Lexikographie und die des Werkes Mahabharata.

Die Zepharovich-Stiftung verlieh in dem genannten Zeitraum 9 Subventionen (zusammen 13.000 Kronen) hauptsächlich zur petrographischen Erforschung der Zentralkette der Ostalpen, ferner für mineralogisch-chemische Arbeiten.

Die Boué-Stiftung widmete 26 Subventionen, meistens für Reisen zur geologischen Erforschung bestimmter Gegenden. Unter diesen seien angeführt: Fichtelgebirge und Harz, Glaserbach in Salzburg, Ostalpen, Ostkarpathen, Bosnien, Balkangebiet und Westkarpathen (zusammen 31.000 Kronen).

Aus der Wedl-Stiftung erhielten 53 Forscher 61 Subventionen (zusammen 61.000 Kronen). Hier handelt es sich hauptsächlich um Förderung zoologischer, vergleichend-anatomischer, anthropologischer, physiologischer oder theoretisch-medizinischer Untersuchungen oder um Subventionen für Reisen, die zum Zwecke solcher Untersuchungen unternommen wurden. Der Schöpfer dieser Stiftung C. Wedl war Professor der Histologie an der Wiener Universität und ebenso wie Treitl ein unverheirateter, ganz besonders stiller und zurückhaltender Mann, dem niemand angesehen hätte, daß er den Wunsch in sich trage, sich außer durch seine histologischen Arbeiten auch noch durch seine Ersparnisse ein so schönes Denkmal in der Wissenschaft zu setzen.

Was nun die wissenschaftlichen Preise anbelangt, so sind deren zweierlei zu unterscheiden: In dem einen Falle wird eine Aufgabe formuliert und ausgeschrieben und der Verfasser der besten eingelangten Lösung dieser Aufgabe erhält den Preis, im zweiten Falle wird der Preis dem Verfasser der besten Arbeit verliehen, die innerhalb eines bestimmten Zeitraumes, z. B. seit der letzten Preisverteilung, auf einem abgegrenzten Gebiete publiziert worden ist. Die Akademie war wiederholt in der Lage, Preisaufgaben auszuschreiben, z. B. im Jahre 1901 auf Grund einer 1000 Kronenspende von Ch. Beer. Diesen Preis erhielt A. Kreidl.

Zur zweiten Kategorie gehört der durch die Lieben-Stiftung verfügbare Preis. Er wurde bisher 18mal verliehen und beträgt zirka 2000 Kronen. In den letzten Jahren erhielten diesen Preis:

1898 — K. Natterer,
1900 — C. Beer und O. Zoth,
1901 — J. Liznar,
1902 — J. Herzig,
1903 — J. Schaffer,
1904 — F. Schwab,
1905 — R. Wegscheider.

Seitdem die Brüder Lieben gelegentlich des Regierungsjubiläums des Kaisers eine Zustiftung gemacht haben, wird dieser Preis alljährlich in der feierlichen Sitzung verliehen, und zwar im Turnus für die Wissenschaften Chemie, Physik und Physiologie.

Der Baumgartner-Preis (von 2000 Kronen) wurde in den letzten Jahren zugesprochen

1899 an P. Zeemann.
1901 an J. Elster und H. Geitel,
1904 an W. Kaufmann.

Er ist ausschließlich für Leistungen aus dem Gebiete der Physik bestimmt.

Der jüngst von Haitinger gestiftete Preis wurde erst einmal zugesprochen; er besteht aus dem Erträgnisse gewisser Industrieaktien und wurde im Jahre 1905 an F. Hasenöhrl verliehen. Auch die Verleihung dieses Preises ist auf Chemie und Physik unter Berücksichtigung der technischen Verwertung dieser Wissenschaften beschränkt.

Es wurde bemerkt, daß der Wunsch, die Glücksempfindung der Gesamtheit zu erhöhen, die Unglücksempfindung zu vermindern, die meisten Stifter zur Errichtung humanitärer Anstalten führt; es wird aber dabei leicht übersehen, daß auch die wissenschaftlichen Stiftungen lebhafte Glücksempfindungen zu erwecken vermögen. Ein junger Gelehrter häuft in seiner Stube Buch auf Buch, um einer Frage nachzugehen, die Erfahrungen der Reisenden, die Ansichten zahlreicher Forscher über den Gegenstand zu sammeln und kritisch zu sichten. Jahre hindurch setzt er seine Bemühungen fort, die ihm zugänglichen Sammlungen werden durchmustert und jedes Stück auf die Verläßlichkeit seiner Provenienz geprüft. Da bekommt er aus einer Stiftung die Mittel, die es ihm ermöglichen, selbst an Ort und Stelle zu reisen, sei es nach einem fernen Weltteil, sei es an eine Ruinenstätte ältester Kultur — eine ganze neue Welt geht ihm auf und kein Gefühl der Sättigung nach langem Hunger ist dem Hochgefühle zu vergleichen, endlich dem Forschungsdrange ganz folgen, die Wißbegierde ganz befriedigen zu können. Und auch ein Preis! Wie oft beglückt er den in kleinen Verhältnissen arbeitenden Forscher, der nicht nur die Ergebnisse

seiner Bemühungen dadurch anerkannt findet, sondern im Gefühle des befriedigten Ehrgeizes die ihm in die Hand gelegten Mittel sofort verwendet, um andere Probleme, die ihm vielleicht seit Jahren vorschwebten, ihrer Lösung zuzuführen.

Das sind auch Glücksempfindungen, und zwar solche, durch welche der Fortschritt der Kultur gefördert wird. Denn es kann einem denkenden Stifter nicht nur darum zu tun sein, überhaupt Glücksempfindungen in Menschen zu erwecken. Jene reichen Römer, die ihr Vermögen hergegeben haben, um dem Rufe „panem et circenses" nachzukommen, haben auch Glücksempfindungen erweckt, aber für das Heil ihrer Nachkommen und der folgenden Generationen ihrer Vaterstadt wäre es wohl besser gewesen, wenn sie diese Reichtümer in die Tiefe des Meeres versenkt hätten.

Es ist eine sehr merkwürdige Tatsache, daß das vergangene Jahrhundert, in dem die Darwinschen Gedanken nicht nur das Getriebe vieler Naturwissenschaften umgewandelt, sondern auch in die Auffassungsweise der Kulturgeschichte und der Völkerkunde eingedrungen sind, diese Ideen so wenig auf die engeren humanitären und sozialen Fragen angewendet hat. Immer noch ist das Individuum die Hauptsache, nicht der Philos, der Stamm, oder die Familie. Immer noch denkt man an das Individuum in erster Linie, und nicht an die Wirkung der Summierung aller an den einzelnen Individuen vorgekommenen Geschehnisse auf das Ganze, die Sozietät. Eine Stiftung, bestimmt für die unendlichen künftigen Generationen der Sozietät, muß, wenn auch nur im geringsten Ausmaße, nach demselben Prinzipe wirken, wie ein Natureinfluß (Temperatur, Feuchtigkeit u. dgl.) auf die Entwicklung einer Pflanzen- oder Tierrasse. Wenn die Kinder jener Eltern, welche für das Gedeihen derselben nicht sorgen wollten oder konnten, durch eine Stiftung versorgt und in die Lage versetzt worden sind, wieder Kinder in die Welt zu setzen, wird nicht etwa die Eigenschaft, für die eigenen Kinder nicht sorgen zu wollen oder zu können, in der Sozietät an Ausbreitung gewinnen und im Laufe der Generationen wieder unglückliche Individuen schaffen? Es gibt eben eine Vererbung der Eigenschaften, und niemand kennt die Wirkung der kompliziert ineinandergreifenden Faktoren so genau, daß er jene Frage verneinen könnte. Was bedeutet aber die momentane Glücksempfindung eines Individuums oder seine Erhebung aus dem Bodensatz der Bevölkerung, wenn man nicht weiß, ob der Sozietät damit genutzt ist, ja wenn man nicht einmal behaupten kann, es sei ihr dadurch nicht geschadet?

In Schule und Haus suchen wir die sozialen Neigungen und Anlagen des Nachwuchses zu hegen und zu pflegen; wir sind uns dabei wohl bewußt, daß das so Erreichte verschwindend klein ist gegenüber dem, was das Kind an derartigen Anlagen mit auf die Welt bringt. Die Züchtung dieser letzteren liegt also auch im Interesse der Sozietät. Es wäre wohl möglich, daß manche für ewige Zeiten gemachte Stiftung auf den Wert dieser Züchtung nicht in wünschenswertem Maße Rücksicht nimmt.

Diese Betrachtungen sollen nur zeigen, daß der von den meisten, und vielleicht gerade von den gutherzigsten Stiftern eingeschlagene direkte Weg des Wohltuens, so unmittelbar er zum Ziele zu führen scheint, doch mancherlei Schlingen und Krümmungen birgt und der Wanderer, indem er ihn einschlägt, sogar vor Irrwegen nicht sicher ist.

Ibsen.*)

Von Alfred Freiherrn v. Berger.

Als das Laub, das jetzt verdorrt im Herbststurm von den Bäumen niederwirbelt, in jungem Grün leuchtete, da ging Henrik Ibsen ein in die große Stille, die den dunkeln Hintergrund der von ihm geschaffenen Gestaltenwelt bildet; da überwand den geheimnisvollen Schöpfer der geheimnisvolle Vernichter Tod. Ibsen und der Tod kannten sich gut und mögen sich, als sie einander trafen, wie zwei Zwillingsbrüder nach langer Trennung begrüßt haben. Beide umwittert der nämliche Schauer des Unheimlichen, den augenlosen, hohlen Schädel, dessen Grinsen den Sterblichen das Ende versinnlicht, und das gewaltige Dichterhaupt mit dem wie vor Entsetzen aufgesträubten Haar, dem herben, fast boshaften Lächeln um den lippenlosen, zugekniffenen Mund und den bebrillten Augen, aus denen so tödlich scharfe Blitze der Erkenntnis züngelten und schossen, daß sie alles Leben entseelten, welches sie durchdrangen. Ich glaube, daß eine Blume, welche Ibsens Blick durchstach, welken mußte und in ihre Blätter zerfiel, ich glaube, daß in Jugendglanz erschimmerndes Haar unter dem bösen Strahl dieses Auges ergraute, wie unter der Einwirkung der nach Röntgen benannten X-Strahlen. Sein Geist hatte die mysteriöse Kraft dieser Strahlen und sah durch die dicksten Stirnen wie durch transparentes Glas. Wie auf einem Röntgenbild die Körperumrisse verfließen und verschwimmen, während die dunklen Formen der Wirbelsäule und der Rippen erscheinen und die inneren Organe, vor deren Anblick die hellenische Sonne Goethes schaudernd ihr Antlitz wegwenden würde, so wird in den von Ibsen geschauten und gebildeten Gestalten alles sichtbar, zum Greifen deutlich, in dessen Verborgensein und Unbewußtheit das Leben und die Gesundheit besteht, alles, was sonst, wie das der menschlichen Schönheit zugrunde liegende scheußliche Skelett, nur der entfleischende zersetzende Tod den Augen entblößt.

Aber nicht nur das Grausige, auch die eigentümliche mysteriöse Schönheit des Todes hat Ibsen mit diesem gemein. Wer nicht empfindet, daß Ibsens Welt überall voll von Schönheit ist, der hat ihn nicht verstanden; von einer fremden, nur ihm eigenen Schönheit. Sie stammt, meine ich, daher, daß er alles, was er erschaut, jedes, auch das häßlichste Antlitz, das gräßlichste Schicksal, von seinem Geist scharf bestrahlt und durchleuchtet, vor die große Nacht des Weltgeheimnisses stellt. Dadurch kommt etwas in seine Poesie wie Rembrandtsches Clair-obscur. Wie auf hohen Schneegebirgen uns sinnlich fühlbar wird, daß unser ganzer heller Erdentag mitten in der ungeheueren Finsternis des unendlichen Weltraumes schwebt, daß die undurchdringliche Finsternis eigentlich auch dort ist, wo die von den Schneeflächen abprallenden Sonnenstrahlen sie weglügen wollen, so haben wir in Ibsens Poesie das schöne Doppelgefühl, daß alles ganz verstanden ist, bis auf den Grund, bis ins Innerste durchleuchtet von einem taghellen Geist, und gleichzeitig ganz dunkel, ganz so geheimnisvoll in seinem Ursprung und Wesen wie dieser Geist selbst und wie seine rätselhafte Tat, welche bei den Sterblichen „Erkennen“ heißt . . . Dieses Ineinander aber von Verständnis und Geheimnis, von Licht und Finsternis ist vielleicht nicht ganz und gar das, was wir Poesie nennen, aber ist sicherlich ein Wesentliches an ihr. Das hat Ibsen wie kein anderer. Allenthalben durch Ritzen und Lücken lugt die allgegenwärtige

* Aus der bei der Ibsenfeier der literarischen Gesellschaft zu Hamburg am 22. November 1906 gehaltenen Gedenkrede.

Nacht des großen Geheimnisses herein, das uns von allen Seiten umgibt und das wir durch und durch sind, immer wieder, in der alltäglichsten, banalsten Umgebung, streift der Schauer des Weltgeheimnisses unsere Stirne, wie ein Nachtwind. Am tiefsten ist seine Poesie, wo er ein Menschenschicksal sich lösen läßt im tiefen Frieden des großen Mysteriums, in der „großen Stille", wie am Schlusse von John Gabriel Borkman in der winterlichen Schneenacht, darüber der Weltenabgrund. In unseren Tagen, wo die verschiedenen irdischen und überirdischen Betäubungsmittel ihre Kraft mehr und mehr verlieren, wird das Welträtsel doppelt schneidend empfunden. Ibsen schafft und dichtet aus dem Abgrunde dieses Gefühles heraus. Daher darf man ihn einen religiösen Dichter nennen. Denn Religion hat, wer, ohne sich durch wissenschaftliche Welterklärungen täuschen zu lassen, das Leben und die Welt als Mysterium empfindet, und wer dies nicht tut, wer des namenlosen „Warum?" unfähig ist, wessen Herzschlag nicht eine immerwährende Frage ohne Antwort ist, der hat keine Religion. Und weil Ibsens Schaffen aus dem religiösen Urgefühl der Menschenbrust stammt, darum hat er die Gabe des Tragischen, darum sind seine Dramen nicht „Gesellschaftsstücke", die „soziale Probleme" behandeln, gleich denen der rationalistischen Franzosen, die Ibsen angeregt haben, sondern Gedichte, Tragödien, ja, Mysterien . . . Seine Poesie ist wie Mitternachtsonne . . .

Das Zentrum und Herz Ibsens wird jeder, so dünkt mich, verfehlen, der ihn nicht als Poeten nimmt, als reinen Poeten, nur als Poeten. Was er gab und geben wollte, ist Poesie, gar nichts als Poesie, eine Poesie, deren Eigentümliches, Ibsensches ich durch meine Worte einzukreisen versucht habe. Wer ihn als Vorfechter für irgendeine Idee auffaßt, als Förderer einer „Sache", einer „Bewegung", einer „Partei" oder „Richtung", als einen Dichter der „Freiheit" oder der „Persönlichkeit", der mißversteht ihn und wird mit solcher Theorie Ibsen nie bis in seine Tiefen ergründen. Hat er's doch selbst gesagt in einer Rede, die er am 26. Mai 1898 als Antwort auf einen Toast hielt, der bei einem Bankett des norwegischen „Vereines für die Sache der Frau" auf den Dichter der „Nora" ausgebracht worden war: „Alles, was ich gedichtet habe, ist ohne bewußte Tendenz gewesen. Ich bin mehr Dichter und weniger Sozialphilosoph gewesen, als man im allgemeinen geneigt ist anzunehmen. Ich danke für das „Hoch!", muß jedoch die Ehre ablehnen, mit Bewußtsein für die Sache der Frau gewirkt zu haben. Ich bin mir nicht einmal klar darüber, was das eigentlich ist: die „Sache der Frau" . . . Meine Aufgabe ist die M e n s c h e n s c h i l d e r u n g gewesen. Doch die Sache mag wohl so liegen, daß der Leser, wenn die Schilderung einigermaßen zutreffend ist, seine eigenen Gefühle und Stimmungen hineinlegt. Man schreibt das dem Dichter zu. Aber nein, dem ist nicht so: man dichtet hübsch und fein um, ein jeder nach seiner Persönlichkeit. Nicht nur die, die schreiben, sondern auch die Leute dichten, die lesen; sind Mitdichter — sie sind manchmal poesievoller als der Dichter selbst."

Kann man deutlicher sein? Ibsen schilderte Individuen und individuelle Schicksale, wie er sie sah, verstand und fühlte, nichts weiter.

Wieso aber kam es, daß ein Bild Ibsens in der Welt entstehen konnte, mit dem sich bedingungslos zu identifizieren Ibsen in so entschiedener Weise abgelehnt hat, wie konnte dieser ureinsame Geist in den Ruf geraten, der Dichter moderner, sozialer Bewegungen zu sein, an die er wahrscheinlich meistens so wenig gedacht hat, wie an die „Sache der Frau"?

Ein Gleichnis möge meine Ansicht versinnlichen. Worin liegt Wesen und Ursache einer Krankheit, von welcher ein tierischer Organismus befallen ist? In Vorgängen in den Zellen und Blutkörperchen, aus welchen der Organismus besteht, in Vorgängen, die durch das Mikroskop vielleicht zum Teile ins Bereich der Sichtbarkeit emporgehoben werden. Diese unendlich kleinen Vorgänge erzeugen das große Phänomen, welches für den makroskopischen Beobachter das Bild einer „Krankheit" darbietet.

Ähnlich ist es mit großen sozialen Bewegungen, mit Erscheinungen am Körper der menschlichen Gesellschaft. Diese Massenerscheinungen sind verursacht durch Vorgänge in den winzigen Individuen, welche den sozialen Körper bilden. Und wie die eine Krankheit erregenden Prozesse in den elementaren Bestandteilen eines Organismus an der äußersten Grenze der durch das Mikroskop gesteigerten Sehkraft des Menschenauges liegen, so sind die psychischen Zustände und Vorgänge im menschlichen Individuum keineswegs offen am Tage, sondern sie heben sich nur für einen Selbstbeobachter von mikroskopischer Sehschärfe über die Bewußtseinsschwelle empor, werden darstellbar und aussprechlich.

Indem Ibsen, aus Selbst- und Menschenbeobachtung schöpfend, Individuen schuf, offenbarte er die psychischen Zustände und Vorgänge, welche den großen Zeitbewegungen zugrunde liegen. In „Nora" schildert er den Verlauf einer Ehe zwischen zwei individuellen Menschen, nichts mehr. Das Motiv aber, welches Nora schließlich von ihrem Gatten forttreibt, erweist sich als derjenige Vorgang, welcher, mannigfaltigst variiert, unserem ganzen Zeitalter den Charakter gibt. Ibsen aber wollte gewiß gar nichts, als das Individuum Nora möglichst lebendig schildern. Doch da Tausende von Frauen das Motiv, das Noras Ehe zerreißt, in sich vorfanden, so erschien Ibsen als der Dichter der „Sache der Frau", was er mit voller Aufrichtigkeit ablehnte. — Diese Betrachtungen setzen uns in die Lage, der kitzlichen Frage näher zu treten, ob die Nachwelt das enthusiastische Urteil der Mitwelt Ibsens vollinhaltlich zu dem ihrigen machen wird.

Ein großer Teil seines beispiellosen Erfolges ist gewiß der Tatsache zuzuschreiben, daß die Zeitgenossen Ibsens Dramen nicht als nackte Menschenschilderungen wie etwa die Shakespearschen auffaßten und genossen, sondern als poetische Symbole der die Zeit angeblich bewegenden Ideen und Bestrebungen. Sie sahen also etwas anderes in ihnen als das, was Ibsen selbst gemeint hatte. Was sie in ihnen erblickten und bewunderten oder haßten, war vielfach Gebilde ihrer eigenen Phantasie. Darin ist Ibsen ganz modern. Denn das ist eine Eigentümlichkeit aller modernen Kunst, nicht die Geistesschöpfung des Künstlers selbst dem Publikum in die Seele zu drängen, sondern des Beschauers Phantasie anzuregen, daß sie ihr eigenes Werk in die Umrisse hineinprojiziere, daß er selbst schaffe und seine Schöpfung mit der des Künstlers verwechsle. Damit so etwas möglich sei, muß etwas Vieldeutiges, Verschwommenes darin sein. Ein Busch in der Dämmerung nur, den man als Busch nicht klar erkennt, kann jedem als das erscheinen, was er zu sehen hofft oder fürchtet: dem Ängstlichen als ein lauernder Räuber, dem Verliebten als die wartende Geliebte . . . . Muß ich das Gleichnis für den Fall Ibsens übersetzen? . . . . Man wird sich bei Ibsen fragen dürfen, ob nach Abzug von allem, was seine Zeitgenossen in die oft wunderlichen Umrisse seiner Gestalten hineindichten, genug von dem übrigbleibt, was allen Zeiten und allen Menschen etwas sagt, ob sie als reine Menschenschilderungen bestehen werden, ob die unvergänglichen Stoffe in ihnen die der Verwitterung unterworfenen überwiegen.

Von uns, die wir die geistige Atmosphäre atmen, deren Niederschlag die Werke Ibsens sind, darf man eine Antwort auf diese Fragen nicht fordern. Der Dichter Ibsen wird erst jetzt ganz zu Worte kommen und da wird es sich zeigen, ob ein neues Geschlecht, das anders fühlt als Ibsens Zeitgenossen, in seinen Poesien die Wundertöne vernehmen wird, die wir zu hören wähnten.

Wir vom Theater dürfen ihm Eines zugestehen: Seit den Klassikern, denen Shakespeare zuzuzählen ist, hat keiner der darstellenden dramatischen Kunst eine mächtigere Förderung gegeben als Ibsen.

Vielleicht werden wir Ibsen am gerechtesten, wenn wir ihn nicht nur als Dichter, sondern als Theaterdichter nehmen. Eine ganz reine, ganz keusche Kunst ist die Theaterkunst nicht, deren Endzweck der Schein, der Anschein ist, die Illusion in ihren verschiedensten Formen, und auch, wer Ibsen den größten Geistern seines Jahrhunderts zuzählt, wird sich mitunter des Eindruckes nicht erwehren können, daß zuweilen nicht reeller Tiefsinn, echte Poesie vorliegt, sondern Illusion von Tiefe und Schönheit . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Übrigens kann ich mit Goethe sagen, den man über eine dunkle Stelle befragte: „Es wird schon der eine oder andere Kommentator kommen, der mir erzählt, was ich eigentlich damit gemeint habe." So sagte Ibsen in einem Gespräche mit seinem jungen Freunde John Paulsen.

Über die Kritiker:

„Was gar nicht vorhanden ist, das (ahnen sie) gewiß. Was mir nie im Sinne gelegen hat, darüber verfallen sie in Entzücken." Rubek in „Wenn wir Tote erwachen".

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ibsen, der Psycholog, hat die traditionelle Theaterpsychologie durch eine der Natur abgetrotzte, in die Geheimnisse des Unterbewußtseins eindringende Seelenkenntnis verdrängt.

Er hat die Verhältnisse, die zwischen den Menschen unsichtbar schweben und weben, mit feinster Sensibilität zu empfinden und darzustellen gewußt.

Er hat eine neue Technik des Charakterisierens geschaffen.

Überhaupt neue Charaktere, zu deren Definition sich die traditionellen Kategorien als unzulänglich erweisen. Hat den Begriff der Handlung umgestaltet und verinnerlicht. Ein innerer Prozeß trat an die Stelle äußeren Geschehens.

Sein Geist, tief durchdrungen von der naturgesetzlichen Notwendigkeit alles Geschehens, hat den Determinismus in die Dramaturgie gebracht und dadurch die Grundprinzipien der alten Tragödie umgewandelt. Der Begriff der tragischen Schuld, der aus dem Dogma der Freiheit des menschlichen Willens wächst, ist bei Ibsen inhaltlos geworden, ebenso der Sühne durch Leiden. Bis Hebbel und Ibsen stand die Tragödie unter den Diktaten einer Weltanschauung, in welcher nicht nur die blinde Kausalität, sondern eine allgerechte sittliche Ordnung der Welt den Ablauf der Dinge bestimmte. Da zog der „Held" durch schuldhafte Tat Leiden und Untergang auf sein Haupt hernieder. Ursprünglich waren diese ästhetischen Postulate Äußerungen eines religiösen Glaubens, den die Dichter und das Volk in Wirklichkeit hegten. Später glaubten sie in Wirklichkeit nicht mehr an diese Dogmen, aber die Tragödie schien ihnen mit diesen religiösen oder metaphysischen Voraussetzungen so untrennbar verwoben, ja, identisch, daß sie als Poeten einen Glauben zu

haben fingierten oder affektierten, den sie als Menschen längst nicht mehr hatten. Bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts war dieser Zustand der Verlogenheit, des Zwiespaltes zwischen der poetischen und der tatsächlichen Weltanschauung herrschend. Ibsen machte dieser großen Lüge ein Ende. Er warf alle metaphysischen Voraussetzungen der alten, von den Griechen abstammenden Dramaturgie über Bord und schuf eine neue Tragödie auf Grund der Weltanschauung, welche er als Mensch, als Sohn seines Zeitalters hegte. Er zog aus den modernen Ideen unerbittlich die Konsequenzen für die dramatische Praxis. Die Revolution, welche er dadurch im Drama bewirkte, war eine ungeheuere. Ibsens Tragödie hat keinen „Helden" im alten Sinne mehr, keine großen Leidenschaften, kein Pathos, keine Schuld, keine Sühne mehr, keine Götter, keine die Ereignisse bestimmende, über ihnen schwebende höhere Ordnung irgendwelcher Art. Ibsens große Schöpfertat ist, daß er ohne diesen abgelebten metaphysischen Apparat, der als unentbehrlich galt und dem sich selbst Hebbel nicht ganz zu entwinden vermochte, dramatische Schöpfungen hervorbrachte, die moderne Nerven mit dem nämlichen Schauern überrieseln, welche die Athener den im Geiste ihrer religiösen Weltanschauung gedichteten Tragödien zu danken hatten. All den Gewalten, welche die alte Tragödie außer- und oberhalb des Menschen dachte, denen wies Ibsen den Wohnsitz an, den sie nach modernem Glauben haben: im Menschen, in seinem Bewußtsein und vor allem in der finstern Region des Selbst, welches die Strahlen des Bewußtseins nicht aufhellen, in jener Region, welche die Psychologie „Unterbewußtsein" nennt. Ibsen ist, wie keiner vor ihm, der Dichter des Unterbewußtseins, wo die Götter Griechenlands in unseren Tagen wohnen. Seine Technik, sein Dialog ist dem Bemühen entsprungen, die Vorgänge tief innen, die dem unbekannt sind, der sie lebt, wahrnehmbar, sichtbar, mitfühlbar zu machen; und Ibsens Poesie, das, was uns an manchen Stellen seiner Dramen kalt über den Rücken rieselt, quillt aus dieser Region, aus der uns das Rätsel des Daseins am schauerlichsten anstarrt.

Am genialsten wird dieser Zug Ibsens offenbar an jenen Charakteren, die in Wahrheit etwas ganz anderes sind, als sie zu sein wähnen, wie Hjalmar Ekdal.

Ödipus, der König.

Tragödie von Sophokles mit einiger Freiheit übertragen und für die neuere Bühne eingerichtet von Hugo v. Hofmannsthal.

(Schluß.)

Die Greise treten vor.

Der Erste: Hast du gehört, wie sie von den Göttern sprachen?
wie frech die Worte, schamlos und nackt
aus ihrem Munde brachen?

Der Zweite:

Ein Etwas muß sein, es bindet das Wort,
es bindet die Tat, es bindet die frevelnden Hände.
Wehe, wenn nichts uns bände!

Wenn Unzucht rast hinauf und hinab,
das ist das Ende!

Der Dritte:

Unzucht wohnt in ihren Herzen,
ein ewiger Sturm umschnaubt ihr Leben:
es treibt sie hinauf zu schwindliger Höh',
wo keinem zu stehen gegeben.
Wann stürzt es sie wieder hinab
in Jammer, Schmach und Grab?

Der Vierte:

In Jammer und Grab
soll es sie werfen!
Wenn straflos sie gehen,
erhoben das Haupt,
wer ist's, der noch glaubt?
Wenn diese wandeln
in Glanz und Ehr',
dann opfern wir alle nicht mehr!

Der Fünfte:

Wie sie den Göttersprüch schmähten,
von Lahios den Spruch,
den uralten Fluch!
Wenn sie das dürfen, wer wird noch beten?

(Eine Pause.)

Der Erste: Zum Nabel der Erde, zum delphischen Haus,
Zum strahlenden Tempel von Abä,
trägt mich Pilger der Fuß nicht mehr!

Die Sieben zugleich:

Trägt mich mein Fuß nicht mehr!

Der Erste: Wenn hier nicht das Göttliche kommt an den Tag,
so, daß ich's mit Händen zu greifen vermag.

Die Sieben zugleich:

An euch ist's, ihr Götter, dies furchtbar zu wenden,
wir wollen es greifen, mit diesen Händen,
sonst opfern wir alle nicht mehr.

(Jokaste aus dem Haus, mit den Binden der königlichen Priesterin umwunden. Vor ihr drei Mägde, zum Opferdienst in fließende Gewänder eingewunden bis unter die Augen. Sie tragen jede in goldner Schale eine lautlos lodernde blaue Flamme. Die Greise treten auseinander, in's Dunkel. Die Königin schreitet im Licht der bläulichen Flammen auf den Hain zu.)

Die Greise:

Die Königin! Was will sie weih'n?

(Jokaste bleibt auf der obersten Stufe zum Hain stehn. Die drei mit den Schalen stehen nebeneinander, unter der Königin.)

Jokaste: Die Seele eures Königs, meines Herrn
ist krank. Drum will ich vor die Götter treten,

damit sie sanft ihn heilen. Denn was sind
denn wir, wenn er zu Boden liegt, der Mann
am Steuer und es werfen Sturm und Nacht
das Schiff einander zu?

Ein Bote (von rückwärts auftretend):
Ihr guten Leute,
sagt einer mir das Haus des Ödipus?
und wo ich selbst ihn find', sagt mir einer?

Der Erste:
Dies' ist sein Haus. Hier findest du ihn d'rin.
Die vor dir steht, ist seine Königin,
die Mutter seiner Kinder.

Bote: Sei gesegnet,
du Königin, und lebe mit Gesegneten
vereint im Leben.

Jokaste: Und das gleiche sei
auch dir beschieden, fremder Freund. Du bist
es wert um deines Grußes willen. Rede,
was bringst du uns? was kommst du zu begehren?

Bote: Glück deinem Haus und deinem Gatten Glück.

Jokaste: Was für ein Glück? von wo kommt's hergeschwebt?

Bote: Vom Land Korinth: und eine Botschaft ist's,
die etwa wohl zugleich erfreuen ihn
und auch betrüben mag.

Jokaste: Welch' Ding ist dies,
das Doppelkräfte hat?

Bote: Sie wollen ihn,
die Männer dort im Isthmusland, zum König.

Jokaste: Wie? Hält nicht Polybos in alter Hand
den Stab?

Bote: Nicht mehr. Denn in der Erde er schläft.

Jokaste: Was sagst du Alter? Tot ist Polybos!

Bote: So wahr ich atme, ja.

Jokaste: O meine Mädchen!
Rhodope, Pannychis, Kalirrhoe,
zum Herrn! zum Herrn!

(Die Mägde eilen in's Haus.)

Ihr Offenbarungen
wo seid ihr nun? So lange bebte er
vor einem Mord an diesem alten Mann:
nun hat das Schicksal ihn erlegt, o Ödipus!

(Ödipus tritt aus dem Haus, hinter ihm ein dunkler Gewappneter mit einer Fackel.)

Ödipus: Geliebtes Herz, du hast mich holen lassen,
von wo ich saß und dachte. Sprich, wozu.

Jokaste: Den Mann da höre und dann sage mir,
was wird aus dem erhab'nen Götterspruch!
Ödipus: Wer ist der Fremde und was bringt er mir?
Jokaste: Der Mann ist aus Korinth und meldet bloß,
daß Polybos, dein Vater, tot ist.
Ödipus: Was?
sag das mit eignem Mund!
Der Bote: Nun denn: so sag' ich,
er ist hinab.
Ödipus: Durch Mord? nein? nicht durch Mord?
durch Krankheit?
Der Bote: Ein geringer Anstoß war
genug: denn er war alt.
Ödipus: So hat den Armen,
so hat ihn Krankheit weggezehrt?
Der Bote: Auch schon am Alter selbst beinahe ist
er hingewelkt.
Ödipus: O weh! was hat man dann,
Jokaste, noch beim pythischen Orakel
zu suchen, warum späht man noch nach Zeichen,
die mir mit maßlosem Betrug, daher
gehängt den Vatermord, da über's Haupt!
Der ist nun unter'm Boden und ich hab'
kein Schwert hier angerührt — er müßte denn
an meinem Wunsch gestorben sein. So wär' ich
denn freilich schuld an seinem Tod.
Nun hat er diesen Fluch hinabgenommen,
wo er mit ihm zu Staub zerfällt.
Jokaste: Und hab' ich
nicht längst dir dies vorhergesagt?
Ödipus: Du hast's
gesagt. Ich aber war vor Angst
wie toll.
Jokaste: Nun aber mach' dich frei, auch völlig
für immer frei.
Ödipus: Wie? vor der Eh' der Mutter
soll mir nicht bangen doch?
Jokaste: Was braucht der Mensch
zu fürchten? treibt ihn nicht das Ungefähr
dahin und dort? weiß er von einem Ding
das Wesen, windet ihm nicht jeder Luftzug
sein Selbst aus seiner Hand? Nur leben, leben
g'radhin. Bekümm're dich um kein Orakel.
Es haben Menschen auch in Träumen schon

gelegen bei der Mutter. Acht' es nicht.
Wer's von sich bläst, erträgt die Last des Lebens,
der andere erliegt.

Ödipus: Das alles sagst du
vortrefflich, wäre nur die Mutter nicht
am Leben. Aber da sie lebt, was soll ich
denn anders in mir haben, als die Angst!

Jokaste: Vom Grab des Vaters weht kein Trost dich an?

Ödipus: Ja. Wohl. Doch, daß die Mutter lebt, das ängstet.

Der Bote: Um welche Frau bist du in Ängsten, König?

Ödipus: Um Merope, die Frau des Polybos.

Der Bote: Was ist's mit ihr, wovor dir banget, Herr?

Ödipus: Ein schlimmes Wort, von Göttern offenbart.

Der Bote: Läßt es sich sagen? oder ist verwehrt
dem fremden Ohr?

Ödipus: Ich kann dir's sagen, Mensch.
Mir offenbarte der zu Delphoi thront,
umarmen würd' ich meine Mutter und
mit eigner Hand des Vaters Blut vergießen.
Das trieb mich von Korinth. Meinst du, ich hab'
um nichts das hingeopfert, ihr Gesicht
nicht mehr zu sehen?

Der Bote: Wirklich dies? nichts andres
vertrieb dich aus Korinth?

Ödipus: Wie, nicht genug?
Dies eine und des Vaters Mörder werden?

Der Bote: So soll ich eilen, Herr, und schnell das Wort
dir sagen, das dich frei macht, wenn ich gut
dir dienen will?

Ödipus: O könntest du's, ich wollte
dir lohnen, lohnen —

Der Bote: Darum kam ich auch,
daß du mich lohnest als ein reicher König,
wenn du zurückkehrst in dein Vaterhaus.

Ödipus: In einem Haus mit ihnen wohn' ich nicht,
die mich geboren!

Der Bote: Nein? Dann weißt du nicht,
Kind, was du tust.

Ödipus: So lehr' mich's, Alter, red'!
Was weiß ich nicht?

Der Bote: Wenn du um ihretwillen
nicht heimkehrst.

Ödipus: Faß' mich doch: aus Angst, aus alter
tödlicher Angst.

Der Bote: Vor dem, was du begehen —
an deinen Eltern dort begehen könntest?
Ödipus: Ja, Vater, ja!
Der Bote: Und, daß all' diese Angst
um nichts ist: weil ja Polybos, du Fürst,
gar nicht ein Blut mit dir.
Ödipus: Was redest du?
Nicht Polybos hat mich gezeugt?
Der Bote: So wenig
als ich, der vor dir steh'.
Ödipus: Was soll das heißen?
Warum dann nannte er mich Sohn?
Der Bote: So wisse:
als ein Geschenk bekam er dich aus meiner,
aus dieser Hand da!
Ödipus: Aus der Hand des Knechtes?
und hielt mich lieb und wert und hegte mich?
Der Bote: Das macht, sie waren vordem kinderlos.
Ödipus: Ein Findling bin ich? oder hast du mich
gekauft?
Der Bote: Ein Findling aus dem Waldgeklüft
Kithäron.
Ödipus: Wie kamst du in dies Gebirg?
Der Bote: Ein Senne war ich dort, mit großer Herde
zu Berg gefahren.
Ödipus: Solch ein Hirte warst du?
der wandert mit dem Vieh?
Der Bote: Dein Retter war ich,
dein Retter, lieber Sohn.
Ödipus: Du fandest mich
in Not und Qual?
Der Bote: Wahrhaftig, das bezeugen
wohl heut' noch die Gelenke deiner Füße.
Ödipus: O weh! was rührst du auf!
Der Bote: Die armen Füße
durchbohrt, umschnürt, aus blut'gen Riemen löst' ich
die Füße dir.
Ödipus: Verfluchte Narben, schmählich
empfangen in den Windeln!
Der Bote: Deinen Namen
hast du ja auch daher.
Ödipus: Jetzt rede: war's
des Vaters oder war's der Mutter Hand,
die das an mir getan?

Der Bote: Das weiß ich nicht.
Der dich mir gab, wird das wohl eher wissen.
Ödipus: Du fand'st mich nicht? ein andrer gab mich dir?
Der Bote: Ein andrer Hirte war's. Der gab dich mir.
Ödipus: Wer? weiß du, wer es war?
Der Bote: Er hieß ein Knecht
des Lahios.
Ödipus: Dessen, der hier König war,
vor mir?
Der Bote: Desselben. Ja.
Ödipus: Und lebt der Mensch?
Kann man ihn reden machen?
Der Bote: Das müßt ihr
am besten wissen, ihr Einheimischen.
Ödipus: Ist einer unter euch, der Kunde weiß
von diesem Hirten, den er meint? So redet.
Einer der Greise:
Ich mein', es ist kein andrer als der Mann
vom Felde, den du ehe schon begehrtest.
Ich mein, es ist gesandt um ihn. Doch hier
die Frau wird alles dir am besten sagen.
(Er tritt sogleich wieder in's Dunkel zurück.)
Ödipus: Ich bitte, sprich: ist der, um den du schicktest
(zu Jokaste)
der gleiche, den der Mann hier meint?
Jokaste (qualvoll): Ich weiß nicht,
wen dieser meint. Ich höre nicht auf ihn.
Was kümmert dich sein Reden!
Ödipus: Was? Dies hören
und mein Geschlecht im Dunkel lassen? Nein!
Jetzt oder nie ergründ' ich, wer ich bin.
Jokaste: Nein! nein! bei deinem Leben, frag' nicht weiter!
Genug ist meine Pein.
Ödipus: Ist dir so bang?
Getrost, ich schände nicht dein Bett und wär' ich
von Vater her und Ahn' aus Knechtesblut.
Jokaste: Und dennoch folg' mir! Lass' dich bitten!
Ödipus: Still!
Ich folg' dir nicht. Jetzt gilt's zu wissen!
Jokaste: Hör' mich!
Dein Bestes rat' ich dir.
Ödipus: Dies Beste ist
mir lange schon zur Qual. Den Hirten will ich.
Schafft mir ihn keiner?

Jokaste: Unglückseliger!
erfahre niemals wer du bist.
(Sie steht starr vor Grauen.)

Ödipus: Ich lass' dir
die Lust an deinem Blut. Wird einer mir
den Hirten bringen?

Jokaste (indem sie in's Haus geht, stöhnt auf):
Du Unseliger!

Die Greise (leise):
Die Frau! seht auf die Frau! Ich kann Augen
nicht sehn, mit denen sie dich ansah? Hast du
die Augen nicht gesehn? Ödipus!

Ödipus: Es reiße, was da reißen will! Doch ich
will wissen, wo ich hergekommen bin,
und wär's aus dem Staub. Das Weib ist stolz.
Mir scheint, sie schämt sich meiner: aber ich,
ich bin der Sohn des Glücks und Vettern sind mir
die Monde, die mich groß und klein gemacht,
die wechselnden. Wer solchen Stammbaum hat,
der forscht nach seinem Blut.

Die Greise (verschieden):
Vielleicht bist du das Kind von einem Gott
gezeugt im Wald mit einer? Ist nicht Pan
dein Vater? nicht Apollon? Bacchos nicht?
Nicht Bacchos? Hat nicht eine von den Nymphen
am Helikon mit Bacchos dich gezeugt?

Ödipus (ohne sie zu achten, ins Dunkel spähend):
Das muß der Alte sein! Der Hirte dort,
den wir erwarten. Überdies erkenn ich
in denen, die ihn führen, meine Diener.
Siehst du den Mann?

Die Greise (zusammen): Er ist es. Dieser ist es.
(Der alte Hirte tritt in den Schein der Fackeln.)

Ödipus: Dich frag ich, Fremdling aus Korinth, zuerst:
ist's dieser, den du meinst?

(Er zieht in seiner verzehrenden Ungeduld mit der Linken den Boten, mit der Rechten den Hirten dicht vor sich in's volle Licht der Fackeln.)

Der Bote: Derselbe, Herr.

Ödipus (zum Hirten):
Hör', Alter. Sieh mich an und gib Bescheid
— auf meine Fragen: Du warst Knecht bei Lahios?

Der Hirte: Sein Knecht, Herr, von Geburt sein Knecht.

Ödipus (in rasender Ungeduld, wendet sein Gesicht jäh von dem einen zum anderen, kaum die Antworten, die er voraus weiß, abwartend. Es ist, als risse er in dämonischer Gier das Schicksal in sich hinein wie ein Schwert):
Was war dein Dienst?

Hirte: Die Herden trieb ich, Herr,
die meiste Zeit.

Ödipus: In welcher Gegend?

Hirt: Meist
auf dem Kithäron, oder ringsherum,
Herr, in der Nachbarschaft.

Ödipus: So kennst du diesen?

(Er faßt den Boten und den Hirten am Nacken und nähert ihre Köpfe einander im grellsten Licht der Fackel, die er durch einen Griff nach dem Arm des Fackelträgers, näher herbeizwang.)

Hirte: Wie sollt' ich diesen — Herr — was ist es denn
für einer?

Ödipus: Dieser! Dieser! Hast du nie
mit diesem was zu tun gehabt?

Der Hirte: Nicht, daß ich
mich des so schnell entsinnen könnte, Herr.

Der Bote: Das ist kein Wunder, Herr. Doch frisch ich ihm
sogleich das Alte auf. Des wird er sich,
das wette ich, entsinnen, daß vorzeiten
auf dem Kithäron, wo die Triften sind,
die großen Weideplätze, daß wir da
drei halbe Jahre, jedesmal vom Frühjahr
bis tief in' Herbst hinein, mit unsern Herden,
er hatte zwei und ich nur eine, daß wir
da Nachbarn waren und freundnachbarlich
verkehrten, und zu Wintereinbruch dann
trieb ich hinab zu meinen Hürden, er
zu Laïos Höfen. Rede ich die Wahrheit,
ja? oder nein?

Der Hirte: Ja, nur ist es lange,
so lange her.

Der Bote: So sage, weißt du's noch,
wie du das Kind mir damals gabst?

Der Hirte: Was soll das?
Was fragst du das mich jetzt?

Der Bote: Der hier, mein Guter,
der ist dies Kind!

Der Hirte: Verflucht sei dir die Zunge
in deinem Mund!

Ödipus: Ah, Alter, strafe du
den nicht. Nicht was er redet, was du tust,
verdient Bestrafung.

Der Hirte: Was, mein gnäd'ger Herr,
was tat ich denn?

Ödipus: Verleugnen willst du hier
das Kind, nach dem er sucht.
Der Hirte: Was weiß der Mensch!
Schad' um die Zeit.
Ödipus: Sagst du es willig nicht,
so sagst du's doch im Zwang.
(Er faßt ihn hart an.)
(Allmähliches Heraufdämmern am Rand des Himmels.)
Der Hirte: Mein gnädger Herr,
mißhandelst du den alten Knecht?
Ödipus: Heran!
Schnürt ihm die Hände auf den Rücken fest.
Der Hirte: Wofür? was willst du? unglückseliger Herr,
was willst du denn erfahren?
Ödipus: Gabst du ihm
das Kind?
Der Hirte: Ich gab's. Wär' ich an jenem Tag
gestorben!
Ödipus: Sterben wirst du heute hier,
wo du nicht die Wahrheit sprichst.
Der Hirte: Und red' ich Wahrheit,
so sterb' ich auch!
Ödipus (drohend): Der Alte scheint es, sucht
Ausflücht' und hält uns hin.
Der Hirte: Ich? Hab' ich's nicht
schon längst gesagt? ich gab das Kind! ich hab'
es ihm gegeben.
Ödipus: Woher war das Kind?
ein eignes? oder fremdes?
Der Hirte: Freilich war's
nicht meines. Irgendwo empfing ich es.
(Fahler Morgen bricht an.)
Ödipus: Von welcher Hand? aus welchem Haus?
Der Hirte: Nicht fragen,
nicht fragen, Herr!
Ödipus: Du bist ein toter Mann,
wenn ich noch einmal fragen muß.
Der Hirte: So sei's:
es war aus Lahios' Haus, das Kind.
Ödipus: Von Knechten?
ja? oder aus des Königs eignem Blut?
Der Hirte: Jetzt bin ich, wo mir graust.
Ödipus: Mir auch, doch hören
muß ich's!

Der Hirte: Sie nannten es ein Kind von ihm.
Da drinnen, Herr, dein Weib erklärt dir das
am besten.

Ödipus: Sie?

Der Hirte: Sie war dabei, als er,
der alte König, mir es gab.

Ödipus: Es gab?
Zu welchem Ende?

Der Hirte: Töten sollte ich's.

Ödipus: Das Kind? So grausam?

Der Hirte: Grausam war der Spruch,
Vor dem erbebten sie.

Ödipus: Was für ein Spruch?

Der Hirte: Der Knabe würde seinen Vater morden,
so hieß es.

Ödjpus: Und du gabst es fort? an den?

Der Hirte: Aus Mitleid, Herr, aus Mitleid. Daß er's trüge
mit sich, in fremdes Land. Doch wenn es du —
wenn du das bist — ihr Götter der drei Welten —
so hab' ich für ein gräßliches Geschick
dich aufgespart, Herr!

Ödipus: Klar! o alles klar!
O Licht! jetzt seh' ich dich zum letztenmal.
Verfluchtes Kind! verflucht im Ehebett'!
verfluchter Mörder! ganz und gar verflucht!

(Er stürzt in's Haus.)

(Die Greise treten nach vorne. Sie bleiben lange stumm. Dumpfer Lärm im Palast.)

Die Greise: Wißt ihr noch, wie er kam? — Gleich einem Gott
grüßten wir ihn. — Herakles! Perseus! Orpheus! so
riefen wir, da wir ihn sah'n. — Wie glänzte der Tag:
da brachten wir ihm die Königin mit der Krone. —
Wie glänzte die Nacht, da stieg er zu Bette mit ihr, —
Wißt ihr, mit wem er zu Bette stieg? Wehe!

(Aus dem Palast tönt ein Wehelaut wie ihnen zur Antwort.)

Die Greise:
Wie konnte das Bett ihn tragen? — Lag nicht der Tote darin?
Lahios!

Alle (dumpf wiederholend):
Lahios!
Wie lange vergaßen wir den! Nun ist auch er wieder da. Wehe!

(Ein gleicher Laut aus dem Palast, noch schrecklicher.)
(Die Tür des Palastes wird jäh aufgerissen.)
(Die Mägde kommen hervor.)

Die Mägde:
Die Königin ist tot!

Eine: Selber —
Andere: Mit ihren eignen Händen —
Die Dritte (hängt sich an sie): Sag' es nicht,
wie sie's getan hat!
Die Erste (vorne): Ich war im Gemach —
dort wo das Ehebett steht — ich lag
und reinigte Gerät — da fliegt die Tür auf
und sie herein, — mich sieht sie nicht — sie sieht
den Toten, ihren ersten Mann, den König Lahios,
sie redet mit dem Toten — und zugleich
ist noch ein anderer bei ihr — der Sohn,
mit dem sie auch in diesem Bette lag
und Kinder ihm gebar, — dort, wo sie ihn
geboren hatte, ihn — mit Kinderhänden
oder mit andern Händen drängt's ganz dicht
an ihren Leib, an ihren Schoß, sie greift
jäh hin und nestelt an dem Gürtel, ah,
sie macht den Gürtel los und in der Luft
zieht sie ihn durch, daß eine Schlinge wird,
ah, ihr Gesicht, als sie sich freute, weil
es eine Schlinge wurde —
Andere: sprich's nicht aus!
sag' nicht, was dann geschah!
Die Erste: Ich sag es nicht!
(Sie verhüllt ihr Gesicht.)
Die Zweite (drängt sich vor):
Er fand sie dann erhängt, er!
Eine Vierte: Ödipus!
er kam in's Haus — ich will in meinem Leben
nie wieder einen laufen sehn mit solchem
Gesicht, wie er hineinlief!
Die Zweite: Keine Stimme,
ihr Götter will ich hören, wie die Stimme war,
mit der er schrie: Wo ist mein Weib, nein, nicht
mein Weib, die Mutter? wo ist meine Mutter?
Vierte: Wir gaben keine Antwort, aber er —
Die Zweite:
Sein Dämon zeigt es ihm, mit einem Schrei,
wie hundert wilde Tiere springt er an und bricht
die Tür — da mußten unsre Augen sehn:
die Frau da hängen.
Die Vierte: Aus der Schlinge macht
der jammervolle Mensch sie los und legt sie
sanft auf den Boden

Die Zweite: und dann nimmt er ihr
die goldnen Spangen ab, ganz sanft, die Spangen
vom Kleid, womit es zugeheftet war —
und redet und wir stehen da und wissen nicht,
zu wem er redet: zu der Toten nicht,
und nicht zu uns — allein wir hörens alle:
„Ihr habt ja nie gesehen", sagt er, „nicht
gesehen, was ich tat, nicht, was ich litt,
niemals gesehn, wer vor mir steht, so schaut
auch weiter in die Nacht" und hebt, — die Augen,
zu seinen Augen redet er, — und hebt
die Hände, beide Hände, mit den Spangen
und bohrt die Spangen sich in beide Augen,
in die lebend'gen Augen, bis ihm Blut
heruntertrieft über die Wangen, über
das ganze Gesicht!

(Unruhe im Palast.)

Die Erste (wieder vorkommend): Sie können ihn nicht halten!
er schreit, sie sollen öffnen: allem Volk
den Mann zu zeigen, der erschlagen hat
den Vater, und der Mutter —

Alle: Sag es nicht!

Die Erste (hält sich):
Mein Mund sagt's nicht!

(Von innen drängt's heran.)

(Die Mägde bilden am Tor eine Gasse. Vor Entsetzen und Angst recken sie alle die Arme empor und schließen die Augen).

(Aus dem Tor kommt Ödipus, mit wildem Haar, die blutenden Augen dürftig verbunden. Er geht mit solchen Schritten, daß zwei, die ihn stützen und führen wollen, ihm kaum nachkommen. Hinter ihm eine Schar von Dienern, auch Gewappnete darunter. — Die Greise weichen schaudernd nach rechts hin.)

Die Greise:
Ich frage nichts mehr, — ich prüf' es nicht mehr —
ich bedenk' es nicht mehr — mich schaudert!

Ödipus: Ah! Ah! Ah!
Wo fliegt mein Schreien hin? wer fängt es auf?
verhallt es in der Luft?
O Schicksal, wo treibst du mich hin!

Die Greise (flüsternd):
Zu grauenvollem Tun, das kein Aug'
begehrt zu sehen.

Ödipus: O Finsternis!
Ewig um mich — unendlich — unausdenkbar,
unüberwindlich! Namenloses Dunkel!
Und nochmals Weh! wie bohren diese Qualen

in meine Augen und die Dolche innen
des Denkens!

Die Greise:

Doppelt ist die Qual: so sind wir
gebildet!

Ödipus (den Greisen nahe): Ah! du bist noch da, du harrest
noch bei dem Blinden aus! Weh mir!

Die Greise (zu ihm tretend):
Furchtbarer Mensch! wer hat die Hand geführt,
als sie die Augen mordete?

Ödipus: Apollon,
Apollon hat dies grausenhafte Weh
mir aufgebaut. Doch mit den Augen wurden
die Hände da mir fertig. Dazu brauchte
kein Gott zu helfen. Was soll ich noch anschaun?
Den Vater drunten, wenn ich ihm begegne?
oder die Kinder, ihren Blick in meinen
verschränken und ein unausdenkbares Gespräch
von Aug' zu Auge führen? Fort mit mir!
Jagt doch das große Unheil, jagt doch das,
hinaus, was trieft von allen Himmelsflüchen!

Die Greise (zugleich):
Ich wollt', ich hätte niemals dich gekannt.

Ödipus (leiser):
Was ich getan hab' an der Mutter und
am Vater, büßt Erhängen nicht. Könnt ich den Quell
des Hörens stopfen, meinst du, das ich es nicht täte?
Taub sein und blind zugleich, absperren ganz
und wandeln in dem zugesperrten Grab!
Hab' ich nicht meine Qualenwelt herinnen?
Kithäron, du verfluchter Berg, der du den Wurm,
das eingeschnürte Bündel blut'ger Qualen
am Leben ließest! Du verfluchter Kreuzweg
im Lande Phokis, stille Schlucht und Engpaß
und Wasser drunten, Bäume, stumme Felsen,
denen die Hand da, meines Vaters Blut
zu trinken gab, herinnen hab' ich euch,
Und kann auf euch die Flüche speien, Tag
und Nacht im Kerker hier, wie Marteröfen
eherne, kann ich euch aufglühen machen
und meine Seele in euch wälzen, denkt
ihr meiner noch? — und denkt ihr dessen auch,
was dann geschah, als Ödipus die Reise
nach Theben tat und Hochzeit hielt zu Theben,

ah! Hochzeit! Hochzeit! nächt'ge Saat, zu Tage
gebracht, die Söhne, Vaters Brüder, Töchter
ah, Schwestern! namenlos! versteckt mich doch
im Waldgeklüft, erschlagt mich! werft mich wo
in's Meer hinab! nur schnell! von wo ihr nimmer
mich wiederkommen seht! Erniedrigt euch
mich anzurühren! Fürchtet nichts! Hier drinnen
ist alle Pein der Welt: es springt nichts über!

(Kreon, begleitet, tritt aus dem Palaste.)

Die Greise:
Du bittest, — der entscheiden wird, ist Kreon.
Er waltet nun des Landes. Er tritt nah.

Ödipus (leise):
Was rede ich zu Kreon?

Kreon: Ödipus,
nicht dein zu spotten komme ich, der du elend bist,
Doch ihr, wenn ihr nicht Scheu vor Menschen tragt,
so schauet den lebend'gen Gott, der dort herauf,
der heilige, funkelt, Helios, und zeigt ihm nicht
dies dort, dies ohne Namen, diesen Greuel,
vor dem die Erde zuckt und nicht berührt
sein will von seinem Leib und nicht das Licht
darf triefen hin an ihn und nicht der Regen,
die heilig sind. Wir sind sein Blut, auf uns
liegt dies, in einem Haus mit ihm zu sein,
Und dieses Leiden unsres Bluts zu schauen.

Ödipus: O Kreon, du bist gut!
Mit solcher Güte redest du zu Ödipus,
dem schlimmen. Ah! gewähre eines! gewähre!

Kreon: Um welche Gunst fleht Ödipus?

Ödipus: O stoß' mich
hinaus, nur schnell hinaus, dorthin wo nie,
nie mehr, mich eine Menschenstimme grüßt!

Kreon: Dies wäre schon getan. Doch will der Gott
zuvor befragt sein.

Ödipus: Nein, nicht mehr befragt.
Vernichten will er den, der Vaters Blut vergoß.
Sonst nichts.

Kreon: So sprach der Gott. Doch lags im Dunkel.
Nun ist's am Tage. Wer errät den Gott?
Ich wart' und frage.

Ödipus: Fragen wiederum?

Kreon: Nun glaubst du ja den Göttern, Ödipus?
Wie?

Ödipus: Dies liegt alles nun in deiner Hand.
Die Leiche drinnen lass' bestatten, so
wie dir's gefällt. Auch das gebührt ja dir.
Doch das begehre nicht, daß mich die Stadt
noch länger tragen soll. Nein, im Gebirg,
dort lass' mich hausen, am Kithäron dort;
der Ort ist mein. Bestimmten mir die Eltern
am frühen Tag ihn nicht zum frühen Grab?
Und dennoch weiß ich dies in mir: mich tötet
nicht Krankheit, noch ein Wurf des widrigen
zufälligen Geschicks; noch steht ein Etwas,
im Dunkel, ungeheuer; ohne Name,
für dieses bin ich aufgespart. So gehe
das Schicksal, welchen Gang es will. O Kreon,
nimm dich um meine Kinder an! Die Knaben,
die werden Männer und die Erde trägt sie
und muß sie nähren, aber um die Mädchen,
die Armen, Jammervollen: denkst du's, Kreon,
sie aßen nie an einem Tisch getrennt
von mir, sie sind gewohnt, daß dieser da,
ihr Vater, seinen Bissen teilt mit ihnen!
Sie nimm in deinen Schutz. Und lass' mich sie
anrühren noch einmal, noch einmal weinen
in sie hinein. Tu's Kreon! du bist edel
und Edle haben dich geboren, Kreon,
bei deinem Blute tu's!

(Auf einen Wink Kreons werden zwei der Kinder, die Mädchen, herausgeführt, zu Ödipus hin.)

Ödipus: Ich höre sie!
Ich hör ihr Weinen! Hast du so viel Mitleid,
Kreon, ist's wahr? Hast du sie mir heraus-
geschickt?

Kreon: Gedenkend frührer Zeiten, Ödipus,
und deiner Vaterfreuden, tat ich dies.

Ödipus: So sei beglückt! und wahre dich ein Dämon
auf deinem Weg, der meiner nicht gewahrt.
Wo seid ihr, meine Kinder! Kommt zum Vater!
Die Augen sehn euch nicht. Ich hab' sie mir
herausgeweint — mit meinen Händen da.
Weh! Mädchen! bitter! bitter! wer nimmt euch
zum Weibe, wer ist frech genug und schwingt
die Schmach, die ungeheuere Schmach als Mitgift
auf seine Schulter? Hängen nicht die Flüche
der ganzen Welt auf euch! Der Vater schlug
den Vater tot, dann kam er her und freite

die Mutter und derselbe Schoß, der ihn
getragen, trug dann euch, da hatt' er Lust,
da hatt' er Vaterlust — wer wird aus euch,
sich Kinder zeugen, keiner auf der Welt!
unfruchtbar welkt ihr hin, vergeblich Leben,
um nichts geboren, öde! Kreon! Kreon!
sie haben niemand auf der Welt, nicht tot,
nein, mehr als tot, zernichtet ist ihr Vater,
dahin die Mutter, lass' sie nicht im Land
umirren, Fürst, lass' sie nicht betteln, Fürst,
sie sind von deinem Blut. Sie haben keinen
als dich. Versprich mir dies'! Lass' deine Hand,
die Hand anrühren, daß du mir es hältst,
die Hand dem armen Ödipus. —

Kreon: Genug
des Weinens. Auf und komm' in's Haus. Ein Dach
über dein Haupt. Die Sonne steigt.

Ödipus: Weh mir!
Steigt sie? Nur, daß du mich dann lässest, Kreon,
daß du mich lässest —

Kreon: aus dem Lande?

Ödipus: Fort!

Kreon: Die hohe Gunst erflehe du von Göttern.

Ödipus: Weh Götter! die mich hassen.

Kreon: Sie gewähren's,
wenn sie dich hassen.

Ödipus: Aber du?

Kreon: Nun geh'
und lass' die Kinder los.

Ödipus: Nein! nein, die nimm mir nicht!

Kreon: Hoffst du noch immer dir Gewinn? und blieb
denn etwas treu, das du im Leben dir gewannst!

Ödipus (steigt die Stufen hinan, zu Kreons Hand; oben)
Thebaner! das ist Ödipus! der groß war
unter dem Volk und viel beneidet war.
Drum muß ein Mensch des letzten Tages harren
im stillen, ganz im stillen.

Die Greise (in sich erschauernd): Ödipus!

Der Vorhang.

Fürst Metternich und die Staatskonferenz.

Mit Benützung ungedruckter Quellen.

Von Professor Eduard v. Wertheimer.

(Schluß.)

Alle acht Tage — am Mittwoch — hätte sich die eben gebildete Staatskonferenz zu mündlicher Beratung* versammeln sollen. Kaum 1½ Monate nach ihrem Bestande war jedoch deren Existenz in Frage gestellt.** Um diese Zeit entbrannte von neuem der Kampf zwischen Metternich und Kolowrat, die miteinander um den entscheidenden Einfluß in der obersten Sphäre der Regierung rangen. Der von uns bereits vielfach erwähnte anonyme österreichische Staatsmann, von Metternich und anderen Persönlichkeiten über alle Vorgänge unterrichtet, hat sehr interessante Mitteilungen über den Konflikt zwischen den beiden hervorragendsten österreichischen Staatsmännern jener Periode hinterlassen. Er steht wohl auf Seite Metternichs, mit dem ihn sein ganzer Haß gegen die Revolution verbindet, während ihm Kolowrat, als im Geruche liberaler Gesinnungen stehend, äußerst unsympathisch ist. Mögen auch die Aufzeichnungen unseres Memoiristen infolge dieser Vorliebe für den Staatskanzler zuweilen einseitig lauten, so wird ihnen doch nicht der Wert vorzüglicher unmittelbarer Nachrichten abgesprochen werden können. Sie gewähren tiefen Einblick in das Intrigenspiel, mittels dessen nach dem Beginn der Staatskonferenz einer den andern aus dem Besitze der Macht verdrängen wollte. Sowohl Metternich als Kolowrat verschanzen sich hinter der Wohlfahrt der Monarchie, die ihnen allein am Herzen liegt und um derentwillen ein jeder von ihnen seine Ansicht zur Geltung bringen will. Diese Sorgfalt hat freilich keinen von ihnen gehindert, die sogenannte Staatsmaschine verrosten zu lassen. Wem von beiden soll in diesem Streite unsere Sympathie gehören? Schon Metternich stellte es in seinem hier veröffentlichten Briefe an Ficquelmont in Abrede, daß Kolowrat ein Mann von liberaler Denkungsart gewesen, in dem Sinne, wie liberal von den Freunden des Fortschrittes aufgefaßt wurde. Gewiß ist, daß er nicht wie Metternich, überall nur den revolutionären Geist spuken sah, nicht grundsätzlich jede freisinnigere Reform perhorreszierte. In späteren Jahren war er sogar ein Protektor des sich zu liberalen Gesinnungen bekennenden „Juridisch-politischen Lesevereines"*** und in religiösen Dingen war er kein Zelot. Trotzdem wird man sich wohl hüten müssen, Kolowrat mit dem Glorienschein eines Anhängers freiheitlicher Entwicklung zu umgeben, wie sie die Not jener Tage erfordert hätte. Im Grunde dürfen wir den von neuem aufflammenden Gegensatz zwischen dem Grafen und Metternich nur als einen Besitzstreit um die Macht ansehen. Dieser unüberbrückbare Zwist verhinderte eine fruchtbringende Tätigkeit der Regierungskreise und beschleunigte in seinen letzten Folgen den Zusammensturz des alten, längst in sich faulen Systems des Vormärz. Aus diesem Grunde erscheint es nötig, hier bei dem wechselnden Bilde des Zusammenstoßes der herrschenden Kräfte zu verweilen, wie es das Tagebuch unseres Anonymus zeichnet.

* Handbillett vom 31. Oktober 1836. Wiener Staatsarchiv.

** T. e. ö. St. (Ich bemerke auch hier nochmals, daß diese Abkürzung: Tagebuch eines österreichischen Staatsmannes bedeutet.) März 1837. Le prince de Metternich me tient toujours au courant de ce qui se passe soit à l'intérieur soit à l'extérieur.

*** T. e. ö. St.

Schon mit Rücksicht auf den äußerst fühlbaren Mangel an intimeren Quellen aus jener Zeit verdient das Tagebuch, aus dem wir für unsere Darstellung schöpfen dürfen, vollste Beachtung. Es bildet eine Fundgrube historischer Erkenntnis.

Nach den von Klinkowström herausgegebenen Papieren Metternichs müßte man annehmen, daß der Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen diesem und Kolowrat erst im Juli 1837 erfolgte.* Dies war schon im Februar dieses Jahres der Fall. „Hier" — berichtet der Memoirist zum Monat Februar — „neue ministerielle Krisis. Intriguen von Seite des Grafen Kolowrat, um die Konferenz zu vernichten."** Man suchte ihn zu beruhigen, machte ihm sogar Hoffnung auf Erweiterung seiner Befugnisse. Graf Clam-Martinitz, der Chef der staatsrätlichen Militärsektion, als solcher von größtem Einfluß, überdies Freund und Vertrauter des Staatskanzlers, verfaßte eine neue Arbeit über die Einrichtung der obersten Regierungsgewalten. Sie hatte nicht das Glück, sich des Beifalles des Grafen Kolowrat zu erfreuen.*** Nach alter Gewohnheit drohte er wieder mit seinem gänzlichen Rücktritte,† was er um so leichter tun konnte, als ihm zur Genüge bekannt war, daß Erzherzog Ludwig ihn für unentbehrlich halte und nie gehen lassen werde.†† Von dieser Überzeugung erfüllt, erklärte er, sich zurückzuziehen, doch wolle er noch vorher, wie er sagte, der Monarchie eine weniger fehlerhafte Organisation hinterlassen, als es die jetzige sei.††† Ausdrücklich wird der Graf beschuldigt, den Konflikt in der bestimmten Absicht hervorgerufen zu haben, um auf diese Weise Metternich, Clam, wie die ihnen verbündeten Staatsräte Kübeck und Pilgram zu stürzen. Zuerst sollte Erzherzog Ludwig der Bahnbrecher seiner Pläne sein. Als dieser ihm seine Bundesgenossenschaft verweigerte, schlug er sich auf Seite Erzherzogs Franz Karl, den er mit der Lockung zu ködern suchte, er werde ihn, anstatt seines Onkels Ludwig, zum Stellvertreter des Kaisers machen. Aber weder Erzherzog Franz Karl noch dessen geistig bedeutende Gemahlin, Erzherzogin Sophie, gingen, wenigstens jetzt nicht, auf die Intentionen Kolowrats ein.[1] Der eigentliche Drahtzieher, der sich freilich im verborgenen hielt, scheint Erzherzog Johann gewesen zu sein.[2] Diese Annahme dürfte um so begründeter sein, als schon 1836 der Wiener preußische Gesandte von der Unzufriedenheit dieses Prinzen mit der Übermacht der Minister zu erzählen wußte, durch die er und sein Bruder Karl sich zu völliger Untätigkeit verurteilt fühlten.[3] Jetzt faßte Johann den Grafen Kolowrat, dessen Metternich feindliche Gesinnungen ihm wohl bekannt waren, geschickt von dieser Seite an. Er wollte ihn vorschieben, um mit seiner Hilfe Erzherzog Ludwig

* Aus Metternichs Nachlaß, VI. Bd., 206.

** T. e. d. St. Februar 1837.

*** T. e. d. St. Februar 1837.

† ibid.

†† T. e. d. St. Februar 1837. Il (Kolowrat) veut laisser à la monarchie une organisation moins fautive que celle qui existe. Plus de conférence et à l'instar de ce qui s'est fait du temps du prince de Kaunitz, un conseil d'État fortement organisé. Plus de sections. Huit conseillers d'État parmis lesquels se distribueront les affaires et qui pourront se réunir en conseil.

††† T. e. d. St. Februar 1837.

[1] T. e. d. St. Februar 1837.

[2] ibid. Il paraît que l'archiduc Jean est derrière le rideau. Il voudrait l'archiduc François (Charles) comme une espèce de phantôme et le gouvernement des oncles (des Kaisers Ferdinand) in gremio de famille. Toutes les fois dit-il que ce serait nécessaire. Idée folle et dangereuse.

[3] Sybel, a. a. O. 393.

und den ihm verbündeten Staatskanzler zu verdrängen. Johanns geheimer Gedanke soll es gewesen sein, nach Entfernung Ludwigs an dessen Stelle Erzherzog Franz Karl zu bringen, von dem er annahm, daß er sich seiner leicht als eines fügsamen Werkzeuges werde bedienen können. Denn auf nichts Geringeres als auf die Begründung der Herrschaft der erzherzoglichen Onkel in der Familie zum maßgebenden Faktor war es abgesehen — wobei Johann natürlich in erster Linie an sich selbst und seinen Bruder Erzherzog Karl dachte. Sollte Kolowrat wirklich in die ihm von Erzherzog Johann dargebotene Hand eingeschlagen haben? Unser Anonymus behauptet steif und fest, daß der Graf, der vorläufig nur mit der Zunge tobte, jedes energischere Vorgehen bis zur Ankunft des Erzherzogs verschoben hätte, der wirklich zu Ostern 1837 in Wien aus Steiermark eintraf. Wohl begab er sich nach seiner Ankunft am 12. April sofort zu seinem Bruder Karl nach Baden; hier verweilte er jedoch ebenso kurz als in Wien. Bald kehrte er wieder nach seiner geliebten Steiermark zurück. „Dieser Aufenthalt" — lesen wir im Tagebuch — „führte glücklicherweise zu nichts. Der Erzherzog hat nicht einmal einen Versuch gemacht. Die Überzeugung, daß sie den Erzherzog Franz (Karl) nicht mit sich haben werden, hielt jede Intrigue hintan."

Ob es nun wirklich ein Bündnis zwischen Kolowrat und Erzherzog Johann gegeben oder ob dies noch im letzten Moment an uns unbekannten Hindernissen scheiterte — gewiß ist, daß der Graf im Juli 1837 den in den vorangegangenen Monaten fehlgeschlagenen Sturm auf die Stellung Metternichs erneuerte. Was ihm bisher nicht gelungen, suchte er nun während seines Aufenthaltes in Ischl beim Hofe zu verwirklichen. Die Abwesenheit des damals die Kur in Teplitz gebrauchenden Staatskanzlers wollte er benutzen, um die Reform des Staatsrates und die Vernichtung der Staatskonferenz durchzusetzen.* Clam aber beeilte sich Metternich von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Am 30. Juli 1837 richtete dieser an Clam folgende Zeilen: „Bitten Sie den Erzherzog Ludwig, keine Veränderungen in staatsrätlichen Verhältnissen in Ischl vorzunehmen, ohne daß ich a priori von selben, und zwar v o r d e n A n t r ä g e n Kolowrats Kenntnis erhalte. Ich habe hiezu die wichtigsten Beweggründe und Se. kaiserliche Hoheit schenken mir Vertrauen genug, um diese in einem so hochernsten Falle nicht zu übergehen. Es ist so leicht Dinge zu verderben und so schwer, sie wieder gut zu machen, daß man wahrlich in einer Zeit und in einer Lage, wie die unserige, nie mit zu viel Behutsamkeit auftreten kann."** In der Tat erklärte Erzherzog Ludwig, daß er ohne persönliche Mitwirkung des Fürsten Metternich keine wie immer geartete Veränderung vornehmen werde. Durch diese Ablehnung verletzt, sann Kolowrat auf Rache. Er kühlte sein Mütchen an Graf Clam, dessen Vorschläge zur Erhöhung der Offiziersgehalte bereits die billigende Zustimmung Ludwigs und Metternichs erhalten hatten. Kolowrat wollte davon nichts hören. Vergebens sagte ihm Clam, daß für den Moment aus dieser Maßregel den Finanzen keine neue Last erwachse, indem man ja im Armeebudget Ersparungen eintreten lassen könne. „Gut," erwiderte Kolowrat, „ich akzeptiere diese, ohne aber in die Gehaltserhöhung zu willigen."*** Von Tag zu Tag gab es immer neue Reibungen im Schoße der Regierung.

* T. e. ö. St. 13. Juli 1837. Le comte de Kolowrat avait espéré mettre à profit le séjour d'Ischl et l'absence du prince de Metternich pour exécuter ses projets qu'il entretient de longue main: la réforme du conseil d'État et la destruction de la conference.

** Aus Metternichs Nachlaß. VI. Bd., 207.

*** T. e. ö. St. 13 Juli 1837.

Als der Papst sich außerstande erklärte, die österreichischen Okkupationstruppen in den Legationen* noch weiter auf seine Kosten zu erhalten, verlangten Metternich und Clam, daß Österreich diese Ausgaben bestreite. Sie fanden nur taube Ohren bei dem Finanzminister. Das komme daher, entgegnete dieser, weil wir überall unsere Protektion ausüben wollen, während es besser wäre, im eigenen Lande Ordnung zu schaffen. In seiner etwas schroffen Weise fügte er noch hinzu: „Der Unterschied zwischen dem Papste und uns besteht darin, daß dieser keine Ahnung davon hat, verloren zu sein, während wir nur zu gut wissen, daß wir es sind."** Unser Anonymus ist ganz entsetzt über solch eine Sprache im Munde eines Ministers. Er beklagt Erzherzog Ludwigs Schlaffheit ebenso wie die Vertrauensseligkeit und unerschütterliche Ruhe Metternichs, der jetzt Kolowrat sogar einen Elenden nannte. „Ja," — bemerkt hierzu der anonyme österreichische Staatsmann — „er ist es auch, aber trotzdem geschieht nichts ohne ihn und alles durch ihn. Mein Gott, wohin steuern wir!" Gegen Ende des Jahres 1837 verdüsterte sich die Stimmung unseres Memoiristen noch mehr. Er sagt: „Ich finde den Fürsten Metternich weniger vertrauend auf die Stärke seiner Stellung als das letztemal. Die Macht und der Einfluß Kolowrats auf den Erzherzog Ludwig haben sich befestigt."

Die Niedergeschlagenheit des Staatskanzlers hielt nicht lange vor und bald blickte er wieder ruhig in die Zukunft. Er traute sich jetzt sogar die Kraft zu, über seinen Gegner den Sieg davonzutragen, der als eigentlicher Chef des Finanzministeriums einmal von bevorstehendem Bankerott, den folgenden Tag von einem Budget mit glänzenden Einnahmen sprach. Am 17. Jänner 1838 forderte Metternich in der Staatskonferenz, die wieder einmal tagte, ein klares, eingehendes Finanzexposé und die Darlegung der Grundsätze, nach welchen das Finanzministerium geleitet werde. Seine hier mündlich vorgetragene Rede faßte er dann in einem Memorandum für die Erzherzoge Ludwig und Franz Karl zusammen. Damit fand er aber wenig Beifall, denn Ludwig äußerte zu seinem Neffen, daß er es trotz mehrmaligen Durchlesens nicht verstehen könne. Diesem aber sagte der Verfasser des Tagebuches, es wäre vergebliche Mühe, einen Staatsrat und eine Staatskonferenz zu organisieren; solange zwei Männer von so verschiedener Anschauung sich gegenüberstehen, würden die Geschäfte niemals in Ordnung kommen. Der eine (Metternich) ist unentbehrlich, ist es aber auch der andere (Kolowrat)? fragte er den Erzherzog. Diese Ansichten vertrat er auch dem Staatskanzler gegenüber, der ihm entgegnete, er sei ganz seiner Meinung; wenn er auch nur langsam auf sein Ziel losschreite, so werde er es um so sicherer erreichen. „Würde man" — heißt es in den vorliegenden Aufzeichnungen — „vor einem Jahre auch nur an die Möglichkeit des Rücktrittes Kolowrats geglaubt haben? Und jetzt gibt es bereits viele, die sich an diese Idee gewöhnen. Ich habe ihn (Metternich) noch mehr angespornt und ihm gesagt, es wäre, falls er unterläge, Gewissenssache, die Monarchie nicht diesem Faiseur auszuliefern, der uns geradeaus in die Arme der Revolution führen würde."*** Bei dieser Lage der Dinge konnte man jeden Augenblick auf einen harten Zusammenstoß der beiden einflußreichsten Faktoren gefaßt sein. Es mußte endlich entschieden werden, ob Graf Kolowrat verpflichtet sei, der Staatskonferenz,

* Über die Anwesenheit der österreichischen Truppen in den Legationen siehe: „Aus Metternichs Nachlaß", V. Bd., 217 u. ff.

** T. e. d. St. 24. August 1837.

*** T. e. d. St. Februar 1837.



als dem Zentrum der Regierung, über das von ihm geleitete Ressort der Finanzen Rechenschaft zu geben oder ob es ihm weiter gestattet sein dürfe, aus diesem ein Mysterium zu machen, in das nur er und seine Vertrauten Einblick haben sollen. Um diesen Punkt drehte sich jetzt vor allem der Kampf der Meinungen. Man konnte dem Ausgange desselben nicht mit allzu viel Zuversicht entgegensehen. „Was soll" — ruft er aus — „von unserer Regierung erwartet werden, solange Graf Kolowrat Oberwasser hat? In dieser Hinsicht gehen die Dinge schlecht und steuern einer Krisis entgegen. Erzherzog Ludwig ist mehr als je seiner Einwirkung preisgegeben. — — — — — — — — — — — — — — Er möge sich zum Regenten und Kolowrat zu seinem ersten Minister machen, wenigstens wird man wissen, woran man sich zu halten habe. Welche Verblendung mit ausgezeichneten Intentionen!"* Während die Sache für Metternich und seine Getreuen schon verloren schien, trat plötzlich eine unerwartete Wendung ein. Graf Clam-Martinitz suchte den Erzherzog Ludwig durch schriftliche Darlegungen für die Konferenz, als das oberste Forum, zu gewinnen. In der Sitzung vom 14. März entschied sich der Erzherzog wirklich für diese Ansicht, daß alle wichtigeren Staatsangelegenheiten vor die Konferenz gelangen müßten. Infolge dessen erhielt auch Baron Eichhof Befehl, alle in sein Bereich einschlägigen Angelegenheiten Metternich vorzulegen. Sofort wurde dies als eine Niederlage Kolowrats aufgefaßt. Unser Staatsmann fürchtete freilich, daß der Graf nur zum Scheine nachgegeben und gewiß die erste Gelegenheit benutzen werde, sich der Kontrolle der Staatskonferenz zu entziehen. Der Hofkammerpräsident Eichhof, der Kolowrat in hohem Maße terrorisiert haben soll, ward beschuldigt, die vornehmste Ursache gewesen zu sein, daß sich sein Gönner mit aller Zähigkeit der Oberaufsicht der Staatskonferenz widersetzte. Deutlich genug wird es uns gesagt, daß Eichhofs Finanzoperationen das Licht zu scheuen gehabt hätten, daß er deswegen Kolowrat stets in den Ohren gelegen sei, sich nicht zu unterwerfen. „Wann wird dieser Prinz (Erzherzog Ludwig) endlich seine Augen öffnen!"** ruft unser Memoirist aus. Von Tag zu Tag wechselte das Bild und dieser Zustand dauerte noch an, als Juli 1838 Kaiser Nikolaus wieder nach Teplitz kam. Der Zar zeigte sich empört über Kolowrats Vorgehen, den er für einen „Jakobiner" erklärte. Metternich suchte seinen Kollegen wohl gegenüber einer solcher Bezeichnung in Schutz zu nehmen, gab jedoch zu, daß er eine schlechte Umgebung habe, die ihn übel berate.*** Den Personen seines Vertrauens wurde der Kampf gegen die oberste Autorität der Konferenz zugeschrieben. „Man verabscheut" — heißt es am 29. März 1839 im Tagebuch der Fürstin Metternich — „die Konferenzen, weil man weiß, daß nach einer solchen die Vorschläge meines Mannes angenommen werden müssen, was dem Grafen Kolowrat mißfällt. So fällt unsere schöne Monarchie in Trümmer, d. h. sie gerät in Fäulnis, denn es gibt in ihr nur Elemente der Zerstörung, keine der Erhaltung."† In diesem kritischen Stadium der Dinge wurde Metternich plötzlich, wie es anfangs schien, von einer schweren Krankheit ergriffen.††

* T. e. d. St. März 1838.

** T. e. d. St. 24. März 1838.

*** ibid. 31. Juli 1838. Il (Nikolaus) était très-monté contre Kolowrat qu'il traitait de jacobin. Le prince (Metternich) l'a calmé en lui prouvant que tel n'était pas le cas, mais qu'il était fort mal entouré et influencé. L'empereur (Nikolaus) a une faible idée aussi de l'archiduc Louis. En général il est impossible de mieux connaître notre terrain. Bon, mais dangereux ami!"

† Aus Metternichs Nachlaß. VI. Bd.. S. 301.

†† Über die Krankheit. ibid. 310 ff.

Erzherzogin Sophie zeigte sich hierüber sehr beunruhigt. Vertraulich sagte sie zu unserem Anonymus: wenn der Staatskanzler jetzt mit Tod abgehen sollte, würde Kolowrat entlassen werden. Unserem Memoirenschreiber galt dieser Ausspruch als klarer Beweis dafür, daß die Erzherzogin Ludwigs sicher sein müsse, da sie sich sonst nicht in diesem Sinne geäußert hätte.* Er machte die Erzherzogin, die sich immer mehr um die Staatsangelegenheiten kümmerte, darauf aufmerksam, wie nötig es wäre, Metternich in der Person des Grafen Ficquelmont, des damaligen Petersburger Gesandten, eine Hilfskraft an die Seite zu geben. Schon vor drei Jahren hatte Metternich diesen Vorschlag gemacht. Immer aber war er von Kolowrat unter dem Vorwande vereitelt worden, daß eine solche Neuerung die Finanzen zu sehr belasten würde.** Nun trat, von unserem Anonymus gewonnen, die Erzherzogin Sophie für dieses Projekt ein, dem auch Graf Clam seine Unterstützung lieh. Um so mehr befürwortete er diesen Plan, als er selbst um keinen Preis die interimistische Leitung des Ministeriums des Äußern übernehmen wollte. Graf Clam unterbreitete den Entwurf eines kaiserlichen Handbilletts, durch das Ficquelmont zur Hilfeleistung bei Metternich berufen und gleichzeitig zum Mitgliede der Staatskonferenz ernannt werden sollte. „Das bedeutet" — verzeichnet das Tagebuch — „eine große gewonnene Schlacht; denn die beiden Erzherzoge stimmen zu und Erzherzog Ludwig sagt, daß er dies Handbillett auf der Stelle dem Kaiser zur Unterzeichnung vorlegen wolle."*** Dies geschah auch wirklich und sofort wurde damit — am 20. August 1839 — ein Kurier nach Petersburg an Ficquelmont abgesandt, der am 5. September in Wien eintraf. Mittlerweile hatte sich Metternich wieder von seiner Krankheit erholt. Er besaß jetzt außer der Erzherzogin an Ficquelmont und Clam eine doppelte Stütze in seinem steten Kampfe mit Kolowrat. Unser Staatsmann, der keinen Moment müßig war, eine starke, in sich geschlossene Partei gegen Kolowrat zu gründen, eiferte vor allem den kaum in Wien eingetroffenen Grafen Ficquelmont an, all seine Kräfte für die Gesundung der inneren Verhältnisse aufzubieten. Er beschwor ihn, sich enge mit Clam zu verbünden, um, wenn es sein muß, selbst Metternich zu zwingen, „dem", wie er sagt, „erbärmlichen Zustande, in dem wir uns befinden, ein Ende zu machen". Ficquelmont zeigte sich entschlossen, die größte Energie zu entfalten, um die Monarchie vom Untergange zu retten. Im Gegensatze zu unserem Memoiristen, der das einzige Heilmittel in der Staatskonferenz erblickte, wollte Ficquelmont ein solches nur in der Begründung eines Familienrates sehen. Während diese beiden Männer über die Wege nachsannen, die zu einer entschiedenen Besserung der inneren Verhältnisse führen könnten, erging sich Metternich in bitteren Klagen über deren Trostlosigkeit. Solches Wehklagen hinderte ihn aber gar nicht, gleichzeitig als Optimist zu erscheinen, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, es werde ihm schließlich doch gelingen, seinen Gegner aus dem Felde zu schlagen. „Eitle Hoffnung!" liest man im Tagebuche — „Stürzen muß man diesen. Ich habe die volle Überzeugung, daß an dem Tage, an dem es der Fürst (Metternich) ernst will und daraus eine conditio sine qua non macht, er auch das Spiel gewinnen wird. Ja, aber er wird nie den Mut dazu besitzen; inzwischen geht der Staat zugrunde. Herr v. Kolowrat ist unser Necker im kleinen. Er ist der gelehrige Keil, den die ganze revolutionäre Partei

* T. e. d. St. 17. August 1839.
** T. e. d. St. 17. August 1839.
*** T. e. d. St. 19. August 1839.

so lange vorwärts treibt, bis sie seiner nicht mehr nötig haben wird."* Für den Staatskanzler und seinen ganzen Anhang war es ein schwerer Schlag, als Graf Clam nach kurzer, aber schwerer Krankheit am 30. Jänner 1840 verschied.** „Eine ganze Zukunft geht mit ihm zu Grabe", sagte einer seiner Freunde von ihm. Die Fürstin Metternich aber äußerte damals: „Clemens (Metternich) hat an Clam eine seiner Hauptstützen verloren."*** Bald offenbarten sich auch die Folgen dieses Verlustes in der tiefen Verstimmung und Entmutigung Metternichs, der jetzt eingestand, daß er sich auf allen Punkten durch Kolowrat geschlagen fühle. Erzherzog Ludwig behandelte ihn kalt;† auch war es ihm nicht unbekannt geblieben, daß dieser ein von ihm (Metternich) verfaßtes Schriftstück Kolowrat mit den Worten gezeigt hatte: „Verstehen Sie's? das ist die Arbeit eines Menschen, mit dem es bergab geht." Mit seinen 67 Jahren traute sich der Staatskanzler nicht die Kraft zu, einen Kampf aufzunehmen, der die Anspannung aller seiner Nerven erfordert hätte. Anderseits wagte er nicht, seine Bedingungen zu stellen, weil ja gerade der Staatskanzler es gewesen, der früher stets ein derartiges Vorgehen Kolowrats am heftigsten mißbilligt hatte. Auch erfüllte ihn die geheime Angst, der Erzherzog könnte ihn beim Worte nehmen und unter Ablehnung der von ihm gestellten Forderungen, in seine Entlassung willigen. Indem sich Metternich seine Ohnmacht im Innern der Monarchie eingestand, tröstete ihn gleichzeitig das Bewußtsein, durch Bekämpfung der Revolution noch große Dienste nach außen hin leisten zu können. Er hatte sich ganz und gar in die Vorstellung eingesponnen, daß er von der Vorsehung zur Mission auserkoren sei, die Gesellschaft vor der Verderbung durch das revolutionäre Gift zu retten. Ungemein betrübte die Zaghaftigkeit Metternichs gegenüber den inneren Zuständen unseren Anonymus. Er bat die Fürstin Melanie, die sich eines großen Ansehens bei ihrem Gatten erfreute, den Staatskanzler moralisch aufzurichten. „Warum" — verzeichnet er in sein Tagebuch — „einen Kampf fürchten, dessen Erfolg mir zweifellos ist, wenn er richtig geführt wird? Für alle Fälle, meine ich, würde es ehrenvoller sein, sich zurückzuziehen, als Zeuge und infolgedessen einer der Beförderer unseres Sturzes zu sein."†† Mag sein, daß die Fürstin nach dem Rat unseres Staatsmannes vorging, denn nach einigen Tagen fand sie ihren Mann weniger entmutigt und entschlossen, kräftiger in die inneren Angelegenheiten einzugreifen.††† Dazu schien er um so mehr Veranlassung zu haben, als er und seine Freunde einen neuen Übergriff Kolowrats befürchteten. Solange Clam Chef der militärischen Sektion des Staatsrates gewesen, war die Besorgnis ausgeschlossen, daß diese „Hauptstütze" Metternichs ihre Machtbefugnisse zur Beschränkung des Einflusses des Staatskanzlers mißbrauchen werde. Anders standen die Dinge nach dem Tode Clams. Nun hielt es der Metternichsche Kreis für mehr als wahrscheinlich, daß Kolowrat sich auf die eine oder andere Weise der staatsrätlichen Militärsektion bemächtigen werde, um endlich auch die Armee in seine Gewalt zu bekommen.[1] Einem solchen Versuche mußte ohne Verzug vorgebeugt werden.

* T. e. ö. St. 8. Januar 1840.
** Siehe über Clam meinen Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", Nachträge.
*** Aus Metternichs Nachlaß, VI., 371.
† T. e. ö. St. Februar 1840.
†† T. e. ö. St. 4. Februar 1840.
††† Aus Metternichs Nachlaß, VI., 372.
[1] T. e. ö. St. 8. Februar 1840.

Der aufmerksame Beobachter dieser im Innern der Hofburg sich abspielenden Vorgänge verbleibt fortwährend unter dem Eindrucke, daß es sich da stets in erster Linie um Wahrung der persönlichen Interessen und erst in zweiter Reihe um den Staat selbst handelte. Man führte wohl ohne Unterbrechung vom ersten Augenblicke an das große Wort vom harmonischen Zusammenwirken im Munde, aber jeder, der irgendein Stück vom Staatsruder in der Hand hielt, hätte gar zu gerne das Hauptstück, wenn schon nicht das Ganze, an sich gerissen. Erzherzogin Sophie, die zu ihrem nicht geringen Verdrusse ihren Gemahl bei Seite geschoben wähnte, ihm daher einen größeren Wirkungskreis erobern wollte, bezeichnete als die Quelle aller herrschenden Übelstände das Handbillett vom 12. Dezember 1836. Dieser kaiserliche Erlaß, meinte sie, habe die Befugnisse Erzherzog Ludwigs nur höchst mangelhaft geregelt und dadurch Anlaß zu Mißbräuchen gegeben. Sie war daher der Ansicht, daß, solange die Leitung der Staatsgeschäfte in ihres Oheims Hand ruhe, keine Wendung zum Bessern zu gewärtigen sei. Metternich merkte sehr wohl, wohinaus die Erzherzogin mit diesen Worten zielte. Sofort entgegnete er, keine Möglichkeit dafür gewähren zu können, daß die oberste Leitung des Staates ihrem Gemahle zufalle. Das einzige Heilmittel des bestehenden Übels erblickte er in dem regelmäßigen Zusammentritt der von Kolowrat bekämpften Staatskonferenz. „Warum entledigen Sie sich nicht seiner", fragte ihn hierauf ohne Umschweife die hohe Frau. „Man muß ihn absterben lassen, aber nicht töten," lautete die Antwort Metternichs, die der Autor des Tagebuches mit der Bemerkung begleitet: „Das sagt er bereits seit fünf Jahren und doch hat der andere ein zäheres Leben als er selbst."* Erzherzogin Sophie ermüdete nicht, den Staatskanzler zum Kampfe gegen seinen Rivalen anzuspornen. Sie ließ ihm sagen, sie könnte sich dafür verbürgen, daß im entscheidenden Momente ihr Onkel nicht zögern würde, sich für den Staatskanzler gegen die Person Kolowrats zu erklären. Die Gewißheit hierfür habe sie sich bei seiner, Metternichs, letzten Krankheit verschaffen können.** Vergeblich drängte auch unser ungenannter Staatsmann, der dem Fürsten die Worte der Erzherzogin überbracht hatte, es auf eine Wahl mit seinem Gegner ankommen zu lassen. Immer wieder lehnte Metternich jede Kraftentfaltung ab. Er liebte es zu betonen, daß er nach einem ganz bestimmten Plane vorgehe. Im nächsten Augenblicke aber eilte er zu seiner Frau, um vor ihr sein tief bedrücktes Herz auszuschütten und sich über das geringe Vertrauen zu beklagen, das man ihm entgegenbringe.*** In der Tat bewiesen die neuesten infolge des Ablebens von Clam nötig gewordenen militärischen Ernennungen, auf wie schwachem Boden Metternichs Autorität beruhe. Dies offenbarte insbesondere die Zuteilung der militärischen Sektion des Staatsrates an General Prohaska. „Das ist" — berichtet das Tagebuch — „ein neuer Triumph Kolowrats, denn alle Rechte Clams finden sich in dieser Stelle vereinigt. Die Person, die sie einnimmt, ist ein rechtschaffener, guter Arbeiter, aber keine Kampfesnatur. Kolowrat wird die Armee beherrschen durch die ewige Drohung ihrer Reduktion und deren Verwirklichung." Metternich tröstete sich wieder mit dem Gedanken, daß bei eintretenden Spaltungen die Staatskonferenz das letzte Urteil fällen werde. Aber mit vollem Recht fragt unser Staatsmann: „Wird sie auch die Mittel und die Macht dazu haben, wenn der andere sich nicht unterwerfen

* T. e. ö. St. 9. Februar 1840.
** T. e. ö. St. 9. Februar 1840.
*** T. e. ö. St. 10. Februar 1840.

will?" Und dieser ominöse andere ist stets Kolowrat, der ihnen allen Angst und Schrecken einjagte.

Dieses fortwährende Ringen der vornehmsten Personen um den Einfluß auf die Staatsgeschäfte ist ganz geeignet, einen kläglichen Eindruck hervorzurufen und manches zu erklären, was sich in späteren Tagen zutrug. Sobald irgendeiner für eine wichtigere Stelle ernannt wurde, hörte man sofort die Äußerung: bildet er eine Stütze für Metternich oder Kolowrat? Die Beförderung Ficquelmonts zum Staats- und Konferenzminister galt als Stärkung des Staatskanzlers, die des Grafen Hartig, des bisherigen Gouverneurs der Lombardei, als Kräftigung Kolowrats.* Eine Schwächung dieses Mannes konnte dagegen darin erblickt werden, daß er genötigt war, selbst die Entlassung Eichhofs, des bisherigen Hofkammerpräsidenten, zu beantragen** — ein Ereignis, das die Fürstin Melanie Metternich ein wahres Glück für den Staat dünkte.*** Es dauerte nicht lange, so sprach man auch schon vom Rücktritte des Grafen Kolowrat. In der Tat entsagte er dem Posten eines Finanzministers, dessen Befugnisse er bisher, wenn auch nicht nominell, so doch faktisch ausgeübt hatte. Eine arge Täuschung wäre es jedoch gewesen zu meinen, er sei auch schon entschlossen, sich gänzlich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Das Gespräch, das er am 4. Dezember 1840 mit unserem Memoiristen hatte, kündigte vielmehr den Willen an, weiterhin noch die Rolle zu spielen, die er bisher bekleidet hatte. Nachdem er seiner Besorgnis Ausdruck gegeben, Österreich sei absolut nicht in der Lage, einem Angriffe von außen zu widerstehen,† zog er in scharfer Weise gegen Erzherzog Ludwig los. Er tadelte an diesem Prinzen, daß unter seiner Leitung nichts von der Stelle rücke und er nicht einmal den fünften Teil der bereits durchberatenen Gegenstände der Erledigung zuführe. Man müsse, sagte er, zur Beseitigung der zahllosen Rückstände eine Kommission einsetzen, deren Präsident Erzherzog Franz Karl sein sollte.†† Ficquelmont witterte sofort hinter diesem Vorschlage einen herrschsüchtigen Plan Kolowrats, der auf nichts Geringeres sinne, als mit Hilfe dieses Erzherzogs an der Seite Ludwigs eine Art von ihm geleiteter Nebenregierung zu begründen. Dies erschien um so leichter durchführbar, da gerade damals Erzherzog Franz Karl einen bedeutenderen Wirkungskreis, als er ihn bislang besessen, für sich erstrebte, worin er aufs nachdrücklichste von seiner Gemahlin, Erzherzogin Sophie, unterstützt wurde. Alle diese Vorgänge versetzten den Hof von neuem in große Aufregung. Wieder wollte man die kaum sichtbare Hand der Erzherzoge Karl und Johann im Hintergrunde gewahren. Hatte man sie doch im Verdacht, daß sie sich noch immer nur mit Widerwillen der Autorität ihres Bruders fügten und nun, vereint mit Kolowrat, Franz Karl vorzuschieben trachteten.††† Dieser Prinz sehnte sich aber nicht so sehr danach, der Präsident der von Kolowrat befürworteten Kommission, als vielmehr der Vorsitzende des Staatsrates zu werden. Nach Ansicht unseres Anonymus hätte dies nur zu einer Teilung und Schwächung der in der Person Erzherzog Ludwigs

* T. e. d. St. 5. November 1840.

** T. e. d. St. 2. November 1840.

*** Aus Metternichs Nachlaß, VI. Bd., 396.

† T. e. d. St. 2. Dezember 1840. Hier wird zum 2. November 1840 erzählt, daß Eichhof zum russischen chargé d'affaires äußerte: — — que nous ne pouvions faire la guerre sans encourir la banquerotte.

†† ibid. 4. Dezember 1840.

††† T. e. d. St. 6. Januar 1841.

repräsentierten Regierungsgewalt geführt. Insbesondere sprach sich Ficquelmont sehr energisch gegen des Erzherzogs staatsrätliches Präsidium aus. War er doch von der Überzeugung erfüllt, diese Behörde in ihrer jetzigen Gestaltung sei eine „Monstruisität", die man nicht länger bestehen lassen dürfe.* Erzherzogin Sophie stimmte wohl diesen Ausführungen Ficquelmonts zu, beharrte jedoch darauf, daß man ihrem Gemahl eine seiner Würde entsprechende Tätigkeit gewähren müsse. Man kam überein, daß dies nicht gegen, sondern mit voller Zustimmung Erzherzog Ludwigs geschehen solle. Die Erzherzogin meinte noch überdies, das einzig praktische Mittel zur Versöhnung aller Gegensätze wäre die Entfernung Kolowrats. Mit wahrer Freude vernahm unser Staatsmann solche Worte aus dem Munde der hohen Frau; er bekräftigte sie mit dem Ausspruch, dies sei auch stets die Meinung Clams gewesen.** Einige Tage später hatte Erzherzogin Sophie abermals eine Begegnung mit Ficquelmont. Diese Besprechung ist ein Zeugnis dafür, wie in jedem Moment neue Pläne auftauchten. Jetzt war nicht mehr die Rede davon, daß Erzherzog Franz Karl Präsident des Staatsrates werden sollte. Man wollte ihn direkt an die Spitze der Staatskonferenz stellen, mit der Beschränkung jedoch, daß in diesem Falle die letzte Entscheidung doch Erzherzog Ludwig zukäme. Unser Tagebuchschreiber fand diese Idee sehr gut und praktisch durchführbar — natürlich unter der Voraussetzung des Sturzes Kolowrats. Nur Metternich wollte nichts von Erzherzog Franz Karl als Präsident der Staatskonferenz wissen.*** Ohne seine weiteren Gedanken hierüber verlauten zu lassen, äußerte er nur, es sei zweifellos, daß man dem Bruder des Kaisers ein Amt geben müsse. Wieder erging er sich in den bereits gewohnten Versicherungen, er sei mit der Ausarbeitung einer Denkschrift beschäftigt, die der am Hofe herrschenden Anarchie, einem Werk seines Gegners, ein Ende bereiten werde. „Jetzt" — sagte er — „ist es an der Zeit, aus den uns zur Verfügung stehenden Elementen Nutzen zu ziehen. Kolowrat ohne Eichhof ist nichts mehr, wir dagegen haben Ficquelmont, Hartig und Kübeck. Selbst Pipitz† wendet sich gegen Kolowrat und hat uns seine Dienste angeboten."†† In nicht so rosigem Lichte erschien Ficquelmont die Zukunft. Er erwartete nichts von Metternich. Dagegen hielt er es für das größte Unglück, daß die zwei am Ruder befindlichen Staatsmänner nach verschiedenen Richtungen hin gravitierten und sich gegenseitig verabscheuten.††† Wie Ficquelmont, so hegte auch Erzherzogin Sophie kein Vertrauen mehr zu den Versprechungen des Staatskanzlers, der energielos, nur fortwährend beteuerte: Man schreite der Revolution entgegen, wofern nicht wirksame Maßregeln dagegen ergriffen würden. Die Erzherzogin, die von Metternich wieder beruhigt worden war, schien entschlossen, auf ihn gar keine Rücksicht mehr zu nehmen und sich direkt an Erzherzog Ludwig zu wenden. Die Entscheidung des Schicksales ihres Mannes sollte der Einflußnahme aller Intrigen entrückt werden.[1] Auch Kübeck verhehlte nicht seine Besorgnisse über die herrschende Lage der Monarchie, die um so berechtigter seien, als man fortfahre, nur mit Notbehelfen sein Auslangen finden zu wollen. Seiner Meinung nach war nichts

* T. e. ö. St. 6. Januar 1841.
** ibid. 10. Januar 1841.
*** ibid. 19. Januar 1841.
† Josef Freiherr v. Pipitz, Staatsrat, später Bankgouverneur.
†† T. e. ö. St. 19. Januar 1841.
††† T. e. ö. St. 19. Januar 1841.
[1] T. e. ö. St. 20. Januar 1841.

Gutes von dem „verhängnisvollen Dualismus" — Staatsrat und Staatskonferenz — in der obersten Sphäre der Regierung zu gewärtigen. Obgleich Fürst Metternich vollkommen ergeben, hielt er gleichfalls nicht mit seinem Tadel über dessen völlige Erschlaffung zurück. Insbesondere befürchtete er schwere Gefahren von seiten Ungarns, wo man die Dinge mit größter Sorglosigkeit sich entwickeln lasse.* Allen diesen Personen gegenüber kehrte unser Memoirist immer wieder auf seinen Refrain oder, wie er es nennt, „sein delenda Carthago" zurück: daß Kolowrat unbedingt von der Regierung entfernt werden müsse.

Die Drohung mit dem unmittelbaren Appell der Erzherzogin an ihren Onkel blieb nicht ganz wirkungslos. Wenigstens stimmte Metternich zu, daß während der Abwesenheit Ludwigs dessen Neffe der Staatskonferenz präsidieren solle. Außerdem wurde neuerdings festgesetzt, die Mitglieder derselben hätten sich alle acht Tage zu versammeln. Desgleichen ward auch der Staatsrat, den man einer neuerlicher Umgestaltung zu unterwerfen gedachte, angewiesen, in Zukunft seine Sitzungen abzuhalten und gemeinsam die vor sein Forum gehörenden Gegenstände zu beraten.

Erzherzog Franz Karl, wahrscheinlich von seiner Umgebung hierzu aufgestachelt, war aber gar nicht damit einverstanden, nur als Stellvertreter seines Onkels zu fungieren. Er beharrte darauf, selbständiger Präsident der Staatskonferenz zu werden. Überdrüssig der ewigen Aufschübe, wollte er am Abend des 10. März 1841 ein von ihm selbst verfaßtes und seine Ernennung zum Präsidenten verfügendes Handschreiben dem Erzherzog Ludwig zur Unterfertigung vorlegen. Nur mit Mühe konnte er von solch schroffem Auftreten abgehalten werden; auch bedurfte es vieler Anstrengung, ihm begreiflich zu machen, wie er gegen das mit Metternich verabredete Übereinkommen verstoßen würde, wollte er sich, anstatt zum Stellvertreter, direkt zum Präsidenten ernennen lassen. Der Erzherzog gab nur insofern nach, als er warten wollte, bis ihn Metternich selbst seinem Onkel zum Präsidenten der Staatskonferenz vorgeschlagen haben würde.** Der Autor des Tagebuches, der in dieser ganzen Angelegenheit als Mittelsperson diente, verständigte sofort den Staatskanzler von dem Wunsche des Erzherzogs. Er gab zur Antwort, daß vorerst die Reform des Staatsrates durchgeführt sein müsse, ehe an jene der Staatskonferenz geschritten werden könne. Nur geringe Hoffnung war vorhanden, daß die von Metternich angekündigten Verbesserungen je das Licht der Welt erblicken würden. Einerseits wollte es den Staatsräten nicht munden, die Geschäfte gemeinsam zu beraten. Anderseits hatte auch der Staatskanzler keine Lust, in die Staatskonferenz neue permanente Mitglieder aufnehmen zu lassen, die allzu leicht die Opposition gegen ihn verstärken konnten. Weit besser behagte es ihm, allein mit Erzherzog Franz Karl und Kolowrat die wichtigsten Entscheidungen vorzubereiten — Erzherzog Ludwig, voll Widerwillen gegen jede Art mündlicher Diskussion, erschien überhaupt nicht mehr in den Sitzungen der Staatskonferenz. Wahrscheinlich aus Furcht, Franz Karls Macht zu erhöhen, lehnte er dessen Wunsch ab, ihn zum Präsidenten der Konferenz vorzuschlagen. Ob er nun des Erzherzogs Verlangen erfüllte oder abwies — eines war gewiß: die Notwendigkeit der Reform der ganzen Staatsmaschine trat immer nachdrücklicher zutage. Zögerte Metternich noch länger damit, so waren Ficquelmont und Hartig entschlossen, ihm in dieser Beziehung einen leisen Zwang anzutun, um ihn mit sich fortzureißen. Wer einigermaßen mit den Verhältnissen vertraut

* T. e. ö. St. 21. Jänner 1841.
** T. e. ö. St. 10. März 1841.

war, konnte ein derartiges Bestreben von vornherein für vergeblich halten. Weniger als je dachte Metternich an eine gründliche Reform. Um allen Streitigkeiten und Zänkereien zu entgehen, deren Schauplatz die allerdings höchst selten tagende Staatskonferenz zu sein pflegte, hatte er eine Art Vorkonferenz eingeführt. In einer solchen beriet er mit Kolowrat und einigen anderen Räten — besonders Kübeck und Hartig — die Gegenstände, die vor die Staatskonferenz gehörten. So untergrub er selbst sein Werk, ohne an dessen Stelle etwas Neues oder Besseres zu setzen. Mit der Einführung der Vorkonferenz, die schon feste Entschlüsse ins Werk setzte, zerstörte er den eigentlichen Charakter der Staatskonferenz, deren Wesen und Bedeutung ja in der mündlichen Erörterung der vor sie gelangenden Angelegenheiten bestand. Indem sich Metternich und Kolowrat noch vor deren Zusammentritt geeinigt hatten, war von einem Widerspruch des in den Staatsgeschäften wenig bewanderten Erzherzogs Franz Karl nichts zu besorgen. Und Ludwig, der den Konferenzen fernblieb, unterfertigte gewiß alles, was ihm von Metternich und Kolowrat empfohlen wurde. Die Frage war nur, wie lange die Eintracht zwischen den beiden rivalisierenden Staatsmännern vorhalten würde. Abgesehen von dieser leicht vorauszusetzenden Möglichkeit, an der die Vorkonferenz scheitern konnte, blieb der neue Modus der Behandlung der Staatsgeschäfte nicht unangefochten. Unser Staatsmann, der anfangs der Vorkonferenz seinen Beifall geschenkt hatte,* erhob bald wieder Einwendungen gegen deren Bestand — höchstwahrscheinlich im Auftrage Franz Karls und dessen Gemahlin Sophie. Er machte Kolowrat auf das Ungehörige derselben aufmerksam, indem durch sie ja der Erzherzog von aller Anteilnahme an den Staatsangelegenheiten ausgeschlossen werde. Sowohl Kolowrat als auch Metternich beteuerten jetzt aufs nachdrücklichste, daß sie nichts lebhafter als die Anwesenheit des Erzherzogs bei den Vorkonferenzen wünschten. Nur meinte noch Metternich, daß man hierbei sehr vorsichtig zu Werk gehen müßte, um Erzherzog Ludwig keinen Anlaß zu Argwohn zu bieten. Überhaupt einigten sich der Staatskanzler und dessen vertrauter Freund dahin, man dürfe in keinem Falle mehr daran denken, Erzherzog Ludwig der ihm gleichsam von der Vorsehung in die Hände gelegten Macht zu berauben. Es müßte vielmehr getrachtet werden, sich seiner guten Eigenschaften zu bedienen und ihn derart zu leiten, daß seine Schwächen keinen Schaden anrichten. Als fernere Aufgabe erkannten sie, Erzherzog Franz Karl zu beschäftigen und ihn allmählich für die Stellung vorzubereiten, die seiner harre.** Dies erschien infolge von stattgefundenen Vorfällen äußerst nötig. Eines Tages wurde Kübeck zu ihm gesandt, um seine Entscheidung in Angelegenheit der neu zu errichtenden Eisenbahnen einzuholen. Anstatt diese zu erteilen, erging er sich, zum nicht geringen Erstaunen Kübecks, in Vorwürfen über solche Ausgaben und forderte Ersparungen, die auch auf die Armee auszudehnen seien. Sofort witterte man Einflüsterungen von unberufener Seite. Unser Memoirist deutete direkt auf den Justizhofrat Freiherrn v. Sommaruga, der Erzieher des Erzherzogs gewesen. Erzherzogin Sophie, auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, verurteilte aufs entschiedenste jede subalterne Einflußnahme. Sie erklärte, gerade solche Unzukömmlichkeiten machen es wünschenswert, ihren Gemahl nur in Gemeinschaft mit den vornehmsten Persönlichkeiten der Verwaltung arbeiten zu sehen.***

* T. e. ö. St. 1. Dezember 1841.
** T. e. ö. St. 17. Dezember 1841.
*** T. e. ö. St. 22.—24. Dezember 1841.

Von Tag zu Tag offenbarte sich mehr, wie wenig die Staatskonferenz ihren Beruf erfüllte, in der obersten Sphäre der Regierung den durch Krankheit zur Willenslosigkeit verurteilten Monarchen zu ersetzen. Noch hätte die Rivalität zwischen Metternich und Kolowrat ohne Nachteil für den Staat bleiben können, wenn sich an dessen Spitze ein energischer Stellvertreter des Herrschers befunden hätte. Allein Erzherzog Ludwig, von scheuem Wesen und ohne alle Initiative, war nicht geschaffen, gegenüber den Mitgliedern der Staatskonferenz gebieterisch aufzutreten. Er klebte am Buchstaben, konnte nur schwer zu einer Entscheidung gelangen. So häuften sich die wichtigsten Staatsakte in seinem Kabinette. Wieder kam jetzt Kolowrat, dem er noch immer den Vorzug vor Metternich gab, auf die Notwendigkeit der Einsetzung eines Komitees für Bewältigung der zahlreichen unerledigt gebliebenen Arbeiten zurück. Obwohl er sehr wohl einsah, welche Gefahren die bisherige Regierungsweise des Erzherzogs in sich berge, war er doch geneigt, dessen Befugnisse nicht im mindesten schmälern zu lassen. Gleich unserem Anonymus war er der Ansicht, Ludwig sei von der Vorsehung auf den von ihm eingenommenen Platz gesetzt worden; es dünkte ihn daher ein sträfliches Verfahren, ihn von dort verdrängen zu wollen. Seitdem Kolowrat noch die Wahrnehmung gemacht, daß auch die Erzherzoge Karl, Johann und Franz Karl sich vor der Autorität Ludwigs beugten, fühlte er sich schon gar nicht berechtigt, irgendeine Änderung an dessen von ihm bisher ausgeübten Rechten anzustreben. Hierin wurde er durch den Autor des Tagebuches bestärkt, der jetzt sogar behauptete, wie verfehlt und schief auch die Stellung Erzherzogs Franz Karl sei, dürfe man unter den obwaltenden Umständen doch nicht daran denken, ihm eine andere Position zu geben.*

Bei solcher Gestaltung der obersten Behörden mußte jede Triebkraft des Staates versiegen. Nichts natürlicher, als daß eine so tiefreichende Stagnation die Finanzen ungemein schädigte. Gleichwohl wollte Metternich deren Lage nicht in so düsterem Lichte sehen, als dies Kolowrat tat, nach dessen Meinung unter den obwaltenden Umständen in fünf bis sechs Jahren unfehlbar eine Finanzkrisis ausbrechen müsse.** Zur Heilung der schweren Gebrechen wurde von Kübeck und dem sich großen Ansehens erfreuenden Staatsrat Pilgram wieder der Plan Kolowrats aufgegriffen. Wie dieser es im Gegensatze zu Metternich immer gewollt, sollte der Institution des Staatsrates mehr Lebenskraft eingeflößt und ihm, allerdings zum Nachteile der Staatskonferenz, ein größerer Spielraum geboten werden. Am Widerstand Ludwigs, der von seinem Neffen als Präsidenten des Staatsrates nichts hatte hören wollen,*** war ja dieser Vorschlag Kolowrats gescheitert. Nun dachte man an Ficquelmont für diese Stellung; er war nicht abgeneigt, sie zu übernehmen. Pilgram fürchtete aber nicht nur dessen Unkenntnis des Geschäftsganges, sondern auch, daß es unmöglich sein werde, Erzherzog Ludwig zu bewegen, dem von ihm beliebten sogenannten „Kabinettsweg" zu entsagen, der eine höchst unregelmäßige Art zu regieren repräsentierte.† Dem Manne, der den Lauf der Dinge, wie er sich abspielte, aus nächster

* T. e. d. St. 30. August 1842.

** T. e. d. St. 21. November 1842.

*** T. e. d. St. 4. Januar 1843.

† ibid. Der „Kabinettsweg" wurde noch von Kaiser Franz eingeführt. Er bestand darin, daß der Kaiser Geschäftsstücke, über die er sich noch vor der Entscheidung besprechen wollte, einzelnen Staatsräten oder Ministern, wie Pfleger und besonders Kolowrat, zur mündlichen Berichterstattung zuwies.

Nähe beobachten konnte, schien es vor allem bejammernswürdig, daß nirgends das Wirken einer zentralen Regierungsgewalt zu spüren sei. Wieder sollte in dieser verzweifelten Lage eine Konferenz den rettenden Anker aus unbeschreiblicher Not bieten. Diesmal war es Kübeck, der Leiter der Finanzen, der zu solchem Aushilfsmittel seine Zuflucht nahm. Er wollte, daß sie, zusammengesetzt aus Staatsräten und den Chefs der Hofstellen, eingehend die vor sie gehörenden Gegenstände berate. In spruchreifer Form sollte ihr Votum vor Erzherzog Ludwig gelangen, damit er alsdann, gestützt auf dessen Grundlage, mit ruhigem Gewissen die Entscheidung treffen könne. Zum Präsidenten dieser Konferenz wünschte Kübeck den Grafen Kolowrat ernannt zu sehen. Unser Anonymus war damit nicht einverstanden. Er meinte, daß auf diese Weise Metternich ganz ausgeschaltet würde. Seiner Ansicht nach wäre es viel richtiger, beide Minister in unmittelbarster Nähe des Erzherzogs zu belassen, mit dem sie gemeinsam die „große Konferenz", als letzte Instanz, zu bilden hätten. Kübeck, der sich diesem Einwurfe fügte, bat nur, über seinen Vorschlag mit dem Staatskanzler Rücksprache zu pflegen, da er ja in einer so heiklen Sache nicht selbst die Initiative ergreifen könne. Metternich gab sofort die Notwendigkeit einer rettenden Tat zu; man müsse, wie er selbst einbekannte, um jeden Preis diesem Zustande des „Marasmus" entrinnen. Nur fürchtete er den Widerspruch des Erzherzogs, der eine ausgesprochene Abneigung gegen alles bekunde, was auch nur von weitem den Schein einer Beratung erwecke. Trotzdem ließ Metternich den Freiherrn v. Kübeck verständigen, daß er ihn mit Vergnügen anhören werde.* Nachdem der Staatskanzler seine Geneigtheit zum Eingehen auf den Plan Kübecks zu erkennen gegeben, bestand noch die Hauptschwierigkeit, auch Kolowrat und den Erzherzog dafür zu gewinnen. Wohl war anzunehmen, Ludwig werde keine Einwendungen erheben, falls Metternich und Kolowrat, die ja selten gleicher Meinung waren, zu einer Verständigung gelangt sein würden.** War aber auch die Möglichkeit dazu vorhanden? Gewiß nicht, wenn man weiß, wie Kolowrat auf alle Weise bestrebt war, das Ansehen seines Rivalen zu untergraben. In geschickter Weise ließ er immer wieder durchblicken, der Staatskanzler verfalle geistig mehr und mehr — eine Behauptung, die um so leichter Eingang finden konnte, als Metternich einen selbst von seinen Freunden eingestandenen großen Mangel an Energie an den Tag legte. Es fehlte ihm tatsächlich an der Entschiedenheit, seinen Vorschlägen bei Erzherzog Ludwig Geltung zu verschaffen. Die Fürstin Metternich beklagte sich bitter über die „grausame Art", mit der Ludwig ihren Mann vernachlässige.* Obgleich es den Anschein hatte, als wollte der Erzherzog gar nicht mehr auf den Staatskanzler hören, kam es doch August 1843 zwischen beiden Männern zu einer Aussprache, die volle zwei Stunden währte. In dieser Unterredung wurde gründlich die Lage der Monarchie erörtert. Neuerdings stellten sie fest, man gehe ohne rasche Abhilfe, unvermeidlich dem moralischen und materiellen Bankrott entgegen. Im Anblick der drohenden Gefahr einigten sich hier Metternich und Ludwig darin, daß nur allein noch die wöchentlich zusammentretende Staatskonferenz, wie sie 1836 gebildet worden, den jähen Zusammenbruche verhüten könne. Ludwig, der auf seiner Abneigung gegen mündliche Beratungen beharrte, stimmte jetzt sogar zu, an seiner Statt Erzherzog Franz Karl, Metternich oder Kolowrat das Präsidium führen zu lassen. Der Verfasser des Tagebuches

* T. e. ö. St. 19. Janunr 1843.
** T. e. ö. St. 22. Januar 1843.

ist mit Bezug auf diese ewigen Versuche, die Staatskonferenz zu kräftigerem Leben zu erwecken, im Recht, wenn er ausruft: „Wie oft hat man dies im Prinzipe schon ausgesprochen! Warten wir ab." Bei seinen Zweifeln über die Möglichkeit hierzu bereitete es ihm große Freude, als ihm Metternich eines Tages mitteilte, er und Kolowrat wären übereingekommen, daß die Staatskonferenz allwöchentlich einmal tagen solle.* Sie hatten jedoch bei solcher Abmachung vergessen, auf den Widerstand Ludwigs Rücksicht zu nehmen.** Als es ihnen nicht gelang, diesen zu überwinden, erklärten sie ihm, ihre Ämter niederlegen zu wollen. Diese scheinbare oder wirklich ernst gemeinte Drohung muß gewirkt haben. Denn im Dezember 1843 fand endlich wieder einmal eine Sitzung der Staatskonferenz statt. Kübeck, der an derselben als Hofkammerpräsident mit Graf Hartig teilgenommen, versprach sich nicht viel von ihr.*** Er hatte sich darin auch nicht geirrt. Bereits am 3. Jänner 1844 hatte er zu klagen, die Staatskonferenz sei schon wieder seit vierzehn Tagen nicht mehr zusammengetreten.† Metternich fühlte sich von der Erfahrung ungemein niedergedrückt, daß die von ihm so sehr befürwortete Institution ein „totgeborenes" Kind sei. Das Schlimmste an der ganzen Sache jedoch war, daß das schließlich auch vom Publikum wahrgenommen wurde. Es konnte nicht mehr verheimlicht werden, daß die Staatsmaschine stille stehe und man sich unter derartigen Verhältnissen alles ungestraft gestatten könnte.†† Der Zustand, in dem sich Österreich damals befand, erregte bei Zeitgenossen Vergleiche mit jenem Frankreichs vor 1789 — Vergleiche, die nicht zugunsten der Monarchie ausfielen. Man besorgte deren völlige Zerrüttung. Gegen die Untätigkeit, Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit Ludwigs, in dem die Hauptquelle der herrschenden Zerfahrenheit erblickt wurde, sollte Erzherzog Albrecht, der nachmalige Sieger von Custozza, als wirksames Gegengewicht verwendet werden. Erzherzog Albrecht selbst gestand, Kaiser Nikolaus, der damals in Österreich weilte, hätte ihn gleichfalls zu überzeugen getrachtet, daß ihn die Vorsehung erwählt habe, seinen erzherzoglichen Onkel auf dem richtigen Geleise zu erhalten.††† Wie schon früher einmal, so suchte auch jetzt wieder der Zar Einfluß auf die Gestaltung der inneren Verhältnisse zu gewinnen. Er begnügte sich nicht nur, Erzherzog Albrecht als den Mentor Ludwigs vorzuschieben. Nach der Aussage Erzherzogs Franz Karl hätte Nikolaus ihn persönlich als den einzigen möglichen Mann in Österreich bezeichnet, der berufen wäre, in diesem Wirrwarr Ordnung zu schaffen. Während jedoch Franz Karl behauptete, der Zar sei aus freien Stücken mit solchen Zumutungen an ihn herangetreten, bestritt dies Nikolaus. Infolge von dessen Klagen wollte er ihn aufgefordert haben, sich zur Geltung zu bringen. Es wird wohl für alle Zeiten schwer halten, hier der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Sicher ist, daß Franz Karl, von Metternich seiner ehrgeizigen Absichten wegen befragt, diese aufs nachdrücklichste in Abrede stellte. Wiederholt versicherte er, mit seiner jetzigen Stellung zufrieden zu sein, die er mit keiner andern zu vertauschen wünsche.[1] Und doch hörte der Erzherzog zur selben Zeit mit dem größten Wohlwollen auf die Stimmen

* T. e. d. St. 22. Oktober und 13. November 1843.
** ibid. 24. November 1843.
*** T. e. d. St. 26. Dezember 1843.
† ibid. 3. Januar 1844.
†† T. e. d. St. 1. Februar 1844.
††† T. e. d. St. 1. Januar 1846.
[1] T. e. d. St. 2. Januar 1846.

jener von ihm selbst als mächtig bezeichneten Persönlichkeiten, die ihn aneiferten, Erzherzog Ludwig zu verdrängen und die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Besonders war es wieder Erzherzogin Sophie, die sich solchem Drängen nicht widersetzte. Allerdings dachte sie nicht daran, ihrem Onkel Gewalt anzutun. Vielmehr hoffte sie, dieser werde infolge der Bewegung sich freiwillig zurückziehen, worauf dann ihrem Gatten von selbst die Stellvertretung des kranken Kaisers in den Schoß fallen müsse.* Es war, wie der Verfasser des Tagebuches es dem Erzherzoge ins Gesicht sagte, eine Palastrevolution im Werke. Er suchte ihn daher von solchem Vorhaben abzubringen. Erst nach langem Zureden rang er ihm das Versprechen ab, jenen Männern kein Gehör zu schenken, die ihn zur Durchführung solcher Pläne mißbrauchen wollten. Unser Anonymus ging noch einen Schritt weiter. Er weihte den Staatsrat Pilgram in das Geheimnis ein; zugleich forderte er ihn auf, Erzherzog Ludwig auf den Ernst der Gefahr aufmerksam zu machen. Pilgram sollte ihn bewegen, sich endlich aufzuraffen und die geistige Stumpfheit abzuschütteln, die ihn unterjoche und die allein diese im großen Stile angelegte Hofintrige ermöglicht habe. Auch der Beichtvater Columbus wurde in Bewegung gesetzt, um auf Ludwig in diesem Sinne einzuwirken.**

In wie hohem Grade mußte bereits die Krisis um sich gegriffen haben, wenn derartige Dinge in der Hofburg vor sich gehen konnten! Die entscheidenden Persönlichkeiten verfolgten einander mit dem größten Mißtrauen. Damals standen vielleicht nicht bloß der alte Palatin und dessen Sohn Stephan, die man bereits die Orléans der kaiserlichen Familie nannte, im Verdachte, nach Kleinodien der Krone der Habsburger zu streben. Die Unzufriedenheit mit dem herrschenden Regierungssystem steigerte sich von Tag zu Tag. Dieses verdiente ja kaum mehr den Beinamen eines Systems. Bar jedes schöpferischen Gedankens, fristete es sein Dasein durch Palliative, erblickte es das einzige Heil in Konferenzen, denen es nicht einmal zu einem rechten Leben verhelfen konnte. Die besseren Geister, an denen es ja nicht fehlte, erschraken vor der Tiefe des Abgrundes, an deren Rand die bisherigen Machthaber die Monarchie geführt hatten. Sie erhoben ihre Stimme zur Warnung. Mächtig erdröhnte eine solche aus der Schrift: „Österreich und dessen Zukunft.“ Anonym veröffentlicht, blieb es gleichwohl kein Geheimnis, daß deren Verfasser der k. k. Kämmerer Freiherr von Andrian-Warburg sei. Obzwar verboten, fanden die zwei Bändchen, von denen das eine 1843,*** das andere 1847† erschienen war, doch Eingang in alle Kreise. Dies ist um so weniger verwunderungswürdig, als damals jeder, der auf Bildung Anspruch machte, mit polizeilich verpönten Büchern und Journalen vertraut sein mußte. Sogar im Kreise der höchsten Staatsbeamten sowie an öffentlichen Orten wurde ungescheut von den schärfsten Artikeln laut gesprochen.†† Man kann sich denken, mit welcher Gier die Schrift: „Österreich und dessen Zukunft“ verschlungen wurde. Sie wirkte mit der Gewalt eines Ereignisses. Mit beredter Sprache brachte Andrian-Warburg, der zu den edelsten und hellsten Köpfen jener Tage gehörte, seinen Landsleuten die Gefahr zum Bewußtsein, in der sie schwebten. Wie grau in grau er aber auch die Zustände

* ibid. 20. März 1846.

** T. e. d. St. 27. Oktober 1846 und 4. Januar 1847.

*** Hamburg im Verlage von Hoffmann und Campe.

† Hamburg, Verlag von Ludwig Giese.

†† (Graf Hartig) Genesis der Revolution in Österreich, S. 51.

malte, mußte doch selbst von dem Hofe Nahestehenden zugegeben werden, daß das entworfene düstere Gemälde zum großen Teile der Wahrheit entspreche.* Die Polizeihofstelle, die ihn am liebsten zur Strafe für diese Kühnheit seiner Kämmererwürde beraubt hätte, beschuldigte Andrian-Warburg konstitutioneller Gesinnungen. Mit solchen Anschauungen stand er aber nicht mehr vereinzelt da. Auch Pillersdorf, der nachmalige Minister des Jahres 1849, bekannte sich dazu. Dieser Mann wollte sogar den Staatsrat Pilgram bewegen, bei der Schaffung einer verfassungsmäßigen Regierung mitzuwirken. Von Pilgram dem Erzherzoge verraten, hoffte dieser — bezeichnend genug — derartige Bestrebungen im Keime dadurch zu ersticken, daß er Pillersdorfs Agenden beschränkte.** Dies hieß reizen, anstatt unschädlich machen. Mit der Beseitigung eines einzelnen Mannes war überhaupt nicht mehr zu helfen. Nach dem Geständnisse eines wohlunterrichteten Zeitgenossen waren bereits die vornehmeren Ämter zumeist mit liberal denkenden Personen besetzt, die im Rufe standen, geschworene Feinde der bisherigen Regierungsmethode zu sein. Dieser Zeitgenosse hat sehr richtig prophezeit, als er meinte, mit solchen Beamten würde es ein Kinderspiel sein, eine Revolution in Szene zu setzen.*** Drei Monate später brauste das Sturmjahr 1848 über die Monarchie dahin, Altösterreich unter seinen Trümmern begrabend. Der Kampf der höchstgestellten Personen um den größten Einfluß hatte derartige Früchte gezeitigt. Die Errichtung der Staatskonferenz brachte den Staatsrat um Macht und Ansehen, ohne daß es ihr gelungen wäre, diese Attribute für sich zu erringen. Die Staatskonferenz, die Kolowrat nicht zur Blüte kommen ließ und der Metternich keine Widerstandskraft einzuflößen vermochte, war in der Tat von Haus aus ein „totgeborenes" Kind. Was Erzherzog Karl schon 1802 anstrebte: einen Mittelpunkt zu schaffen, von dem aus die ganze Staatsverwaltung mit neuem Leben erfüllt werden sollte, erlitt jetzt wieder Schiffbruch. Die Gleichgültigkeit, ja selbst ausgesprochene Abneigung, mit der sich Erzherzog Ludwig der Staatskonferenz gegenüber benahm, konnte gewiß nicht dazu beitragen, ihr Autorität zu verschaffen. Und Erzherzog Franz Karl war auch nicht der Mann, sie durch das Gewicht seiner Persönlichkeit zu heben. Man kann wohl behaupten, daß sie alle miteinander daran gearbeitet haben, die Grundlage des Staates zu erschüttern. Keinem von ihnen fiel ein, das einzige Mittel, das allein noch Verjüngung versprach, in Anwendung zu bringen. Der Geist, der die ganze Maschine in Bewegung setzen sollte, hätte geändert werden müssen. Die allgemein herrschende Unzufriedenheit mit den Machthabern und dem von ihnen vertretenen System erheischte dringend eine gründliche Umgestaltung. Die Zensur, stets der Bundesgenosse verfallender Regierungen, die alles niedermähte, was über das Mittelmaß hinauszuragen wagte, jedes freiere Wort ersticken und aus dem vormärzlichen Österreich einen Friedhof machen wollte, hatte nicht mehr die Kraft, ihren wenig beneideten Beruf zu erfüllen. Wie wir bereits gesehen, vermochte sie nicht mehr das über die Grenze hereinschleichende Gift auszumerzen. „Das Volk in Österreich ist ernst geworden", schrieb Schuselka schon 1843,† und selbst ein Mann, der vor 1848 ein Pfeiler des alten Systems gewesen, mußte

* C. e. d. St. 28. Dezember 1842. Über die nachhaltige Wirkung der Schrift: „Österreich und dessen Zukunft" siehe auch: „Schattenseiten der österreichischen Staatsverwaltung", Hamburg 1846.

** Vortrag Sedlnitzkys 1847.

*** C. e. d. St. 19. Dezember 1847.

† (Franz Schuselka) „Österreich im Jahre 1843. Hamburg 1843, S. 9.

eingestehen: „Das Zusammenkrachen des ganzen Staatsgebäudes ist das Urteil des Weltgerichtes."* Weder der Staatsrat noch die Staatskonferenz, weder eine Vorkonferenz noch ein Familienrat vermochten mehr zu retten, was infolge innerer Fäulnis dem Verderben verfallen war. Die Uneinigkeit der Staatsdirigenten,** die im Kampfe um die Staatskonferenz so kläglich zutage trat, mußte natürlich den Eintritt des Zusammenbruches beschleunigen. Wenn der Staat nicht gänzlich zerfiel, so war das gewiß nicht das Verdienst der vormärzlichen Regierungsmänner. Die Lebenskraft der Monarchie erwies sich stärker, als die Weisheit der Ärzte, die jene fast zu Tode kuriert hätten.

Die biologischen Grundlagen des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes.

Von Dr. M. Haberlandt.

In dem großen Kampfe der Geister, der um die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes in Österreich geführt wurde, sind schon Ströme — glücklicherweise nicht Blutes — sondern von Tinte vergossen worden, um dieser gewaltigen Umwälzung von den verschiedensten Seiten beizukommen. Merkwürdigerweise hat die zuständigste Wissenschaft, die Anthropologie, ihr Votum zu dieser Sache noch nicht abgegeben; merkwürdigerweise hat man die biologischen Grundlagen des allgemeinen und zumal des gleichen Wahlrechtes noch nicht untersucht. Ungefähre Behauptungen, ins Blaue hin ausgesprochene Willkürlichkeiten — auch wenn sie bereits ehrwürdige Gemeinplätze geworden sind, das ist alles, was uns auf diesem Felde bisher gewachsen ist. Und doch wird die Überzeugung immer allgemeiner und gefestigter, daß alle Politik ihre vernünftige, mit den Gesetzen der Entwicklung, wie sie im Volkskörper herrschen, in Übereinstimmung stehende biologische Grundlage haben müsse, wenn sie zum Heil und nicht zum Schaden der Staaten und Völker ausschlagen solle.

Im Wahlrechte aller Staatsangehörigen, insofern darin ein Rechtsgut, ein Machtwert gelegen ist, drückt sich — und darum wird es ja so heiß von den Massen angestrebt — ihr Anteil am Leben des Staates, seiner Macht, seiner Politik aus, die in der Gegenwart für jeden einzelnen, in der Zukunft für unsere Kinder ausschlag- und richtunggebend sind und sein werden. Mit dem Wahlrecht in der Hand helfe ich an meinem bescheidenen Teile das Staatsruder führen; das allgemeine Wahlrecht ist der Riesenakkumulator des politischen Willens der Individuen eines Staates. Sie haben zunächst kein anderes Organ der Teilnahme an dem Leben und Schicksal des Ganzen, in dem ihr einzelnes Dasein und Schicksal beschlossen liegt.

In diesem Sinne und aus solchen Gründen wurde und wird um das allgemeine Wahlrecht gekämpft. Nur politische Rechtlosigkeit der Massen vermag auf die Dauer die ungleiche Verteilung des Besitzes, der Macht, der Lebensgunst zu erhalten. So wurde von der Masse das erste aller politischen Rechte: das allgemeine Wahlrecht erstritten.

* Ficquelmont, Aufklärungen, S. 3.
** Ficquelmont, Aufklärungen, S. 3.



Fast ist es schon überall in der Kulturwelt ein Selbstverständliches geworden, wie es in altertümlichen und primitiven Epochen, unter den Stammesorganisationen freier Völker vielfach bereits etwas Natürliches und Regelmäßiges gewesen ist. Dort, wo der Stamm noch in den Versammlungen der Stammesgenossen seine Schicksale in gemeinschaftlicher Beratung erwägt und leitet, hat jeder, der in mannbarem Alter steht, seine Stimme, was nicht ausschließt, daß die Älteren und Mächtigeren die Entscheidung meist auf ihre Seite ziehen. Die ständische Entwicklung bei den europäischen Nationen, die Entrechtung und Hörigkeit der breiten Volksmassen, die Entstehung des absoluten Regimes — lauter ungeheure Faktoren von langer Dauer — haben allmählich das lange behauptete Terrain an die Gesamtheit der Staatsgenossen abgeben müssen.

Nicht das allgemeine, aber wohl das gleiche Wahlrecht ist das große biologische Paradoxon, welches in der großen demokratischen Bewegung, die heute die Kulturwelt überströmt, siegreich geworden ist. Ein Wettbewerb aller um die Lebens- und Kulturgüter ist selbstverständlich, nicht aber, daß die Bedingungen dieses Wettbewerbes die gleichen seien. „Den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches, das wäre die wahre Rede der Gerechtigkeit", sagt Zarathustra-Nietzsche als Wortführer aller Kenner des Lebens. Die heutige Sozialbiologie spricht es mit aller Entschiedenheit aus, daß die Forderung der Gleichheit aller in bezug auf politische Rechte (wie auch in bezug auf das Einkommen) eine unhaltbare, ja sogar eine antisoziale ist. Wilhelm Schallmayer z. B., einer der scharfsinnigsten und einsichtsvollsten Gesellschaftsbiologen, über welche die deutsche Wissenschaft verfügt, tritt jener „Gerechtigkeitsforderung", welche selbst die angeborenen Unterschiede in bezug auf leibliche und seelische Tüchtigkeit nicht in politische Ungleichheit sich umsetzen lassen will, mit Entschiedenheit entgegen. Gerecht ist es nicht, wenn der Kräftigere, der Gesündere, der Klügere auf der politischen Wage mehr wiegt, als der Schwache, Einfältige usw., gerecht nicht, aber naturgemäß: „und wenn beides in Übereinstimmung gebracht werden soll, so ist es nicht das Naturgemäße, was geändert werden darf, sondern unser Gerechtigkeitsbegriff muß sich gefallen lassen, als verfehlt zu gelten. Denn wir sind den Naturgesetzen untertan und die fragen nicht nach unseren Wahnbegriffen."*

Trotzdem glaube ich, daß auch das gleiche Wahlrecht aller — diesem ersten biologischen Anschein zum Trotz — seine tief fundierte biologische Grundlage besitzt. Man muß das Problem nur nicht mit kurzsichtigen Blicken betrachten, sondern sich vor allem Augen machen für seine in Vergangenheit und Zukunft reichenden Tiefen.

Gewiß sind die in irgendeinem Zeitpunkt lebenden Individuen völlig ungleich in bezug auf ihren körperlichen und geistigen Wert, aber diese Individuen sind eigentlich alle sozusagen nur zufällige zeitliche Durchschnitte oder Repräsentanten einer Generationsreihe, der Augenblicksausdruck einer Erbreihe, genauer einer Erbsubstanz, deren momentaner Träger das gerade ins Auge gefaßte Individuum ist. Jedes Indiwiduuum hat tüchtigere und schwächere, hat begabtere und inferiore Vorfahren gehabt und wird ebenso ungleiche Nachkommen haben. Nicht die Individuen also sind gleich, aber wohl die Erbreihen der Individuen. Wohl pflegen die Söhne tüchtiger Väter ebenfalls tüchtig zu sein, aber es genügt die Zumischung minderwertigen weiblichen Blutes, um einen Stammbaum völlig zu entwürdigen. Im Namen ihrer

* Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, S. 322.

gleichen Vergangenheit — sichere, im biologischen Sinne adelige Stammbäume gibt es nicht — im Namen ihrer möglichen gleichen leiblichen Zukunft sind also die Individuen einer Staatsgemeinschaft wohl auch biologisch vollauf berechtigt, gleiche Stellung, gleiches Recht, das gleiche warme Plätzchen an der Sonne zu beanspruchen. Hier liegt die verborgene Quelle jener tiefgründigen, durch nichts zu erschütternden Überzeugung der Masse von der égalité, hier ist ihr Anspruch auf fraternité verankert; denn wir sind alle Brüder eines Lebens; und die Lebenslose, die aus uns allen hervorgehen, werden am fernsten Ziele sicher alle gleich sein. Wir reichen empfangenes Leben — in buntgemischter Reihe — wie es vor uns gewesen, jeder in seiner Linie weiter, und wenn ein viele Jahrtausende überschauender Geist die Erblinien der einzelnen überblicken und werten wollte — sie würden wahrscheinlich, alles in allem gerechnet, die gleiche Wertsumme ergeben. Vorausgesetzt natürlich gleiche Bedingungen, gleiches Recht, die gleiche Sonne und den gleichen Wind beim Lebenskampfe. In diesem Sinne ist nicht nur das allgemeine, sondern auch das gleiche Wahlrecht eine sozialbiologische Notwendigkeit.

Der stärkste Einwand, der gegen das allgemeine und vor allem das gleiche Wahlrecht gemacht werden könnte, liegt darin, daß es so spät kommt, vielleicht sogar schon zu spät kommt. Jetzt, wo durch die soziale und Rassenmißwirtschaft von Jahrhunderten die biologische und soziale Zusammensetzung des Volkskörpers eine höchst fragwürdige und kritische geworden ist, wird das zu spät angewendete Heilmittel das Übel möglicherweise verschlimmern, statt bessern und beheben. Sicher ist, daß nunmehr der Sozialdienst und zumal der Rassendienst, wie er der heutigen biologischen Einsicht entspricht, in größtem Umfang und mit dem eifrigsten Bemühen einsetzen muß, um der sonst verhängnisvollen demokratischen Fieberbewegung kurative Wirkung abzugewinnen. Das allgemeine und gleiche Wahlrecht ohne Kulturdienst größten Stiles führt nicht aufwärts, sondern abwärts. Auch die Völker unterliegen dem Kampf ums Dasein und die Natur wird uns verwerfen, wenn wir versuchen, sie zu vergewaltigen.

Ein neues Buch Gedichte Angelikas v. Hörmann.

Von Anton E. Schönbach.

Wie volksbeliebt der Name v. Hörmann im Lande Tirol erklingt, davon habe ich mir unlängst ein hübsches Stücklein erzählen lassen: Sitzt Meister Ludwig, der abendlich zu später Stunde seine Schritte nach einem guten Wirtshaus lenkt, einsam in einem Stübchen, das er selber vollraucht, versunken in Erinnerungen und mitgeschleppte Notizbücher, hie und da den Flug der Pläne für neue Aufsätze und Bücher hemmend und doch wieder hebend durch einen Schluck lauteren Rotweins. Es stört ihn nicht, daß daneben im Saale ein starkes Lärmen tobt: dort hat sich eine Schar froher Jünglinge niedergelassen, die soeben durch die tückischen Maschen der Maturitätsprüfung nach der freien Seite gekommen sind und nun ein erstesmal den tollen Mut der Zukunft möglichst geräuschvoll zur Geltung bringen wollen. Aber sieh da! Es wird ruhiger, allmählich ganz stille, die Tür tut sich leise auf und ein paar der jungen Knaben drücken sich bescheiden vor den alten Herrn hin — ist er wirklich alt, der seine Jahre so leicht und fröhlich trägt? —: sie hätten



vernommen, melden sie, Dr. Ludwig v. Hörmann sei da, und nun wollten sie ihn gebeten haben, ob er nicht den schönsten Abend ihres Lebens noch verschönern möchte, indem er sich zu ihnen setzte und ihnen die Ehre seiner Genossenschaft als guten Angang und etliche kluge Worte als Geleitspruch für ihr neues Schicksal spendete. Das geschah, und als Meister Ludwig am frühen Morgen aus dem lustigen Gesumm sich heimwärtswandte, da war er ganz munter und freute sich in aller Bescheidenheit seines Ruhmes, der als versprechende Saat in die Herzen der Jugend sich gesenkt hatte. Und dabei dachte er, wie er in solchen Fällen zu tun pflegt, sofort dankbar des gütigen Geschickes, das ihm Frau Angelika als liebes Gemahl an die Seite gestellt hatte. Denn in dem Namen v. Hörmann glitzert ein Doppelstern: mit dem trefflichen Schilderer von Tirols und Vorarlbergs bunten Landschaften, mit dem besten Kenner des tirolischen Volkslebens, seiner Sitten, Führung, Lieder und Sprüche, ist seit langen Jahrzehnten Frau Angelika treulich verbunden, die erste Dichterin ihrer Heimat und eine der reinsten Gestalten in dem sich stets erweiternden Poetenchor deutscher Frauen.

Lange war das Buch angekündigt und lange hat es auf sich warten lassen, das jetzt als Weihnachtsgabe vor mir liegt: Auf stillen Wegen. Neue Gedichte von Angelika von Hörmann. München 1907, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Es ist ein ganz schmächtiges Bändchen, das locker in der Hand liegt, gewiß ist das hier Verbundene mit strenger Auswahl aus dem seit Jahren angewachsenen Vorrat gesichtet worden, vielleicht mit zu strenger, denn ich entsinne mich ganz zierlicher Verse aus Zeitschriften und Einblattdrucken, die hier vermißt werden. Freilich enthält dafür das Büchlein jetzt kaum eine Niete, nur Treffer, das habe ich erprobt, denn als ich bei wiederholtem Lesen mir durch Bleistiftstriche das Beste anmerkte, um es als Proben dem Publikum vorzuweisen, da zeigte es sich, daß der guten Nummern gar zu viele wurden und daß ich die neun Druckbogen fast hätte ausschreiben müssen. So mag es genügen, wenn ich die neue Sammlung kurz zu charakterisieren versuche. Frau v. Hörmann stellt ihren neuen Gedichten die Strophen voran:

> Sahst du noch nie des Morgens früh
> Von Nebeln rings den Berg umzogen?
> Bald stieg die Sonne leuchtend auf
> Und die Gestalten sind verflogen.
>
> So wogt um mich des Lebens Flut,
> Mein Herz wird froh und wieder trüber
> Und alles zieht im Sonnenschein
> Der Poesie an mir vorüber.

In der Tat umfassen diese Blätter den Inhalt eines reichen Lebens und ihr Band umschlingt eine lange Flucht von Jahren und Zeiten. Ganz persönlich geben sich die drei ersten Rubriken: „Verklungenes", „Vermischte Sonette", „Aus Traum und Wachen", in denen die wechselnden Stimmungen, Liebe und Zorn, Freude und Wehmut, wie die Menschen sie der Dichterin auslösen, ihren Wiederklang finden. Was „Oswald von Wolkensteins Irrfahrt und Rückkehr" überschrieben ist, bildet Ranken, die sich um das anmutige Epos Frau Angelikas schlingen, das den wilden und fahrigen Edelmann und Sänger aus Südtirol sich zum Helden erkoren hat. Die fünfte Gruppe umschließt „Übersetzungen und freie Bearbeitungen deutscher Minnelieder", Unternehmungen, die mir

etwas gefährlich dünken, weil man nirgends recht weiß, wo der altdeutsche Dichter aufhört und der moderne anhebt, und weil da versucht wird, das Empfinden zweier Zeitalter in poetische Einheit aufgehen zu machen, deren Auffassungen der Welt doch ganz unvereinbar auseinandertreten. Am liebsten höre ich den Sang der mittelalterlichen Meister für sich, mögen auch ihre einfachen Tongänge sich bisweilen etwas dürr ausnehmen neben den reicheren Harmonien der Gegenwart. In diese tritt Frau Angelika mit der sechsten Gruppe, den „Deutschen Liedern". Da sieht man klärlich, daß die „stillen Wege" die Dichterin doch nicht abseits von den Leiden und Kämpfen ihrer Landes- und Volksgenossen geführt haben, und daß sie alles aufs Herzlichste mitfühlt, was der Tag den Deutschen von Tirol Gutes oder Böses heranbringt. Ja, die zarte Stimme der Sängerin schwillt hier an zu scharfem und hohem Klang, die Rhythmen dröhnen vom nationalen Pathos und ich verwunderte mich gar nicht, wenn die Strophen „Landeseinheit" (S. 117) zu einer Art Volksruf der Tiroler Deutschen würden, wie es die flammenden Verse über „Die deutsche Fleimsthalbahn" (S. 118 ff.) bereits wirklich geworden sind. In diesen Dichtungen pulst der Atem Hermann v. Gilms und Hans v. Vintlers, die beide sicherlich heute ihre Banner dort aufstellten, wo die Hörmanns das ihre in die Lüfte wallen lassen.

Fragt mich jemand, wo die Gedichte Frau Angelikas v. Hörmann in der schönen Systematik unterzubringen wären, deren wir Literarhistoriker uns freuen, als ob mit der Etikettierung durch einen technischen Namen wirklich etwas Nennenswertes gewonnen wäre, so müßte ich sagen: bei der ganz kleinen Auslese der e ch t e n Sachen. Denn echt sind diese Gedichte: in dem ganzen Büchlein steht keine Zeile, die nicht meinte, was sie besagt, und aus keiner dieser Strophen erklingt ein falscher Ton, alles strömt frei, ungekünstelt aus warmem Herzen. Wie ihre Verse ins Leben steigen — nicht, wie sie sich machen — erzählt die Dichterin mit den wunderhübschen Zeilen (S. 43):

Es war ein sonniger Tag im März
Und taute und rieselte allerwärts;
Ich saß am Fenster, das offen stand,
Den Kopf geneigt in meine Hand.
Der war mir so voll und gedankenschwer,
Viel Schriften lagen um mich her.
In hohen Reimen wollt' ich singen,
Von böser Zeit und ernsten Dingen;
Ich wollte zeigen: die Welt ist schlecht
Und mahnen die Menschheit zu Pflicht und Recht,
Doch konnt' ich den Fluß der Worte nicht finden,
Die Bilder nicht fassen und formen und ründen.
Da strich der würzige Erdgeruch
Um meine Wange, um Schrift und Buch,
Das Sonnenlicht fiel auf's weiße Papier,
Bis meine Augen geblendet schier.
Verstohlen schlüpfte der warme Schein
Zum tiefsten Herzenswinkel hinein
Und jagte rasch mit dem Strahlenbesen
Heraus, was drinnen begraben gewesen.
Mir ward so wohl, sehnsüchtig weit,
Wie einst in verklungener Jugendzeit,

Und ich sang, was ich nimmer singen gewollt,
Von Frühling und Liebe und Sonnengold,
Von törichten Dingen ohne Frag'
Und doch das Rechte an solchem Tag! —

Diese Echtheit scheint mir das Bezeichnende für die Dichtung Angelikas v. Hörmann. Aber nicht allein, sondern verbunden mit ausnehmender Klarheit und Schlichtheit des Ausdruckes. Das Ergebnis des Zusammenwirkens solcher Eigenschaften ist das Einfache dieser Poesie. Nun sollte man glauben, müßte eine Begabung wie die unserer Dichterin, den aufdringlichen Einflüssen moderner Schulen und Manieren leicht unterworfen werden. Das ist aber gar nicht der Fall. Wer z. B. in dem Epos „Die Salig-Fräulein" oder in „Oswald von Wolkenstein" nach den Spuren Scheffels suchte, würde sie nicht finden, trotzdem der Stoff zu Ähnlichkeiten der Behandlung verlockt. Selbst in den eben verlaufenden prosaischen Erzählungen, z. B. der lieblichen „Trutzmühle", die jetzt sogar unter die Schweizer Volksschriften geraten ist, merkt man keine Einwirkungen der Technik poetischer Tagesgötter. Das macht, Frau v. Hörmann hat eben ihre eigene Art und diesen kostbaren Besitz weiß sie mit achtsamer Beharrlichkeit zu behüten. Darum ist es ein wichtig Ding: einfach sein, selbständig bleiben und doch die Kraft des Anziehens auf geschmackvolle Leser nicht einbüßen; das dünken mich Merkzeichen einer ansehnlichen und rühmenswerten Dichterkraft.

Dazu tritt in der neuen Sammlung eine Qualität, von der ich sagen darf, daß sie mich überrascht hat. Wohl weiß ich, daß Frau v. Hörmann allzeit für die Ausbildung der dichterischen Form gesorgt und auch bei neuen Auflagen älterer Werke sich daran gemüht hat. Und andererseits ist mir bekannt, daß sie ein offenes Auge auch für die Vorzüge unserer jüngsten deutschen Poesie besitzt und besonders einzelne technische Fortschritte wohl zu würdigen versteht. Allein ich bin doch erstaunt, wie modern diese Lieder „auf stillen Wegen" sich ausnehmen, indes gerade das Wahren ihrer aufrechten Besonderheit bei dieser Dichterin dem Begriffe des Modernen zu widerstreben scheint. Bei genauerem Zusehen erschließt sich das Rätsel: die Wirkung der „Moderne" (man verzeihe das gräuliche Unwort!) wird hier nur durch die ungemeine Sorgfalt in der Behandlung der Sprache hervorgebracht. Frau v. Hörmann meidet behutsam die Reime, die einem Dichter heutzutage alleraugenblicks den Weg vertreten, sie strebt nach neuen Bändern und frischt verbrauchte durch geschickte Umbildung auf. Sie verleiht überhaupt ihren Ausdrücken den Charakter des Sonntäglichen, indem sie mit Respekt vor sich selbst und vor ihrer Kunst in ihrem Wortschatz wählt, das Auserkorene mit feiner Hand umbiegt und zu erneuter Wirkung verknüpft. Man lese z. B. die beiden Strophen (S. 45):

Soll ein Lied dir frisch gelingen,
Muß es, eine kecke Tat,
Rasch aus vollem Herzen springen
Wie der Gletscherbach vom Grat;

Der nicht wie der Fluß im Tale
Träge schleichen darf und still,
Wenn er hoch im Sonnenstrahle
Bunte Perlen stäuben will.

Der Gedanke des Gedichtchens ist geläufig, auch das Bild ist uns bekannt, und doch einen sich in ihrer besonderen Verbindung beide hier zum Effekte des Originellen.

So legt Frau Angelika v. Hörmann mit dem neuen schmalen Bande ihrer Dichtungen ein volles Zeugnis ab für die ungeschwächte Frische ihrer Kunst: an Jahren zunehmen, an Kraft nicht abnehmen, stets unverbrauchte Mittel für die Arbeit des Künstlers in Bewegung setzen, um darzustellen, was mit einfühlendem Verständnisse unserer jüngsten Gegenwart erlebt worden ist, das sind preiswerte Eigenschaften, aus denen sich begreifen läßt, wenn das Land Tirol sich stolz seiner Sängerin freut. Diese neue Gabe jedoch wird auch außerhalb der Grenzen, über die der rote Adler schwebend Wache hält, gern und dankbar genossen werden.

Die Förderung des Überseehandels.

Von Dr. Emil Ebermann.

I.

Seit Jahren bildet die Industrie- und Exportförderung eine der wichtigsten Aufgabeu unserer Handelspolitik, welche die aufeinander folgenden Ministerien auf ihr Programm setzten, aber trotz aller Enqueten und Expertisen nicht durchzuführen vermochten. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt darin, daß noch immer keine Klarheit darüber herrscht, in welcher Weise und durch welche Mittel der Export oder vielmehr der Exporthandel gefördert werden kann? Die Frage hatte ursprünglich nicht diese Form, sie nahm sie erst nach mehrfachen Wandlungen an. Ihre Entstehungsgeschichte hängt mit der Entwicklungsgeschichte der Industrie in den letzten Jahren zusammen. Die industrielle Produktion ist in Österreich, wie in den meisten europäischen Staaten, nicht mehr bloß ein Mittel, den Reichtum zu vermehren, sie ist die Existenzbedingung eines großen Teiles der Bevölkerung. Diese wächst dort viel rascher, als die Lebensmittelproduktion, welche infolgedessen nicht mehr zur Erhaltung der ganzen Bevölkerung ausreicht. Ein Teil der Lebensmittel muß im Auslande im Austausche gegen industrielle Erzeugnisse verschafft werden. Die Industrie ermöglicht auf diese Weise die Erhaltung einer größeren Bevölkerung, als die Ernährungsfähigkeit des eigenen Bodens gestatten würde. Da sie es auch ist, welche Reichtümer schafft, die zur Bestreitung der großen Aufgaben des modernen Staates erforderlich sind, so ist es leicht begreiflich, daß ihr selbst in Staaten, wo die herrschenden Kreise früher die wachsende Bedeutung der Industrie aus politischen Gründen mit scheelen Augen ansahen, in der neuesten Zeit die sorgfältigste Pflege zuteil wird. Auch in Österreich geschah das gleiche. Allein trotz des Schutzes und der Förderung, welche der Industrie staatlicherseits zuteil wurde, trat ein Stillstand in ihrer Entwicklung ein, welchen man lange vergebens zu erklären sich bemühte. Schließlich fand man den ebenso einfachen, als natürlichen Grund dieser Erscheinung darin, daß die Produktion an der Aufnahmsfähigkeit des inneren Marktes ihre Grenze fand und zu ihrem weiteren Fortschreiten auswärtiger Absatzgebiete bedarf. In allen großen Industriestaaten war es der Handel, welcher im gleichen Entwicklungsstadium über den toten Punkt hinweghalf, neue Absatzgebiete suchte und die heimischen Erzeugnisse über das Meer trug. In Österreich fehlte aber dieses zur vollen Entfaltung der Industrie unentbehrliche Hilfsmittel. Der Handel wurde hier stets vernachlässigt und wie ein überflüssiger Parasit betrachtet. Die geographische Lage und die Regierungsprinzipien des Agrarstaates brachten es so mit sich. Erst die Folgen dieser kurzsichtigen Politik reiften in den letzten Jahren die Er-

kenntnis von der Bedeutung des Handels für eine für den Weltmarkt arbeitenden Industrie. Die Frage nach der Exportförderung nahm infolgedessen eine andere Form an, sie lautet nunmehr: durch welche Mittel und Einrichtungen kann der Überseehandel gefördert werden?

Man pflegt sonst in Österreich, wenn es sich um Schaffung neuer wirtschaftlicher Einrichtungen oder Gesetze handelt, nicht in Verlegenheit zu sein. Die Kulturstaaten folgen einander in der Reihe der wirtschaftlichen Entwicklung und da gleiche Entwicklungsstadien ungefähr gleiche Einrichtungen erfordern, so pflegt man in Österreich, welches der dritte oder vierte in dieser Entwicklungsreihe ist, die wirtschaftlichen Einrichtungen der Vorgänger in der Reihe nachzubilden. In diesem Falle fehlt es aber an einem Vorbilde. Österreich befindet sich in bezug auf den Überseehandel in einer ganz exzeptionellen Lage. Hier ist merkwürdigerweise die Folgeordnung der Entwicklung von Handel und Industrie eine umgekehrte als in allen anderen großen Staaten. Während nämlich in den letzteren die Anfänge der Industrie bereits einen entwickelten Seehandel vorfanden, hatte Österreich schon vor 60 Jahren eine so weit vorgeschrittene der deutschen überlegene Industrie, daß Friedrich List nur aus diesem Grunde die Aufnahme Österreichs in den deutschen Zollverein widerriet. Aber sowohl damals wie jetzt vollzieht sich der größte Teil des österreichischen Überseehandels durch deutsche und englische Vermittlung. Allen anderen Kulturstaaten, welche seit langem einen ihrer sonstigen wirtschaftlichen Entwicklung entsprechenden Seehandel haben, fehlte somit die Veranlassung, diesen durch staatliche Unterstützung — mit Ausnahme etwa von Dampfersubventionen — zu fördern. Die neue Zeit bietet infolgedessen kein Beispiel dieser Art. Die Maßnahmen zur Förderung des Exportes beziehungsweise des Seehandels in Österreich müssen daher selbständige und die Einrichtungen, welche diesen Zweck verfolgen, wenigstens teilweise Originalschöpfungen sein.

II.

Offenbar ist die Regierung von dieser Ansicht ausgegangen, als sie vor ungefähr drei Jahren die unmittelbar interessierten Kreise aufforderte, ihr Maßnahmen und Einrichtungen zur Förderung des Exportes vorzuschlagen. Der Aufforderung wurde durch die Vorlage zweier Projekte entsprochen. Beide haben Ostasien im Auge. In dem einen wird die Subventionierung einer Exportgesellschaft vorgeschlagen, welche den Exporthandel nach Ostasien pflegen soll. Das andere hat die Errichtung einer Überseebank zum Gegenstande, welche ihren Sitz oder wenigstens den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit in China haben soll. Beide haben den bequemen Weg der Nachahmung eingeschlagen und dadurch den Widerspruch aller derjenigen hervorgerufen, welche der Sache eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit zuwendeten. Gegen die staatliche Subventionierung einer Exportgesellschaft erklärt sich das über Aufforderung des Handelsministeriums erstattete Gutachten der niederösterreichischen Handelskammer. Dem Bankprojekte gegenüber haben sich die zur Teilnahme an der Gründung eingeladenen Bankinstitute ablehnend verhalten. Es ist infolgedessen bis heute keine Entscheidung erfolgt. Das Problem ist also noch immer nicht gelöst. Eine eingehende Untersuchung dieser Angelegenheit dürfte daher nicht überflüssig sein.

Der Vorschlag eine Exportgesellschaft, das heißt den Export direkt zu unterstützen, sucht das Problem auf die einfachste Weise zu lösen. Die Proponenten übersahen jedoch,

daß die Erteilung einer Staatssubvention nur im Einklange mit den herrschenden Rechts- und wirtschaftlichen Anschauungen erfolgen kann, während die Subventionierung einer Exportgesellschaft im vollen Widerspruch damit stehen würde. Diese wäre gleichbedeutend mit der Verleihung eines faktischen Exportmonopols nach einem bestimmten Lande, nicht allein wegen der materiellen Unterstützung sondern auch wegen des Ansehens und Vertrauens, welche eine unter staatlicher Ägide errichtete Gesellschaft im Auslande genießt. Und zwar würden die monopolähnlichen Wirkungen der Subvention sich nicht nur zugunsten der unterstützten Gesellschaft, sondern auch jener Industrieunternehmungen äußern, welche mit ihr in einer Interessengemeinschaft stehen. Mit letzteren konkurrierende Unternehmungen würden den Export nur unter weit ungünstigeren Bedingungen vornehmen können. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß eine derartige Bevorzugung mit dem Prinzipe der Rechtsgleichheit unvereinbar ist. Man muß 150—200 Jahre in der Geschichte zurückgreifen, um ein Beispiel dafür zu finden. Die Förderung des Exportes durch Subventionierung von Exportgesellschaften gehört der Merkantilepoche an, welche durch Privilegierung von Handelskompagnien den Handel nach gewissen Ländern und Richtungen zu begünstigen suchte. Die Verleihung von Handelsmonopolen war damals die übliche Form der Staatssubvention. Sie entsprach den herrschenden Rechtsanschauungen, war aber auch wirtschaftlich gerechtfertigt, durch die großen Gefahren, mit welchen in jener Zeit der Seehandel verbunden war. Charakteristisch für diese Gefahren ist die Tatsache, daß in England die Kaufleute, welche Seehandel nach entfernten Weltteilen trieben, merchants adventurer, Abenteuerer, hießen. Es ist begreiflich, daß man sich nur durch die verlockende Aussicht auf großen Gewinn zu diesem gefahrvollen Unternehmen bewegen ließ. Ein ungewöhnlich großer Gewinn beim Handel, welcher die Gefahrenprämie darstellte, konnte aber nur durch ein Monopol ermöglicht werden. Das volkswirtschaftliche Motiv der Verleihung von Seehandeslmonopolen war somit, einen Handelsverkehr nach gewissen Ländern und Richtungen zu eröffnen, welcher ohne dieses besondere Reizmittel nicht entstanden wäre. Heute ist der Seehandel nicht mit viel mehr Gefahren verbunden als der Landhandel. Der Gewährung einer Subvention mit monopolartigen Wirkungen steht somit nicht nur die moderne Rechtsanschauung im Wege, es fehlt ihr auch das wirtschaftliche Motiv, sie kann daher gar nicht ernstlich in Betracht kommen.

Die Monopolform der Staatssubvention ist mit der Wandlung der Rechts- und wirtschaftlichen Anschauungen verschwunden. An ihre Stelle ist eine den Prinzipien der Rechtsgleichheit und freien Konkurrenz adäquate Form der Subvention getreten. Wenn der Staat in der neuen Zeit einen Wirtschaftszweig fördern will, unterstützt er nicht direkt die Interessenten. Er schafft vielmehr die Voraussetzungen, welche es allen ermöglicht unter gleichen Bedingungen auf dem entsprechenden Wirtschaftsgebiete sich zu betätigen. Ist er aus irgendeinem Grunde nicht in der Lage, diese Voraussetzungen selbst zu schaffen, so subventioniert er andere, welche sich dieser Aufgabe unterziehen. Er unterstützt aus diesem Grunde Schiffs- und Eisenbahngesellschaften, wenn er selbst die Verkehrsmittel nicht schaffen will. Derselbe Grundsatz müßte zur Anwendung kommen, wenn es sich darum handelt, die Voraussetzungen für die Entwicklung des Überseehandels zu schaffen. Der Staat müßte in gleicher Weise intervenieren. Diese Voraussetzungen sind: eine Kaufmannschaft, welche Kenntnisse und Erfahrung auf diesem Gebiete hat, und eine be-

sondere Kreditorganisation, welche ihr in Europa und auf den überseeischen Plätzen das erforderliche Kapital zur Verfügung stellt. Der Überseehandel bedarf zu einem erfolgreichen Betriebe sehr bedeutender Kapitalien, weil die Abwicklung der Geschäfte lange Zeit in Anspruch nimmt; er konnte sich daher überall nur mit Hilfe rasch gewährter langsichtiger Kredite entwickeln. Ganz besonders notwendig ist eine derartige Kreditstütze in Österreich, wo dieser Geschäftszweig erst seit wenigen Jahren gepflegt wird und infolge dessen größere Kapitalien verbunden mit dem erforderlichen Unternehmungsgeist, welche ihre Verwertung im überseeischen Handel suchen, sehr selten sind. Da der Staat eine weitverzweigte Kreditorganisation, welche ihre Verbindungen und Filialen in anderen Weltteilen haben soll, nur durch Vermittlung eines Bankinstitutes schaffen kann, so müßte er zur Förderung des Überseehandels eine Bank gründen oder subventionieren, welche auf Grund der entsprechenden Organisation die erforderliche Kreditgewährung zum Gegenstande ihrer Tätigkeit macht.

Es kann somit kein Zweifel obwalten, daß die Einrichtung zur Förderung des Überseehandels ein Bankinstitut sein muß. Damit ist aber das gestellte Problem noch nicht gelöst. Die Banken unterscheiden sich voneinander sehr wesentlich. Die entscheidende Frage lautet daher: Wie soll diese Bank beschaffen sein? Bevor zur Beantwortung dieser Frage geschritten wird, muß noch untersucht werden, ob und inwiefern das der Regierung vorgelegte Bankprojekt, welches jetzt wieder in den Vordergrund getreten ist, zur richtigen Lösung führt.

III.

Der Charakter einer Bank wird durch ihren Zweck bestimmt. Die Organisation und der Geschäftsplan müssen daher zweckentsprechend, d. h. so beschaffen sein, daß sie die richtigen Mittel zur Erreichung des Zweckes bilden. Das erwähnte Bankprojekt ist die getreue Nachbildung einer deutschen Überseebank. Es entstehen daher folgende Fragen: 1. Verfolgen die deutschen Überseebanken den gleichen Zweck, welcher mit einem österreichischen Institute dieser Art erreicht werden will? 2. Sind im Verneinungsfalle die Organisation und der Geschäftsplan der deutschen Überseebanken geeignete Mittel zur Erreichung des Zweckes, welcher von einem staatlich subventionierten österreichischen Institute angestrebt werden muß?

Die deutschen Überseebanken fanden bei ihrem Entstehen Voraussetzungen des Erfolges und der Entwicklung vor, welche grundverschieden von jenen in Österreich sind. Deutschland hatte bereits einen weltumspannenden Handel und mit der Errichtung deutscher Banken in überseeischen Ländern wurde, wie es in ihren Programmen heißt, bezweckt: „Dem deutschen Kapital die außerordentlich l o h n e n d e n und sicheren Geldtransaktionen zuzuführen, deren der immer mächtiger sich entfaltende Warenhandel Deutschlands mit den überseeischen Ländern bedurfte“; „dem deutschen Handel eigene Kreditstützen zu schaffen und t e i l z u n e h m e n an den f i n a n z i e l l e n G e s c h ä f t e n jener Länder.“*

Sie unterstützen den Handel durch Kreditgewährung, aber nur weil und soweit es ein einträgliches Geschäft ist. Sie wurden nicht ins Leben gerufen, um den Handel zu fördern und zu heben, sondern, um aus den Geldtransaktionen eines bereits hochentwickelten Handels Gewinn zu ziehen.

* Rosendorf, Die deutschen Banken im überseeischen Verkehr. Schmollers Jahrbuch, 4. Heft, 1904, S. 102.

Sie sind ohne Unterstützung des Staates durch private Initiative entstanden und verfolgen, unbeirrt durch Rücksichtnahme auf das allgemeine Interesse, ausschließlich Erwerbszwecke.

Ihre eigentliche Aufgabe ist, wie schon aus ihren Programmen hervorgeht, die Teilnahme an den finanziellen Geschäften der überseeischen Länder, in welchen sie ihren Wirkungskreis haben. Damit wurden Zwecke verschiedener Art verfolgt, die aber so vielfach ineinander greifen, daß sie praktisch kaum voneinander zu unterscheiden sind. Nach den ihnen zugrunde liegenden Bestrebungen zerfallen sie in zwei Kategorien:

1. Kolonial-politische Zwecke. Diese ergeben sich klar aus der Tatsache, daß die deutschen Überseebanken nur für und in jenen Ländern errichtet wurden, wo Deutschland Kolonien zu erwerben trachtete. Drei für Südamerika und die Deutsch-asiatische Bank in China. In Südamerika, insbesondere in Brasilien befinden sich zahlreiche deutsche Ansiedlungen und Deutschland hätte dort längst Kolonien erworben, wenn nicht die von den Vereinigten Staaten proklamierte Monroedoktrin hindernd im Wege gestanden wäre. Durch die Tätigkeit dieser Banken wurde der wirtschaftliche Einfluß Deutschlands begründet, dem der politische folgen sollte.

Mit der Gründung der Deutsch-asiatischen Bank war der uneingestandene Zweck verbunden, die chinesische Provinz Shantung, welche an Kiaotschau grenzt und die Deutschland vor dem Russisch-japanischen Kriege als seine Interessensphäre in Anspruch nahm, durch den Bau von Eisenbahnen, Eröffnung von Bergwerken usw. auf friedlichem Wege in eine deutsche Kolonie zu verwandeln, wie es der Russisch-mandschurischen Bank mit großem Erfolge in der Mandschurei gelungen war. Die Bank mußte infolgedessen ihren Sitz in China haben.

2. Rein wirtschaftliche Zwecke. Diese stehen im Zusammenhange mit einem weltwirtschaftlichen Ereignisse. Seit ungefähr 30—40 Jahren hat die Volks- und Kapitalsbewegung zwischen Europa und seinen Kolonialgebieten eine Richtung eingeschlagen, welche von der in den vorangegangenen zwei Jahrhunderten beobachteten wesentlich verschieden, ja dieser nahezu entgegengesetzt ist. Trotz der starken Zunahme der Bevölkerung hörte die Auswanderung namentlich in den großen Industriestaaten größtenteils auf. Statt nach den Kolonien geht der Überschuß der Bevölkerung in die Fabrik. Es begann dagegen eine Übertragung des Kapitales, welches im Inlande nicht verwertet werden konnte, in großem Maßstabe nach den außereuropäischen Ländern. Aus England, Deutschland und Frankreich war diese Emigration des Kapitales am stärksten. Schon vor ungefähr sechs Jahren hat das deutsche Marineamt den Nachweis veröffentlicht, daß deutsches Kapital in der Höhe von sieben Milliarden allein in überseeischen Banken, Eisenbahnen, Bergwerken und Plantagen angelegt sei.

Vor etwa drei Jahren hat ein französischer Finanzminister in öffentlicher Rede die französischen Kapitalsanlagen in den Kolonien und im Auslande mit 30 Milliarden beziffert. Die englischen Kapitalsanlagen in den Kolonien und im Auslande wurden schon vor ungefähr zehn Jahren von genauen Kennern der Verhältnisse auf 40 Milliarden geschätzt. Die Wirkungen dieser neuen Richtung der Volks- und Kapitalsbewegung haben mehr als irgendeine andere Angelegenheit in den letzten Jahren die Weltpolitik beschäftigt. Sie haben die chinesische und marokkanische Frage geschaffen und in allgemeinen wirtschaftlichen Expansivbestrebungen ihren Ausdruck gefunden. Das Aufhören der



Auswanderung, die Folge der großen Industrieentwicklung, machte Absatzgebiete für die immer wachsende Produktion notwendig. Zur Befriedigung dieses Bedürfnisses wird der Erwerb von Kolonien und die „offene Tür" in allen außereuropäischen formell noch unabhängigen Ländern angestrebt. Ebenso erforderte das stetig zunehmende Kapital Investitionsgelegenheit, und da diese in Europa nicht immer unter günstigen Bedingungen sich findet, suchte man sie sich in außereuropäischen Ländern insbesondere in China durch Abgrenzung von „Interessensphären" für jede einzelne Macht, zu verschaffen. Die Aufgabe, die Kapitalsanlagen in außereuropäischen Ländern zu vermitteln, ist den Überseebanken zugefallen, welche sie durch Gewährung von Staatsanlehen, Erwerbung von Eisenbahn- und Bergbaukonzessionen usw. durchführen. Sie sind gewissermaßen die Auswanderungsagenten des anlagebedürftigen Kapitals, dessen Kolonisierung sie besorgen und auf diese Weise ihren wichtigsten Programmpunkt zur Ausführung bringen.

Dies sind die Zwecke, welche die deutschen Überseebanken verfolgen. Es bedarf wohl keines weiteren Nachweises, daß sie grundverschieden von den Zielen sind, welche ein österreichisches Institut erreichen will, das mit Unterstützung des Staates zur Förderung des Überseehandels ins Leben gerufen wird.

Die Organisation der deutschen Überseebanken wurde ihrem Zwecke entsprechend eingerichtet. Ihre Hauptaufgabe war, wie aus ihrem Programm hervorgeht, die Teilnahme an den finanziellen Geschäften der außereuropäischen Länder. Sie errichteten daher für jedes Land, an dessen Geschäften sie teilnehmen wollen, eine Bank, welche ihre ganze Tätigkeit auf dieses Land konzentriert, ohne Rücksicht darauf, ob der deutsche Handel mit diesem Lande groß oder gering war. Das war Nebensache. Das lokale finanzielle Geschäft gab den Ausschlag.

Ganz anders muß die Organisation beschaffen sein, wenn das zu erreichende Ziel die Förderung und Schaffung des heimischen Handels ist. In diesem Falle muß vorwiegend die Mitwirkung am Handel Gegenstand der Tätigkeit des Institutes sein. Diesem entspricht aber nur eine Organisation, welche es ermöglicht, daß die Bank mit dem Handel aller Richtungen in Kontakt ist, um ihn unterstützen zu können. Ganz besonders ist eine derartige Organisation in Österreich notwendig, wo eine Bank zur Förderung des Überseehandels nur mit Staatshilfe entstehen kann. Eine zweite Bank mit gleichem Programm wird ihr nicht so bald folgen. Würde der Sitz dieser Bank oder der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit nach China verlegt werden, so müßte der Überseehandel aller anderen Richtungen viele Jahre hindurch jede Unterstützung und Förderung entbehren. Und nicht allein der Handel, auch die Weiterentwicklung der Industrie, welche durch den Export gefördert werden soll, würde darunter leiden. Nach verschiedenen Ländern werden gewöhnlich verschiedene Industrieerzeugnisse exportiert, entsprechend den Bedürfnissen, welche durch die eigene Produktion nicht befriedigt werden. Wird nur der Handel einer Richtung gefördert, so wird auch nur der Export von Industrieerzeugnissen gefördert, welche den Bedürfnissen der in dieser Richtung gelegenen Länder entsprechen und daher dort ein günstiges Absatzgebiet finden. Alle anderen Industriezweige sind nach wie vor bezüglich des Exportes auf ihre eigene Kraft angewiesen. Die Exportförderung würde auf diese Weise zu einer ungerechtfertigten Begünstigung gewisser Handelsrichtungen und einzelner Industriezweige führen und gegen den allgemein hochgehaltenen Grundsatz verstoßen, welcher bei allen staatlichen Unterstützungen die Bevorzugung Einzelner

oder ganzer Gruppen ausschließt. Es ergibt sich also klar, daß eine Nachbildung der Organisation nach dem Muster der deutschen Überseebanken das österreichische Institut dem eigentlichen Zwecke entfremden würde. Der österreichische Überseehandel aber im großen und ganzen, von dem der österreichisch-chinesische ungefähr 2—3 Prozent beträgt, würde durch eine so einseitige Förderungsaktion nichts gewinnen.

Auch der Geschäftsplan, welcher, soweit er in der Öffentlichkeit bekannt wurde, ebenfalls eine Nachbildung ist, entspricht dem Zwecke nicht, den man mit der Gründung einer Überseebank in Österreich verfolgt. Am allerwenigsten aber eignet er sich für ein staatlich subventioniertes Institut. Für die deutschen Banken sind diese Geschäfte — Erwerb von Konzessionen, Gewährung von Darlehen an öffentliche Körperschaften usw. — ein Mittel Kapital zu investieren, welches in der Heimat nur minder günstig placiert werden könnte. Die Kapitalsinvestition ist der Hauptzweck, der für die Industrie daraus allenfalls resultierende Nutzen — ein Nebenvorteil. Die Größe der investierten Summe steht in einem richtigen Verhältnisse zu dem etwa erzielten Nebenvorteile. Der ganze Vorgang ist überdies in den Verhältnissen begründet. Deutschland ist ein reiches Land, mit viel überschüssigem Kapital und die Banken befriedigen mit den Investitionen ein heimisches Bedürfnis. Österreich ist aber nicht in der gleichen glücklichen Lage. Es gehört nicht zu den Gläubigerstaaten. Kapitalsanlagen in China wären hier nur ein Mittel, der Industrie, möglicherweise Beschäftigung zu verschaffen. Das Verhältnis zwischen den investierten Millionen und dem problematischen Vorteile der Industrie wäre daher kein rationelles. Der einzelne oder ein Privatinstitut kann es vorteilhaft finden, das ihm zur Verfügung stehende Kapital im Auslande zu verwenden. Der Staat als solcher aber, welcher dem Auslande weit mehr schuldet, als er von diesem zu fordern hat, kann es unmöglich seinem Interesse entsprechend finden, größere Kapitalsbeträge im fernen Auslande auf viele Jahre hinaus festzulegen. Nun soll er aber gar diese Tätigkeit materiell unterstützen. Das wäre eine Exportprämie für den Export von Kapital. Diese Eigenschaft der Subvention macht jede weitere Erörterung überflüssig.

IV.

Wie soll die Organisation dieser Bank beschaffen, was soll der Inhalt ihrer Geschäftstätigkeit sein?

Es gibt dafür kein geeignetes Vorbild. Man kann wohl einzelne Geschäftszweige und Teile der Organisation ähnlicher Institute als brauchbare Bausteine neben anderen benutzen. Das Ganze aber muß ein selbständiges Gebilde sein, österreichischen Verhältnissen und Bedürfnissen angepaßt.

Die Grundzüge der Organisation ergeben sich aus dem Zwecke, welcher mit der Errichtung der Bank verfolgt wird. Die Bank soll die Entwicklung des Überseehanldes fördern und unterstützen, sie muß daher möglichst viele Berührungspunkte mit dem Handel aller Richtungen haben. Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß ihr Sitz in Wien, dem Zentrum des Handels und der Industrie, sich befinden muß. Ebenso notwendig ist eine große Fililae in Triest, dem Ausgangspunkte des Überseehandels. Da ferner die Unterstützung des Handels durch eine Bank nur dann von nachhaltiger Wirkung ist, wenn sie auch an überseeischen Plätzen erfolgt, so müssen nach und nach in allen überseeischen großen Häfen und Handelsplätzen, welche dem österreichischen Handel und der österreichi-

schen Industrie Aussicht auf Erfolg bieten, ebenfalls Filialen und Lagerhäuser errichtet werden. Lagerhäuser errichten auch die deutschen und englischen Banken bei ihren Filialen, welche die Warenbelehnung pflegen.

Diese Filialen sind die moderne Form der alten Handelsfaktoreien. Rationell eingerichtet, dienen sie nicht allein dazu gewöhnliche Kreditgeschäfte zu besorgen, sondern auch Handelsverbindungen anzuknüpfen und bilden, wenn sie den Warenhandel kommissionsweise betreiben, eine Pflanzschule für Kaufleute, welche, nachdem sie einige Zeit als Angestellte in einer Filiale tätig gewesen, durch ihre Kenntnisse des Landes und seiner Bedürfnisse dem Heimatlande die nützlichsten Dienste leisten können. So viel über die Organisation.

Der Geschäftsplan der Bank ist durch ihren Zweck vollständig gegeben. Ihre Geschäfte sind: Kreditgewährung auf Waren in verschiedenen Formen und Durchführung der mit dem Überseehandel verbundenen Geldtransaktionen. Diese Geschäfte sind nicht nur zur Erreichung des angestrebten Zweckes notwendig, sie sichern auch die Rentabilität des Unternehmens. Der österreichische Überseehandel einzelner Richtungen, z. B. nach Ostasien, ist verhältnismäßig noch geringfügig. Der gesamte Überseehandel reicht jedoch vollständig hin, das Kapital einer Bank lohnend zu beschäftigen. Für die Rentabilität hat der Import dieselbe Bedeutung, wie der Export. Der überseeische Import beträgt aber jetzt schon über 300 Millionen. Er befindet sich gegenwärtig größtenteils in fremden Händen. Die damit verbundenen Geldtransaktionen besorgen deutsche und englische Banken. Einem heimischen Institute wird es aber bald gelingen an ihre Stelle zu treten, es wird bei seinen Bemühungen vom Interesse der Importeure selbst unterstützt werden.

Diese Geschäfte bilden auch einen wesentlichen Teil der Tätigkeit der deutschen Überseebanken, welche dabei in nachahmenswerter Weise vorgehen.

Die Kreditgewährung geschieht, solange die Ware sich auf dem Schiffe befindet, in ähnlicher Weise, wie auf dem Lande in Lagerhäusern. Die Stelle des Warrant vertritt das Connossement, ebenfalls ein indossables Papier, welches die Ware repräsentiert und sowohl zur Übertragung des Eigentums als zur Sicherstellung dient. Die Banken belehnen die Ware nach Übernahme der Schiffsdokumente mit 40—75 Prozent des fakturierten Wertes, die Höhe der Beleihung richtet sich nach der Art und Beschaffenheit der Ware. Beiden Arten der Kreditgewährung liegt der Gedanke zugrunde, durch Mobilisierung des in den Waren gebundenen Wertes, dem Warenbesitzer die Möglichkeit zu geben, über einen Teil desselben noch vor der Realisierung verfügen zu können.

Die Überseebanken beschränken sich aber nicht auf die Belehnung während der Seefahrt, sie nehmen, wenn erforderlich, auch nach Ankunft der Ware am Bestimmungsorte die zur Abwicklung des Geschäftes notwendigen Transaktionen vor. Wenn die Ware noch nicht verkauft ist, wird sie nach dem Eintreffen eingelagert und belehnt. Ist die Ware verkauft und genießt der Käufer ein Ziel, so bezieht die Bank die Ware und honoriert die auf den überseeischen Händler gezogene Tratte. Ganz in der gleichen Weise, wenn auch in etwas veränderter Form, wirken die Banken beim Import mit, indem sie die auf sie gezogene Tratte nach Übernahme der Schiffsdokumente mit ihrem Akzept versehen und die Dokumente dem inländischen Käufer übergeben.

Exporteur und Importeur nehmen also nur den Verkauf beziehungsweise Kauf der Ware auf den überseeischen Plätzen vor; aller sonstigen Fürsorge für die Ware, von der

Übergabe der Schiffsdokumente bis zur Abwicklung des Geschäftes, überhebt ihn die Bank, deren Vertreter alle im Interesse der Warenkommittenten erforderlichen Transaktionen besorgen. Daraus geht aber auch klar hervor, in welcher Beziehung die Einrichtungen einer österreichischen Überseebank von denen der deutschen Banken abweichen und welche ergänzende Einrichtungen geschaffen werden müßten, um die besonderen österreichischen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Grenzen, welche die deutschen Banken ihrer Tätigkeit zogen, entsprechen den Verhältnissen des deutschen Handels, dessen hohe Entwicklung keiner anderen Hilfe mehr als des Kredites bedarf. Exporteur und Importeur haben bereits die nötigen überseeischen Verbindungen und ständigen Vertreter, welche ihre Interessen wahrnehmen, Kauf und Verkauf besorgen.

Ganz anders sind die Verhältnisse in Österreich, wo bis jetzt nur die Keime eines Überseehandels vorhanden sind, welche bei Anwendung aller Fürsorge und Hilfsmittel, mindestens ein Jahrzehnt zu ihrer Entwicklung benötigen. Solange aber kann das Exportbedürfnis der Industrie nicht warten, es verlangt eine baldige Befriedigung. Eine begrenzte Aktion, wie die der deutschen Banken, würde wohl der Entwicklung des Überseehandels nützen, aber dem Exportbedürfnis der Industrie nur sehr langsam und ungenügend abhelfen. Um dieses nachhaltig tun zu können, müßte eine österreichische Überseebank so eingerichtet werden, daß sie allenfalls auch den Kauf und Verkauf auf überseeischen Plätzen für Auftraggeber zu effektnieren in der Lage ist. Die Bank könnte sich dann nach Bedürfnis und Wunsch der Mandanten entweder auf die bereits geschilderte Tätigkeit der deutschen Banken beschränken oder auch kommissionsweise den Kauf beziehungsweise Verkauf besorgen. Aber nur kommissionsweise. Den Warenhandel für eigene Rechnung darf eine Bank, welche zu dem bezeichneten Zwecke ins Leben gerufen wurde, nicht betreiben.

Eine derart organisierte Bank würde der doppelten Aufgabe gerecht werden, welche dem betreffenden Bedürfnisse entspricht; sie würde einerseits die Entwicklung und Hebung des Handels unterstützen, anderseits den Export erleichtern, solange das eigentliche Ziel, ein entsprechender Seehandel, nicht erreicht ist.

Zum Schlusse verdient noch ein Umstand in Betracht gezogen zu werden, welcher im vorliegendem Falle auf die Organisation und den Geschäftsplan einer Bank zur Förderung des Überseehandels von größtem Einflusse sein muß, d. i. die staatliche Subventionierung.

Bekanntlich verursacht die Form der Subvention große Schwierigkeiten. Diese wären bei einer direkten Subvention einzelner Exportfirmen nahezu unüberwindlich. Wird die Leistung, d. i. das Quantum oder der Wert der exportierten Ware, zur Bemessungsgrundlage genommen, so nimmt die Subvention die Form einer einfachen Exportprämie an, an welche bei einer Exportförderung aller Industrieerzeugnisse nicht wohl gedacht werden kann. Für jede unter einem andern Titel gewährte Subvention fehlt eine kontrollierbare Bemessungsgrundlage.

Leichter ist die Form der Subvention einer zur Förderung des Überseehandels ins Leben gerufenen Bank zu finden. Hier kann man mit einigen Vorbehalten den Vorgang bei der Subvention von Eisenbahnen analog anwenden. Die Bemessungsgrundlage ist das Bankkapital. Die Subventionsform ist die Zinsengarantie. Diese ist aber, der Analogie entsprechend, nur unter zwei Bedingungen zulässig. Das ganze Kapital muß dem Zwecke gewidmet sein, welcher das allgemeine Interesse darstellt; es darf

ferner aus der Art der Geschäfte keine größere Gefährdung des Kapitals drohen, als sie etwa bei einer Eisenbahn stattfindet, weil die Größe der Subvention approximativ eine begrenzte sein muß. Daraus folgt, daß die Bank sich auf diejenigen Geschäfte beschränken muß, welche zur Erreichung des Zieles, also hier zur Förderung des Überseehandels, notwendig sind und mit denen keine größere Verlustgefahr verbunden ist. Beiden Bedingungen entsprechen die oben bezeichneten Geschäfte. Gewährung von Warenkrediten und Durchführung der mit dem Warenhandel verbundenen Geldtransaktionen, diese Geschäfte sind die eigentlichen Mittel zur Förderung des Überseehandels, aus ihnen können auch größere Verluste nicht entstehen, weil die gewährten Kredite fast immer bedeckt sind. Wird bei der Warenbelehnung mit der nötigen Vorsicht vorgegangen, so sind Verluste nahezu ausgeschlossen. Selbst bei einer sehr mäßigen Entwicklung des Handels würde der Staat kaum in die Lage kommen, die Subvention wirklich zu leisten. Sollte aber die Notwendigkeit doch eintreten, so würde das Opfer für eine dauernde Einrichtung gebracht werden, welche einem Bedürfnisse entspricht und im allgemeinen Interesse wirkt.

Chronik.

Erziehung und Unterricht.*

Dem Bildungswesen fehlt die Eigenbewegung, lehrt Paulsen in seinem neuesten Werke.** Es sei eng in den großen Gang der allgemeinen Kulturbewegung eingeflochten und zeige eine fortschreitende Anpassung an die Forderungen der kulturellen Veränderungen. Niemals könne es daher gelingen, die Schule in dauernden Gegensatz zu den führenden Gewalten der Menschheitsentwicklung zu setzen.

In dauernden Gegensatz gewiß nicht. Doch gibt es — Paulsen selbst spricht davon — Stillstandsepochen und sogar Rückwärtsbewegungen, welche die Linie der natürlichen Entwicklung unterbrechen. Für den Historiker allerdings, dessen Blick weite Zeitperioden zu überfliegen und zu gliedern gewohnt ist, für den ein halbes, ein ganzes Jahrhundert wenig bedeuten, verschlägt eine Unterbrechung, durch einige Jahrzehnte gehend, nichts. Sein Gesetz wird sich ja doch erfüllen. Für den Gegenwartsmenschen aber wird es eine ernste Angelegenheit bleiben müssen, Hemmungen zu überwinden oder zu verhindern, um so mehr, als gerade infolge des Mangels an Eigenbewegung das Bildungswesen mit seiner Umwandlung ohnehin erst im weiten Verlaufe oder selbst im Ablaufe der großen Kulturveränderungen einsetzt.

Der glückliche Augenblick für eine Anpassung unseres Bildungswesens an die schon lange geänderten Verhältnisse der Allgemeinbewegung ist nun eingetreten. Daß er richtig genutzt und völlig ausgeschöpft wird, dafür haben die Gegenwartsmenschen zu sorgen. Denn daß der Historiker zu seinem Rechte kommt und sich sein Entwicklungsgesetz erfüllen muß, kann nur dem fortschrittsunfrohen Bureaukraten als Entschuldigung der eigenen Unfruchtbarkeit dienen.

Eine gewaltige Schar latenter Kräfte ist frei geworden — zur Reform unserer Schule. Der große, fast ein Jahrhundert schlummernde Persönlichkeitsgedanke ließ sich an der Wiege des zwanzigsten Jahrhunderts nieder, die junge Wissenschaft der Hygiene ist kraftvoll emporgeblüht und beginnt ins Verständnis der großen, sich allmählich organisierenden Massen zu dringen. So konnte die Kinderforschung, kaum mehr als zehn Jahre alt, sich einen Platz von hervorragender Bedeutung sichern.

In Österreich im besonderen verursachte der Kampf um die Wahlreform eine Erregung der Geister, die noch auf lange hinaus zu fruchtbaren Wirkungen geführt werden kann. Der Kampf um die Schule, um ihre Anpassung an die neuen Verhältnisse und Anschauungen hat mit Macht eingesetzt, mehr noch der Kampf um den Schutz des Kindes in geistiger und körperlicher Hinsicht, um seine Schonzeit. Nicht allein Unterricht wird gefordert, die Schule soll auch erziehen überhaupt und erziehen zur Arbeit und durch Arbeit. Nicht darum wird es sich handeln, die Jugend zu Staatsbürgern heranzubilden, die ohne Murren den letzten Groschen aufs Steueramt tragen sondern um das weit Größere: aus ihr, wie Max Burckhard so schön ausgeführt hat, gute Menschen zu machen.

Das Maß von Sünden, welche die Schule an der körperlichen Entwicklung der Jugend begeht, wird als übervoll erklärt, geradezu als Frevel aber, sich über ernste Warnungen bedeutender Ärzte hinwegzusetzen. Die Erschöpfung der Nervenkraft, führt der bekannte Nervenarzt Benda in einer lesenswerten Schrift* aus, ist zu einer bedrohlichen Erscheinung geworden. Ob die moderne Kulturmenschheit einer Degeneration entgegengehe, die sie schließlich einer frischeren und leistungsfähigeren Rasse zum Opfer fallen läßt, ob nicht vielleicht eine Anpassung an ein labileres Nervensystem eintreten werde, könne nicht entschieden werden. Eine solche Anpassung vermöge aber sicher nicht allgemein einzutreten, dazu seien nur die kräftigeren Charaktere fähig. Sie könne auch nur eine individuelle sein und die Gefahr bleibe bestehen, daß die Nachkommen an den Klippen scheitern, an denen der Vorfahr noch glücklich vorübergekommen. Den erwachsenen Kulturmenschen aus dem Wirbel zu reißen, sei nicht möglich. Wolle man einen Wandel, dann sei beim Kinde zu beginnen. Vor allem müsse der Körper zu seinem Rechte kommen, dem Kinde solle ein stilles Reifen gegönnt werden. Denn Störungen während der Entwicklung bedeuten oft einen nicht wieder gut zu machenden Schaden für die ganze Persönlichkeit. Zahlreiche Beispiele dagegen beweisen, daß eine hohe geistige Ausbildung auch in späteren Jahren erworben werden kann. Der geeignetste Boden für die gedeihliche Entwicklung des Kindes sollte unzweifelhaft die Familie sein. Sie komme jedoch bei den destruktiven Tendenzen des modernen Familienlebens und bei den Mängeln, die der Erziehung in der Großstadt, selbst bei

* Vgl. Bd. VII, Heft 86, 87 der „Österr. Rundschau".

** F. Paulsen, Das deutsche Bildungswesen. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 100. Teubner, Leipzig, 1906.

* Besonderheiten in Anlage und Erziehung der modernen Jugend. Hermann Walther. Berlin, 1905.

geordneten Verhältnissen, anhaften, wenig mehr in Betracht. Deshalb müsse die Schule einen großen Teil der Aufgaben der Familie auf sich nehmen.

Bereits auf dem Nürnberger Kongresse für Schulhygiene (1904) verfocht Benda mit dem Hinweise auf England und Schweden eine freiere Ausgestaltung des Schulwesens, insbesondere in den oberen Klassen. Paulsen und Matthias unterstützten diese Forderung aufs eifrigste und das preußische Unterrichtsministerium bestimmte 1905 mehrere Schulen als Versuchsanstalten.

Eine moderne Einrichtung der Schule ist ohne völlige Lösung der Schularztfrage nicht denkbar. Es ist beschämend, wie weit Österreich hierin zurücksteht, weiter als manches Volk auf der — Balkanhalbinsel. Seit dem Nürnberger Kongreß hat die Unterrichtsverwaltung diese Frage — im Auge behalten. Das gute Beispiel, mit dem sie vorangehen soll, hat sie zu geben unterlassen. Bienerths Ministerschaft war von zu kurzer Dauer, um begangene Sünden zu tilgen; wie weit Marchet diese dringende Angelegenheit führen wird, muß erst abgewartet werden. An gutem Willen wenigstens scheint es ihm nicht zu fehlen.

Mit der Lösung der Schularztfrage wäre zugleich die Grundlage des hygienischen Unterrichtes an Mittelschulen geschaffen. In einem ausgezeichneten Schriftchen schlägt Dr. A. Hinterberger* einen ganzjährigen zweistündigen Kurs über die Lehre vom Menschen als Organismus (unter Ausscheidung des heutigen unvollkommenen Unterrichtes aus Somatologie) und Hygiene vor in Verbindung mit der Lehre von der ersten Hilfe. Dieser Unterricht kann — das ist Hinterbergers mit vollem Recht gestellte Forderung — nur von einem geschulten Fachmanne, das heißt von einem Arzte, der die spezielle Ausbildung in Hygiene erfahren, erteilt werden.

Leider können sich unsere Schulmänner mit der Einführung der Schulärzte noch immer nicht befreunden, ein neuer Beweis, daß die Schule in sich das stärkste Hemmnis für eine segensreiche Entwicklung trägt.

Kleinliche Furcht vor Kompetenzstreitigkeiten, Besorgnis vor der Verkürzung ihrer Machtbefugnisse trübt den Blick der Schulmänner. In sinnloser Eifersüchtelei wird eine dringende soziale Forderung bekämpft, gerade aus der Mitte jener, deren heiligste Pflicht es wäre, sie mit aller Kraft durchzusetzen. Ich erinnere hier an den ebenso leidenschaftlichen wie nur aus persönlichen Gründen geführten Widerstand der Lehrer an den deutschen Idiotenanstalten gegen die Errichtung von Hilfsschulen für minderbegabte Kinder, die heute weltberühmt geworden sind.

Gilt auch der Kampf dem gesamten Schulsystem, im einzelnen wendet er sich am erbittertsten gegen das Gymnasium. Er fällt zusammen mit dem Ringen der geistigen wie sozialen Eliten. Die eine steigt, darum muß die andere fallen. Beim Wechsel der Macht geraten sie am härtesten aneinander. In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts stand noch der Humanismus, dem das Gymnasium seine Entstehung verdankt, in voller Blüte. Mit der stetig wachsenden Verselbständigung der modernen Kultur und dem riesigen Aufschwunge der realen Wissenschaften tritt jedoch das Altertum immer mehr zurück. Das klassische Studium verliert den sichern Grund, aus dem es seine Lebenskraft erneuern könnte. Bald wird es, sagt Paulsen, nicht mehr als notwendiges Stück höherer Bildung, sondern nur als unentbehrliches Werkzeug für bestimmte Studien eingeschätzt werden.

Dem griechischen Sprachunterricht wird jede Existenzberechtigung von einem Großteil der Reformer abgesprochen. Sie stützen sich auf den ersten Hellenisten der Gegenwart, Willamowitz von Möllendorf, und den hervorragendsten Kulturhistoriker, Kurt Breysig, und den berühmten Berliner Universitätsprofessor, F. Paulsen, der den Verwitterungsprozeß der klassischen Studien als geschichtliche Notwendigkeit klarzulegen sucht.

Der Kampf für und wider das klassische Studium ist bereits in die Tagespresse eingedrungen, der deutlichste Beweis für das tiefgehende Interesse an dieser Frage. Unter den zahlreichen Zeitungsartikeln sind zwei in der „Neuen Freien Presse"* erschienene besonders hervorzuheben. Ihr Verfasser, der Geologe Dr. Th. Fuchs, verwirft die Ansicht der Philologen, daß die griechische und lateinische Grammatik und Sprache Träger des humanistischen Geistes seien. Die Kultur sei es, in erster Linie die griechische Kunst und Philosophie. Zum Verständnis der griechischen Kunstwerke trage die Kenntnis der griechischen Sprache nichts bei, die Schriften der alten Philosophen seien aber, einfach sprachlich betrachtet, für die Jugend vollkommen unverständlich. Das Drama, der Höhepunkt der griechischen Dichtkunst, lasse sich ohne weiteres, da es hauptsächlich auf die Handlung ankomme, in eine fremde Sprache übertragen, ohne fühlbare Einbuße an seiner künstlerischen und bildenden Wirkung zu erleiden. Auch die Übertragung Homers sei ohne nennenswerte Beeinträchtigung gelungen. Für das Verständnis der lyrischen Dichtungen reiche aber die einfache Sprachkenntnis nicht aus, da es sich hier nicht

* Zur Frage des Unterrichtes in Hygiene an Mittelschulen. W. Braumüller. Wien, 1906.

* Antike Kultur und antike Sprachen. 11. und 19. August 1906.

nur um die Bedeutung, sondern auch um die ästhetische Valenz der Worte handle, die sich niemals aus den Büchern, sondern nur aus dem Leben selbst schöpfen lasse. Dazu spiele die Lyrik bei den Griechen eine geringe Rolle, während die modernen Sprachen einen Überreichtum an lyrischer Poesie besitzen.

In das Leben des alten Hellas, in das gewaltige Gebäude der griechischen Kultur- und Kunstgeschichte, das nicht von Philologen erbaut worden, sei die deutsche Gelehrsamkeit am tiefsten eingedrungen und wenn heute ein Grieche den vollkommensten Überblick über das Leben seiner Vorfahren gewinnen wolle, dann müsse er vor allem Deutsch lernen, um die in deutscher Sprache darüber geschriebenen Werke lesen zu können. In gleicher Weise verhalte es sich mit der römischen Kultur. Von der wunderbaren Welt der Antike erfahre der heutige Schüler so gut wie nichts. Unsere Philologen seien zwar gute Grammatiker, der griechischen Kunst und Philosophie stünden sie jedoch ahnungslos gegenüber, ihre Vermittlung sei daher unmöglich.

Solange W. v. Hartel Unterrichtsminister war, drohte den humanistischen Studien keine Gefahr. Um so größer erschien sie nach seinem Abgange. Ihr zu begegnen, bildete sich 1906 der „Verein der Freunde der humanistischen Studien“. Er will das Gymnasium als vornehmste Bildungsstätte erhalten wissen und die klassischen Studien vertiefen.

Als Zentrum moderner Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Schule überhaupt ist ein in Entstehung begriffener Verein gedacht, an dessen Spitze der Hygieniker Sanitätsrat Prof. Hueppe stehen wird.

Zwischen den Anhängern des Alten und den Kämpfern für Neues steht die Unterrichtsverwaltung. Ihre Traditionen führen sie zu jenen, immerhin fehlt es ihr nicht an Witterung für den starken Zug einer neuen Zeit. Augenblicklich sucht sie den Ansturm durch einige Tropfen Öl zu besänftigen, beiden Teilen zum Mißvergnügen. Das Studium des Griechischen* soll erleichtert, das der Naturwissenschaften** erweitert werden. Es wurde „in provisorischer Weise“ verordnet, daß die Übersetzungsaufgaben aus der Unterrichtssprache in das Griechische als Schularbeiten zu entfallen haben. Nach der andern Seite wird „versuchsweise“ gestattet, den physikalischen Unterricht in der siebenten Gymnasialklasse auf wöchentlich vier Stunden auszudehnen und im zweiten Semester „je zwei Stunden wöchentlich speziell für Chemie“ zu verwenden.

Daß kleine Verbesserungen am gegenwärtigen Schulsystem nichts ändern, darüber kann kein Einsichtiger im Zweifel sein.

Soll eine Schulreform wirklich wertvoll sein, hat sie großzügig einzusetzen und als Allererstes die Gleichwertigkeit körperlicher und geistiger Erziehung zu verkünden. Ist dem jugendlichen Körper sein Anspruch auf gesunde Entwicklung gesichert, das dafür notwendige Zeitmaß und die geeignetsten Wege festgestellt, eine fürsorgliche Überwachung durch den Schularzt außer Frage gestellt, dann erst kann über die restliche Zeit Verfügung getroffen werden. Wird dieser Weg eingeschlagen — und er entspräche doch dem griechischen Erziehungsideal — fällt von selbst der Streit um diesen oder jenen Gegenstand. Im Zwange der eng bemessenen Zeit bröckelt sich aller Ballast automatisch ab.

An der wichtigen Lehre der Erfahrung wird man ferner festhalten müssen, daß „mathematisch-naturwissenschaftliche und philologisch-historische Begabung sich gegenseitig auszuschließen pflegen und daß eine bedeutende Gedächtniskraft eine seltene Gabe ist; daß aber Höhe und Vielseitigkeit der Begabung, mit starkem Gedächtnis verbunden, wie die Gegenwartschule sie verlangt, nur einem geringen Bruchteile der Schüler gegeben ist, höchstens 5% der Schülermasse nach Angabe zuverlässiger Beobachter.“ (Benda.) Daraus ergäbe sich die Notwendigkeit der Differenzierung in den oberen Klassen. Was hindert aber dann den Übergang zur Einheitsschule? Einen fünf- bis sechsjährigen Kurs, wie sich ihn Kleinpeter oder sonst jemand denkt, wie er in manchen Staaten schon besteht? Also gemeinsamer Unterbau, nach dessen Absolvierung sich die Schüler je nach ihren Fähigkeiten besonderen Fachstudien widmen oder die Vorbereitung für die Universität im Hinblick auf die zu wählenden Disziplinen in wirkungsvoller Weise betreiben. Die Idee der Einheitsschule ist eine alte, sie liegt ja auch der Einrichtung der Realgymnasien zugrunde. Da aber der Sprachunterricht auch hier auf der gemeinsamen Stufe überwuchert, ging der volle Erfolg verloren. Sie hat auch mit Vorurteilen zu kämpfen. Es herrscht vielfach die Ansicht vor, daß eine Uniformierung des Bildungsganges eintreten würde. Ihr Wesen geht aber gerade auf das Gegenteil hinaus. In einer Sitzung der Schulreform-Enquete der Wiener kulturpolitischen Gesellschaft wurde von seiten der Anhänger des bisherigen Schulsystems gefordert, jeder Schüler solle die Schule besuchen, für die er die Eignung habe. Als daraufhin Med.-Dr. Hinterberger die Frage stellte, aus welchen Anzeichen man denn bei einem zehnjährigen Knaben zu erkennen vermöchte, ob er fürs Gymnasium, die Realschule oder eine sonstige Anstalt am besten befähigt sei, war Schweigen die Antwort. Die Frage kann nicht beantwortet werden.

Die Einheitsschule will also nichts anderes

* Erlaß des Min. f. K. u. U. vom 20. Juni 1906.
** Erlaß des Min. f. K. u. U. vom 5. Juli 1906.

als die Wahl des engeren Studiums so lange hinausschieben, bis die Begabung eines Schülers zu erkennen ist, was in der Regel erst nach der Geschlechtsreife möglich wird. Dann aber soll der Schüler in der Richtung dieser seiner Begabung, seiner ganz individuellen Veranlagung weiter gebildet werden, um aus ihr den vollen Nutzen ziehen zu können. Nur eine Differenzierung in diesem Sinne ist natürlich und vernünftig. Oder kann denn der Vorgang Differenzierung genannt werden, der darin besteht, daß ein Schüler das Gymnasium (oder die Realschule) besucht, weil auch sein Vater es getan oder weil es für ihn wegen der Nähe der Anstalt am bequemsten scheint oder weil an seinem Wohnsitze keine andere Anstalt vorhanden ist oder aus ähnlichen ganz äußerlichen Gründen?

Ein großes Hemmnis für die Entwicklung, des Schulwesens ist das Sprachstudium. Wie die Alt-Philologen das Gymnasium, so reklamieren die Neu-Philologen die Realschule für sich.

Damit wird aber die Schule erschlagen, Gymnasium und Realschule sinken zu Sprachschulen herab. Bei den Verhandlungen der kulturpolitischen Gesellschaft wurde vom Vorsitzenden mit Recht darauf hingewiesen, daß das Sprachenstudium bei den Engländern und Franzosen eine nur geringe Pflege finde. In der Tat. Es hat diesen großen Nationen nichts geschadet, daß sie sich vom Sprachfanatismus ferngehalten haben. Ein Zeichen starken Selbstbewußtseins, das die eigene Nationalität schirmend umgibt und sie davor bewahrt, auf vorgeschobenem Posten aus ihrer Nation auszuscheiden. Es ließ sie niemals zur lächerlichen Überschätzung und Anbetung fremder Kultur gelangen und ungeschmälert blieb die Kraft zur freien Entwicklung der eingebornen Anlagen.

Die trotz aller Hemmnisse täglich wachsende Ausdehnung des Vereines „Freie Schule“ zeigt, daß ihre Idee in der Bevölkerung starke Wurzeln besitzen muß. Daran können auch Hirtenbriefe nichts ändern.

Die Verfügung des niederösterr. Landesschulrates, durch welche die Vereinsschulen der „Freien Schule“ in Wien geschlossen wurden, wurde aufgehoben, die Durchführungsvorschrift des böhmischen Landesschulrates zur definitiven Schul- und Unterrichtsordnung sistiert, welche ein Strafverfahren gegen Eltern anordnete, deren Kinder unentschuldigt vom Kirchenbesuche ausbleiben. Gleichzeitig erging an alle Landesschulräte die Aufforderung, sich über jene Bestimmungen der Schulordnung zu äußern, welche die religiösen Übungen der schulpflichtigen Kinder betreffen. Auf Grund der einlaufenden Äußerungen will die Unterrichtsbehörde unter voller Wahrung des Reichsvolksschulgesetzes ihre Entscheidung treffen.

Angeregt durch deutsche Vereinsbildungen (seit 1899 Allgemeiner deutscher Verein für Kinderforschung in Jena und Verein für Kinderpsychologie in Berlin) fand 1906 die Gründung der „Österreichischen Gesellschaft für Kinderforschung in Wien“ statt. Über die Methode der Kinderpsychologie konnte noch keine Einigung erzielt werden. Es gibt zwei Wege für die Behandlung des kindlichen Seelenlebens, den chronologisch-biographischen und den systematischen. Praktisch ist jedoch ihre klare Sonderung kaum möglich, weshalb gewöhnlich Kompromißversuche vorgezogen werden.*

Am 3. Oktober 1906 wurde in Berlin der Kongreß für Kinderforschung eröffnet. Martinak (Graz) suchte die Forderung, die Psyche des Schülers zu erkennen, zu begründen. Für die richtige Behandlung der Schüler sei es notwendig, einen Einblick in ihre Psyche zu gewinnen und eine Schülerkunde zu schaffen, an der Erzieher, Lehrer, Väter, Ärzte und Seelsorger mitzuarbeiten hätten. Vorläufig fehle es an Material. Schwierig werde die Arbeit dadurch, daß viele psychische Tatsachen einer exakten wissenschaftlichen Analyse noch spotten. Martinak empfiehlt die Einteilung der Beobachtungen nach einem bestimmten Schema und schlägt folgende Einreihungsgruppen vor: 1. Der Schüler im Verhältnis zur Familie; 2. zum täglichen Leben; 3. zur Schule. Als Unterteilung: Der Schüler im Verhältnis zum Lehrer, zu den Mitschülern, zu seinen Nebenmenschen, zu sich selbst, zum Lehrstoff, zur Natur und Kunst. Ferner die Rückwirkung der Schule auf das Verhältnis des Schülers zum Hause. Im Bedarfsfalle müßten noch andere Einteilungen herangezogen werden.

Auf dem Gebiete der Lehrmittel sind beachtenswerte Anregungen und Neuerungen zu verzeichnen.

Der Verein „Realschule“ faßte in seiner Sitzung vom 19. Mai 1906 die Resolution, es sei dahin zu wirken, daß in Zukunft Schulwandkarten auf den wissenschaftlichen Grundlagen der Peukerschen Farbenplastik hergestellt werden sollen. Dr. Heiderich (Wien) folgte in seiner Schulwandkarte von Asien im großen und ganzen den Prinzipien Peukers, welche dieser in seiner Schrift „Schattenplastik und Farbenplastik“ 1899 aufgestellt hat. Das Festhalten an den althergebrachten Methoden der Geländedarstellung hat bisher eine weitgehende praktische Verwertung der Peukerschen Ideen verhindert. Erst in jüngster Zeit wurde ein bedeutender Schritt nach vorwärts gemacht. Das kgl. topographische Bureau in München stellte seine Höhenschichtenkarte von Bayern im Maßstabe von 1 : 250.000 mit Benutzung der Peukerschen Farbenskala her. Der Unterschied der drei

* Loos, Handbuch der Erziehungskunde, I. Bd.

südlichen Blätter, die bisher erschienen sind, gegenüber der ersten Ausgabe wirkt ganz außerordentlich, trotzdem hier nur ein erster Versuch vorliegt. Von fachmännischer Seite wurde daher das Erscheinen dieser Kartenblätter freudigst begrüßt, die Bedeutung der neuen Methode der Geländedarstellung gewürdigt und besonders hervorgehoben, daß die „greifbare Plastik dieser dreidimensionalen Karte" sie namentlich für Unterrichtszwecke geeignet erscheinen lasse. Die österreichischen kartographischen Anstalten sind bisher teils infolge mangelnder technischer Einrichtungen, teils durch die Traditionen festgehalten, dem neuen Verfahren in der Geländedarstellung ausgewichen.

Das von Bauer, Jelinek und Streinz herausgegebene „Deutsche Lesebuch für österreichische Mittelschulen", V. B., sucht durch die Aufnahme von Dichtungen aus der allerjüngsten Zeit die Schule mit der lebendigen Gegenwart in Verbindung zu setzen.

Der 37. Jahresbericht der landwirtschaftlichen Lehranstalt „Francisco-Josefinum" in Mödling 1906 bringt eine zeitgemäße, überaus wertvolle Arbeit „Über die Benützung der Bibliothek" von Dr. Josef Longo. Er füllt damit eine große Lücke im Bibliotheksbetrieb der Schule aus, indem er zeigt, daß bei Anwendung des von E. Reyer nach Österreich verpflanzten Buchkartensystems nicht allein die Leistungsfähigkeit und Benutzbarkeit einer Bibliothek bedeutend erhöht, sondern auch ein wertvolles statistisches Material — woran es bisher vollständig fehlt — gewonnen werden kann. Eine mehrjährige, leicht durchzuführende Zusammenstellung ergibt nicht allein die Lesekraft der Schüler einer Anstalt, sondern auch ihr Interesse. Daß dieses aber bei Neuanschaffungen bestimmend sein muß, ist fraglos. Denn Schulbibliotheken sind wertlos, wenn sie nicht dem Interesse der Schüler zu begegnen vermögen. Sollen diese von der Schulliteratur ferngehalten werden, dann muß ihnen die Schulbibliothek Werke zur Verfügung stellen, die nicht allein vollwertig, sondern die auch für ihre Leser interessant sind. Auf dieses Interesse legt Longo das Hauptgewicht und das von ihm angegebene Verfahren zeigt einen bequemen Weg es herauszufinden.

Der „Verein für Kinderausflüge" in Berlin hat seinen ersten Jahresbericht herausgegeben.* Zweck des Vereins ist, arme und schwächliche Kinder regelmäßig ins Freie zu führen. Mit Unterstützung der Rektoren und Schulärzte werden die Kinder ausgesucht, 180 an der Zahl, und in Abteilungen zu je 15 zusammengestellt. Jeder Abteilung sind zwei Helferinnen zugewiesen, welche mit den Kindern in ununterbrochenen Verkehr treten. Vom April bis Oktober 1905 wurden von jeder Kinderabteilung 26—30 Ausflüge unternommen. Zur Aufrechterhaltung der Beziehungen zwischen Kindern und Helferinnen während des Winters dient eine Winterorganisation, auf Grund deren sich die einzelnen Gruppen alle 14 Tage auf Spielplätzen versammeln. Im Frühjahr 1906 stieg die Zahl der Kinder auf 240. Die Kosten für jeden Sommerausflug beliefen sich per Abteilung auf 7·5 Mark.

Als Mitglied dieses Vereins erscheint die Stadt Charlottenburg mit einem Jahresbeitrag von 300 Mark.

Wiederholt wurde auf diese nachahmenswerte Berliner Einrichtung hingewiesen. Leider wurde sie bisher in Wien, der Stadt des goldenen Herzens, vollständig übersehen. Mit größtem Unrecht. Sie bildet keinen bloßen Unterstützungsverein, sondern — und darin liegt ihr eigentlicher Wert — sie gehört zu jenen Maßnahmen, welche die Gesellschaft nicht allein im Interesse der Armut, sondern zu ihrem eigenen Schutze durchzuführen hat.

Ein Erlaß des preußischen Unterrichtsministeriums lenkt die Aufmerksamkeit der Regierungen und Provinzialschulkollegien auf die Charlottenburger Waldschule und empfiehlt ihre Nachahmung. Das durch seine mustergültigen sozialen Einrichtungen berühmte Charlottenburg geht daran, eine zweite Waldschule zu erbauen. Auch Mühlhausen i. E. besitzt bereits diese Einrichtung.

Der Gemeinde Wien darf die Anerkennung nicht versagt werden, daß sie durch die Mitwirkung bei der Schaffung riesiger Tageserholungsstätten (Hütteldorf, Pötzleinsdorf) für Kinder eine schöne Tat sozialer Wirksamkeit vollbracht hat. Sollte die großartige Idee des Wald- und Wiesengürtels, der Wien für immer umgrünen soll, verwirklicht werden, dann wäre die große Gelegenheit gekommen, die Jugend zur Herrin des Naturparks zu machen.

Der Rückblick auf das letzte Halbjahr zeigt eine seltene Erscheinung: Ein Aufblitzen von Volkssouveränität, Drang nach Selbstbestimmung. Will das Volk versuchen, sich endlich seine Schule selbst zu formen? Die kulturpolitische Gesellschaft hat eine Enquete zur Reform der Mittelschule veranstaltet. Erfolglos wird sie nicht vorbeigehen.

Dr. Franz Moßhammer.

* Der vom Verein herausgegebene Jahresbericht wie die Vereinsinstruktionen für Helferinnen wurden mir von Herrn W. Börner freundlich zur Verfügung gestellt.

Feuilleton.

Österreich und Persien im XVI. Jahrhundert.

Trotz der großen räumlichen Entfernung, welche die habsburgische Monarchie vom Reich des „Königs der Könige" trennt, reichen die Beziehungen beider Staaten sehr weit zurück; sie sind jedoch in ihren ersten Stadien bisher so gut wie unbekannt, obwohl es geradezu Lebensfragen für beide waren, welche zwei so weit voneinander entfernte Mächte, die überdies durch einen unüberbrückbar scheinenden Glaubensgegensatz getrennt waren, im XVI. Jahrhundert zusammenführte. Damals hatte man noch keine Ahnung von der Stammverwandtschaft der germanischen und iranischen Völker, wie sie etwa Feth Ali Schah schon im Jahre 1819 in einem Kreditiv für seinen Wiener Gesandten zum Ausdruck bringt; aber der alte Gegensatz zwischen den indogermanischen Bewohnern der iranischen Hochebene und den turko-tartarischen Söhnen der turanischen Steppe, den schon Firdusi um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung besungen hat, spielt dabei seine Rolle. Es handelte sich nämlich um ein gemeinsames Vorgehen gegen das auf dem Gipfel seiner Macht angelangte osmanische Reich, das Österreich im Westen und Persien im Osten in gleicher Weise bedrohte. Und wenn der „allerchristlichste" König von Frankreich kein Bedenken trug, mit dem Erbfeind der Christenheit gemeinsame Sache zu machen, so konnte auch der Beherrscher der schiitischen Perser, die von den sunnitischen Türken ein ähnlicher Gegensatz trennt, wie die Protestanten von den Katholiken, vom Kaiser zu einem Bündnis gegen den Sultan gewonnen werden. Im Jahre 1508 haben sich die Venezianer, als sie sich von der Liga von Cambrai, der auch Kaiser Maximilian angehörte, bedroht sahen, lieber dem Sultan Bajasid II. in die Arme geworfen und dem Bündnisantrage seines Gegners, des Schah Ismael, kein Gehör gegeben. Von da ab erwähnt z. B. Krones' Handbuch der Geschichte Österreichs Persien mit keiner Silbe mehr. Die Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchives erzählen jedoch von wiederholten Gesandtschaften an den Schah von Persien, die nicht etwa Handelsbeziehungen, wie die bekannte Hamburgisch-Holsteinische Gesandtschaft in den Jahren 1658—1660, die Adam Olearius beschrieb, zum Gegenstand haben, sondern ein Bündnis gegen die Pforte. Ob das Losschlagen des Schah Tahmasp*, das einem weiteren Vordringen der Türken in Ungarn im Jahre 1552 ein Ziel setzte, etwa auf österreichischen Einfluß zurückging, darüber hat sich kein Dokument erhalten. Aus dem Jahre 1566 jedoch, das durch die heldenmütige Verteidigung Szigeths und den Tod Suleimans ein bedeutsames Blatt der Weltgeschichte füllt, findet sich ein Credentiale an den Schah Tahmasp und eine ausführliche Instruktion für einen gewissen Johann Drapper, offenbar einen Niederländer, in lateinischer Sprache, datiert von Augsburg, den 8. März 1566, mit der Unterschrift und dem Staatssiegel Kaiser Maximilians II. Drapper soll von dem Botschafter des Kaisers in Madrid, Adam von Dietrichstein, Briefe und Geld empfangen und soll sich damit nach Portugal begeben. Von dort soll er zugleich mit einem Gesandten, den der König von Spanien abschicken wird, die Weiterreise antreten. Auf welcher Route, wird er am Hofe König Johannes von Portugal erfahren. Gemeint ist da offenbar der Seeweg um das Kap der guten Hoffnung, der die Portugiesen häufig nach ihren ostindischen Besitzungen führte, denn auf jeder andern Route hätte die Gesandtschaft türkisches Gebiet passieren müssen. Er soll sich, in Persien angelangt, durch Vermittlung der Minister eine Audienz beim Schah verschaffen und ein Geschenk überreichen, das er vom Botschafter Dietrichstein erhalten wird. Dann soll er der Bewunderung der ganzen Christenheit für die Tugenden des Schah im Namen des Kaisers und des Königs von Spanien Ausdruck geben. Der Kaiser freue sich immer von Erfolgen des Schah zu hören und habe in letzter Zeit mit großem Bedauern vernommen, daß der Sultan keine Gelegenheit vorübergehen lasse, ihm Schaden zuzufügen, infolge des unauslöschlichen Hasses, den der Sultan gegen das ganze persische Volk hege; jetzt habe er aus keinem andern Grunde einen Scheinfrieden mit dem Schah geschlossen, als weil er auf eine günstigere Gelegenheit warte, neuerlich über die Perser herzufallen und sein Reich zu vergrößern.

Der Sultan spiele ein doppeltes Spiel: so oft er gegen den Kaiser und den König von Spanien zu Felde ziehen will, schließt er Frieden mit den Persern; wenn es gegen die Perser gehen soll, schließt er in Europa Waffenstillstand, um jeweils gegen den einen oder den andern Gegner freie Hand zu haben.

Obwohl nun der Kaiser bereit war, den von seinem Vater Ferdinand I. abgeschlossenen Frieden unter den gleichen Bedingungen zu halten, und zu diesem Zwecke alles getan habe, was er tun konnte, habe sich der Sultan — sei es

* Josef v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, III., 312.

durch seinen eigenen Ehrgeiz und seine Überhebung bewogen, sei es durch seine Bassen und Beglerbege dazu überredet, welche um ihres eigenen Vorteiles willen niemals aufhören, Unruhen an den Grenzen des Reiches zu erregen — entschlossen, in eigener Person gegen den Kaiser in Ungarn zu Felde zu ziehen und gleichzeitig den König von Spanien mit einer großen Flotte anzugreifen.

Diesen Umstand, daß der Sultan seine gesamten Land- und Seestreitkräfte nach zwei Seiten hin gebunden habe, müsse der Schah als eine ihm von der Vorsehung dargebotene Gelegenheit ansehen, für alte Unbill Rache zu nehmen und die ihm vom Sultan abgenommenen Städte wiederzuerobern. Er dürfe nicht hoffen, daß diese Gelegenheit je wiederkehren würde, wenn er sie diesmal versäume. Daher sei es an der Zeit, ein festes und dauerndes Bündnis gegen den gemeinsamen Feind zu schließen. Der Schah möge sofort den Sultan mit aller Macht im Rücken angreifen, dann könne ihm ein großer Sieg unmöglich ausbleiben.

Dieselben Argumente soll der Gesandte dann auch den Räten des Schah darlegen und das Gewicht seiner Ausführungen mit zweitausend Dukaten beschweren. Er soll sich jedoch gleichzeitig entschuldigen, er habe wegen der Länge des Weges nicht mehr mitnehmen können, und soll ihnen mehr versprechen, wenn das Bündnis wirklich zustande kommt.

Dem Schah soll der Gesandte jedoch ausdrücklich versichern, weder der Kaiser noch der König von Spanien werde mit dem Sultan jemals Frieden schließen, ohne den Schah einzubeziehen; anderseits seien der Kaiser und der König jederzeit bereit, den Sultan zu Land und zur See anzugreifen, falls er etwas gegen Persien unternehmen sollte. Außerdem soll der Gesandte dem Schah recht eindringlich vorstellen, wie der Sultan durch einen eventuellen Sieg über die christlichen Mächte (was Gott verhüten möge!) seine Macht so kräftigen würde, daß Persien seinen Eroberungsgelüsten keinen Widerstand entgegenzusetzen vermöchte.

Sollte sich der Schah jedoch auf keine Weise dazu bereden lassen, im gegenwärtigen Augenblicke dem Sultan offen den Krieg zu erklären, oder sollte es ihm unmöglich sein, sofort ein größeres Heer gegen die Türken aufzustellen, dann möge er wenigstens durch recht offen betriebene Rüstungen u. dgl. bewirken, daß der Sultan dem Kaiser Frieden anbiete oder das gegen den Kaiser und den König auf dem Marsche befindliche Heer teile und verringere.

Außerdem aber soll der Gesandte sich einen Überblick über die Streitkräfte des Schah zu verschaffen trachten, er soll erkunden, aus welchen Gründen jeder etwa gerade jetzt so sehr vor einem Kriege gegen den Sultan zurückschrecke, und ob er vielleicht später dazu bewogen werden könnte, die Waffen zu ergreifen, endlich ob in der Tat Bajasid,* der Sohn des Sultans Suleiman, der sich gegen seinen Vater empört und in Persien Zuflucht gefunden hatte, ausgeliefert worden sei.

So weit die ausführliche Instruktion für den Gesandten. Geradezu ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis war es, das der Kaiser dem Schah anbot.

Der rasche Schritt der Ereignisse hat jedoch diesen diplomatischen Plan überholt: am 6. September war Suleiman der Prächtige im Lager von Szigeth gestorben, sein Nachfolger Selim hatte mit dem Kaiser Frieden geschlossen und gleichzeitig mit der kaiserlichen Botschaft befand sich zu Adrianopel die persische, welche zur Thronbesteigung Glück wünschte und an Aufwand sowohl als an Pracht der Geschenke die kaiserliche noch übertraf.

Das war der erste Versuch, mit dem damals noch mächtigen Perserreiche in Fühlung zu treten. Ähnliche Versuche haben sich im XVII. Jahrhundert mit mehr Glück wiederholt, die Gesandtschaften aber nahmen jetzt ihren Weg über Rußland und mußten mit Empfehlungen an den Zaren in Moskau ausgestattet werden.

Rudolf Payer v. Thurn.

* Bajasid war schon vor 5 Jahren, am 25. September 1561, von dem treubrüchigen Schah den Emissären seines Bruders Selim ausgeliefert worden. (Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, III., 381.)

Rundschau.

16. Dezember. Die Regierung verlautbart eine Reihe von Notstandsbegünstigungen beim Transport von Vieh und Fleisch zur Linderung der Fleischnot.

17. Mehr als 200 deutsche Professoren der Universitäten Wien, Prag, Graz, Innsbruck und Czernowitz übersenden dem Herrenhaus eine Petition um unveränderte Annahme der vom Abgeordnetenhaus beschlossenen Wahlreformgesetze. — 464. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dem Antrage des Dr. Sobotka auf Einsetzung eines Ausschusses zur Feststellung der Prinzipien über die allgemeine Kranken-, Alters-, Invaliditäts- und Arbeitslosenversicherung wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. — Das ungarische Abgeordnetenhaus nimmt ein zweimonatige Indemnität an. — Die ungarische Delegation beginnt die Verhandlung über das Heeresbudget.

18. Der Handelsminister eröffnet die dreizehnte Jahresversammlung des Industrierates mit einer Rede über die wirtschaftliche Lage. Er erklärt sodann, daß die Frage der Heereslieferungen im Rahmen der Ausgleichsverhandlungen zur Erörterung kommen werde. — 465. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Bericht des Budgetausschusses über die Stellung und die Bezüge der Kanzleigehilfen (2634. Beil. d.

St. Pr.) wird im Dringlichkeitsweg angenommen. Das Budgetprovisorium (2743.) wird im Dringlichkeitswege in Verhandlung gezogen. — In der italienischen Kammer erstattet der Minister des Äußern Tittoni sein Exposé und bespricht hierbei die Beziehungen zu Österreich-Ungarn. Er erklärt, daß der Dreibund auch fernerhin die Grundlage seiner Politik bilden werde. — Hofrat Lammasch legt seine Stelle als Referent über die Wahlreform im Herrenhause nieder.

19. Die drei Gruppen des Herrenhauses halten Besprechungen ab. Fürst Auersperg legt seine Stelle als Obmann der Verfassungspartei, Fürst Schönburg jene als Obmann der Mittelpartei nieder. Ritter v. Czyhlarz, Baron Oppenheimer, Fürst Fürstenberg. Dr. Ernst Edler v. Plener, Fürst Auersperg, ferner Fürst Schönburg, Graf Nostiz und Hofrat Lammasch treten aus der Spezialkommission für die Beratung der Wahlreform aus. In später Nachtstunde findet eine Konferenz der Regierung mit den Vertretern der Parteien des Herrenhauses statt, in welcher die Regierung sich bereit erklärt, daß der numerus clausus mit mindestens 150 und höchstens mit 170 festgesetzt werde und beschlossen wird, zuerst die Regierungsvorlage über den numerus clausus und die Reichsratswahlordnung zur Verhandlung zu bringen, die Abänderung über das Staatsgrundgesetz aber erst vorzunehmen, wenn das Abgeordnetenhaus das Gesetz über den numerus clausus angenommen haben werde. — 466. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Budgetprovisorium wird dem Budgetausschusse zugewiesen. — Im Budgetausschuß erklärt der Eisenbahnminister Dr. v. Derschatta die Fortsetzung der Verstaatlichungsaktion für notwendig.

20. Der Wahlreformausschuß des Abgeordnetenhauses erledigt das Gesetz zum Schutz der Wahlfreiheit. — 65. Sitzung des Herrenhauses: Die Gesetzvorlage betreffend den numerus clausus für die Mitglieder des Herrenhauses wird der Wahlreformkommission zugewiesen und werden die Ersatzwahlen in diese Kommission vorgenommen. — 467. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Zweite Lesung des Budgetprovisoriums. Die Abg. Dr. Geßmann, Dr. Groß, Dr. Chiari und Gen. überreichen einen Dringlichkeitsantrag, die Zahl der vom Kaiser auf Lebensdauer in das Herrenhaus zu berufenden Mitglieder dürfe 170 nicht überschreiten und nicht unter 150 verbleiben. — Die ungarische Delegation nimmt das Heeresbudget an. — Die Postbediensteten treten in die passive Resistenz. — Erste Aufführung von Hermann Bahrs Schauspiel „Ringelspiel“ im Deutschen Theater in Berlin.

21. Die ungarische Delegation nimmt das Marinebudget und das Budget des Ministeriums des Äußern an. — 66. Sitzung des Herrenhauses: Der Gesetzentwurf betreffend die Zahl der Mitglieder des Herrenhauses auf Lebensdauer (392. Beil. d. St. Pr.), sowie die Wahlordnung (388.) werden in zweiter und dritter Lesung angenommen. — 468. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Budgetprovisorium und das handelspolitische Ermächtigungsgesetz werden angenommen.

22. Die Resistenz der Postbediensteten wird mit Rücksicht auf die befriedigende Erklärung der Regierung eingestellt. — 67. Sitzung des Herrenhauses: Im Dringlichkeitsweg werden das Budgetprovisorium, das Marineförderungsgesetz, das Gesetz betreffend die provisorische Regelung des dalmatinischen, brasilianischen und ostafrikanischen Schiffahrtsverkehrs, das handelspolitische Ermächtigungsgesetz angenommen. Ferner werden die Vorlagen betreffend die Militärtaxe, den Hausierhandel und die Erdharzmineralien in zweiter und dritter Lesung angenommen. — Die ungar. Delegation nimmt das Budget des Reichsfinanzministeriums und den Okkupationskredit an. — Erste Aufführung von Max Burckhards Komödie „Im Paradies“ im Deutschen Volkstheater in Wien.

23. Wanderversammlung des deutschen landwirtschaftlichen Zentralvereines in Brüx. Abgeordneter Dr. v. Baernreither erklärt, daß die Forderung des Großgrundbesitzes mit den Zielen der Agrarpartei übereinstimme. In den Aufbau der agrarischen Organisation müsse auch der Großgrundbesitz eine Stelle einnehmen. Die künftigen Wahlen würden die bäuerlichen Landwirte und die Großgrundbesitzer einander näher bringen. — Parteitag der tschechischen Sozialdemokraten in Prag. — Oberlandesgerichtsrat i. P. Dr. Florian Blaas (geb. 1828) in Innsbruck †. — Eröffnung des serbischen Kirchenkongresses in Karlowitz.

24. Der serbische Kirchenkongreß fordert mit allen gegen eine Stimme die Entfernung der schwarzgelben Fahne vom Kongreßgebäude.

25. Graf Eugen Zichy (geb. 1838) in Meran †. — Wilhelm Seethaler (geb. 1843), Schriftsteller, in Olmütz †.

26. Petro Petrovic Petraki (geb. 1834) in Serajewo †.

27. Eröffnung der Landtage von Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Schlesien, Vorarlberg und Triest. — In Triest finden Demonstrationen zugunsten des allgemeinen Wahlrechts für den Landtag statt. Der Landtag wird nach Erledigung des Budgetprovisoriums wieder geschlossen. — Graf Otto Serényi wird zum Landeshauptmann von Mähren ernannt.

•

Politische Rundschau. Die infolge der Feiertage sehr in die Länge gezogene Session der Delegationen wurde am 7. Jänner geschlossen. Während es diesmal in der ungarischen Delegation ausnahmsweise ruhig zuging, fanden in der österreichischen wichtige und interessante Verhandlungen statt, die sich insbesondere auf unser Verhältnis zu Italien und zu den Balkanländern, dann auf die Frage der Heereslieferungen bezogen. Man hatte ihnen schon längst mit großer Spannung entgegengesehen, da sie zwei neuen Ministern Gelegenheit bieten sollten, ihr Programm zu entwickeln. FZM. v. Schönaich hatte allerdings schon als österreichischer Landesverteidigungsminister seine Ansichten über die Frage der gemeinsamen Armee nicht verhehlt; Baron v. Ahrenthal war aber als leitender Staatsmann noch unbekannt, auch knüpften sich große Hoffnungen an den Wechsel im Ministerium des Äußern. Sein Exposé hat allgemein befriedigt; offen gab er zu, daß leider öfters Zwischenfälle in unserem Verhältnis zu Italien vorkommen und daß manchmal die irregeführte öffentliche Meinung nervös werde, aber er betonte, daß trotzdem und trotz des gegenwärtig nicht normalen wirtschaftlichen Verhältnisses zu Serbien die Politik der Monarchie die der Kontinuität sei und daß unsere Beziehungen zu den auswärtigen Mächten durchaus freundschaftliche wären. Seine Worte fanden wenige Tage später ein Echo in Rom, als Tittoni in der Kammer die auswärtige Lage besprach. Mit Recht beurteilten aber die Delegierten die Verhältnisse nicht so optimistisch, als die beiden Minister sie dargelegt hatten, und verlangten unter Hinweis auf die unsere Interessen schädigenden Bestrebungen Italiens in Albanien, daß die Monarchie vor allem eine zielbewußte, kräftige Adriapolitik befolge. Es ist zu hoffen, daß

Baron v. Ahrenthal hier eine größere Energie entwickeln werde als sein Vorgänger, dann wird er auch das zu einer modernen Expansionspolitik freilich durchaus notwendige Entgegenkommen der Industrie und der Finanzinstitute finden, die sich bisher hauptsächlich durch die Haltung des Grafen Goluchowski sehr reserviert verhielten. Daß dieser in erster Linie an der Lethargie schuld ist, die man leider überall in der Monarchie bei Fragen der auswärtigen Politik beobachten kann, zeigt neuerlich die Sammlung der diplomatischen Aktenstücke, die er noch vorbereitete und die der neue Minister schon fertig zur Übergabe an die Delegationen vorgefunden hat. Das Rotbuch über Makedonien ist interessant, dadurch, was darin — nicht enthalten ist. Alle jene Aktenstücke, welche im italienischen Grünbuch veröffentlicht sind und die Rivalität unseres Nachbars verraten, die Hindernisse zeigen, die unser Alliierter uns in den Weg legt, sie fehlen bezeichnenderweise in unserer Sammlung. Auch den Balkanstaaten gegenüber verlangten die Delegierten mit Recht eine Änderung unserer Politik. Die freie Entwicklung dieser Staaten und die Erhaltung des Friedens sei unser Ziel, und um dies zu erreichen, brauchen wir einerseits Autorität und müssen anderseits Vertrauen erwecken. Speziell Serbien gegenüber sollte man nicht fortwährend die Faust erheben. Zur Erzielung gesunder wirtschaftlicher Beziehungen zu diesem Nachbarstaat müßten vor allem die agrarischen Kreise gewisse Opfer bringen, die durch die Erfolge der Industrie leicht aufgewogen werden können.

Weit mehr als Baron v. Ahrenthal ließ man FZM. v. Schönaich die Sünden seines Vorgängers fühlen. Die österreichischen Delegierten sahen sich gezwungen, in schärfster Weise gegen das Übereinkommen aufzutreten, welches die Heereslieferungen regeln soll und worin Ungarn auf Kosten der österreichischen Produktion außergewöhnliche Vorteile eingeräumt wurden. Wenn auch die anfangs sehr scharfe Resolution aus Rücksicht für die Regierung schließlich in ihrem Wortlaut bedeutend abgeschwächt wurde, dürften die Stimmung und die Reden der österreichischen Delegierten diesmal doch deutlich verraten haben, daß ihre Geduld bald ein Ende haben werde. Das Verlangen nach Trennung, das auch hier außergewöhnlich häufig und selbst bei Rednern, von denen man dies nicht vermutet hätte, laut wurde, zeigt jedoch, daß die Delegierten sich zwar über die Quelle ihrer Entrüstung klar sind, aber leider noch nicht das richtige Mittel kennen, dem Übel unter Wahrung der Interessen Österreichs und seiner Weltstellung gründlich abzuhelfen. Charakteristisch für diese Tagung der Delegierten war schließlich noch das neuerliche Bestreben der Ungarn, die staatsrechtliche Bedeutung dieser Institution zu schmälern und sie nur als einen „wenn auch hochwichtigen Ausschuß" hinzustellen, während man österreichischerseits durchsetzte, daß die österreichischen Minister künftig vor der Delegation zu erscheinen haben.

Im Mittelpunkt der inneren Politik stand am Ende des scheidenden Jahres naturgemäß die Frage der Wahlreform. Nachdem sie alle Fährlichkeiten und Hindernisse im Abgeordnetenhaus glücklich überwunden hatte, befand sie sich im Herrenhaus in großer Gefahr, noch im letzten Moment zu scheitern. Die Kommission hatte mit überwiegender Majorität die Einführung eines Zweistimmenrechtes für alle mehr als 35 Jahre alten Wähler und die Festsetzung einer Maximal- und Minimalzahl für die vom Kaiser auf Lebensdauer zu ernennenden Herrenhausmitglieder verlangt. Den unermüdlichen Bestrebungen der Regierung und dem Einflusse einiger hervorragender Mitglieder des Herrenhauses gelang es aber — freilich nach mancher banger Stunde und einigen schweren Krisen — die Stimmung gänzlich zu verändern und einen Ausweg zu finden, um die Wahlreform nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses durchzusetzen und die Sicherheit zu schaffen, daß die numerische Beschränkung des Oberhauses durch ein eigenes Gesetz eingeführt werden würde. An dem numerus clausus wollte man jedesfalls festhalten, weil man sich vor einer Übertrumpelung durch ein vielleicht allzu radikales künftiges parlamentarisches Ministerium schützen wollte. Ob diese Maßregel sich bewähren wird, muß die Zukunft zeigen, sie ist ein zweischneidiges Schwert und abgesehen davon, daß sie unschwer wird umgangen werden können, kann sie auch der Gesinnung so mancher, die jetzt dafür stimmten, gefährlich werden, während anderseits ein brutaler Pairschub doch immer einem Staatsstreich nahe kommt. Daß das Altersstimmrecht fallen gelassen wurde ist dagegen lebhaft zu begrüßen, denn viel mehr Zweck, als die Wahlreform zu gefährden, konnte man ihm nicht zusprechen. Das belgische Pluralwahlrecht ist der Ausfluß eines Prinzips, die Zuerkennung einer zweiten Stimme, jedem der 35 Jahre zurückgelegt hat nicht einmal ein „konservativer Einschlag". Allerdings das künftige Wahlrecht als ein allgemein gleiches hinzustellen, ist bei der bereits beschlossenen Wahlkreiseinteilung kaum möglich und von vorneherein hätte man vielleicht dieselben und bessere Resultate erreichen, können, hätte man die Wahlreform auf dem Prinzip der Pluralität aufgebaut. Doch dazu ist es jetzt zu spät und dies erkennend betonten

in der denkwürdigen Herrenhaussitzung vom 20. Dezember selbst viele Redner, welche keine Freunde der Wahlreform sind, man müßte für die Vorlage stimmen, da politisch klug nur der handle, der den gegebenen Verhältnissen Rechnung trage. Heute wäre die Verantwortung für die Folgen der Ablehnung zu schwer.

Inzwischen begann bereits die Wahlbewegung für das neue Abgeordnetenhaus. Konferenzen und Versammlungen werden abgehalten, Kandidaten genannt und die Werbetrommel wird gerührt nach Wählern und nach — Geld. Eine bemerkenswerte Rede hat jüngst in einem kleinen Kreis der Bürgermeister von Wien gehalten. Er forderte eine Anzahl neubeeideter Bürger auf, mitzuwirken, daß die staatserhaltenden Parteien zum Siege gelangen, besonders die Partei, von der man — wie er sagte — behaupten könne, daß sie beinahe die einzige sei, die ein rein österreichisches Programm besitzt, das dahin zielt, daß das Reich beisammen und unabhängig bleibe. Sie mögen beitragen zur Verteidigung des Staates nach allen Richtungen, nach Osten ebenso wie nach Süden.

Zwischen Weihnachten und Neujahr sind die Landtage von Böhmen, Mähren, Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Schlesien, Vorarlberg und Triest zu einer ganz kurzen Tagung zusammengetreten, die fast überall nur den Zweck hatte, für das Budget Vorsorge zu treffen. In Böhmen kam hierbei wieder die fast unhaltbare Situation der Landesfinanzen zur Sprache. Der mährische Landtag konstituierte sich nach den Neuwahlen auf Grund der neuen Landesordnung, die man aber bereits durch Einführung des allgemeinen Wahlrechtes wieder reformieren möchte. Auch in Triest ist ein solcher Antrag gestellt worden und neuerliche Demonstrationen haben hier zugunsten des allgemeinen Wahlrechtes stattgefunden. In Niederösterreich, Oberösterreich, Kärnten, Mähren und Schlesien wurde die Einführung der Wahlpflicht, die die neuen Wahlgesetze den Landtagen freigestellt haben, beantragt. In Niederösterreich wurde dieser Antrag antizipando sogar schon angenommen. Mag auch die Wahlpflicht in mancher Hinsicht als eine Beschränkung der persönlichen Freiheit erscheinen, so dürfte sie doch ein Mittel sein, auf gewisse Kreise, die bisher wenig Interesse für die Geschicke des Staates zeigten, erzieherisch zu wirken. Im niederösterreichischen Landtag hat man sich schließlich noch in anderer Weise für die Wahlen vorbereitet. Dem Handelsminister wurde wegen der Erhöhung der Postgebühren das Mißtrauen votiert und die Regierung dringlich aufgefordert, einen Gesetzentwurf über eine allgemeine Volksversicherung auszuarbeiten. Daß beide Anträge nur den Zweck haben Stimmung zu machen, ist klar. Goetz.

*

Benndorfs wissenschaftliche Bedeutung. Benndorfs Bedeutung für Österreich erschöpft sich nicht damit, daß er fast ein Menschenalter an zwei Universitäten als akademischer Lehrer gewirkt und längere Zeit auch als Kunstreferent im Unterrichtsministerium (als Nachfolger Eitelbergers) auf die Kunstfragen hat Einfluß nehmen können. Noch größer ist seine Bedeutung dadurch, daß er Österreichs Anteil an den archäologischen Forschungen und Entdeckungen des 19. Jahrhunderts so bedeutend vergrößerte, daß er den Antikenbesitz der Wiener Sammlung so erheblich vermehrte und daß der durch seine tatkräftige Initiative und energische Mitwirkung gewonnene Zuwachs an antiken Denkmälern überhaupt eine Besitz- und Gebietserweiterung der Antike darstellt, daher weit über das lokale und vaterländische Interesse hinaus Bedeutung besitzt. Er hat damit das von Alexander Conze durch die Forschungen auf Samothrake glücklich inaugurierte Werk, an dem er ja selbst Anteil genommen hat (so machte er die zweite Expedition dahin 1875 mit; und die Ergebnisse sind in dem mit Conze und Hauser 1880 veröffentlichten Werke: „Neue archäologische Untersuchungen auf Samothrake" niedergelegt) mit großem Erfolg fortgesetzt. Es gelang ihm, unterstützt von einer Gesellschaft von Altertumsfreunden, die sich zu dem Zwecke gebildet hatte, von der Regierung gefördert zwei Expeditionen nach Kleinasien (1881 und 1883) zu unternehmen, von denen er außer großem inschriftlichen und antiquarischen Material insbesondere die Reliefs eines von einem deutschen Schulmann, August Schönborn, zuerst entdeckten, dann unbeachtet gebliebenen gewaltigen Grabdenkmals mit Darstellungen aus dem Trojanischen Kriege nach Wien brachte, Reliefs, die für die Kunstgeschichte bisher kaum gestreifte Probleme boten. Die Bilderreihe des Heroons von Gjölbaschi bildet heute eine besondere Abteilung unseres Hofmuseums und das ihnen gewidmete Werk das Heroon Gjölbaschi-Trysa (mit Niemann, 1889) gehört zu den besten Benndorfs. Die sonstigen Ergebnisse dieser Reise sind niedergelegt in dem bereits 1884 erschienenen Werke „Die Reisen in Lykien und Karien" (mit Niemann). Die schönen Erfolge, die hier erzielt wurden, sowie Anregungen Benndorfs waren es, die dazu führten, zunächst ständige archäologische Stationen in Athen, Konstantinopel und Smyrna zu errichten. Endlich gelang es, vornehmlich durch das persönliche Interesse, das der damalige Unterrichtsminister Freiherr v.

Gautsch der Sache entgegenbrachte, die Errichtung eines besonderen archäologischen Instituts zu ermöglichen. 1897 provisorisch, 1898 definitiv organisiert, entfaltet es seither eine rege Tätigkeit, die vor allem dem organisatorischen Geschick Benndorfs, der an sich selbst und an seinen zumeist durch ihn geschulten Stab die größten Anforderungen stellt, zu danken ist. An Stelle der bescheidenen „Archäol.-epigr. Mitteilungen", die durch ein vom Schreiber dieser Zeilen auf das Betreiben Benndorfs gearbeitetes Register ihren Abschluß gefunden hatten, traten die stattlichen „Jahreshefte des österr. archäologischen Instituts", die in ihrer vornehmen Ausstattung wie alles, was Benndorf schuf, seinen Stempel tragen. Unterstützt wurde er seit Gründung des Instituts in allen Unternehmungen namentlich durch den Direktorstellvertreter Professor Robert v. Schneider, durch die Sekretäre Heberdey, Kalinka, Wilhelm und Zingerle.

An Veröffentlichungen, die dieser späteren Zeit außer den genannten noch angehören, sei besonders hier genannt „Das Monument von Adamklissi" (mit Niemann und Tocilesco), das ein rühmliches Zeugnis seiner eindringlichen Gelehrsamkeit und seiner streng gewissenhaften und methodischen Forschung ablegt. Er behandelt darin auch die Geschichte des Siegesmals von seinen ersten Anfängen bis in seine spätesten Ausläufer, den Waffenschmuck auf Palästen. Dieses Werk verwickelte ihn wegen der kontroversen Fragen, zu denen die Reliefs jenes Monumentes anregten, in eine scharfe, von ihm selbst vornehm geführte Polemik mit dem Münchener Archäologen Adolf Furtwängler, die den Anstoß zu einer ganzen über das Denkmal und seine Reliefe entstandenen Literatur gab. Endlich sei hier des neuesten Werkes gedacht, des 1. Bandes der „Forschungen in Ephesos", die dazu bestimmt sind, die Summe der auf Benndorfs Initiative von Österreich wieder aufgenommenen und mit so ergebnisreichem Gewinn fortgesetzten Ausgrabungen in Ephesos zu ziehen.

Von dem Wunsche geleitet, dem österreichischen Studienbetriebe Anteil an der internationalen Forschung des Orients zu erhalten, erteilte nämlich Unterrichtsminister v. Gautsch im Jahre 1893 den Auftrag, das Projekt zu einer größeren Ausgrabung vorzulegen. Benndorf schlug Ephesos vor, wo nach dem Vorgehen des Engländers J. T. Wood gründliche Nachforschungen geboten erschienen. Durch den seither verstorbenen Kunstfreund Karl Ferdinand Mautner v. Markhof in namhafter Weise materiell, durch Karl Hermann sonst gefördert, konnte 1895 die notwendige Voruntersuchung vorgenommen werden, die dann zu den 1896 aufgenommenen und seither unter Heberdeys Leitung fortgeführten Ausgrabungen in Ephesos führte. Eine jeweilig freie Auswahl erzielter Fundstücke gelangte als Widmung des Sultans an Kaiser Franz Josef I. — den Dank dafür bringt die Zueignung des schönen und stattlichen Bandes an den Großsultan Abdul Hamid II. zum Ausdruck — und dieser Entschluß verdankt Wien bisher bereits eine reiche und hochwichtige Vermehrung seines Antikenbesitzes. Im sogenannten Theseustempel im Volksgarten und im unteren Belvedere (anstoßend an die Moderne Galerie) ist die Sammlung ephesischer Fundstücke aufgestellt und der Besichtigung zugänglich. Das Hauptstück bildet eine trotz Benndorfs Zweifel — er konnte sich von dem ersten, durch die Fundumstände verstärkten Eindrucke, der noch vertieft wurde durch ein eingehendes Studium der Bronzen aus Pompeji und Herkulanum nicht losmachen — nach dem Urteil von Künstlern und Forschern als ein griechisches Originalwerk anzusehende Athletenstatue aus Bronze, die aus 234 Stücken in besonders gelungener Weise hier zusammengesetzt worden ist.

Die Erfolge von Benndorfs Tätigkeit darf man ferner darin sehen, daß durch die Errichtung des archäologischen Instituts die staatliche Pflege der Archäologie und besonders der Sammlungen und Museen unseres an antikem Besitz so reichen Vaterlandes und damit die heimische Altertumsforschung überhaupt eine Zentralstätte gefunden haben und daß er durch seine Lehrtätigkeit die von Conze und Hirschfeld begründete Schule zu hoher Blüte gebracht hat. Im einzelnen wäre manches hervorzuheben, wovon hier jedoch abgesehen werden muß. Nicht unerwähnt soll jedoch sein großes Verdienst um die Wien zunächst liegende Römerstätte, um Carnuntum bleiben. Wer wie Schreiber dieser Zeilen seine auf das Kleinste wie Größte gerichtete Arbeit zu beobachten in der Lage war, der kann bezeugen, wie viel ihm hier verdankt wird.

Otto Benndorfs wissenschaftliche Erfolge waren in seiner Persönlichkeit begründet, als deren Hauptmerkmale man die schon in seinem äußeren Menschen, seiner hohen Gestalt, seinem kräftigen Körper, seinem charakteristischen Kopf mit den markanten Zügen sich ausprägenden Eigenschaften, Energie, Tatkraft, Zähigkeit im Verfolgen eines Zieles und rastloses Schaffen bezeichnen darf. Das Aufbieten aller Kräfte verlangte er auch von seinen Schülern und Mitarbeitern, denen er als Leitstern vorhielt, was er gelegentlich aussprach: „Am Ende steht doch im wissenschaftlichen Leben keine Befriedigung höher als das Bewußtsein, die wie

immer beschaffene eigene Kraft dem Nutzen des gegenwärtigen und zukünftigen Ganzen unterzuordnen."

Kustos Dr. Frankfurter.

*

Wiener Theater. Das alte Jahr hat, bevor es im Silvesterpunsch ertränkt und zu den übrigen gelegt wurde, dem Deutschen Volkstheater noch in den letzten Tagen den heißersehnten Erfolg gebracht, den ersten in der Saison, der, wenn der Beifall bei der Erstaufführung die Vorhersage nicht äfft, auch noch ein gutes Stück in das neue Jahr hineinreichen dürfte. Herbeigeführt hat ihn Max Burckhards neue Komödie „Im Paradies", wiewohl sie keineswegs als ein gutes Theaterstück bezeichnet werden kann. Das Geheimnis des Erfolges ist zunächst im Thema zu suchen, das so lange aktuell bleiben wird, als Staat, Kirche und Gesellschaft nicht übereingekommen sein werden, was für das sittliche Wohl der Allgemeinheit von größerem Vorteil ist: die leichtere oder die schwerere Lösbarkeit der Ehe; dann in der keck zugreifenden Art, wie Burckhard an dieses stets aktuelle Thema herantritt und wie er es satirisch behandelt. Seine juridische Gelehrsamkeit kommt ihm dabei ebenso sehr zu statten, wie seine burschikos unbekümmerte Zutraulichkeit, vor der kein Gesetz, keine soziale Institution sicher ist. Was Burckhard mit einem großen Aufwand von Dialektik demonstriert, führt erst keine neuen Erkenntnisse herbei, aber wie er es demonstriert, darin zeigt sich ein ganz außerordentliches Geschick, Fragen des Rechts und der Gesellschaftsmoral in ihrer Wechselwirkung gemeinverständlich vorzutragen, ohne unangenehm lehrhaft zu werden. Im ersten Akt erhebt sich diese Geschicklichkeit zur feineren Satire. In ihm waltet etwas von dem graziösen Plänklergeiste und der liebenswürdigen Ironie des jungen Sardou. Leider bewegt sich die Komödie von Zeit zu Zeit auch in den melodramatischen Niederungen des Volksstückes. Sie findet aber in einzelnen Szenen immer wieder heraus zum besseren Thesenstück und erfreut selbst noch im letzten Akt, wo das tendenziös geführte Widerspiel zweier Ehen — die eine strebt auseinander und das Gesetz zwingt sie, fortzubestehen; die zweite, die ungarische eines katholisch Geschiedenen, will fortbestehen, und das Gesetz erklärt sie für null und nichtig — im Sande einer Doppelgerichtsverhandlung verrinnt, durch satirisch aufleuchtende Blitzlichter. Die gute Darstellung, die das Stück auf der Bellaria erfuhr, hat viel zu dem Erfolge beigetragen und dieser wieder hat den Bann der Mißernte gebrochen, der bis dahin auf dem Deutschen Volkstheater lag.

Hatte dort vorher noch ein wirklich guter französischer Schwank — „Triplepatte" von Bernard und Godfernaux — versagt, trotzdem er alle Keime zu einem großen Erfolg in sich barg: einen vorzüglichen Grundgedanken, der Anlauf nimmt zur Charakterkomödie, und zwei Akte mit überaus belustigenden Situationsscherzen, so war es dem fünfundsiebzigjährigen Sardou nach dem Erfolge Burckhards beschieden, mit seinem weit schwächeren und leereren Lustspiel „La Piste" sich aufs neue in die Gunst jener Leute zu setzen, die im Deutschen Volkstheater den Ton angeben, die zu allem, was aus Paris kommt, wie zu ihren Idealen aufblicken und, im Gegensatz zu den Pharisäern, den Schöpfer anklagen möchten, daß sie nicht sind wie diese Pariser oder doch noch nicht ganz so und noch nicht so weit fortgeschritten in der Auffassung der Ehe als eines unerschöpflichen Quells kannibalischen Vergnügens, der erst dann zu sprudeln beginnt, wenn sie gebrochen wird. Oskar Blumenthal, der die Komödie verdeutschte, hat dem unromantischen Spiele Sardous den romantischen Titel „Verwehte Spuren" aufgeklebt. Wieder handelt es sich um das bei Sardou übliche Kreuz und Quer eines verfänglichen Briefes und wieder bringt dieser eine junge Frau in den Verdacht des Ehebruches. Madame hat jedoch nicht ihren jetzigen, den zweiten, sondern ihren ersten Mann betrogen, was den zweiten füglich nicht zu kümmern braucht. Nach Abhaspelung der aus dem undatierten Brief abgeleiteten Irrtümer, Verwechslungen und Verwicklungen gelingt es denn auch, Monsieur zu überzeugen, daß seine Ehe unangetastet geblieben ist. Wir stehen heute solchen Rechnereien kälter gegenüber als früher und Sardou gebietet heute wohl auch nicht mehr über den Witz und die Ironie, womit er uns einst vom Boden angestammter Moralbegriffe in das freie, luftige Reich des Scherzes emporschnellte. Immerhin wurde im Deutschen Volkstheater auch über seine letzte Arbeit viel gelacht und kam das Lachen auch nicht immer so recht aus dem Herzen, so konnte man doch seine stille Freude haben an der sicheren und sauberen Jongleurtechnik, die man am Werke sah.

Der Geist Sardous scheint überhaupt auf unseren Bühnen Nachblüten zu treiben und der Geschmack am konsequenten Realismus ist von der Freude am leichten, graziösen Fangballspiel mit Worten, Menschen und Requisiten abgelöst worden. Daher die Beliebtheit, deren sich augenblicklich die älteren Komödien Oskar Wildes erfreuen. Während im Josefstädter Theater, „Der ideale Gatte" von einem Jubiläum zum andern schreitet, hat sich das Bürgertheater des Schauspieles „Lady Windermeres Fächer" bemächtigt. Wäre Oskar

Wilde nicht ausdrücklich als der Urheber bezeichnet, man könnte es ganz gut für eine Arbeit Sardous halten, so sehr tritt hier der Engländer in die Fußstapfen des Franzosen. Nur im Dialog unterscheidet er sich von ihm. Da irrlichteliert sein eigener Witz in hundert Aphorismen mit souveräner Herrlichkeit. Sonst sind es die gleichen Effekte, die gleichen Spannungen, womit Sardou seine Schauspiele bestreitet und auch in den ernstesten Szenen, wo Eifersucht und Angst, Schreck und Schmerz tragische Dimensionen anzunehmen drohen, wird unsere Teilnahme mit den Helden des Stückes nur so weit angeregt, daß wir mit ihnen uns wohl sorgen, aber im Gemüte frei bleiben und stets frei lächeln können über die Wirrnisse, in die wir sie verstrickt sehen. Im Bürgertheater hatte man leider keine Ahnung von dem leichten ironisch-spielerischen Darstellungsstil, den das Schauspiel Wildes erfordert, man spielte es so schwer und mit so falschem tragischen Pathos, wie das Brutalste und Unkünstlerischeste, was Sardou geschaffen hat, wie seine schreckliche „Fedora", die mit der Sprengbombenmusik von Umberto Giordano am Neujahrstage auf der Bühne der Währinger Volksoper als verspätetes Reislein am Baume des jungitalienischen Verismus erschien. Eine dringende Notwendigkeit, es dem Spielplan der Volksoper aufzupfropfen, lag wohl nicht vor, und es gab für sie edlere Aufgaben zu erfüllen, als den Geschmack ihres gleich dankbaren und empfänglichen Publikums durch den nassen Jammer dieser schon als Schauspiel genug entsetzlichen „Fedora" zu verderben, in der die ganze Tragik auf ein halbes, mißverstandenes Geständnis gestellt ist, das der Held erst im letzten Akt beenden darf, weil es Sardou einzig darauf ankam, die müden Großstadtnerven seiner Zuschauer auf die Folter zu spannen. Nur einem jungitalienischen Komponisten konnte Sardous Mißbrauch seiner Technik gerade gut genug sein, um ihn in Musik zu setzen und einen gleichen Mißbrauch am Geiste und am Wesen der Musik zu verüben.

Es scheint, als sollte uns nichts erspart bleiben, was die Decadence in Paris an Pikanterie, Nerven- und Sinnesreizungen ausgebrütet hat. Vor dreizehn Jahren hat es Maurice Donnay unternommen, des Aristophanes Komödie „Lysistrata" neu zu bearbeiten, d. h. die altgriechischen Zynismen durch neupariserische zu ersetzen. Nun hat auch diese Bearbeitung in Wien ihren Einzug gehalten und das Lustspieltheater darf sich berühmen, damit in Dingen der Cochonnerie den höchsten Rekord geschlagen zu haben. Man braucht nicht erst Vergleiche anzustellen zwischen dem altgriechischen Original und der jungfranzösischen Offenbachisierung, um zu erkennen, daß es sich hier um eine Pikanterie handelt, die um ihrer selbst willen da ist, losgelöst von allem kulturhistorischen Interesse und frei auch von jeder Absicht, unser sittliches Dasein auf die breitere Basis einer rein künstlerischen Anschauung zu stellen. Unsere Prokuraführer der modernen Kunst und Kultur, die bei den barfüßigen Variététänzerinnen in jedem Zuwachs an Deshabille eine neue Kulturerrungenschaft erblicken, haben es bei ihren Fetischtänzen vor der Emanzipation des Fleisches freilich leicht, sich darauf zu berufen, daß das Naturvolk der Griechen gleichen Gefallen an der sexuellen Pikanterie fand. Ein kleiner Unterschied aber besteht denn doch. Die grelle Rücksichtslosigkeit, womit Aristophanes die geschlechtlichen Verhältnisse behandelt hat, wird erklärlicher, wenn man bedenkt, daß damals die Frauen das komische Schauspiel nicht zu besuchen pflegten und daß das Nackte in Griechenland zu Hause war und daher alles Natürliche, also auch die Zote, seine Berechtigung hatte, während es sich hier um einen Stimulanzimport handelt, gerade stark genug für einen Herrenabend, ohne auf eine männliche Zuhörerschaft beschränkt zu bleiben. Dann ging die antike Kunst vom Körper aus, während die unserige von der Seele ausgeht. Auch ein kleiner, aber nicht unwesentlicher Unterschied. Und schließlich und endlich bleibt immer noch die Frage offen, ob die uns innewohnende größere Schamhaftigkeit so schlechtweg als heuchlerische Prüderie zu verwerfen und nicht vielmehr als natürliches sittliches Empfinden zu schonen ist. Wer jemals die schönste und tiefste Szene, die Ibsen geschrieben hat, die Szene in den „Kronprätendenten", wo er den isländischen Skalden Jatgejr von der Schamhaftigkeit seiner Seele sprechen läßt, in ihrer keuschen Herbheit auf sich hat wirken lassen, wird mich verstehen. Und Ibsen war doch auch ein moderner Kulturmensch.

Theodor Antropp.

„Österreichische Rundschau", X., 2.
Redaktionsschluß 13. Jänner 1907.
Ausgegeben 15. Jänner 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy.
Redakteure: Dr. Karl Glossy, Dr. Hugo Haberfeld.



Büchereinlauf.

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend: Siebenbürgen. Land und Leute. Von Lutz Korodi. Berlin, Verlag von Hermann Paetel, 1906.
Bismarcks Lehrjahre von Gustav Wolf. Leipzig, Diederichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher).
Arthur Zapp: „Hochzeitsnächte." Gose & Tetzlaff, Berlin SW.
Otto Böckel: „Psychologie der Volksdichtung." B. G. Teubner in Leipzig, 1906.
Neue Gedichte von Helene Waldaestel. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906.
„Die Fruchtschale." Verlag von R. Piper & Co., München: Bd. XI. „Vauvenargues." Eingeführt von Ellen Key. XII. „Irische Elfenmärchen." Deutsch von den Brüdern Grimm. — XIII. „Französisches Theater" von Paul Wiegler. — XIV. „Heinrich Suso" von Wilhelm v. Scholz.
G. Th. Fechner: „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode." Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1906.
Dr. Karl Frey: „Wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Betrachtung." Zürich, Art. Institut Orell Füßli, 1906.
Karl Bienenstein: „Aus Traum und Sehnsucht." Neue Gedichte. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.
Die Wahrheit über den Prozeß gegen die Gräfin Linda Bonmartini-Murri von Dr. Karl Federn. G. Müller, München und Leipzig.
Moderne Musiker: Friedrich Smetana von F. V. Krejči. Berlin, Verlagsgesellschaft, „Harmonie", für Literatur und Kunst.
An den Wassern des Niagara. Eine Geschichte aus zwei Weltteilen von Otto Emil Meyer. E. Piersons Verlag, Dresden.
Thomas Carlyle: Goethe. Berlin, 1907, Verlag Oesterheld & Co.
Ist Ibsen theatralisch? Eine Studie von Kurt Singer. E. Piersons Verlag, Dresden.
Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur. Von Dr. med. Iwan Bloch. Berlin SW. 61, Louis Marcus Verlagsbuchhandlung, 1907.
Völker Europas . . .! Der Krieg der Zukunft von * * *. Neudurchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin, Verlag von Richard Bong.
Eine Hilflose. Roman von Mite Kremnitz. Berlin, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.
Lieder aus dem Osten von Georg Boenisch. E. Piersons Verlag, Dresden.
Die Geschichten des Rabbi Nachmann von Martin Buber. Verlag von Rütten & Loening, Stuttgart.
„Emerson." Verlag Lutz in Stuttgart.
„Die letzte Schrift." Ein Rückblick in das Leben eines Vergessenen von Eduard Bacher. Leipzig, 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
François Rabelais: „Pantagruel." I. Buch. Verlag Albert Langen, München.
Die Juden der Gegenwart. Eine soziale, fachwissenschaftliche Studie von Dr. Arthur Ruppin. Verlag S. Calvary & Co., Berlin.
„Briefe der heiligen Katharina von Siena" von Annette Kolle. Verlag Julius Zeitler, Leipzig.
„Parodistische Schelmenstreiche" von Kory Towska. Verlagsgesellschaft, „Harmonie" für Literatur und Kunst, Berlin W.
Stephan Zweig: „Die frühen Kränze." Im Inselverlag, Leipzig, 1906.
D. Mercier: „Psychologie." I. Band übersetzt von L. Habrich. Kempten und München, Josef Köselsche Buchhandlung, 1906.
J. J. David: „Vom Schaffen." Essays. Verlag Eugen Diederich, Jena, 1906.
De la Rochefoucauld: „Betrachtungen oder moralische Sentenzen und Maximen." Übersetzt von E. Hardt. Verlag Eugen Diederichs, 1906.
Richard Jefferies: „Die Geschichte meines Herzens" aus dem Englischen von Hedwig Jahn. Verlag Eugen Diederichs, Jena, 1906.
Die Pflichten des außerehelichen Konkubenten. Von Dr. Eduard R. v. Liszt. Wilhelm Braumüller, Wien, 1907.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien, I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Verlosungsverlust. Im Monat Februar finden die Ziehungen der 1860er Staatslose, I. Bodenkredit- sowie der Steirischen Eiseninduſtrie-Prioritäten statt, deren Verlosung mit dem kleinsten Treffer beziehungsweise Nominalbetrage bedeutende Verluste verursacht. Die Versicherung gegen diese Verluste übernehmen die Zentral-Depositenkasse und Wechselstube des Wiener Bankvereines sowie dessen Filialen in Prag, Graz, Brünn, Aussig a. d. E., Budapest, Lemberg, Czernowitz, Bielitz-Biala, Klagenfurt, Pilsen, Konstantinopel, Karlsbad, Teplitz, die Expofituren und Zweiganstalten in den Wiener Bezirken. Näheres im „Eingesendet" der genannten Wechselstube.

Redaktion: Wien, I., Bräunerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. □ Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Winter 1906/07. — Giltig vom 15. Oktober 1906.

Kürzeste und bequemste

Schnellzugs-Verbindungen.

Winter 1906/07. — Giltig vom 15. Oktober 1906.

Wien—Triest—Italien (Abbazia-Mattuglie—Görz—Triest).

	○	●	●		Station		●	●	○	
845	1130	725	855	ab	Wien Südb.	an	645	900	535	830
1157	238	1033	1215	↓	Bruck a. M.	↑	308	522	222	516
115	334	1129	113		Graz		201	414	121	409
226	430	1230	228	↓	Marburg	↑	1246	257	1216	252
800	an	—	740	ab	Budapest	an	—	955	ab	925
938	—	—	918	an	Abbazia-Matt.	ab	535	831	—	814
957	—	—	937	↓	Fiume	↑	505	800	—	748
855	—	630	900		Triest		635	830	—	755
947	—	731	1007		Görz		522	652	—	715
—	—	• 946	215		Venedig		• 225	210	—	1115
—	—	• 305	745		Mailand		• 730	730	—	610
—	—	• 448	1055		Florenz		• 550	550	—	238
—	—	• 1035	750	↓	Rom	↑	• 1050	1050	—	900
—	—	640	125	an	Neapel	ab	300	300	—	1135

○ Via Cervignano (kürzeste Verbindung Wien-Venedig—Rom—Mailand).

Wien—Kärnten—Süd-Tirol—Italien (Meran—Arco—Riva).

	●•		Station		●•	
845	935	ab	Wien Südb.	an	745	830
1157	1243	ab	Bruck a. M.	an	414	516
115	139	ab	Graz	an	311	409
226	247	ab	Marburg	an	156	252
644	508	an	Klagenfurt	ab	1159	1013
823	559	↓	Villach	↑	1049	820
1128	746		Lienz		908	515
544	1202		Bozen-Gr.		440	—
725	*108		Meran		*331	—
708	129		Trient		308	—
751	206		Roveredo		230	—
800	214		Mori		219	—
919	323		Arco		1252	—
936	340		Riva		1235	—
816	230		Ala		200	—
959	420	↓	Verona	↑	1155	—
305	745	an	Mailand	ab	925	—

• Kürzeste Verbindung Wien—Mailand.
* Kürzeste Verbindung Wien-Meran.

Wien—Leoben—Pontafel—Italien.

	✠○●		Station		✠○●
730	1140	ab	Wien S.-B.	an	515
1100	318	↓	Bruck a. M.	an	207
1125	336	↓	Leoben	an	145
308	—	an	Klagenfurt	ab	—
344	744	↓	Villach	↑	925
1045	137		Venedig		251
143	341		Verona		1255
605	626		Mailand		1020
634	Nizza an 305		Florenz		ab 1200 Nizza
107		↓	Rom	↑	
630		an	Neapel	ab	

✠ St. Petersburg—Wien—Nizza-Expre[…] Näheres siehe unten.

Brenner-Route.

† Nord-Süd-(Ägypten-)Expreßzug zwischen Berlin—Mailand täglich; bis Cannes vom 1. Dezember an; die Fortsetzung bis Rom-Neapel-(Ägypten) wird anfangs Jänner aktiviert.
* Berlin—Neapel-Expreßzug verkehrt von Anfang Dezember bis Ende Mai zweimal wöchentlich.

●○ *	●○ †	○	○	●		Station		○	○	●○ †	●	●○ *
1000	1025	845	1035	828	ab	Berlin	an	642	825	805	818	900
1131	1255	1015	113	1235	↓	Leipzig	↑	348	659	538	825	628
—	800	72·	1140	1105		Dresden		650	948	948	450	1057
816	820	845	1130	1050	↓	München	↑	406	950	1006	645	1045
1100	1101	1204	830	202	ab	Innsbruck	an	1229	546	650	247	744
248	215	408	708	544	an	Bozen-Gries	ab	837	210	304	1042	855
—	830	542	828	725	↓	Meran	↑	726	1257	145	850	—
355	830	520	826	708		Trient		717	1249	156	910	246
—	—	553	914	751		Roveredo		645	1218	—	834	—
550	526	753	1102	959		Verona		450	1021	1155	607	1246
—	815	1054	605	306		Mailand		1120	730	925	106	—
1217	1210	634	634	448		Florenz		915	1106	520	1040	631
600	550	107	107	1035	↓	Rom	↑	250	915	1000	—	1240
1125	1106 †	630	630	640	an	Neapel	ab	1000	1135	500 †	—	730

Ungarn—Tirol—Italien.

○	•●		Station		•●
800	740	ab	Budapest	an	955
644	508	an	Klagenfurt	ab	1139
823	559	↓	Villach	↑	1049
1128	746		Lienz		908
108	920		Toblach		758
700	425		Innsbruck		830
1210	950		München		1130
544	1202		Bozen-Gries		440
725	108		Meran		331
708	129		Trient		308
751	206		Roveredo		230
800	214		Mori		219
919	323		Arco		1252
936	340		Riva		1235
816	230		Ala		200
959	420	↓	Verona	↑	1155
305	745	an	Mailand	ab	925

• Direkte Wagen Budapest—Franzensfeste. Kürzeste Verbindung Budapest—Mailand.

(St. Petersburg)-Wien—Nizza—Cannes-Expreßzug.

Verkehrt zwischen St. Petersburg und Wien zweimal wöchentlich vom 17. November bis 27. April; zwischen Wien und Cannes täglich vom 15. November bis 27. April.

		Station		
600	ab	St. Petersb. (St. Petersb. Zeit)	an	1120
527	ab	Warschau " "	an	137
1140	ab	Wien Südbahnhof "	an	515
335	an	Leoben	ab	151
137	↓	Venedig	↑	251
626		Mailand		1020
306	↓	Nizza (Pariser Zeit)	↑	1200
347	an	Cannes " "	ab	1114

Verkehrt zwischen Cannes und Wien täglich vom 17. November bis 29. April; zwischen Wien und St. Petersburg zweimal wöchentlich vom 18. November bis 28. April.

Ostende-Wien-(Triest)-Expreßzug.

täglich

●		Station		●
900	ab	London (Westeurop. Zeit)	an	512
446	ab	Ostende "	an	952
725	ab	Wien Südbahnhof "	an	645
918	an	Abbazia-Mattuglie	ab	535
337	an	Fiume	ab	505
630	an	Triest	ab	636

● Schlafwagen. — ○ Speisewagen.

Unsere Seemacht und Italien.

Von * * *

In Budapest und Rom sind jüngst bei Beratung der Flottenbudgets wichtige Beschlüsse gefaßt worden, die in beiden Reichen darauf abzielen, die maritimen Machtmittel entsprechend dem Fortschritte der Zeit zu erneuern und mit Rücksicht auf die wachsenden Angriffskräfte der Nachbarstaaten auch möglichst wirkungsvoll zu gestalten. In keinem der beiden Länder denkt vorläufig jemand ernstlich an einen bevorstehenden Krieg; wenn man sich aber vergegenwärtigt, daß seit der treuga Dei jeder „Ewige Frieden" eben stets nur bis zum nächsten blutigen Waffengange gedauert hat und daß geschichtliche Erfahrung lehrt, wie offenkundig gewordene Schwäche zu allen Zeiten das sicherste Mittel war, um vorhandene Gegner zum Angriffe zu verleiten: dann wird es von jedem politisch Denkenden in Österreich-Ungarn gleichwie in Italien verständigerweise ganz gebilligt werden, wenn die Träger der militärischen Verantwortung auch mitten im Frieden unentwegt auf Kriegsvorbereitungen bedacht sind.

Italien, mit seiner langen, flachen und daher schwer zu verteidigenden Seeküste, mit seinen exponierten Inseln im Mittelmeere und den stets kränkelnden Kolonien, ist im Frieden und Krieg allerdings weit mehr als wir auf den Seeweg, somit auf seine Schiffe angewiesen.

Wir werden im Frieden den Seeweg in dem bisherigen Maße bald nicht mehr brauchen, insoweit es sich nämlich um den Transitverkehr zwischen unseren eigenen Häfen handelt, sobald der zwar langsam, aber stetig fortschreitende Ausbau der küstenländischen Eisenbahnen den Warentransport längs des Litorales auch zu Lande ermöglicht; wir brauchen ihn schon jetzt mit geringeren Fährlichkeiten als die Italiener, weil unsere geschützten, navigatorisch günstigen Inselkanäle störungsfreie Verschiebungen auch in der Südost- bis Nordwestrichtung zu jeder Jahreszeit ermöglichen. Fügt man hinzu, daß Italien zur See nach drei Fronten, wir hingegen nur nach einer Front hin defensiv vorzusorgen haben, so ergibt sich klar, daß diese Verhältnisse in beiden Staaten auch verschiedene maritime Schutzmaßnahmen erheischten. Und auch in der Zukunft wird die Marinepolitik hüben und drüben verschieden geartet sein, weil Italien von der See aus verwundbarer ist als wir. Dies soll vorangestellt werden, um darzulegen, daß eigentlich nicht unbedingt in jeder Aktion Italiens zugunsten seiner Flotte ein Schachzug gegen unsere maritime Stellung an der Adria gewittert, nicht in jeder maritimen Veranstaltung die planmäßige Vorbereitung zu einer uns zugedachten Herausforderung erblickt werden müßte.

Aber die Dinge liegen leider doch ganz anders. Die Italiener streben wohl zweifellos, heute wie einst, nach dem Besitze unserer Küstenprovinzen. Diese Sehnsucht nach Istrien und Dalmatien, vorläufig diplomatisch unterdrückt, wird in Italien gewiß nicht

früher verschwinden, als bis sie befriedigt oder durch einen großen Krieg definitiv erstickt wird. Insolange eine Lösung nicht erfolgt, dürften so manche maritime Vorkehrungen unseres Nachbars auf eine gewaltsame Annexion hinzielen und deshalb benötigen wir dringend eines, den Angriffsmitteln Italiens zu Land und zur See gewachsenen, jederzeit aktivierbaren Schutzes unserer Küstenländer, namentlich einer wirkungsvollen Deckung der zu Faustpfändern geeigneten Handelsemporien Triest und Fiume. Damit Istrien und Dalmatien niemals von italienischen Kriegsschiffen bedroht, gebrandschatzt und verheert werden können, brauchen wir nebst dem immobilen Küstenschutz durch die seebezirksweise Lokalverteidigung (Forts, Strandbatterien, Minensperren, Küstenwachschiffe), eine leistungsfähige, mobile, schlagfertige, auf mehrere feste Häfen sich stützende Flotte. Ihre Defensivkraft muß zu den zu gewärtigenden Angriffskräften speziell dieses Gegners zum allermindesten in ein solches Verhältnis gebracht werden, daß sie es jederzeit, ohne längere Vorbereitung, mit Aussicht auf Erfolg wagen könne, der feindlichen Angriffsflotte bereits auf hoher See entgegenzutreten und sie bei einigem Kriegsglück an der weiteren Annäherung zu hindern. Daß dies für uns die einzig richtige Verteidigungsmethode sein kann, wird noch dargelegt werden. Um nun zu beurteilen, was uns auf diesen idealen und doch bescheidenen Flottenstand an Schiffen fehlt, ist es notwendig festzustellen, mit welchen Kräften wir im Kriegsfalle angegriffen werden könnten, wobei sowohl maritime, wie auch geographische Einflüsse in Berücksichtigung gezogen werden müssen.

Italiens Hauptkriegshafen, La Spezzia, ist an der Westseite der Apenninischen Halbinsel gelegen und bietet der italienischen Flotte bei Operationen in der Adria keinen verwendbaren Stützpunkt. Es wurde daher im Süden des Reiches ein zweiter Kriegshafen geschaffen, der trotz ungünstiger hydrographischer Verhältnisse mit großen Opfern zu einer brauchbaren Offensivbasis ausgestaltet wird. Da bei einer Operation gegen unsere Küsten, die in die Adria eindringende gegnerische Angriffsflotte, eben wegen der an der italienischen Ostküste mangelnden Häfen, zahlreicher Verbindungsglieder mit Tarent und Spezzia benötigt, die den Nachrichtendienst, den Kohlennachschub u. dgl. besorgen und sichern, da ferner die leicht verwundbaren Häfen Venedig, Ancona und Bari, dann je nach der politischen Konstellation eventuell auch die gegen das westliche Mittelmeer zu gelegenen Häfen, wie Genua, La Maddalena (auf Sardinien), Neapel, Messina usw. eines ausreichenden maritimen Schutzes durch die lokalen Verteidigungsmittel bedürfen, so kann füglich angenommen werden, daß wir es aller Wahrscheinlichkeit nach nur mit den italienischen Panzern I. und II. Ranges, den Schiffen und leichten Kreuzern IV. und V. Ranges, sowie mit der Torpedoflotille zu tun haben werden, welchen Schiffen dann noch die Torpedokreuzer VI. Ranges die erforderlichen Aufklärungs- und Nachschubsdienste leisten dürften. Die veralteten Einheiten III. Ranges und die übrigen Schiffe des italienischen Flottenbestandes kommen nur für den Train und für lokale Verteidigungsdienste in Betracht, so daß sie uns bei dem beabsichtigten Vergleiche nicht weiter interessieren. Desgleichen werden von den Panzern I. Klasse noch „Dandolo" und „Duilio" auszuschalten sein, da ihr reelles Fahrtvermögen von nur 14 Seemeilen stündlich, lähmend auf die Bewegungen der Offensivflotte einwirken würde, so daß diese Einheiten sicherlich zu Hause gelassen werden dürften.

Unter solchen berechtigten Voraussetzungen, könnte das gegnerische Angriffsgeschwader somit bestehen aus:

16 Schlachtschiffen (I. Ranges) von mehr als 9000 Tonnen Deplacement,
9 Panzerkreuzern (I. und II. Ranges) von mehr als 6500 Tonnen Deplacement,
5 leichten Kreuzern (IV. Ranges) von mehr als 3000 Tonnen Deplacement,
9 Torpedokreuzern (V. Ranges) von mehr als 2000 Tonnen Deplacement,
13 Torpedokreuzern (VI. Ranges) von 500—2000 Tonnen Deplacement,
49 Torpedobootszerstörern von 200—400 Tonnen Deplacement,
9 Torpedobooten I. Klasse (die Boote II. und III. Klasse sind nicht zum Hochseekampfe geeignet),
14 Unterseebooten von 150 Tonnen Deplacement.

Zusammen: 52 Schiffe, 58 Torpedofahrzeuge, 14 Unterseeboote; Gesamttonnengehalt 453.200 Tonnen mit 180 schweren, 600 mittleren, 1300 leichten Geschützen, 320 Torpedolancierrohren und 25.500 Mann Besatzung.

Diesem, auf gegnerischer Seite im Jahre 1909 aktionsbereiten, wohl sehr ansehnlichen Geschwader, könnten wir alsdann bestenfalls entgegenstellen:

12 Schlachtschiffe, und zwar:	3 I. Klasse von	14.500	Tonnen Deplacement,
	3 I. „ „	10.600	
	3 II. „ „	8.300	
	3 II. „ „	5.600	

3 Panzerkreuzer (II. Ranges) von 5000—7300 Tonnen Deplacement,
3 leichte Kreuzer (III. Ranges) von 4000 Tonnen Deplacement,
5 Torpedokreuzer (V. Ranges) von 1500—2300 Tonnen Deplacement,
13 Torpedofahrzeuge (Zerstörer) von 360—540 Tonnen Deplacement,
20 Hochseetorpedoboote von 200 Tonnen Deplacement,
24 Torpedoboote (I. Klasse) von 78—95 Tonnen Deplacement,
2 Unterseeboote von 175 Tonnen Deplacement.

Zusammen: 23 Schiffe, 57 Torpedofahrzeuge, 2 Unterseeboote; Gesamttonnengehalt 168.340 Tonnen mit 125 schweren, 345 mittleren, 580 leichten Geschützen, 170 Torpedolancierrohren; 13.250 Mann Besatzung.

Aus dieser Gegenüberstellung läßt sich auf den ersten Blick ersehen, das daß Kräfteverhältnis des Gegners zu dem unsrigen, nach dem Stande der für beide Flotten derzeit bewilligten und in Ausführung befindlichen Neubauten* sich 1909 wie 1·9 : 1 verhalten wird. Das heißt: Italien ist im Jahre 1909 imstande, uns zur See mit einer fast zweifachen Übermacht anzugreifen.

Unsere Schwäche zur See gegenüber Italien wird aber noch augenfälliger, wenn man die taktischen Formationen einander gegenüberstellt, die berufen sein würden, sich divisionsweise zu bekämpfen. Nimmt man die gegenwärtige Einteilung der italienischen Flotte in „Mittelmeer- und Adriageschwader" zur Grundlage, dürfte der Gegner in folgender Ordre de bataille zur Entscheidungsschlacht anrücken:

* Wenn nicht der an sich tote Tonnengehalt, sondern die Summe der Angriffswaffen in Betracht gezogen wird.



Italien:

I. Geschwader:

1.	Schlachtschiff	Regina Margherita	Je 13.200 bis 13.800 Tonnen.
2.	„	Benedetto Brin	
3.	„	Sicilia	
4.	„	Sardegna	

19 bis 20 Seemeilen Fahrtleistung.

II. Geschwader:

5.	Schlachtschiff	Napoli	Je 12.600 Tonnen.
6.	„	Roma	
7.	„	Regina Elena	
8.	„	Vittorio Emanuele	

22 Seemeilen Fahrtleistung.

III. Geschwader:

9.	Schlachtschiff	Re Umberto	Je 13.893 T.
10.	„	Ammiraglio di St. Bon	
11.	„	Emanuele Filiberto	Je 11.360 T.
12.	„	Francesco Morosini	

17 bis 18 Seemeilen Fahrtleistung.

IV. Geschwader:

13.	Schlachtschiff	Andrea Doria	Je 11.200 T.
14.	„	Ruggiero di Lauria	
15.	„	Lepanto (ex 82/04)	15.900 T.
16.	„	Italia (ex 80/04)	15.600 T.

17 bis 18 Seemeilen Fahrtleistung.

V. Geschwader (derzeit im Bau):

17.	Panzerkreuzer*	San Giorgio	Je 9800 Tonnen.
18.	„	San Marco	
19.	„	Amalfi	
20.	„	Pisa	

22 Seemeilen Fahrtleistung.

VI. Geschwader:

21.	Panzerkreuzer	Feruccio	Je 6500 bis 7300 Tonnen.
22.	„	Garibaldi	
23.	„	Varese	
24.	„	Carlo Alberto	
25.	„	Vettor Pisani	

19 bis 20 Seemeilen Fahrtleistung.

Flotillen-Geschwader:

26.	Leichter Kreuzer	Fieramosca	Je 3300 bis 3600 Tonnen.
27.	„ „	Stromboli	
28.	„ „	Vesuvio	
29.	„ „	Etna	
30.	„ „	Giovanni Bausan	

17 Seemeilen Fahrtleistung.

Österreich-Ungarn stellt gegenüber:

I. Geschwader (derzeit im Bau):

1.	Schlachtschiff	A	Je 14.500 Tonnen.
2.	„	B	
3.	„	C	
?	?	———	

21 Seemeilen Fahrtleistung.

II. Geschwader:

4.	Schlachtschiff	Erzherzog Karl	Je 10.600 Tonnen.
5.	„	Erzherzog Friedrich	
6.	„	Erzherzog Ferd. Max	
?	?	———	

20 Seemeilen Fahrtleistung.

III. Geschwader:

7.	Schlachtschiff	Habsburg	Je 8300 Tonnen.
8.	„	Arpád	
9.	„	Babenberg	
?	?	———	

19½ Seemeilen Fahrtleistung.

IV. Geschwader:

10.	Schlachtschiff	Monarch	Je 5600 Tonnen.
11.	„	Wien	
12.	„	Budapest	
?	?	———	

17½ Seemeilen Fahrtleistung.

?	?	———
		———
		———
?	?	———

V. Geschwader:

13.	Panzerkreuzer	Sankt Georg[1]	7300 Tonnen.
14.	„	Kaiser Karl VI.[2]	6300 Tonnen.
15.	„	Kais. Maria Theresia[3]	5200 Tonnen.
?	?	———	
?	?	———	

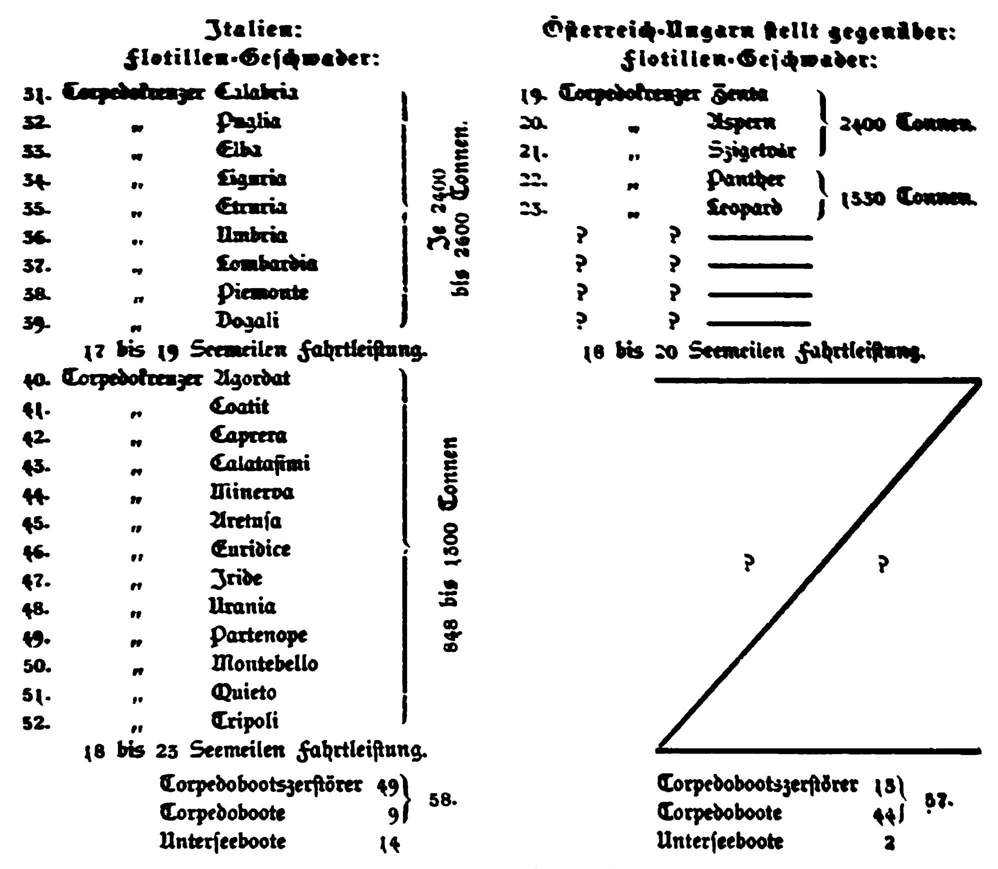
[1]22, [2]20, [3]19 Seemeilen Fahrtleistung.

Flotillen-Geschwader:

16.	Leichter Kreuzer	Franz Josef[1]	Je 4000 T.
17.	„ „	Kaiserin Elisabeth[2]	
18.	„ „	D (derzeit im Bau)[3]	3600 T.
?	?	———	
?	?	———	

[1]17, [2]18, [3]26 Seemeilen Fahrtleistung.

* Sind Schlachtschiffe mäßigen Deplacements, von hoher Geschwindigkeit.



Italien:
Flotillen-Geschwader:

Nr.	Schiffstyp	Name	Tonnen
31.	Torpedokreuzer	Calabria	Je 2400 bis 2600 Tonnen.
32.	"	Puglia	
33.	"	Elba	
34.	"	Liguria	
35.	"	Etruria	
36.	"	Umbria	
37.	"	Lombardia	
38.	"	Piemonte	
39.	"	Dogali	

17 bis 19 Seemeilen Fahrtleistung.

Nr.	Schiffstyp	Name	Tonnen
40.	Torpedokreuzer	Agordat	848 bis 1300 Tonnen
41.	"	Coatit	
42.	"	Caprera	
43.	"	Calatafimi	
44.	"	Minerva	
45.	"	Aretusa	
46.	"	Euridice	
47.	"	Iride	
48.	"	Urania	
49.	"	Partenope	
50.	"	Montebello	
51.	"	Quieto	
52.	"	Tripoli	

18 bis 23 Seemeilen Fahrtleistung.

Torpedobootszerstörer	49	58.
Torpedoboote	9	
Unterseeboote	14	

Österreich-Ungarn stellt gegenüber:
Flotillen-Geschwader:

Nr.	Schiffstyp	Name	Tonnen
19.	Torpedokreuzer	Zenta	2400 Tonnen.
20.	"	Aspern	
21.	"	Szigetvár	
22.	"	Panther	1530 Tonnen.
23.	"	Leopard	
?	?	———	
?	?	———	
?	?	———	
?	?	———	

18 bis 20 Seemeilen Fahrtleistung.

? ?

Torpedobootszerstörer	13	57.
Torpedoboote	44	
Unterseeboote	2	

Aus dieser Gegenüberstellung sind folgende Schlüsse zu ziehen:

Jedes der vier schon jetzt fertigen Hauptschlachtschiffgeschwader des Gegners ist um eine Einheit stärker als ein unseres, was jenem ein Übergewicht um ein ganzes, aber aus vier Einheiten bestehendes Schlachtschiffgeschwader verleiht.

Da dem fünften italienischen Geschwader auf unserer Seite überhaupt keine Schlachtschiffe mehr entgegengestellt werden können, weil alle unsere 12 Turmschiffe bereits engagiert sind, so besitzt der Gegner eine Übermacht von zwei vollständigen Geschwadern mit zusammen acht Panzerschiffen.

In jedem einzelnen Geschwader (II, III und IV) sind die italienischen Einheiten dem Tonnengehalte nach und, wie bezüglich III, IV besonders hervorzuheben ist, auch hinsichtlich der Artillerie bedeutend stärker als unsere Divisionen.

Das I. Geschwader dagegen ist auf italienischer Seite sowohl im Tonnengehalte als auch in der Artillerie inferiorer, so daß diese drei Einheiten Österreich-Ungarns den vier Schiffen der Italiener möglicherweise standhalten könnten, falls sie ihnen allein gegenüberstünden, was aber kaum der Fall sein wird.

Bei den Kreuzern stehen 32 italienischen Schiffen gar nur 11 österreichisch-ungarische gegenüber.

An Torpedobootszerstörern besitzen die Italiener beinahe die vierfache Anzahl.

Hinsichtlich aller sekundären Schiffsklassen herrscht somit beim Gegner hinsichtlich des Offensiv- und Defensivvermögens, schiffsweise verglichen eine effektive, und ansonst eine derartige numerische Überlegenheit, daß sie geradezu erdrückend genannt werden muß. Sie hätte in der Seeschlacht unbedingt zur Folge, daß jede österreichisch-ungarische Einheit gegen mindestens zwei stärkere italienische Schiffe zu kämpfen haben würde.

Auch die Anhänger der Torpedowaffe können es nicht behaupten, daß die bestehende Überlegenheit der italienischen Schlachtschiffe, Kreuzer, Torpedokreuzer und Torpedozerstörer, eventuell durch unsere, dem Gegner numerisch gleichwertige Torpedobootsflotille ausgeglichen werden könnte. Zum Küstenkrieg bieten die linearen, seichten und ungedeckten Meeresufer Italiens für uns keine Chancen und was die Verwendung dieser leichtbeschwingten, aber auch leichthavarierten Seepiraten in der offenen Seeschlacht anbelangt, so hat gerade der Russisch-japanische Krieg in seinen späteren Stadien gelehrt, daß bei entsprechender Achtsamkeit des Angegriffenen, nicht nur die Überfälle auf verankerte Schiffe selten glücken, für die Boote aber meistens sehr verlustreich verlaufen, sondern daß diese Einheiten meist erst in die Endphasen des Seegefechtes mit Gewinn eingreifen können, wenn es einen bereits halb gewonnenen Sieg zu vervollständigen gilt.

Zu diesen betrübenden Feststellungen gesellt sich in letzter Stunde noch die von den italienischen Blättern Mitte Jänner verbreitete Kunde, daß Marineminister Mirabello in der italienischen Kammer sich die Mittel (125 Millionen Lire Extrakredit) für drei, innerhalb der nächsten zwei Jahre zu erbauende große Panzerkreuzer von je 16.000 Tonnen zu erwirken begründete Aussicht habe. Um das Kind beim rechten Namen zu nennen, muß man diese mit je 8 Stück 30·5 Zentimeter Turmgeschützen zu armierenden Einheiten Schlachtschiffe I. Ranges nennen, die unserer demnächst in Bau gehenden 14.500 Tonnen-Division überlegen sind.

Stehen nach jetziger Sachlage, wie oben dargelegt wurde, 12 österreichisch-ungarischen Schiffen im Jahre 1909 bereits 20 Schiffe gegenüber, so wird nach Ausführung des neuesten italienischen Schiffbauprojektes jedes unserer Schlachtschiffe sich nicht blos zwei feindlichen Einheiten gegenüber sehen, sondern sich zweier feindlicher Schlachtschiffe allerersten Ranges und eines Schiffes (Kreuzers) I. oder II. Ranges zu erwehren haben; wir würden also von einer mehr als doppelten Überlegenheit angegriffen werden. Jeder weitere taktische Kommentar erscheint hier überflüssig.

Das alsdann vorhandene Mißverhältnis der Kräfte überstiege gewiß weitaus die zulässige Kluft, die durch geschicktere Führung, höhere Ausbildung und opferwilligere Todesmutigkeit möglicherweise noch wettgemacht werden kann, und man braucht wohl kein Pessimist zu sein, um dem Ausgange eines mit den auf unserer Seite für 1909 verfügbar werdenden Mitteln auszukämpfenden Waffenganges mit Italien, das ungünstigste Horoskop zu stellen. Denn wo das Mißverhältnis der Macht so groß geworden ist, daß selbst die äußerste Beschränkung der nationalen Kriegsziele auf die ausschließliche Verteidigung des ererbten Küstenbesitzes, die eigene Flotte nicht mehr vor dem Untergange sichert, so daß die Gefahr, den angestammten Besitz mit samt der ganzen Flotte zu verlieren, sobald es dem Gegner gelüstet, sich in den Besitz der ersehnten Gebiete zu setzen, bereits zur Gewißheit geworden ist, dort kann es höchstens noch den Nationalstolz be-

friedigen, wenn der Bedrängte seine ganzen Kräfte in einem einzigen Schlage zum sicheren und verzweifelten Untergange einsetzt, um in diesem dann die einzig mögliche Wahrung seiner bisher unbefleckten Waffenehre zu erblicken. Diese Katastrophe der Wehr zur See wäre dann aber gleichzeitig auch der volkswirtschaftliche Zusammenbruch der ganzen lebenden vaterländischen Generation.

In unserem letzten, nunmehr 40 Jahre zurückliegenden Seekriege reichte das Genie eines Tegetthoff im Vereine mit gewissen heutzutage nicht wieder zu erhoffenden Verhältnissen auf gegnerischer Seite eben noch hin, um trotz der materiellen Inferiorität unserer Flotte, das Zünglein an der Wage des Kriegsglückes zugunsten unserer Flagge ausschlagen zu lassen. Trotz allem, was in der letzten Zeit des Wiederauflebens unserer Kriegsmarine geschehen ist, und was auf Grund der rechtzeitigen klaren Erkenntnis der Natur des uns bevorstehenden, wenn auch einstweilen noch ferneliegenden Seekrieges, nach Maßgabe der aufbringbaren Mittel, überhaupt zu dessen Beeinflussung für unsere Interessen vorgekehrt werden konnte, ist heute die bange Frage, ob unsere maritimen Machtmittel zur Sicherung des Fortbestandes unseres Küstenbesitzes genügen, mit einem bestimmten „Nein“ zu beantworten.

Was aber muß geschehen, um dem angedeuteten, gewiß sehr traurigen Schicksal vorzubeugen?

Wir müßten im Jahre 1908, früher kann dies mit Rücksicht auf die parlamentarische Budgetbewilligung bedauerlicherweise nicht erfolgen, außer den soeben bewilligten und demnächst in Bau zu legenden drei Turmschlachtschiffen von je 14.500 noch mindestens vier, besser sechs solcher Schiffe im Bauwerte von 3 × 40 = 120 (beziehungsweise 240 Millionen) Kronen anschaffen, sowie eine aus vier starken Panzerkreuzern (oder aus vier gleichwertigen kleinen Schlachtschiffen) bestehende, 22 Seemeilen laufende weitere Division bauen, die dem fünften italienischen Geschwader — das sind die neuesten, derzeit bereits in Bau befindlichen Schiffe der Italiener — ebenbürtig wäre. Erst dann ließe sich die in den inferioren Schiffsklassen auf unserer Seite noch bestehende Schwäche ohne Gefahr für den Seesieg paralysieren und unseren Schlachtschiffdivisionen der Erfolg sichern.

Nun wird es gewiß manchen Leser geben, der vielleicht einwenden dürfte, daß damit denn doch zu viel gefordert sein müsse, da unsere bescheidene Küstenausdehnung im Vergleiche zu der sechsmal längeren Seeküste Italiens wohl unmöglich die gesamten vorgeschlagenen, verhältnismäßig sehr bedeutenden Flottenverstärkungen erheischen könne!

Um diesen Einwand zu entkräftigen, ist es notwendig, nebst dem Hinweise darauf, daß die Küstenlänge nur indirekt in Betracht komme, der rein statistischen Gegenüberstellung der beiderseitigen Flottenbestände zum Schlusse noch eine allgemeine taktische und strategische Betrachtung folgen zu lassen.

Da gegenwärtig den vier, aus je drei Einheiten bestehenden k. u. k. Schiffsdivisionen, fünf viergliedrige feindliche Geschwader gegenüberstünden, wobei geschwaderweise verglichen, jedes einzelne gegnerische Schiff stärker als das ihm korrespondierende österreichisch-ungarische wäre, so gibt es keine taktische Kampfweise, die imstande sein würde, diese enorme artilleristische Überlegenheit wettzumachen. Wenn man beiderseits von den optimistischerweise als gleichwertig supponierten ersten Geschwadern absieht, deren Geschütze zwar nach Zahl und Gattung verschieden sind, im übrigen aber ziemlich die gleiche Trag-

weite und Durchschlagskraft besitzen, weshalb sie sich in der Seeschlacht voraussichtlich gegenseitig bekämpfen dürften, so feuern unsere übrigen drei Geschwader von 9 Schiffen, mit zusammen 33 Turmgeschützen von nur 24 Zentimeter Bohrungsdurchmesser (Kaliber) gegen 16 Schiffe mit weit zahlreicheren und schwereren Geschützen (24 Stück 25 Zentimeter, 8 Stück 30·5 Zentimeter, 4 Stück 34 Zentimeter, 20 Stück 43 Zentimeter) die natürlich auch eine viel größere Tragweite als unsere Turmkanonen besitzen. Hierdurch ist jede der italienischen Schlachtschiffdivisionen II bis V in die Lage versetzt, den Artilleriekampf auf solche Distanzen wirksam zu beginnen, wo ihre Schiffe von unseren Geschützen noch gar nicht erreicht werden, und da die italienischen Geschwader II und V zudem auch eine fühlbare Überlegenheit in der Fahrgeschwindigkeit besitzen, so sind sie durch gewisse Manöver in der Lage, uns die ihnen wünschenswerte Kampfstellung vorzuschreiben, das heißt, sie vermögen es zu verhindern, daß sich unsere Geschwader auf die für unsere Geschütze notwendige kleinere Schußdistanz herankämpfen. Mit Hinzutreten der projektierten italienischen 16.000 Tonnen-Division werden sich diese Verhältnisse für uns noch mehr verschlechtern.

Hierdurch entstehen begreiflicherweise große Siegeschancen für den Gegner, die ziffermäßig gar nicht ausgedrückt werden können und an welchen auch der Umstand gewiß nichts Wesentliches ändern würde, wenn sich unser Witkowitzer-Pilsener Schiffspanzer von 210 Millimeter Nickel-Chromstahl möglicherweise dem von den Terniwerken stammenden, dimensional weit stärkeren italienischen Stahlpanzer von 250—253 Millimeter Plattendurchmesser ebenbürtig erweisen sollte.

Aus diesen kurzen Andeutungen, denen noch Vergleiche über Panzerungsverhältnisse, Feuerschnelligkeit, Kohlenfassungsvermögen, Munitionsausmaß usw. hinzugefügt werden könnten, möge ersehen werden, daß der österreichisch-ungarische Höchstkommandierende zur See beim Kampfe mit einem italienischen Gegner schon jetzt vor eine äußerst schwierige taktische Frage gestellt wäre, die er bei weiterer Inferiorität nach Zahl und Potenz, wie sie eben in Bälde bestehen wird, überhaupt nicht mehr zu lösen vermag.

An strategischen Vorteilen erwächst dem Gegner vor allem die seine Operationen gegenüber anderen Kriegsfällen wesentlich vereinfachende Tatsache, daß er sich von uns, wegen der Schwäche unserer Flotte, keiner Angriffe auf sein Küstengebiet zu versehen hätte. Selbst ein eventueller, handstreichartiger Vorstoß gegen Venedig, würde immer nur geringe, die Kriegslage kaum ernstlich beeinflussende Bedeutung haben, wozu kommt, daß dieser, in seichtem Seegebiete gelegene Hafen sowohl hierdurch, als auch durch seine modernen, in jüngster Zeit erheblich verstärkten Werke ausreichend geschützt ist. Gerade das Gegenteil ist aber auf unserer Seite der Fall und wer das kürzlich erschienene beachtenswerte Werk „Unser letzter Kampf" gelesen hat, der wird auch darüber unterrichtet sein, daß unser Zentralkriegshafen Pola wegen seiner veralteten Landwerke einem belagerungsmäßigen Angriffe nicht lange Stand halten würde.

Unsere Flotte hat demnach die doppelte Aufgabe, das Küstengebiet und den Hauptkriegshafen, ihren Stützpunkt, vor der Invasion zu schützen, was eben nur dadurch bewerkstelligt werden könnte, wenn man dem Angreifer bereits in hoher See entgegenzutreten und ihn dort zurückzuweisen vermag. Bei aller Beschränkung auf das unumgängliche Maß der Verteidigung ist es aus dem eben angedeuteten Grunde demnach unerläßlich, daß sich unsere „Küstenverteidigungsflotte", wie sie in Ungarn mit Vorliebe genannt wird, dem

Gegner noch in hoher See stelle und ihm zu diesem Zwecke unter günstigen Verhältnissen zur Entscheidungsschlacht entgegenfahre, daß sie somit bei aller Defensive, innerhalb der Adria auf diese Weise offensiv vorgehe.

Da der Gegner gewiß mit dieser Taktik rechnen wird, so dürfte er es vermutlich vermeiden, wichtigere Teile seiner Flotte bis zum letzten Moment in Venedig zurückzulassen, sobald einmal die Kriegserklärung vor der Türe steht. Er wird diese exponierten Einheiten sicherlich rechtzeitig nach Tarent zurückziehen und uns hierdurch der Möglichkeit berauben, seine Flottenvereinigung zu stören und ihn getrennt zu schlagen. Unser vielgestaltiges Inselgebiet gewährt einem Angreifer, der nicht schon in See zur Umkehr gezwungen wäre, so zahlreiche Stützpunkte für seine weiteren Operationen, daß es dann noch viel schwieriger bliebe, ihn aus den durch ihn sofort befestigten Positionen wieder zu vertreiben.

Da wir keine Kreuzerflotille besitzen, die dem feindlichen Kreuzergeschwader gewachsen wäre, so ist der Gegner in seinen Seeverbindungen vollkommen ungefährdet und die von uns allenfalls vereinzelt ausgesendeten Eclaireur- und Handelsdampferfänger würden sehr bald selbst die Beute seiner schnellen Schiffe des IV., V. und VI. Geschwaders werden. Zur Lahmlegung unseres Seeverkehres stehen der italienischen Marineleitung nebst den aufgezählten Kriegsschiffen noch 19 moderne, 14—17 Seemeilen laufende, mit je 6 Schnellfeuerkanonen armierte Auxiliarkreuzer (Passagierschiffe italienischer Schiffahrtsgesellschaften) zur Verfügung, deren Aufgabe es wäre, unsere wichtigeren Häfen zu blokkieren und auf jeden auslaufenden Handelsdampfer Jagd zu machen. Auf unserer Seite stehen wohl auch ähnliche Auxiliarkreuzer bereit, doch kann nicht behauptet werden, daß der größere Teil derselben derartigen Aufgaben gewachsen sei, weil die wenigsten von ihnen mehr als 12—14 Seemeilen in der Stunde zu laufen vermögen.

Ist einmal die Adria in der Höhe von Brindisi-Spizza durch ein italienisches Beobachtungsgeschwader abgesperrt (Schiffe IV., V. und VI. Ranges, zusammen 27 Einheiten) und werden die acht Häfen Triest, Pola, Fiume (Quarnero), Zara, Spalato, Sebenico, Gravosa und die Bocche von Auxiliarkreuzern blockiert, so vermag nur ein Ausfall unserer Flotte zur Erkämpfung der Meeresbeherrschung die Fesseln zu lösen, in die unser gesamter Seeverkehr in dem Momente geschlagen wäre, als die Deckung dieser Umzingelungslinien, von einem starken, gegen Pola anrückenden italienischen Gros gebildet worden ist. Auch wenn in den einleitenden Einzelkämpfen der Vor- und Seitenhut des Gegners mit den detachiert entsendeten Aufklärungskreuzern sowie mit unseren Vedetten größere Schiffsverluste vorfallen sollten, so verfügt die italienische Flotte noch immer über eine Ersatzreserve, die in Bari oder sonstwo in der Nähe zum sofortigen Eingreifen bereitgehalten werden kann.

Zu dieser Ersatzreserve wären in erster Linie die zwei schweren, immerhin 14 Seemeilen stündlich laufenden Turmpanzerschiffe „Dandolo" und „Duilio" (mit 4 Stück 43 Zentimeter, 7 bezw. 3 Stück 15 Zentimeter, 24 kleineren Geschützen), dann die Panzerkreuzer (Schiffe III. Ranges). „Marco Polo", „Affondatore" und „Castelfidardo" (letztere haben zusammen 2 schwere, 41 mittlere Geschütze und 48 Mitrailleusen, 9 Torpedolancierrohre) und einige armierte Servitutschiffe (Governolo, Volturno, Curtatone, Milano, Messagero, Rapido, Staffetta) zu zählen.

Unsere Ersatzreserve bestünde bestenfalls aus den noch verwendbaren Turmschiffen „Kronprinz Rudolf" und „Kronprinzessin Stephanie", dem Panzerkasemattschiffe „Tegett-

hoff", den alten, schwach gepanzerten Kasemattschiffen „Custozza", „Erzherzog Albrecht", „Prinz Eugen", „Kaiser Max" und „Don Juan d'Austria" (zusammen 40.600 Tonnen, 51 schwere, 63 mittlere, 112 leichte Geschütze, 21 Torpedolancierrohre, 3900 Mann), die auf dem Papiere aneinandergereiht allerdings eine stolze Division zu bilden scheinen, die aber gegenüber modernen Schlachtschiffen nur mehr einen äußerst geringen, durch ihre abgestufte Fahrleistung von 11, 12, 13, 14, und 15 1/2 Seemeilen taktisch schwer ausnutzbaren Gefechtswert besitzen. Deren Panzerung bietet gegen moderne Artillerie überhaupt keinen Schutz mehr.

Während unsere zwei, bis 1909 angeschafften Unterseeboote höchstens vor Tarent Lorbeeren zu erringen vermöchten, da sich die seichten Küsten Italiens für diese Fahrzeuge gar nicht eignen, fänden die 14 feindlichen Unterwasserfahrzeuge in unseren Inselkanälen, Schiffahrtspassagen und vor unseren Häfenaußenreeden derart verlockende Hinterhaltsverstecke, daß man mit Sicherheit darauf gefaßt sein kann, diesen tückischen Gesellen in unseren Territorialgewässern mit Schaden zu begegnen. Nur ihre Abhängigkeit von nahe postierten Mutterschiffen, bietet uns eine Chance zur Einschränkung ihrer destruktiven Tätigkeit. Wenn zur Beobachtung der gegnerischen Schiffsbewegungen verwendet, werden sie, als Wächter vor die feindlichen Häfen postiert, beiden Teilen gute Dienste leisten.

Noch mancherlei ließe sich anführen, um die Schwäche unserer Seestellung gegen Italien überzeugend zu beleuchten. Doch dürfte das Gesagte bereits genügen, um jedermann erkennen zu lassen, daß sich für uns taktische Nachteile und strategische Schwächen vereinen, die nach der momentanen Lage der Dinge einem Seekriege in der Adria einen geradezu verzweifelten Charakter aufzwingen würden. *Noch ist es nicht zu spät*, diesem Schicksal zu steuern, denn trotz relativer *Knappheit der bewilligten Geldmittel* ist in den letzten zehn Jahren viel geschehen, um unsere maritime Verteidigung vor einer direkten Kapitulation zu bewahren. Allein Eile tut not. Das verhältnismäßig Bescheidene, das uns einstweilen für einen garantierbaren Defensiverfolg noch fehlt, spricht auch mit Rücksicht auf die bereits geopferten Ausgaben um so beredter dafür, nicht innezuhalten auf dem allerdings dornigen und steinigen Wege zur Höhe, nämlich zu jener Position zur See, die jeden Angriff des Gegners auf unseren Küstenbesitz zu einem derart verlustreichen für ihn gestalten würde, daß ihm der Einsatz die Opfer nicht lohnte. *Für diese Aufgabe brauchen wir, wie dargelegt wurde, noch lange nicht so stark wie der Angreifer zu sein, nur dürfen wir nicht auch hinter einem solchen Rüstungsminimum zurückbleiben, das uns an der Aktion zur See von Haus aus hindert.*

In dem Augenblicke, da wir unsere Flotte in der Adria von einem übermächtigen gegnerischen Geschwader lahmgelegt sehen würden, wären auch alle im Friaul erfolgenden Heeresoperationen stark gefährdet, weil die italienische Flotte dann die von See aus erfolgenden Diversionen italienischer Landungstruppen gegen unsere küstenländische Eisenbahn und deren Chausseen mühelos gegen jede Störung decken kann. Nicht allein zum Schutze unserer Seeprovinzen tut uns somit eine zum Kampfe geeignete Flotte not, sondern wir dürfen heutzutage schon wegen der sonst eintretenden Gefährdung unserer Kriegsaufgaben zu Lande, im Gegensatze zu einst, einer kampffähigen Seemacht in der Adria nicht entraten. **Eine starke Flotte sichert uns hingegen geradezu den Frieden.**

Es ist unmöglich zu verkennen, daß trotz des gegenwärtigen Bundes in dieser Richtung eine große Gefahr im Verzuge ist, denn es lassen sich die Folgen kaum überblicken, die selbst bei einem, wie vorauszusehen, glänzenden Erfolge unseres ruhmreichen Heeres für die alte Habsburger Monarchie erwachsen müßten, wenn der jetzige Zustand stillduldender Ohnmacht zur See fortdauern würde. Die im Kriegsfalle eintretende höchste Gefährdung unserer Seeinteressen, unseres Export- und Importhandels sowie der Gewerbetätigkeit unserer Küstenprovinzen würde bei der bestehenden Schutzlosigkeit unserer großen Häfen und ihrer Seeverbindungen alsdann nicht nur unsere Küstenbewohner moralisch, volkswirtschaftlich und politisch zur demütigsten Lage verurteilen, sondern durch die Folgewirkungen auch die Situation der Binnenländer zu einer katastrophalen gestalten. Italien opfert für seine Flotte alljährlich $132^1/_2$ Millionen, das $4^1/_2$ fache unseres Marinebudgets und widmete ihr außerdem einen einmaligen Spezialkredit von 150 Millionen Kronen.

Deshalb muß auch bei uns alles daran gesetzt werden, um unsere Kriegsflotte zu vermehren und unsere Seestellung zu befestigen, ehe es zu spät ist.

Alexander Bachs Jugend- und Bildungsjahre.

Von Heinrich Friedjung.

Der kühne Versuch des Fürsten Felix Schwarzenberg und des Ministers des Innern, Alexander Bach, Ungarn unter die Reichseinheit zu zwingen und den vielhundertjährigen Streit zwischen Österreich und Ungarn durch ihre völlige Verschmelzung zu beendigen, ist infolge der Niederlagen von 1859 und 1866 vollständig gescheitert. In diesem gewaltigen Unternehmen zeigte Bach, wenn er auch die lebendigen Volkskräfte unrichtig einschätzte, so große Gaben für die staatliche Verwaltung, daß man ihn ohne Einschränkung das größte administrative Talent Österreichs und Ungarns im 19. Jahrhundert nennen kann. Wenige Staatsmänner des Auslands sind ihm in diesem Belange an die Seite zu stellen; er ist darin in seinem Jahrhundert wohl nur durch den ersten Napoleon übertroffen worden, der die unerschütterlichen Fundamente der französischen Administration für Menschenalter einrammte. Wäre Bach nicht durch Liebe zur Macht bestimmt worden, sich höfischen und kirchlichen Einflüssen allzuwillig zur Verfügung zu stellen, so würden seine seltenen politischen Fähigkeiten gerechtere Anerkennung finden. Doch nicht über seinen Anteil an der Regierung soll hier berichtet werden, sondern über seine Entwicklung vor der Revolution, wobei man manche Züge finden wird, die später in seinem Bilde verschärft ausgeprägt sind.

I.

Die Vorfahren Alexander Bachs saßen als wohlhabende Bauern auf ihrem Hofe zu Grafenberg in Niederösterreich, unfern dem Städtchen Eggenburg. Nach einer in der Familie bestehenden Überlieferung war ihr Ahnherr zur Zeit der Reformation aus dem Reiche, und zwar aus Bayern eingewandert; als Bach, Minister geworden, sich als eifrigen Sohn der Kirche bekannte, erzählte er einmal einem Freunde mit größerer Bestimmtheit, als die Tatsachen hierzu berechtigten, sie wären dazu gezwungen gewesen, um als treue

Katholiken religiöser Verfolgung zu entgehen.* In Grafenberg selbst wußten und wissen die Leute nur, daß die Bachs seit Menschengedenken unter ihnen wohnen; auch heute noch wird ihr Hof von einem Familienmitgliede bewirtschaftet. Der Großvater des späteren Ministers, Anton Bach, folgte der vielfach verbreiteten Bauernsitte und vererbte seine Wirtschaft dem jüngsten seiner sechs Söhne, nachdem er noch in rüstigen Jahren getreulich für das Fortkommen der älteren gesorgt hatte. Die drei ältesten Söhne wurden für den geistlichen Stand bestimmt und deshalb in früher Jugend in Konvikten untergebracht; aber zwei von ihnen, Johann Baptist und Michael Bach, fanden keinen Gefallen an der für sie bestimmten Laufbahn und wendeten sich dem Rechtsstudium zu; nur ihr Bruder Josef wurde Priester, zuerst Pfarrer in Gars, dann in behaglicher Stellung Propst zu Krems. Von den beiden Juristen ließ sich Johann Baptist als Advokat in Wien nieder; und diesem Berufe wendete sich auch, doch erst später, sein Bruder Michael Bach zu, der Vater des Ministers.

Michael Bach, 1784 geboren, gründete schon als junger Mann eine Familie und deshalb war es ihm anfangs wohl erwünscht, daß er die Stelle eines Oberamtmannes auf der Herrschaft Loosdorf bei Melk erhielt, die dem Fürsten Khevenhüller gehörte. Aber als sich sechs Kinder eingestellt hatten, wurde ihm der Beruf zu eng und das Einkommen zu schmal. Er war gleich seinem Erstgeborenen, der im Leben so hoch emporsteigen sollte, ein tatkräftiger Mann und so faßte er den mutigen Entschluß, mit Weib und Kindern — später kamen deren noch acht hinzu — nach Wien zu seinem älteren Bruder zu ziehen, als Konzipient in dessen Kanzlei zu treten und die Advokatenprüfung abzulegen. Bald nachdem er sie bestanden hatte, wurde er 1831 selbst zum Advokaten in Wien ernannt, erhielt hiezu noch ein Notariat und gehörte bald ebenso wie sein Bruder zu den angesehensten Mitgliedern ihres Standes in der Hauptstadt. Als er 1843 starb, hinterließ er seine Familie in geordneten Vermögensverhältnissen. Auf das umsichtigste leitete dann seine Gattin das Hauswesen und die Erziehung der Kinder, von denen die meisten beim Tode des Vaters noch minderjährig waren. Auch diese treffliche Frau stammte aus einer Familie von Landwirten und war die Tochter des Pächters der Herrschaft Eggenburg, deren Schloß er auch bewohnte. Es war ein gesundes Geschlecht, das diesen Vorfahren entstammte. Die Mutter des Mannes, dessen Bildungsjahre hier geschildert werden sollen, erreichte das hohe Alter von 90 Jahren, er selbst von 81 Jahren und seine älteste Schwester Emilie erfreute sich bis zu ihrem, im 86. Lebensjahre eintretenden Tode erwünschten Wohlergehens. Mannigfache, auch künstlerische Anlagen waren den Kindern in die Wiege gelegt, wie denn auch die Mutter Alexander Bachs viel musikalische Begabung besaß. Mit Ehrfurcht blickten die Kinder zu der energischen Greisin auf. Auch als ihr ältester Sohn, der wie seine Geschwister treu an der Mutter hing, zu den höchsten Staatsämtern gelangt war, vergab sie sich ihm gegenüber bei aller Liebe nichts von ihrer mütterlichen Würde. Fünf ihrer Söhne erreichten und überschritten das männliche Alter: der zweite, Eduard, wurde Statthalter von Oberösterreich; Otto widmete

* Kalchberg, „Mein politisches Glaubensbekenntnis", S. 276. In Wurzbachs Lexikon wird die Tradition erwähnt, die Familie stamme von Sebastian Bach ab. Diese Erzählung tauchte zur Zeit der Ministerschaft Alexander Bachs offenbar als Schmeichelei für ihn auf; er selbst und seine Angehörigen erklärten, nichts davon zu wissen. Einiges über die Familie im Gothaschen Taschenbuche der freiherrlichen Häuser, Jahrgang 1861.

sich der Musik, heiratete die Witwe des Komponisten Marschner und starb als Domkapellmeister in Wien; August wäre bei seiner künstlerischen Begabung gerne Maler geworden, ließ sich aber halb wider Willen bestimmen, beim juristischen Studium zu bleiben und Notar zu werden. Auf den jüngsten Heinrich, dem Berufe nach Advokat, ließ Alexander Bach die von ihm erworbene Freiherrnwürde übertragen, in dessen Familie sie sich forterbt.

II.

Alexander Bach war zu Loosdorf am 4. Jänner 1813 geboren, trat 1823 ins akademische Gymnasium zu Wien und betrieb seit 1831 die juristischen und politischen Studien an der Hochschule dieser Stadt, stets die besten Zeugnisse über seine Fortschritte erringend; man liest in ihnen durchweg das primae classis eminenter.* Ein gleichzeitiger Brief seines Bruders Eduard berichtet, Alexander harre mit ungeduldigem Ärger auf die erste juristische Staatsprüfung, da er schon acht Tage vor der angesetzten Frist mit der Vorbereitung fertig geworden sei. Das ist bezeichnend für Bach, denn ungewöhnlich rasch auffassend, bewältigte er während seines ganzen Lebens jede geistige Arbeit mit Leichtigkeit. Nach Vollendung der Studien 1834 war er durch neun Jahre in der Hofkammerprokuratur tätig, dem Amte, welchem die Vertretung des Staates in seinen Rechtsansprüchen und Prozessen oblag. Schon nach wenigen Jahren überließ man dem fähigen jungen Beamten als Aushilfsreferenten die selbständige Leitung des Departements für Staatsgütersachen, öffentliche Bauten, Wasserrechtsstreitigkeiten, Fluß- und Kanalangelegenheiten — eine gute Vorschule für die ihm nach nicht langer Zeit zufallende Verwaltung des Ministeriums des Innern.

Aus seiner Studien- und Beamtenzeit sind Briefe von seiner Hand an seinen Freund Ludwig v. Haan erhalten, die eine sichere Vorstellung von seinem und dem Gedankenkreise seiner Umgebung gewähren. Dieser Horizont war enge begrenzt und von politischen wie anderen geistigen Interessen nur am Rande berührt.** Die Briefe sind im Ausdrucke gebunden und handeln vorwiegend von Kollegienheften und Prüfungen, von den angenehmen Beziehungen zu befreundeten Familien und Studiengenossen, dann von harmlosen Vergnügungen, von Jagden, Bällen und Ausflügen. Bach erscheint als fleißiger Student, der während des Schuljahres unter den juristischen Kompendien lebt, dafür aber in den Ferien sich gründlichem Nichtstun hingibt. „Gott sei Dank, es ist das letzte Schuljahr!" ruft er zu dessen Beginn aus; wurden doch die jungen Leute damals an den österreichischen Universitäten noch in enger Zucht gehalten, der sie innerlich bereits entwachsen waren. Man sucht in den Briefen vergebens nach den Anzeichen einer höher gestimmten, dem Idealen zugewandten Jugend; Bach war aber von früh auf eine positive, klare, dabei nüchterne Natur, so daß sich seine Gaben erst im praktischen Leben entfalteten. Von Schwung und Feuer, von freudiger Hingabe an hohe Ziele ist in diesen seinen Jugendbriefen kaum etwas zu spüren. Ein oder die andere Stelle klingt wohl an die empfindsame Mode der Zeit an, nimmt sich jedoch bei ihm etwas gezwungen aus; das

* Die Daten über Alexander Bach verdanke ich, wo keine andere Quelle angegeben ist, dem Entgegenkommen seines Neffen, Baron Robert Bach, der mir den Nachlaß des 1893 verstorbenen Staatsmannes mit der größten Liberalität zur Verfügung stellte.

** Die Briefe an Ludwig v. Haan wurden mir von seinem seither verstorbenen Sohne freundlichst zur Abschrift überlassen.



fühlt er selbst und steht nicht an, sich zu ironisieren. „Könnte ich nur einen Tag," so schreibt er am 31. Dezember 1834 an Haan nach Rom, „nur eine Stunde mit Dir auf den Ruinen Roms herumwandeln, ich möchte sie heraufbeschwören die Geister des Altertums, deren klarer ruhiger Blick unserer Gegenwart fehlt! Welche Gefühle, welche Ideen müssen Dich auf ihren Gräbern begeistern! nur der Gedanke daran könnte mich — risum teneatis — zum Dichter machen. Wahrlich zunächst einem schönen Mädchen oder einer schönen geistreichen Frau könnte nur dies der Jurisprudenz untreu machen!" Damals teilte er seine Zeit zwischen den leichten Pflichten des noch unbesoldeten Beamten und zwischen der Vorbereitung für die Prüfungen. „Ich richtete es mir gleich nach meiner Bequemlichkeit ein," fährt er fort, „gehe um 10 Uhr ins, um 1½ oder 2 Uhr aus dem Bureau; nachmittags bis jetzt niemals. Freilich geht das Tag für Tag, allein was ist zu thun; hätte ich doch eine halbe Million und ließ die Hofkammerprokuratur Hofkammerprokuratur sein und ginge Dir gleich nach . . . . Zur Zeit liegen Makeldey, Thibaut, Hopfner, Heineccius, Kaufmann, Haimberger,* das neue Schulbuch und der Codex aufgeschlagen auf meinem Tische und wird von Zeit zu Zeit aus jedem eine Prise genommen." Von literarischen Dingen ist in den zwölf erhaltenen Briefen nur wenig die Rede und auch dann berichtet er dem Freunde nur von untergeordneten Erscheinungen: „Unter den Damen und Herren," fährt er fort, „macht Saphir viele Proselyten, der in neuerer Zeit mit Bäuerle in Compagnie getreten ist und mit ihm die Leute zum Narren hat. Am Theater ist eine neue Erscheinung das Holteysche Ehepaar aus Berlin, welche viel Aufsehen machen. Sie treten nur in selbst gedichteten Stücken auf, welche sich dadurch als neu auszeichnen, daß darin nach Art der französischen Vaudevilles gesungene Gedichtchen eingewebt sind. Holtey ist ein sehr origineller Dichter. Seine Lieder sind sinnig und wahr, daß man unwillkührlich einstimmt. Ich habe mir manche davon gemerkt und würde Dir gerne eine Probe davon mittheilen, fürchtete ich nicht, diesen schon so lang gewordenen Brief noch länger zu machen." Das ist alles, was er nach Rom über die Stadt Grillparzers, Raimunds und Lenaus zu melden weiß. Sein Beamtenleben wieder nennt er selbst eine spießbürgerliche Alltäglichkeit. Die Politik ist in den Briefen nur einmal berührt: er berichtet als zwanzigjähriger Student 1833 etwas spöttisch über die Monarchenbegegnung zu Münchengrätz mit den Worten: „Sonst gibt es gar nichts Neues; die politische Welt ist voll von Gerüchten über die Zusammenkunft der drei Monarchen, des Kaisers von Österreich, Rußlands und Königs von Preußen. Ein Protektorat von Germanien und Italien auf dem Haupte unseres alten Kaisers wäre das Geringste hievon. Doch was kümmert das mich und Euch?"

Das Gefühl der Gleichgültigkeit in politischen Dingen sollte indessen in Bälde lebhaftem Interesse weichen. In das Ende der dreißiger Jahre fällt der Umschwung im geistigen Leben Wiens; an Stelle der alten Harmlosigkeit trat bewegliche Teilnahme für die Ideenwelt der Zeit. Bei Bach trugen zu dieser Umwandlung längere Reisen bei, besonders die er 1839 nach Deutschland, Holland, England und Frankreich unternahm. Zu den Stätten modernen Völkerlebens, so schreibt er an Haan nach Rom, zog es ihn mehr als nach Italien. Auf der Reise von 1839 begleiteten ihn seine Freunde Sommaruga, später Abgeordneter in Frankfurt, und Benoni, der einer der hervorragendsten Beamten im österreichischen Justizministerium geworden ist; als dieser sich von den Gefährten trennte,

* Durchwegs juristische Werke.

trafen sie Freiherrn Anton v. Doblhoff, den späteren Ministerkollegen Bachs. In London blieben sie anfänglich vier Wochen und durchquerten dann Irland wie die schottischen Hochlande; darauf verweilten sie wieder einige Zeit in der Hauptstadt Großbritanniens. Sommaruga nennt Bach in einem Briefe nach Wien das Muster eines liebenswürdigen Reisegefährten, wiewohl ihre Neigungen ganz auseinandergingen; denn ihn zogen besonders landschaftliche Schönheiten an, während Bach vor allem durch das großartige Leben Londons gefesselt wurde, wohin zurückzukehren er lebhaft drängte.

Von den Briefen Bachs an Haan sei der aus London in seiner Gänze abgedruckt, schon um damit eine Probe seiner Ausdrucksweise zu geben.

„London, 29. Juli 1839.

„Dem Reiseberichte Franzens (Sommarugas) füge ich lieber guter Louis noch ein Paar Zeilen zur Vervollständigung bey. Von Dublin, wo er endet, gingen wir durch die nordwestliche Küste Irlands nach Belfast, von wo wir uns nach Glasgow einschifften. Nach einem in dieser wunderbar anwachsenden Stadt zugebrachten echt schottischen Sonntage trieb es uns weiter in die Hochlande. Eine fortwährende Verbindung von Sleane und Coach Craft brachte uns dann an Dumbartons höchst malerisch gelegenem Castell vorüber zu den romantischen, durch Rob Roy berühmt gewordenen Loch Lomond, an dessen Ufer der schottische Glockner, der Ben Lomcon, emporsteigt, von wo wir dann über Invernoy, dem Schlosse des Herzogs Argyle, an mehreren der malerischen Seen querüber nach Oban an die Küste des Atlantischen Ozeans eilten. Hier die fernen Hebriden im Auge, brachte uns ein prächtiges Dampfschiff mit zahlreicher aus allen Nationen gebildeten Gesellschaft, die große Insel Mull umschiffend zu dem alten Felsenlande Jora (Lore), dessen alte Denkmäler der ersten christlichen, in diese entlegenen Gegenden gedrungenen Kultur immerhin einiges Interesse darbieten, aber gegen die Großartigkeit des Eindrucks, den die Wunderhöhle des Fingal auf Staffa auf jedes nur einigermaßen für Naturschönheiten empfängliche Gemüth machen muß, ganz verschwinden. Staffa muß gesehen werden, beschreiben läßt es sich nicht. Leider war das Wetter während unseres dortigen Besuches höchst ungünstig, so daß wir, da keine Änderung eintrat, das Projekt, bis Inverneß zu gehen, aufgeben mussten und schon von Oban quer über durch Mittel . . . des Hochlands nach Edinburgh zurückkehrten. Edinburgh ist die schönste und pittoreskest gelegene Stadt der Welt. Ein Engländer, der mit uns reiste und lange Zeit in Italien zugebracht hatte, versicherte, daß selbst die schönst gelegenen Städte Italiens gegen dieses nordische Neapel in Hintergrund tretten müßten; eine Versicherung, die ich bei diesem Engländer um so mehr für aufrichtig halte, als er gegen Schottland und dagegen unendlich für Italien eingenommen ist. Von Edinburgh führte uns nach $3^1/_2$ tägigem Aufenthalte ein prächtiges Dampfboot in 44 Stunden zurück nach London. So haben wir in grade vier Wochen einen Weg von circa 16—1700 englischen Meilen, mit den manigfaltigsten und interessantesten Erlebnissen hinter uns, und sind sehr froh, diese Tour durch das Innere der britischen Inseln gemacht zu haben, weil ohne dieser wir nur eine höchst mangelhafte Idee von den englischen Verhältnissen und Zuständen hätten. London selbst kommt mir nun ganz anders vor, als das erste Mal, ich habe mich an die englische Weise nun ganz gewöhnt und sehe manches, was ich anfangs vor Ueberraschung nicht begreifen und meistern konnte, nun mit ganz anderen Augen an. — Mündlich werden wir Gegenständ genug haben, unsere Ideen über alles das, was ich gesehen und

erfahren, gegenseitig in freundlichem Gespräche auszutauschen. Bis dahin herzliches Lebewohl und viele freundliche Empfehlungen an Deine liebenswürdige Frau von Deinem treuen Freunde Alexander Bach.

P. S. Solltest Du Deinen Plan, in die Schweiz zu gehen, wirklich ausführen, so versäume ja nicht, uns ein Rendez-vous zu geben — wir werden bis 18. August in Frankfurt a. M. und bis 28. in Basel oder Zürich und während der nächsten drei Wochen gewiß in einer der Hauptstädte der Schweiz, Bern oder Genf, zu treffen sein. Es würde mich unendlich freuen, an Deiner Seite das Interessanteste dieses schönen Landes durchstreifen zu können. Nochmals Adieu."

In London wollte Bach seinen Reisebegleiter „mit aller Gewalt" bestimmen, den beabsichtigten Besuch der Schweiz aufzugeben und lieber noch ein Vierteljahr in der Weltstadt zu verweilen. In Paris saß er dann tagelang in der Kammer, den Reden Thiers, Guizots und ihrer Genossen lauschend. Bei seiner Rückkehr nach Wien fand ihn seine Familie gereift, weltmännisch; sein Interesse war von jetzt ab noch mehr als früher ausschließlich vom Leben und seiner Wirklichkeit erfüllt. Es war noch die Zeit, da schöngeistige Bestrebungen für die höchsten galten; seinem Freunde Ludwig v. Haan schien es „materialistisch", wie Bach so ganz in seinem Beruf und in der Politik aufging.

III.

Im Jahre 1843 verließ Bach die Beamtenlaufbahn; nachdem er sich schon das Jahr vorher erfolglos um eine freigewordene Advokatenstelle beworben hatte, wurde ihm jetzt eine solche verliehen. Das war für seine Familie und für ihn um so wichtiger, als wenige Monate darauf sein Vater starb; denn Bach, der schon früher aushilfsweise in dessen Kanzlei gearbeitet hatte, konte nun ihre Leitung antreten. Sein Gesuch, auch das Notariat seines Vaters übernehmen zu dürfen, was er mit Pflichten für die Sorge um seine zahlreichen, minderjährigen Geschwister begründete, wurde von der Justizbehörde nicht bewilligt; aber auch so erhob er seine Kanzlei in kurzem zu wachsender Bedeutung. Bald galt er, wenig über dreißig Jahre alt, wenn nicht schon für den ersten, so doch für den vielversprechendsten Advokaten Wiens; der scharfsinnige Jurist, der kühle Geschäftsmann, der geborene Organisator war früh in ihm fertig. Gleichzeitig stand er in vorderster Reihe in dem wenn auch eingeengten politischen Leben Wiens, bei wichtigeren Veranstaltungen wurde er stets herangezogen. Diese Neigungen lagen in der Familie, denn sein Oheim, Johann Baptist, war einer der Gründer des juridisch-politischen Lesevereines, in dem die aufstrebende liberale Partei ihren Mittelpunkt fand. Alexander wieder gehörte bei dem Aufenthalte Friedrich Lists in Wien zu den Anregern des Banketts für den großen Nationalökonomen; der Korrespondent der „Times" holte sich bei ihm Auskunft über die innere Politik Österreichs; er trat, wie es scheint, schon in London in Verkehr mit Richard Cobden und ebenso mit anderen hervorragenden Männern des Auslands. Als Cobden 1847 Österreich bereiste, traf er Bach einige Male im Hause Professor Leopold Neumanns; dann begegneten sich die beiden Männer bei der Weiterreise Cobdens in Prag und dieser schrieb unter dem 17. Juli 1847 in sein Tagebuch über Bach: „Ein intelligenter Rechtsanwalt, der von der gegenwärtigen Bewegung zur Abschaffung der Feudallasten sagt, sie sei unter den Grundeigentümern entstanden und sei durch die Befürchtung einer wahrscheinlichen Wiederholung der Grausamkeiten verursacht, die von den

galizischen Bauern gegen ihre Grundherren verübt wurden." Am Tage darauf machten Cobden und Bach gemeinschaftlich eine Fahrt durch Prag.*

Bei diesen Beziehungen kam Bach sein glänzendes Sprachentalent zustatten, denn er beherrschte die französische, englische und italienische Sprache in Schrift und Wort vollständig. Er gehörte auch zu den Gründern der Shakespeare-Gesellschaft in Wien, in der die Werke des Dichters gelesen und erläutert wurden. Bach hieß in diesem Kreise Caliban, Neumann nannte sich Prospero. Im März 1843 wurde Bach mit der Abfassung eines scherzhaften Belobungsdekrets für den Freund beauftragt, in dessen Wohnung die Gesellschaft ihre Zusammenkünfte hielt. Es wurde Neumann darin Anerkennung ausgesprochen, weil er einen ausgezeichneten Vortrag über das Drama „König Heinrich VI." gehalten und sich hierbei auf Grund fleißiger Studien „mit der Lösung der kecken und von gänzlichem Mangel an historischem Glauben zeugenden Fragen des Clubmember Caliban (alias) Bach über den Ursprung der roten und weißen Rose, die Gründung des englischen Georgsordens usw." bewunderungswürdige Mühe gegeben habe. In dieser Selbstcharakteristik ironisiert Bach einen der Grundzüge seines späteren politischen Wirkens, seine Geringschätzung aller historischen Entwicklung.

Doch nicht bloß bei solchen Veranstaltungen stellte Bach seinen Mann, er stand auch mit Nikolaus Lenau und seinem Kreise in den besten Beziehungen; als Lenau 1844 geistiger Umnachtung anheimfiel, sorgte Bach mit anderen Freunden, besonders Anastasius Grün, für die Ordnung und Sicherung seiner äußeren Verhältnisse und wurde als der geeignetste von allen zum Kurator des in der Döblinger Irrenanstalt dem Tode zusiechenden Dichters bestellt.

Bei dieser vielseitigen Tätigkeit behielt Bach Zeit, 1847 mit seinem Bruder August eine, zum Teile geschäftlichen Zwecken dienende Reise nach Konstantinopel, Griechenland, das er zu Pferde durchstreifte, und nach Italien zu unternehmen. Auf der österreichischen Gesandtschaft zu Konstantinopel erinnerte man sich, als er kurze Zeit darauf Minister wurde, mit Vergnügen an den lebhaften, mit überlegenem Geiste ausgestatteten jungen Advokaten.

Damals versammelte sich alles, was in den leitenden bürgerlichen Kreisen Wiens nach politischer Bildung und Betätigung strebte, im juridisch-politischen Leseverein. Die Regierung hatte nur ungern die Erlaubnis zu seiner Gründung gegeben und der Polizeiminister Graf Sedlnitzky machte, als es doch geschah, den übellaunigen Ausspruch: die Mitglieder würden sich insgesamt zu Hochverrätern lesen. Die Dinge wendeten sich allerdings anders, wenn auch für Metternich und Sedlnitzky unerwünscht; denn in der Revolution und in den Jahren darauf sollten nicht weniger als vierzehn dieser verdächtigen Leute Minister werden. Hier diskutierten Bach, Schmerling und die anderen Führer des jungen Österreich die Grundsätze des Verfassungsstaates und erwogen, wie ihrem Vaterlande freies, politisches Leben zugeführt werden könne. Der Tatendrang der aufstrebenden Generation wandte sich, da ihr die praktische Politik verschlossen war, zunächst dem Gebiete sozialer Fürsorge zu. In dem Hungerjahre vor der Revolution entstand der Allgemeine Hilfsverein, der sich zum Ziele setzte, die private Wohltätigkeit in großem Stile zu organi-

* Die obigen Daten aus Cobdens Tagebuche verdanke ich der Güte seiner Tochter Frau Cobden-Sanderson. Das Tagebuch über die Reise Cobdens durch Österreich 1838 erwähnt Bach nicht, ebensowenig Morleys Buch: „The life of Richard Cobden."

sieren. Die Geschäftsordnung der Vereines wurde von Bach entworfen und es verstand sich von selbst, daß er zum Kanzleidirektor bestellt wurde; als solcher leitete er die Errichtung von Volksküchen, in denen während des Winters auf 1848 täglich 3000 Portionen Suppe an Hilfsbedürftige verteilt wurden. Man hat später scherzhaft bemerkt, daß er schon damals für Zentralisation schwärmte, aber ebensowenig wie später bei der Neugestaltung Österreichs seinen Lieblingsgedanken durchsetzen konnte; er hätte nämlich die Verwaltung aller Anstalten gerne in seiner Hand vereinigt, was der Mehrzahl der Mitglieder doch nicht tunlich schien. In einem seiner Berichte an den Verein entwickelte er den utopistischen Gedanken, die Gemeinde und der Verein sollten sich in die öffentliche Fürsorge derart teilen, daß die Gemeinde die ständigen Armen zu verpflegen habe, während das „flottierende Proletariat" an die Hilfe des Vereines zu verweisen wäre. Seiner Umgebung weit vorauseilend, beschäftigte er sich damals, da er die Verhältnisse in England und Frankreich aus eigener Anschauung kannte, eifrig mit der sozialen Frage und als Ergebnis seiner nationalökonomischen Studien findet man unter seinen, aus dieser Zeit stammenden Papieren ein bemerkenswert bestimmtes, sozialpolitisches Programm. Die deutschen und österreichischen Politiker jener Tage besaßen im allgemeinen nur geringes Verständnis für soziale Fragen; Bach dagegen muß aber, wie dieses Schriftstück beweist, mit der sozialistischen Literatur der Zeit einigermaßen vertraut gewesen sein, und mutig entscheidet er sich, der herrschenden Schule in der Volkswirtschaft entgegen, für kräftiges Eingreifen des Staates zugunsten der Arbeiter. Er folgt darin den Bahnen Louis Blancs und Owens. Beteiligung der Arbeiter am Gewinn, Organisation von ihnen gehörenden Betrieben unter Garantie des Staates und ähnliche Vorschläge finden seine Zustimmung. Das Programm liegt bloß in der Rohschrift vor, mit flüchtigster Feder hingeworfen und ist deshalb stellenweise schwer leserlich, bei sorgfältigerer Ausarbeitung wäre manches geglättet worden. Es mag unverändert zum Abdruck gelangen.

„Mittel zur Verbesserung des Loses der Arbeiter:

1. Beteiligung an den politischen, Volks- und an den Gemeinderechten.

2. Teilnahme an der eigenen Verwaltung ihrer Interessen und namentlich an den Schiedsgerichten zur Entscheidung der Differenzen zwischen Meister und Gesellen. — Prudhommesgerichte.

3. Unentgeltlicher und ausreichender Unterricht. Kinderbewahranstalten. Armenschulen für erwachsene Kinder. Sonntagsschulen, Industrialschulen, Lesekabinette, populäre Zeitungen.

4. Aufhebung der indirekten Abgaben auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, namentlich Abschaffung der Salz-, Mehl-, Platz- und Schlachtsteuer.

5. Beteiligung der Arbeiter am Gewinn:

a) Fixierung eines Minimums der Löhne;

b) Assoziation der Arbeiter zu gemeinschaftlichen Arbeiten namentlich bei Eisenbahnen und zur Übernahme von Ateliers unter Garantie des Staates.
(Für Arbeitsscheue Zwangsarbeitsanstalten.)

c) Beteiligung der Arbeiter am Kapitalgewinn

a) durch Steuer pro Gesell oder pro Dienstboten in kleinen (zu ergänzen: Betrieben);

b) in der großen Industrie durch Anteil am Gewinn oder Steuer pro Kopfzahl der Arbeiter;

c) Verwendung dieser Einnahme:

α) zur Errichtung von Verpflegsanstalten;

β) Hilfskassen;

γ) zu Prämien für die Arbeiter;

d) Schutzzoll zum Schutze der Arbeit.

6. Errichtung von gewerkschaftlichen Hilfsvereinen. Brotbäckereien. Suppenanstalten. Städtische Sparkassen. Gemeinschaftliche Wohnungen.

7. Errichtung von Spar- und Hilfskassen. Leihanstalten für Arbeiter . . . (Unleserlich).

8. Industrial- und Ackerbaubanken.

9. Ackerbaukolonien.

10. Einkommensteuer."

Es läßt sich nicht feststellen, ob dieses sozialpolitische Programm vor 1848 oder während der Revolution zu Papier gebracht wurde; wie man auch immer über seinen Inhalt denken mag, es beweist mindestens so viel, daß der Verfasser ein positiver Kopf und nicht ein Mann der Phrase war.

Die Tätigkeit Bachs im Allgemeinen Hilfsverein war nur ein Vorspiel zu größeren Dingen. Sofort nach dem Siege der Februarrevolution in Paris griffen auch die österreichischen Liberalen in die Bewegung ein. Öffentlich durfte das nächste Vorgehen nicht besprochen werden; die Stätte hierfür fand man in dem Hause zweier freisinniger Mitglieder der niederösterreichischen Stände, des Freiherrn v. Doblhoff und des Hofrats v. Khleyle. Beide standen mit den ersten österreichischen Schriftstellern der Zeit in enger Verbindung; bei Doblhoff wohnte damals Eduard v. Bauernfeld; die anmutigen Töchter Khleyles waren vielumworben und vielbesungen und eine von ihnen, Sophie v. Löwenthal, spielt in Lenaus Leidensgeschichte die wichtigste Rolle. Von Herrn v. Khleyle wurde der Gedanke angeregt, er und seine Gesinnungsgenossen sollten die nächste Tagung der niederösterreichischen Landstände, die auf den 13. März 1848 einberufen waren, zu einem kräftigen Vorstoße benutzen. Zu diesem Behufe wurde ein Doppeltes ins Werk gesetzt. Der liberale Adel ging voran und 33 seiner Mitglieder entwarfen einen Antrag, in dem die Regierung aufgefordert wurde, Reichsstände zu berufen, welche aus den bestehenden, bisher machtlosen Provinzial-Landtagen hervorzugeben hätten. Um zugleich einen Rückhalt für das Auftreten im Landtage zu gewinnen, hielt der liberale Adel es für zweckmäßig, daß sich gleichzeitig das Bürgertum rege; aus seiner Mitte sollte eine in demselbem Geiste gehaltene Petition den Ständen vorgelegt werden. Die Ausführung dieses Planes wurde dem mit Freiherrn v. Doblhoff enge befreundeten Bach übertragen; gleichzeitig beteiligte er sich auch, obwohl nicht Mitglied der niederösterreichischen Stände, an der Formulierung des Antrages des Adels; der noch vorhandene Entwurf wurde von ihm präziser gefaßt.* Mit der Abfassung der Bürgerpetition wurden

* Das Manuskript befindet sich im Besitze einer Nichte Bachs, der Hofrätin Emilie Exner. Bach schlug u. a. die Einschiebung des Wortes „sofort" bei dem Verlangen nach Einberufung der Reichsstände ein.



er und Eduard v. Bauernfeld betraut, der dem Schriftstücke wohl nur die Form gab.* Bach nahm es, trotz der seitens der Polizei drohenden Gefahr auf sich, am 7. und 9. März 1848 in seine Wohnung eine Anzahl von Gesinnungsgenossen einzuladen und sie aufzufordern, mit der Unterschrift voranzugehen. Mancher Zaghafte befand sich unter ihnen; zu ihnen gehörte der Professor des Strafrechts an der Wiener Universität, Anton Hye, der die Befürchtung aussprach, die Regierung könne in dem Beginnen das Verbrechen des Hochverrates sehen; ängstlich verließ er die Versammlung. Bach aber blieb fest und gewann noch einige der Zögernden, zumal da die meisten der Eingeladenen freudig auf den Vorschlag eingingen. Der Entwurf Bachs und Bauernfelds wurde angenommen und die Sammlung von Zustimmungen darauf rührig ins Werk gesetzt. Binnen zwei Tagen erhielt die Bittschrift die Unterschrift von mehreren Hunderten der angesehensten Bürger Wiens.

Die Forderungen waren gemäßigt, sie gipfelten in dem Verlangen nach einer ständischen Vertretung mit dem Rechte der Steuerbewilligung sowie der Teilnahme an der Gesetzgebung. Bei den Beratungen wurden weitergehende Wünsche, wie nach Preßfreiheit, Öffentlichkeit der Rechtspflege und nach einer zeitgemäßen Gemeindeverfassung, auf Wunsch ängstlicher Genossen unterdrückt; an Stelle des Grundsatzes der Preßfreiheit wurde der seltsame Satz gesetzt: „Herstellung eines Rechtszustandes der Presse durch Einführung eines Repressivgesetzes." Das Schriftstück gewann aber deshalb politische Bedeutung, weil es in den nahenden Sturmtagen vom 13. bis zum 15. März 1848 als Programm der Liberalen galt. Bach hatte nicht wenig gewagt, fand aber in seiner Familie warme Aneiferung; als die Sache an den Bedenklichkeiten Hyes und anderer stockte, spornte ihn seine Mutter an: nun müsse er, was er begonnen, auch zu Ende führen. Zwei Stunden nach der Überreichung der Petition an die Landstände wurde ein höherer Polizeibeamter in seine Kanzlei geschickt, um das Schriftstück mit Beschlag zu belegen. Es war dies Polizeikommissär Felsenthal, den Bach nicht wenig später selbst häufig mit ähnlichen Aufgaben betrauen sollte. Sie waren schon damals gute Bekannte; Bach entgegnete kühl und weltmännisch, das Original sei nicht mehr in seinem Besitze und er könne nurmehr mit einer Abschrift dienen. Darauf die lächelnde Antwort des Beamten: eine Kopie sei der Polizei ohnedies schon in die Hände geraten.

* * *

Dies war das Vorspiel zu der großen Wirksamkeit, die Bach während des Jahres 1848 und in der darauf folgenden, seinen Namen tragenden Epoche entfalten sollte. Dieser Mann war, wie die Entwicklung seiner Jugend beweist, nicht zum Revolutionär geboren. Sein Schicksal warf ihn in eine Bewegung, die eigentlich seinem innersten Wesen widersprach. Denn er war von früh auf zu positivem Schaffen aufgelegt, ein Kopf, dem der Staat mehr Interesse einflößte, als das Volk und die Ideen, von denen es bewegt war. Als „Barrikadenminister" kam er in die Höhe, als tragende Säule der Reaktion vollendete er

* Einige Tage vorher, am 8. März, schrieb Bauernfeld in sein Tagebuch: „Die Presse ist jetzt hier die Lebensfrage. Die Stände werden uns aber sitzen lassen, wenn sie ein paar Brocken zugeworfen kriegen. A. Bach muß mir helfen." „Aus Bauernfelds Tagebüchern" und „Das Alt- und Neu-Wien", letztere in Bauernfelds gesammelten Schriften, XII. und XIII. Bd.

sein politisches Tagewerk. Sein Ehrgeiz ergriff jedes Mittel, das ihm gestattete, seine starke Begabung zum Regieren zur Geltung zu bringen; zu diesem Zwecke diente er mit vollendeter Schmiegsamkeit dem einen politischen System wie dem andern. Männer, die so einseitig angelegt sind, werden von dem Verlangen beherrscht und getrieben, sich daraufhin auszuleben. Das ist ihre Konsequenz und wenn man sie dann anklagt, sie hätten sich der Untreue schuldig gemacht, so legt man an sie einen ihnen fremden Maßstab an. Sie sind ihrer Natur im Grunde treuer geblieben, als es den Anschein hatte.

Freskomalerei in Österreich.

Von Friedrich Jodl.

Zu der nämlichen Zeit, da Reichenberg in den weitgespannten Hallen seiner Ausstellung die Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes, deutscher Technik und Industrie, den Augen der Welt darbot, von stolzer, waldgesäumter Höhe weit ins Land hineinleuchtend, ist nicht allzuweit entfernt von dieser Zentralstätte deutscher Arbeit, an der äußersten Grenze des nordwestlichen Böhmens, ein Werk zum Abschlusse gediehen und in aller Stille enthüllt worden von ganz anderer Art und wie aus dem Geiste einer andern Zeit geboren und doch würdig, neben diesen Zeugnissen selbstbewußter Kraft und hochentwickelten Könnens nicht ganz übersehen zu werden.

Nordöstlich von Reichenberg, in kurzer Bahnfahrt durch das waldige Hügelland von dort zu erreichen, liegt malerisch vor den Abhängen des Isergebirges hingebreitet Haindorf. Nahe dabei auf den Hügeln im Nordosten das idyllische Badeörtchen Liebwerda; nördlich, in der Richtung gegen die preußische Grenze, an der Bahn nach Seidenberg, ragen die Türme des Schlosses von Friedland, einst Mittelpunkt des Herzogtums Friedland, dessen Titel Wallenstein führte und das der Gewaltige inmitten der Kriegsfurie, die es rings umtobte, vor Drangsal zu schützen und mit dem Geschicke des geborenen Herrschers zu administrieren und wirtschaftlich zu heben verstand. Zahlreiche Reliquien erinnern im Schlosse, das später an die Grafen Gallas überging, an denjenigen, der den Namen Friedlands zu einer der stolzesten Kriegsstandarten jener Zeit gemacht hatte. Ein mächtiger Burgfried mit offenem Rundgang überragt die hochgiebligen Wohngebäude des alten Schlosses und gewährt entzückende meilenweite Fernsicht nach allen Richtungen.

Auch in Haindorf hat sich die im Norden Böhmens allgegenwärtige Industrie angesiedelt; aber der eigentliche Mittelpunkt des Ortes, dasjenige, was ihm sein Gepräge und seinen Reiz gibt, ist die der heiligen Maria geweihte Wallfahrtskirche. Über die Umgestaltungen hinweg, welche teils die Zeit und wachsende Bedürfnisse, teils modernes Ungeschick hervorgebracht haben, sieht man noch deutlich, wie der Ort eigentlich an ihr und mit ihr entstanden ist. Die Hauptstraße geradlinig auf sie zuführend; erst mit schönen Bäumen bestanden, die auch alle Wohnstätten reichlich umgeben; dann sich in eine Art via sacra umwandelnd und den Blick zwingend auf die zweitürmige, leicht geschwungene Barockfassade, über deren Giebelkulmination sich graziös die Laterne der in das Dach eingebauten Kuppel erhebt. Verkaufsbuden in langen Reihen — das Geschäft

mit Opfergaben und Zurüstungen zum Gottesdienst gehört nun einmal seit urältesten Zeiten in die Nähe der großen Kultstätten — und dann ein weiter Platz unmittelbar vor dem Gotteshause, um der Menge, bevor sie dort einzog oder wenn sie die heilige Schwelle wieder verließ, die Möglichkeit der Sammlung zu gewähren. Diesen Platz muß man sich vorstellen, wie er noch vor einigen Jahrzehnten gewesen sein wird: überschattet von alten Linden, unter denen sich das Volk der Beter bewegte; ein lebendiger Saal vor dem steinernen. Heute sind die meisten der alten Bäume gefallen und durch einstweilen dürftigen Nachwuchs ersetzt. Aber noch ist genug übrig, um uns den sicheren Blick baumeisterlicher Phantasie bewundern zu lassen, welche die Kirche an dieser Stätte schuf — ein Asyl stiller Andacht und gleichsam durch die Natur selbst vor dem profanen Treiben der Welt geschützt. Denn die Kirche steht auf einer nach allen Seiten hin abfallenden Felsplatte, um welche sich in malerisch bewegtem Laufe zwischen Blöcken und Steinen die Wittig herumschlängelt. Und der Erbauer hat Sorge getragen, sie auch architektonisch gegen die Umgebung abzugrenzen, indem er durch eine starke Ummauerung, soweit es der beschränkte Raum zuließ, einen Bogengang um die Kirche schuf, in welchem heute die Stationen des Kreuzwegs untergebracht sind.

Die Kultstätte an diesem von der Natur selbst ausgezeichneten und geschützten Platze ist älter als die gegenwärtige Kirche. Im nördlichen Transept verraten steile, spitzbogige Fenster, daß eine ältere gotische Anlage in den Neubau mit aufgenommen worden ist — mit großem Geschick und ohne den einheitlichen Gesamteindruck zu stören. Für diesen kam es, wie bei den meisten Kirchen des Barockstiles, die frei in eine Landschaft oder auf eine Berghöhe gestellt sind, vor allem auf einen malerischen Eindruck des Ganzen an. Das Zusammenwirken der zweitürmigen Anlage mit einer Kuppel, die rote Dachung von Schiff und Türmen, die lichte Tünche des Ziegelbaues — das gibt in einem Landschaftsbilde einen gar hellen und kräftigen Farbenakkord, der die fröhlich heitere Pracht des Innern gewissermaßen ahnen läßt, ohne ihr im mindesten vorzugreifen.

In diesem Punkte hatte nun die Vergangenheit, welche den schönen Bau geschaffen, der Gegenwart ein Vermächtnis hinterlassen. Der herrliche Innenraum, der sich auftut, wenn man die Kirche betritt, war schmucklos geblieben. Nichts von der farbigen Inkrustation der Wände mit Stukko, Marmor, Gold, in welcher die Prunkbauten des Stiles förmlich schwelgten; nichts von malerischem Schmuck, dem die mächtigen Flächen der Pfeiler und Gewölbe Raum zur Entfaltung geben konnten. Gerade bei der Fülle des Lichtes, das von allen Seiten in den einschiffigen Raum einströmt, ungebrochen durch farbige Fenster, unzerteilt durch Pfeilerstellungen im Innern, war der Eindruck einer gewissen Nüchternheit und Leere wohl unvermeidlich. Es war ein glücklicher Gedanke, als sich vor einigen Jahren die Notwendigkeit einer durchgreifenden Restaurierung der Kirche herausstellte, nicht nur die baulichen Schäden wieder auszubessern, sondern dem edlen Bau Fischer von Erlachs auch künstlerisch seine Vollendung zu geben. An diesen großen Meister des Barockstiles knüpft eine gutbeglaubigte Tradition den Bau der Haindorfer Wallfahrtskirche an und sie hat nichts Unwahrscheinliches, wenn man bedenkt, wie enge die Beziehungen Fischers zu den Grafen Gallas waren, die von ihm den herrlichen Palast in der Altstadt zu Prag erbauen ließen; bedenkt, daß sich das Erbbegräbnis des gräflichen Hauses in der Haindorfer Kirche befindet und die Familie Clam-Gallas noch gegenwärtig das Patronatsrecht über die Kirche besitzt. Dem Kunstsinn des gegenwärtigen

Patronatsherrn, des Grafen Franz Clam-Gallas, ist auch die jetzt zum Abschlusse gelangte malerische Ausschmückung der Kirche in erster Linie zu danken. Sein Interesse hat nicht nur manche Schwierigkeiten einebnen geholfen, welche sich dem Unternehmen in den Weg stellten, sondern seine munifizente Hand hat auch den größten Teil der nicht unbeträchtlichen Kosten herbeigeschafft, welche das Werk in Anspruch nahm. Auch Reich und Land haben in richtiger Erkenntnis, daß eine monumentale Kunstpflege öffentlicher Mittel nicht entraten kann, beigesteuert.

Es hat nicht an Puristen gefehlt, welche jedem Versuche einer Erneuerung über das baulich unbedingt Notwendige hinaus widerstrebten — jene extremen Restaurationsgegner, welche die Werke der Vergangenheit lieber zugrunde gehen lassen möchten, als nur einen morschen Stein, ein zerbröckeltes Ornament ersetzen. Ich verstehe gerade hier einen solchen Standpunkt nicht. Denn hier war nichts vorhanden, was durch eine Restauration hätte gefährdet werden können; hier galt es einfach die Ausfüllung einer Lücke. Natürlich nicht durch ein Beliebiges, sondern durch ein im Geiste der Zeit Gedachtes, ihrer Formensprache und Ausdrucksweise sich Anschmiegendes. In welchem Maße aber gerade der Barockstil malerischen Schmuck zur Füllung der weitgespannten Flächen seiner Gewölbe und Kuppeln verwendet hat, braucht nicht gesagt zu werden. Hier handelt es sich nicht um einen Ritt ins Unbekannte, sondern um verständnisvolle, anschmiegende Nutzung der Vergangenheit für Aufgaben der Gegenwart. Trotzdem war es nicht leicht, für die hier gegebene Aufgabe den rechten Mann zu finden. Die Monumentalmalerei der Gegenwart leidet an einer gewissen Atrophie, die bei dem Mangel entsprechender Aufgaben und Inhalte nur zu wohl begreiflich ist. Die meisten der zahlreichen Kirchenbauten sind Notbauten. Mäcene wie Ludwig I. von Bayern sind selten geworden. Die vorherrschende Neigung zur gotischen Bauweise schränkt wieder, wie im Mittelalter, die freie Verwendung malerischer Mittel ein. Die kirchliche Kunst der Gegenwart führt ähnlich wie die sogenannte kirchliche Wissenschaft, die katholische Literatur, ein Sonderdasein für sich. Sie ist teils konventionell und naturfremd, teils süßlich und hyperideal geworden. Sie will vor allen Dingen fromm sein, statt dies dem Beschauer zu überlassen und selbst in erster Linie Kunst zu sein. Die religiöse Malerei früherer Zeiten war die Kunst selber; alle Größten mit ihren Aufgaben vertraut und in ihr Meister; die religiöse Kunst von heute ist ein Sondergebiet, eine Spezialität geworden, das manchmal hart an einen Fabrikationszweig anstößt. Aber auch die Entwicklung der großen, der lebendigen Kunst in der Gegenwart hat eine Richtung genommen, welche ihr die Bearbeitung solcher monumentaler Aufgaben erschwert. Schon technisch durch die fast ausschließliche Bevorzugung der Ölmalerei, mit welcher die Richtung auf rein malerische Probleme, das Ausklügeln feinster Stimmungswirkungen, vielfach der Verzicht auf feste Formgebung, gegliederte Raumerfüllung, Hand in Hand geht. Und der moderne Symbolismus, in welchen manche Aspirationen und Inspirationen der älteren Monumentalkunst sich geflüchtet haben, ist mit seiner spintisierenden Auffassung und seiner altertümelnden Formensprache ganz ungeeignet, den künstlerischen Schmuck eines Barockbaues zu übernehmen, der als Wallfahrtskirche ein lebendiger religiöser Mittelpunkt für die ganze Umgebung ist, dessen wuchtige Formen den vollen Schwung breitausladender Linien verlangen und dessen Besucher die heiligen Geschichten in schlichter, aber eindrucksvoller und zu Herzen gehender Darstellung vor Augen zu haben wünschen. Der Meister, dem man

eine solche Aufgabe anvertrauen durfte, mußte ein feiner Kenner der Barockkunst sein und doch kein sklavischer Nachbeter; ein Stilist, aber kein Purist. Der heutige Katholizismus ist etwas anderes, als der Katholizismus des ausgehenden siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts, obwohl die historisch-dogmatische Grundlage sich nicht verändert hat. Man muß seine heilige Geschichte auch anders darstellen. Das kecke Durcheinander von christlicher Legende und heidnischer Mythologie, mit dem die Barockkunst oft geistreich spielt, das Gemisch von Sentimentalität und Frivolität, das vielen ihrer Schöpfungen eigen ist, würde von dem religiösen Gemüt der Gegenwart nicht mehr ertragen werden. Der Künstler, der eine solche Aufgabe lösen will, an solchem Platze, wo nicht das blasierte, skeptische Auge des Großstädters sondern der gläubige, bedrängte Blick des Wallfahrers sich zu seinem Werke emporhebt, muß naiv genug sein, um sich dieser religiösen Vorstellungswelt unbefangen hinzugeben und modern genug, um aus ihr den rein menschlichen Gehalt zu entwickeln. Er muß mit der Formensprache der Barockkunst vertraut sein, um die Einheit des Innenraumes, den er zu schmücken hat, nicht durch fremde Elemente zu stören; und doch so unabhängig, daß er diese historischen Formen mit eigenem Leben erfüllen kann.

Und er mußte vor allem ein hervorragender Techniker sein. Denn hier galt es, einen gewaltigen Flächenraum den Formen der Architektur sich anschmiegend mit farbigem Leben auszufüllen — einer Aufgabe, welcher nur das Fresko, dieser alte Träger der größten Schöpfungen malerischer Kunst, gewachsen ist.

Die Wahl war unter den heutigen künstlerischen Verhältnissen schwer. Aber vielleicht wäre gar nie der Gedanke aufgetaucht, sich an ein so schwieriges und weitgreifendes Unternehmen zu wagen, wenn nicht der rechte Mann zur Verfügung gestanden hätte. In Andreas Groll — er ist der Meister der wiedererstandenen Haindorfer Kirche — trafen eine Reihe der günstigsten Bedingungen für die erfolgreiche Lösung der Aufgabe zusammen. Er ist ein Sohn der österreichischen Donaulande, jenes Landstriches, in welchem alte Kultur, neu erstandene Wohlhabenheit und die Macht reicher geistlicher Stifte gerade in der Zeit des Barocks eine Fülle edler Schöpfungen hervorgebracht haben. Seine zweite künstlerische Heimat ist Italien, Rom und Venedig, wo er insbesondere den Werken des Tiepolo mit ihrer unerschöpflichen Kompositionsfülle und mächtigen Raumgestaltung das liebevollste Studium gewidmet hat. Seit Jahren wirkt er als Lehrer des Aktzeichnens an der Kunstschule des österreichischen Museums und dort erwuchs ihm gleichsam von selbst als Gewinn dieser Lehrtätigkeit eine Kenntnis des menschlichen Körpers, ein Verständnis des Nackten und eine Herrschaft des Auges über die große Bewegung, von welcher seine jüngste Schöpfung überall Kunde gibt. Aber diese ist nicht das Werk eines, wenn auch noch so gut vorbereiteten Neulings auf dem Gebiete der monumentalen Freskomalerei, sondern die Krönung einer ganzen Reihe von älteren Arbeiten: der Wiederherstellung des durch Absturz teilweise zerstörten Deckenbildes der Kirche auf dem Sonntagsberge; der Ausmalung der herrlich gelegenen Wallfahrtskirche auf dem Pöstlingsberge bei Linz; der Restauration von Andrea Pozzos Deckengemälden in der Jesuitenkirche am Universitätsplatze in Wien, welche den Künstler jahrelang beschäftigte und endlich die Ausmalung der kleinen Brigittakapelle auf dem linken Ufer des Donaukanales zu Wien — eine Stiftung kunstsinniger Bürger, welche vor einigen Jahren in Gegenwart des Kaisers enthüllt worden ist. Auch die sogenannte Restauration der Jesuitenkirche

ist im Grunde eine Neuschöpfung; denn die Freskenbilder, welche der berühmte Meister von Sant Ignazio in seinem Bau angebracht hatte, waren al secco gemalt und daher im Laufe der Jahre durch Abblätterung zugrunde gegangen, ein Los, welches auch die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Peter Kraft vorgenommene Restaurierung nicht gehemmt, sondern eher beschleunigt hat. Von spärlichen, verschwommenen Resten mußte das Ganze abgenommen und al fresco vollkommen neu geschaffen werden, so daß heute das Werk des achtzehnten Jahrhunderts in jugendfrischem Glanze wirkt.

Die Aufgabe in Haindorf griff über alle früheren weit hinaus. Hier galt es nicht nur wiederherzustellen, sondern Neues zu schaffen, und dieses in ganz anderem Umfange als bei den früheren Arbeiten. Auch die Kirche auf dem Pöstlingsberge ist eine Wallfahrtskirche, eine Marienkirche. Aber ihre Dimensionen sind bedeutend kleiner als die der Haindorfer Kirche. Dem Künstler standen dort außer zwei Zwickeln nur das den mittleren Raum der Kirche überspannende Kugelgewölbe und ein breiter Gewölbegurt über dem Hochaltar zur Verfügung. In Haindorf sind dem Transept, über welchem sich die Kuppel mit der Laterne erhebt, noch zwei mächtige Joche mit Emporen zwischen den Pfeilern und ein Orgelchor vorgelagert, mit welchem eine entsprechende Ausdehnung der Altarnische korrespondiert. Aber eben dadurch ergab sich für den Künstler die Möglichkeit, einer, man möchte fast sagen, dramatischen Gliederung seines Stoffes, die in den kleineren Verhältnissen des Pöstlingsbergs nicht zu erreichen war. Dort hatte der Künstler die Aufgabe, die sieben Schmerzen Mariä in dem einen Kugelgewölbe darzustellen — ein schwieriges und in gewissem Sinne überhaupt unlösbares Problem, diese nach Vorgang und Stimmungsgehalt, folglich auch nach ihren koloristischen Erfordernissen weit auseinandergehenden „Geheimnisse“ in einem Raum zu vereinigen. Das Problem ist sehr geistreich behandelt. In gemalten Architekturen, die als Fensterumrahmungen auf dem unteren Rande der Kuppel wirken, sind in kleinen Grisaille-Malereien die Vorgänge untergebracht, für welche im Großen kein Raum war; und die vier Sektoren des Gewölbes, welche sich auf diese Weise ergeben, sind durch die Darstellungen Jesu im Tempel unter den Schriftgelehrten, Kreuzigung, Grablegung und eine Art Disputa zum Preise Mariens gefüllt, während im Scheitel die Krönung Mariens gemalt ist.

In Haindorf konnte der Künstler die vorbereitenden Vorgänge, die Verkündigung und die Geburt Christi, in den breiten Gurtgewölben geben, welche das Langschiff überspannen und den mächtigen Flächenraum der steil ansteigenden Kuppel mit der Darstellung der ergreifenden Hauptthemen, der Kreuzigung und der Himmelfahrt Mariens ausfüllen; während in den Zwickeln über den mächtigen Pfeilern, von reicher gemalter Dekoration umgeben, die Gestalten der vier Evangelisten erscheinen. So ergibt sich ein außerordentlich schöner Zusammenklang, im Malerischen wie im Gedanklichen, und eine beständige Steigerung der Wirkung, je mehr man sich dem Altare nähert. Vor dem Blicke des im Schiffe vorwärts Schreitenden taucht auf der dem Eingang zugewendeten Seite der Kuppel zuerst die Himmelfahrt auf — ein Bild der süßesten und wonnigsten Verklärung, die sich aus der Mühsal und Wirrnis des irdischen Lebens emporhebt. Rückwärtsschreitend und sich wendend hat er dieses selbst in seiner furchtbarsten Schrecknis und Tragik in Gestalt der Kreuzigung vor Augen. Die Kontrastwirkung dieser in demselben Kuppelraume gleichsam aneinander gepreßten und nur durch den Richtungsgegensatz getrennten Darstellungen ist unbeschreiblich. Nicht nur koloristisch (hier der sich in seiner Glorie öffnende

Himmel, dort die über die Welt einbrechende Verfinsterung) sondern auch in der Gegensätzlichkeit der Handlung und der künstlerischen Mimik. Dieser Gegensatz der Handelnden wird überall verstärkt und bis in seine feinsten psychischen Verzweigungen hinein anschaulich durch die Fülle der Mithandelnden oder Mitleidenden. Als solche erscheinen nicht bloß Menschen der Zeit, in welcher sich die Vorgänge abspielen: die Gruppe der römischen Krieger, die entsetzt vor der einbrechenden Finsternis davon eilenden Juden, und die tief ergreifende Gruppe der Mutter und der Jünger unter dem Kreuze; auf der andern Seite die reich bewegte Gruppe der das offene, leere Grab der Maria umstehenden, nach dem Himmel emporblickenden Apostel. Neben diesen die dogmatischen Hauptpersonen umgebenden menschlichen Akteurs hat der Künstler in seine Komposition eine große Anzahl von Engelgestalten als ideale Zuschauer, da und dort sogar in die Handlung eingreifend, aufgenommen. Sie vertreten in diesen großen historischen Darstellungen gewissermaßen den Chor in der antiken Tragödie. In ihrer mitfühlenden Teilnahme spiegeln sich die Vorgänge. In ihnen verkörpert sich der Zustand des religiösen Gemüts, des menschlichen Herzens. Und sie sind zugleich jener Erdenschwere entrückt, welche menschliche Zuschauer für die Verwendung in diesen Kompositionen wenig brauchbar machen würde. Der Künstler mußte ja Räume füllen, Räume gliedern. Er braucht also Gestalten, die in ihrer Bewegung nicht an die Gesetze der tellurischen Wahrscheinlichkeit gebunden sind, sondern trauernd und jauchzend, erschüttert und hingerissen, die Vorgänge frei umschweben. Die herrlichen Gestalten, welche Groll in diesen Engeln geschaffen hat, geben namentlich den Kuppelbildern eine außerordentlich reiche Skala des Gemütslebens, einen mächtigen Schwung der Linien und viele feine malerische Züge.

Mit ihrer Hilfe hat der Künstler das außerordentlich schwierige Problem gelöst, die beiden Hälften der Kuppel, unbeschadet der Gegensätzlichkeit des Dargestellten, doch nicht auseinanderfallen zu lassen, sondern zu einer einheitlich gerundeten Raumwirkung zu verbinden, so daß über alle Kontraste hinweg ein geschlossenes dekoratives Linienspiel die ganze Kuppelfläche überzieht. Gerade in diesem Punkte zeigt ein Vergleich mit den Bildern des Pöstlingsbergs recht deutlich die Überlegenheit der in Haindorf gefundenen Lösung und den großen Fortschritt, welchen der Künstler in bezug auf dekorative Raumerfüllung gemacht hat. Auch dort hat Groll die vier in der Kuppel dargestellten Szenen durch Engelgruppen einerseits zu verbinden, anderseits zu trennen gesucht; und auch diese wirken als ein seelischer Reflex des Geschehens. Aber die Absicht tritt, namentlich in einigen dieser Gruppen, vielleicht etwas zu bestimmt hervor, während dieselbe Absicht in der Haindorfer Kuppel durch ein ganz freies müheloses Spiel der künstlerischen Phantasie verdeckt wird und nur in der Wirkung zum Vorscheine kommt.

In den stark und leidenschaftlich bewegten Bildern, welche die Kuppel füllen, tritt die Eigenart des Künstlers am meisten hervor und gelangt zu ihrer glänzendsten Entfaltung. Das große Pathos, die weitausholende Gebärde, der kühne Schwung lebhaft bewegter Linien, gelingen ihm am besten. Und dann die wunderbar ausdrucksvollen, mit jedem Gliede sprechenden, mit der größten Sorgfalt durchgebildeten und immer aufs Neue variierten Hände! Nur ein Künstler, der Italien und die Italiener gründlich kennt, kann solche Hände schaffen — eine Gebärdensprache, die fast das lebendige Wort ersetzt! Gerade diese Bilder zeigen auch die innere Verwandtschaft Grolls mit der Barockkunst aufs deutlichste. Freilich auch den großen Abstand. Bei ihm ist nichts von

der Sentimentalität und Süßlichkeit jener Zeit; an ihre Stelle tritt eher eine gewisse Herbigkeit, die manchmal wie gesucht erscheint. Und dem Spiel mit illusionistischen Problemen, mit den gewagtesten Verkürzungen, mit perspektivischen Raffinerien, wobei die Meister des Barocks oft mehr Geschicklichkeit als Kunst verrieten, ist Groll aus dem Wege gegangen. Er wirkt mit den einfachsten Mitteln. Er stellt seine Szenen auf ein gemaltes Podest von einigen Stufen, damit das leicht vorspringende Kranzgesims, auf dem die Kuppel ansitzt, nichts verdecke, und läßt sie frei in den Raum hineinwachsen, den die in sanfter Kurvatur ansteigende Kuppelwand darbietet. Er öffnet den Blick in den Himmel und weiß unser Raumgefühl doch an den Flächen festzuhalten. Mit einem Stück Gewand, das über die Stufen herabfällt, einem Fuß, der über sie hinausragt, vermag er die stärksten perspektivischen Wirkungen zu erzielen.

Die Bilder im Schiff der Kirche, Verkündigung und Geburt, sowie die Gestalten der Evangelisten, die mehr in sich gesammelte Innerlichkeit darstellen und naturgemäß mit viel einfacheren Mitteln auskommen müssen, werden aus diesem Grunde vielleicht weniger befriedigen, obwohl auch sie feiner künstlerischer Züge und einer schönen Raumwirkung keineswegs entbehren, gerade weil der Künstler zu modern oder, wenn man will, zu ehrlich gewesen ist, um in der Weise des alten Barocks, unbekümmert um die Sache, seiner dekorativen Phantasie freies Spiel zu gewähren.

Noch einmal wiederholt sich der Reflex der ganzen Gefühlsskala, welche die großen Gemälde angeschlagen haben, an den beiden Endpunkten der Längsachse des Schiffes: am Haupteingang über dem Orgelchor in musizierenden Engelgruppen, und am Hochaltare, über dem eine herrliche Gestalt, in rosigen Duft gehüllt, gleichsam zur Kuppel, zur Darstellung der Krönung Mariä, emporschwebt, in den Händen die Dornenkrone haltend, Schmerz und Seligkeit, Vergängliches und Ewiges verknüpfend. Man meint die Worte des Chorus mysticus zu vernehmen: „Das Unbeschreibliche, hier ist's getan."

Von vielem einzelnen wäre noch zu erzählen. Ich habe noch nichts gesagt von der Kunst der gemalten architektonischen Umrahmung, die mit feinem Stilgefühle der Formensprache des Baues angepaßt ist und ohne sich vorzudrängen, ungemein plastisch wirkt; noch nichts von den, zu beiden Seiten des Orgelchores und des Hochaltares gemalten Medaillons welche en grisaille die in den Hauptbildern nicht dargestellten Szenen aus dem Marienleben aufnehmen und von Putten mit Festons umkleidet werden, die koloristisch sehr lebhaft wirken. Aber was können alle Beschreibungen mehr bieten als einen dürftigen Abklatsch von dem, was nicht für den Verstand, sondern für das Auge geschaffen ist; als einladen, diesen Ersatz so bald als möglich zu suchen. Schade nur, daß dieses vollendetste Werk des Künstlers von der großen Heerstraße des Reiseverkehres seitab liegt. Die leicht zugängliche Kirche auf dem Pöstlingsberge, reizvoll wie sie ist mit ihrem schönen Bilderschmuck und dem umfassenden Blicke auf Donauland und Alpen, der dem Heraustretenden sich auftut, bietet keinen genügenden Ersatz. Außerordentlich ist der Fortschritt, welchen der Künstler seit jener Zeit in koloristischer Beziehung, in der Meisterung der schwierigen, der künstlerischen Divination wahre Probleme stellenden Freskotechnik, aber auch in der Vertiefung des Seelischen gemacht hat. Erst die Haindorfer Kirche zeigt ihn in seinem ganzen Können, in der vollen Reife seiner Kraft. Unwillkürlich bedauert man, daß dieses Können nicht nur in solchen stillen Erdenwinkel sich entfaltet, sondern auch an Aufgaben gesetzt werden mußte, wo das freie künstlerische Schaffen durch so viel Tradition belastet und die Würdi-

gung des Erreichten durch endloses Vergleichen erschwert ist. Wieviel Groll auch getan hat, um das Dogmatische seines Stoffes ins rein Menschliche aufzulösen — den religiösen, ja kirchlichen Charakter durfte er ihm doch nicht abstreifen, ohne mit den Voraussetzungen seiner Aufgabe in Konflikt zu geraten. Heilige Geschichte als einen Vorgang alltäglichen Lebens im Sinne der Uhde, Gebhardt, Thoma malt man nicht in überlebensgroßen Gestalten an Wände und Decken von Kirchen. Und aus eben diesem Grunde — der hier das Verdienst des Künstlers begründet — wird dem „Kirchenmaler" in den Augen vieler modernen Menschen sein Verdienst geschmälert. Man möchte wünschen, daß ihm bald Gelegenheit geboten würde, seine mächtige Kompositionsbegabung, seine Kunst der Raumgestaltung und sein malerisches Können in den Dienst einer Aufgabe zu stellen, die unmittelbarer zur Gegenwart spricht und ein freieres, persönliches Bilden und Schaffen gestattet, ja fordert. Manche große Möglichkeiten, die sich in der Hauptstadt selbst geboten hätten, sind durch unselige Experimente verloren gegangen oder unheilbar verdorben worden. Möge wenigstens bei künftigen Aufgaben an die Stelle unsicheren Tastens das erfreuliche Gefühl des Besitzes einer hervorragenden künstlerischen Kraft treten.

Ein Diebstahl.

Von Friedrich Adler.

Der Vorsitzende des Schwurgerichtes war ernstlich ungeduldig. Der Angeklagte hatte gleich in der Voruntersuchung den Diebstahl, bei dem er ohnehin auf frischer Tat ertappt worden, eingestanden, und da sonach eine kurze Verhandlung zu erwarten war, hatte der Vorsitzende noch einen zweiten Fall auf den Vormittag angesetzt. Und nun zog sich die Sache immer noch hin. Der Verteidiger, ein junger Mann, der an seinem Beruf und an seinem schmucken Talar noch Vergnügen hatte, wollte sich mit den zwei gegebenen Milderungsumständen, der bisherigen Unbescholtenheit und dem Geständnis des Angeklagten, nicht begnügen und ging immer mehr auf die Einzelheiten der Tat ein, und auch der Staatsanwalt, der doch etwas Schwung für seine Rede brauchte, war mit dem Ergebnis der Verhandlung nicht zufrieden. So stellten denn beide zahlreiche Fragen an die Zeugen, die alle Beteiligten ermüdeten, ohne daß es gelang, die gewünschte Aufklärung zu erreichen. Das Verbrechen war da — Diebstahl, wie er im Paragraphen stand — aber das Motiv, das den Täter geleitet haben mochte, war unaufgeklärt geblieben. Mit der bloßen Annahme der Absicht, rasch und um jeden Preis zu Geld zu kommen, war dieser Fall nicht zu erledigen.

Der Angeklagte, ein Fabrikarbeiter, namens Josef Färber, ein Mann von 38 Jahren, mit offenen, intelligenten Gesichtszügen, hatte aus der Handkassa des Buchhalters, der die Löhne auszahlte, Geld entwendet. Einigemal war es ihm gelungen, das letztemal wurde er beim Versuch betreten und das brachte ihn vor das Schwurgericht, da die Kassa gerade einen größeren Betrag enthalten hatte. Der tatsächliche Abgang belief sich auf nicht mehr als rund 300 Kronen. Färber hatte jeden Samstag das Kontor zu reinigen. Da er seit acht Jahren in der Fabrik beschäftigt war und sich immer musterhaft gehalten hatte — auch von seinem früheren Arbeitsort

hatte er das beste Zeugnis mitgebracht — schenkte man ihm unbedingtes Vertrauen und es kam deshalb häufig vor, daß er für eine Weile allein im Kontor blieb. Als der erste Abgang bemerkt wurde, lag es nahe, in erster Reihe Färber für den Schuldigen zu halten, aber man war so von seiner Ehrlichkeit überzeugt, daß dieser Verdacht niedergeschlagen wurde, um so mehr, als seine Verhältnisse ganz geordnete waren und nichts in seiner Lebensweise darauf hinwies, daß er mit seinem Lohne nicht auskäme. Als sich aber der Fall wiederholte und gar keine andere Spur mehr vorlag, stellte ihm der Buchhalter eine Falle und Färber wurde im Augenblick betreten, als er einen Betrag aus der Kassa zu entnehmen im Begriffe war. Färber leugnete nicht und gab auch die früheren Eingriffe zu. Da alle Beträge zusammen keine namhafte Summe ausmachten, hätte die Fabrikverwaltung, schon um Aufsehen zu vermeiden, den bisher braven Arbeiter entlassen und die Angelegenheit damit für abgetan erachtet — aber die polizeiliche Anzeige war schon früher erfolgt und die Strafsache einmal im Zuge.

Soweit lag die Sache offen auf der Hand. Aber über den Antrieb zur Tat, ebenso über den Verbleib des Geldes war von dem Angeklagten trotz aller Kreuzfragen nichts zu erfahren. Die Zeugen vermochten nichts anderes auszusagen, als daß Färber mäßig und besonnen lebte, und selbst die Einvernahme jener Zeugin, von der man am meisten Aufschluß erwartet hatte, der Geliebten Färbers, Sophie Neubert, förderte kein neues Moment zutage.

Sophie, eine ehemalige Fabrikarbeiterin, lebte mit Färber seit einigen Jahren in gemeinsamem Haushalt und ihr Verhältnis war das allerbeste. Sophie, die in ihrem saubern Festgewand erschienen war, bestätigte, daß Färber sie stets gut behandelte, nie mit außerordentlichen Geldforderungen an sie herantrat und kein einzigesmal betrunken nach Hause gekommen war.

Nun versuchte der Vorsitzende neuerdings von dem Angeklagten selbst Näheres zu erfahren.

„Haben Sie Schulden, Färber?"

„Nein, Herr Präsident. Ich führe Buch über Einnahmen und Ausgaben. Schulden hab' ich keine."

„Und Sie trinken nicht?"

„Nein, wenigstens nie über den Durst."

„Halten Sie's mit den Weibern?"

„Ich? Hab' es nicht nötig. Sie haben ja gehört, wie die meine zu mir hält." — Und er warf einen dankbaren Blick auf den Platz, wo Sophie unter den anderen Zeugen saß.

„Aber so sagen Sie doch, Färber, wo Sie das Geld hingegeben haben? Man stiehlt doch nicht zum Vergnügen?"

Färber biß sich auf die Lippen. — „Was tut das zur Sache? Ich habe eingestanden, daß ich gestohlen habe. Bestraft werde ich — was weiter?"

Der Präsident nahm einen milden Ton an. „Aber Färber, wie reden Sie nur? Man hat Sie bisher als ehrlichen Menschen gekannt. Und es tut mir leid um Sie. Ein braver Arbeiter soll ein braver Arbeiter bleiben. Wenn wir so viel fragen, so wissen wir, warum. Es ist ein großer Unterschied in der Strafe, wenn man weiß, aus

welchem Grunde die Verfehlung geschehen ist. Aus Bosheit allein werden Sie es doch nicht getan haben?"

„Nein, Herr Präsident."

„Sie haben auch keinen Grund zur Rache gehabt? Sind Sie von jemand beleidigt, geschädigt worden? Vom Werkführer? Vom Buchhalter?"

„Von niemand."

„Also ein Akt der Rache liegt nicht vor?"

„Nein."

„So kommen wir nicht weiter, Färber. Wenn Sie nichts weiter zu sagen haben, dann können wir nur annehmen, daß es reine Bosheit und gröbster Undank war. Und wir werden danach vorzugehen haben. — Hat der Herr Staatsanwalt oder der Verteidiger noch eine Frage zu stellen? Ich bin fertig."

Im Gesichte des Angeklagten zuckte es heftig. Der Vorsitzende sah, daß es in ihm kämpfe, und wartete noch einige Minuten. Aber da Färber noch immer schwieg, wurde er unwirsch. „Also, Färber, entweder oder. Die Herren Geschworenen sitzen lange genug Ihretwegen da. Wollen Sie nun sprechen oder nicht?"

Färber sah starr vor sich hin, bewegte die Lippen und schwieg.

Da zuckte der Vorsitzende mit den Achseln. „Es ist umsonst. Wir müssen zum Schluß kommen."

Färber schaute den Mann, der so in ihn drang, mit einem Blick an, wie ein gehetztes und gestelltes Wild, dann richtete er sich auf und sagte, geradeaus zum Vorsitzenden gewendet, stockend und schwer:

„Also, ich will es sagen. Ich habe für meine Frau gezahlt."

In diesem Augenblick schrie es auf der Zeugenbank auf. Sophie sprang von ihrem Platz empor und rief laut und heftig: „Was, Du hast eine Frau?"

Färber wurde blaß wie die Wand. Und, ohne auf den Gerichtshof Rücksicht zu nehmen, rief er hinüber: „Ja, Sophie, ich habe eine Frau! Ich hab' Dir's verschwiegen und der Betrug ist ärger als der Diebstahl da. Ich hab' eine Frau."

Der Vorsitzende unterbrach ihn: „Das ist uns aus den Akten bekannt. Sie sind von Ihrer Frau geschieden."

„Ihnen ist es bekannt," fiel Färber ein, „aber nicht der Sophie. Sie hat geglaubt, daß ich Witwer bin und ist deshalb zu mir gegangen. Sie hat geglaubt, daß wir uns heiraten können. Aber das geht nicht. Und hätte ich ihr's gesagt, sie wäre nicht bei mir geblieben. O Gott, o Gott, wie soll ich nun ohne sie leben?"

„Das gehört nicht hierher!" mahnte mit möglichster Schonung der Vorsitzende. „Sie geben nun an, daß Sie für Ihre Frau gezahlt haben. Den Betrag, den Sie sich zugeeignet haben — es sind im ganzen 286 Kronen — haben Sie für Ihre Frau bezahlt?"

„Ja, Herr Präsident."

Der Vorsitzende schüttelte langsam den Kopf. „Aber wofür, Färber? Und dann — Sie sind ja von der Frau geschieden, und nach dem Urteil durch Schuld der Frau. Sie haben also eigentlich keine Verpflichtung, für sie zu zahlen. Und was haben Sie denn gezahlt?"

Färber war auf seinen Sitz gesunken, das Gesicht in die Hände vergraben. Auf die Frage des Vorsitzenden erhob er sich wieder, aber er vermied ängstlich, bei der Wendung des Körpers auch nur die Richtung mit dem Auge zu streifen, wo Sophie saß.

„Ich bin geschieden, das ist wahr. Aber man hat doch ein Herz im Leibe. Herr Präsident, ein Tier hätt's erbarmen müssen. Ich kann's nicht anders sagen — ich möcht's wieder tun, so unrecht es ist."

Färber biß sich auf die Lippen und konnte nicht weitersprechen.

Der Vorsitzende sprach ihm zu: „Sammeln Sie sich, Färber. Und sagen Sie uns, was Sie zu sagen haben. Deutlich und klar, damit die Herren Sie verstehen können."

Nach einer Pause fuhr Färber ruhiger fort:

„Im Anfang unserer Ehe hab' ich mit meiner Frau ganz gut gelebt. Sie hatte ihre Eigenheiten, aber im Grunde war sie eine brave Person. Leicht ist es uns nicht geworden. Ich hatte noch zwei jüngere Geschwister auf der Sorge, und viel Geld verdient ein Arbeiter nicht. Trotzdem habe ich mit ihr ruhig und zufrieden gelebt. Aber auf einmal fing's an. Ich war indes zum Vorarbeiter aufgerückt und da war in der Fabrik eine Schleiferin, ein vorlautes Frauenzimmer — — Heute bin ich ein ernster Mann und es ist alles längst vorüber. Aber ich schwöre bei allen Heiligen, ich habe das Mädel nicht angesehen. Aber meine Frau ließ sich das nicht ausreden und ich hatte die Hölle im Hause. Ein ewiges Gekeife und Gezänke — es war schrecklich zuwider. Dann begann sie Unfrieden mit den Nachbarn zu stiften. Sie trug mich bei allen Leuten herum — weiß der Teufel, was ich alles angestellt haben sollte — und endlich verklatschte sie mich auch in der Fabrik. Lauter erlogenes Zeug! Das ging so nicht weiter — ich reichte die Scheidung ein und wir gingen auseinander."

„Das stimmt mit der Aktenlage überein," bemerkte der Vorsitzende ruhig zu den Geschworenen, „das Verschulden der Frau wurde gerichtlich anerkannt."

„Ich konnte im Ort nicht mehr bleiben und habe dann hier Arbeit gefunden. Aber das Rechte war's nicht mehr, ich wußte nicht, wozu ich lebe. Da hab' ich meine . . . . da hab' ich die Sophie Neubert kennen gelernt. Ich hab' sie gern gehabt, sie mich auch und so sind wir zusammengezogen. Was sie mir gewesen ist, was sie an mir getan hat — das kann ihr nur Gott im Himmel lohnen. Ein neuer Mensch bin ich seitdem geworden." Färber hielt inne, das Gefühl übermannte ihn und erst nach einigen Minuten gepreßten Schweigens setzte er seinen Bericht fort:

„Es war alles wieder gut und recht in mir. Da bekomm ich vor anderthalb Jahren einen Brief aus dem Irrenhaus. Sie schreiben mir, was mit meiner Frau Aloisia Färber geschehen soll, da sie in der Anstalt nicht länger bleiben kann. Ich war zu Tod erschrocken. Ich hatte keine Ahnung, daß meine Frau krank wäre — am wenigsten war ich auf so etwas gefaßt. Ich schrieb hin und der Verwalter antwortete, daß meine Frau seit einigen Wochen im Irrenhaus ist, daß sie aber nicht weiterhin bleiben kann, wenn die Verpflegskosten für sie nicht bezahlt werden. Ich fuhr gleich zu ihr — Sophie sagte ich irgendeine Ausrede. Meine Frau war sehr herunter, sie redete wirres Zeug und kannte mich nicht. Aber der Arzt meinte, bei guter Pflege wäre noch Aussicht, allerdings Zeit würde es kosten. Ich hab' mir ein paar Gulden erspart. Es langte gerade für vier Monate. Ich erlegte das Geld und fuhr nach Hause

zurück. Wenn sie wieder gesund würde und arbeitsfähig, war das Geld gut angewendet. Aber es wurde nicht besser. Nach vier Monaten stand ich auf demselben Fleck. Ich raffte alles zusammen und brachte mit Müh und Not noch einen Monat heraus. Weiter ging's nicht. Und wie ich wieder die Mahnung vom Irrenhaus bekomme, gehe ich nochmals hin. Vielleicht sagt man mir dort, was zu machen war. Zu mir nehmen konnte ich sie nicht, ich bin in Arbeit und dann — wegen der Sophie. Ob die Heimatgemeinde zahlen kann? Unsinn. Ein Dorf von einigen Nummern, das bloß Schulden hat. Dann würde nichts anderes übrigbleiben als sie in die Gemeinde zu transportieren und die müßte sie verpflegen. Herr Präsident, Sie wissen nicht, wie so etwas ist. Ich hab' es nur einmal im Leben mitangesehen, als kleiner Junge, aber ich kann es bis heut' nicht vergessen. Das elendeste Tier wird besser behandelt. Verlacht und verhöhnt wird so eine arme Person und was sie zu essen kriegt — nein, nein, das durfte nicht sein. Sie war doch einmal meine Frau. Und der Verdruß und Ärger, den sie mir gemacht hat — es war doch schon die Krankheit, die in ihr saß. Sie hat nicht dafür gekonnt. Ich durfte sie nicht verkommen lassen. Tag und Nacht ist sie mir vor Augen gewesen. Und ich hab' mir das Gehirn abgequält, wie ich sie vor dem Ärgsten bewahre. Und wie wieder ein Brief kam, daß höchste Zeit ist, die Verpflegskosten zu bezahlen — da hab' ich in der Verzweiflung das getan, was Sie schon wissen. Ich habe gearbeitet und mich gewehrt, solange ich konnte. Bei dem Gedanken an meine arme Frau hab' ich selber die Besinnung verloren."

Der Staatsanwalt, der bei dem Bericht des Angeklagten überlegen gelächelt hatte, fragte spitz: „Das ist ja recht schön, was Sie uns da erzählt haben. Aber wissen Sie auch, daß wir uns sehr leicht überzeugen können, ob das Geld wirklich in die Irrenanstalt gegangen ist?"

Färber wurde über und über rot, griff stumm in seine Rocktasche und übergab dem Vorsitzenden eine Anzahl von Zetteln. Der faltete sie auseinander: „Ja, das stimmt, es sind Quittungen der Irrenanstalt, Verpflegskosten für Aloisia Färber. Herr Schriftführer, nehmen Sie die Quittungen ins Protokoll."

Eine lebhafte Bewegung ging durch den Saal. Der Vorsitzende wandte sich wieder an den Angeklagten:

„Nun, Färber, es hätten sich noch andere Wege finden lassen, Ihrer Frau zu helfen, als sich an fremdem Gute zu vergreifen. Es war sehr unbedacht von Ihnen, sehr unbedacht, Färber, und Sie müssen die Folgen tragen."

„Das will ich," sagte Färber kurz.

Was nachfolgte, verlief sehr rasch. Die Schuld war außer Frage, die Strafe fiel so mild als möglich aus, fünf Monate Kerkerhaft. Der Angeklagte war während der ganzen Zeit bewegungslos dagesessen, auch während des eindringlichen Appells des Verteidigers. Als das Urteil verkündet war, erklärte er die Strafe gleich anzutreten und bat nur von seiner Sophie Abschied nehmen zu dürfen. Sie drängte sich bis zu ihm vor und Färber sagte mit erzwungener Ruhe:

„Also adieu, Sophie, für ewig. Du kannst mir ja nicht verzeihn."

Das junge Weib sah ihn mit leuchtenden Augen an.

„Was fällt Dir ein, Josef? Ich verlasse Dich nicht. Jetzt erst recht nicht. Wer so ein Herz hat wie Du, den verlass' ich nicht."

Färber sah sie starr an, er traute den Worten nicht, die er hörte, und fragte unsicher: „Du willst mir also doch verzeihn?"

Sophie legte ihm die Hand auf die Schulter: „Mach' Deine Strafe ab und dann komm' wieder zu mir. Bei mir hast Du immer freies Haus! Ob Du mich heiratest oder nicht, das gilt mir ganz gleich. So wie Du treu bist, so will ich es auch sein, Josef. Für Deine arme Frau wird gesorgt werden, und wenn sie doch noch gesund wird, dann verlange ich gar nichts von Dir. Und ich will froh sein, daß ich wenigstens eine Zeitlang einen so braven, guten Kerl gehabt habe wie Dich!"

Färber traten die Tränen in die Augen. Er umschlang Sophie und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen.

Dann ging er ruhig fort mit den Gerichtsdienern.

Aus Beethovens letzten Tagen.

Briefe Johann Baptist Jengers an Marie Leopoldine Pachler-Koschak.

Mitgeteilt und eingeleitet von Otto Erich Deutsch.

Die hier zum erstenmal im Wortlaut veröffentlichten Briefe, eines Wiener Musikdilettanten an eine Grazer Kollegin, wurden bereits von Faust Pachler für seine Schrift „Beethoven und Marie Pachler-Koschak" (Berlin 1866, Separatabdruck aus der „Neuen Berliner Musikzeitung") benutzt, aber in dieser bereits vergriffenen Publikation nur auszugsweise, in einer den Anforderungen unserer Zeit nicht entsprechenden Form mitgeteilt. Durch diese Umstände rechtfertigt sich wohl die Veröffentlichung aller auf Beethoven bezüglichen Stellen aus nachfolgenden Briefen von selbst, die durch das Entgegenkommen der jetzigen Besitzerin, Fräulein Ida Khünl, einer Großnichte der Adressatin, ermöglicht wurde. Überdies soll der Beethoven-Forschung mit ergänzenden Mitteilungen gedient werden, die sich namentlich aus dem Studium des reichen literarischen Nachlasses der Familie Pachler auf der Grazer Universitätsbibliothek und im steiermärkischen Landesarchiv ergaben. Um die Briefdokumente über Beethovens letzte Tage richtig einzuschätzen, wollen wir uns zunächst mit der Empfängerin und dem Schreiber befreunden, die zu den freundlichsten Erscheinungen in der Geschichte der österreichischen Musikpflege zählen.

Marie Leopoldine Koschak wurde am 2. Februar 1794 als zweite Tochter des kunstfreundlichen und geselligen Advokaten Dr. Aldobrand Koschak in Graz geboren. Von ihrer Mutter Therese, einer geborenen Ruard, die aus der Familie des Wiener Hofarchitekten Nikolaus Freiherrn v. Paccassi gestammt haben soll, hatte Marie ein gehöriges Quantum italienischen Blutes mitbekommen. In dem gastfreundlichen Grazer Hause ihres aus Cilli stammenden Vaters, der eine für die damaligen Verhältnisse in der kleinen Provinzstadt besondere Bildung und Kunstliebe verriet, erwuchs das schöne, mit mancherlei Talenten gesegnete Mädchen — die Himmelstochter nannte man's — der Kunst entgegen. Mit neun Jahren komponierte sie bereits Märsche, die in Graz von den Regimentskapellen gespielt wurden, und Tanzstücke für die Bälle im väterlichen Hause. So wäre sie beinahe dem Schicksal der Wunderkinder erlegen, die damals nach Mozarts verführerischem Beispiel wie in unseren Tagen auftauchten, und mit ihrem

Welterfolg die brave Murstadt leicht berückten, wie zum Beispiel im Geburtsjahr Mariens der kleine, früh erschlaffte Geigenvirtuose Franz Joseph Clement. Mariens Lehrer im Zeichnen war der begabte Elfenbeinschnitzer Nikolaus Klammer, in der Musik ein Herr Heimrich, der sich um das Konzertwesen in Graz sehr verdient gemacht hat. Gesang und Malerei scheint das Fräulein rasch aufgegeben zu haben, um sich ganz dem Klavierspiel zu widmen, das ihr auch bald das höchste damals erreichbare Lob, das Lob Beethovens eintrug.

Am Donnerstag, den 3. März 1808, spielte sie, wohl zum erstenmal vor der Öffentlichkeit, im ständischen Redoutensaal zu Graz ein Klavierkonzert von Daniel Steibelt, und errang damit einen großen Erfolg. Die Unerschrockenheit, Präzision und Fertigkeit, der feine Geschmack, der richtige Ausdruck und die tiefe Empfindung der vierzehnjährigen Künstlerin wurde selbst in den zu Wien erschienenen Berichten, die vor der „Allgemeinen Theaterzeitung" und der „Wiener Zeitschrift für Kunst" usw. aus der Provinz nur spärlich einliefen, gerühmt.

Nachhaltigen Einfluß nahm auf die geistige und künstlerische Entwicklung der kleinen Marie in den Jahren 1807—1809 Julius Franz Schneller,* der bekannte, um Österreichs Geschichte sehr verdiente Historiker, der damals als Lehrer am Lyzeum zu Graz wirkte. Besondere Sorgfalt wandte Schneller, durch den das Grazer Kunstleben recht eigentlich erst geschaffen und zu einer nie mehr erreichten vormärzlichen Blüte gebracht wurde, seinen beiden Lieblingen Anton Prokesch, Schnellers späterem Stiefsohn, und Marie Koschak zu. Er war es, der die beiden Kinder für die Literatur fremder Sprachen begeisterte und in dem Mädchen die glühende Leidenschaft für die Musik erweckte. Er war es auch, der Beethoven zuerst auf Mariens Talent aufmerksam machte, als er einmal dem befreundeten Meister in Wien von seinen besten Schülern erzählte.**

In einem undatierten Schreiben an den Grazer Gubernialrat und Kammerprokurator Dr. Josef Edlen v. Varena, das in das Jahr 1811 zu verlegen ist, spricht Beethoven von einer Dilettantin in Graz, deren Schneller gegen ihn erwähnt habe und die vielleicht in dem bevorstehenden Wohltätigkeitskonzert den Pianofortepart der „Chorphantasie" (op. 80, C-moll, für Klavier, Chor und Orchester) würde übernehmen können. Damit ist Marie Koschak gemeint, die auch tatsächlich am Sonntag, den 22. Dezember 1811, in der musikalisch-deklamatorischen Akademie mitwirkte, die zugunsten der Notbedrängten der Stadt Graz im ständischen Redoutensaal gegeben wurde. „Drey hier aufblühende Kunsttalente strengen ihre jugendlichen Kräfte an", meldet die Einladung im steiermärkischen Intelligenzblatt am 21. Dezember 1811 und darunter war Marie Koschak, die wieder mit großem Erfolg die Chorphantasie am Pianoforte begleitete.***

* Geb. zu Straßburg am 9. März 1777, seit 1806 Professor der Philosophie und Geschichte in Graz; verließ 1823, von den Zensurbehörden verfolgt, Österreich, um sich in Freiburg niederzulassen, wo er als Universitätsprofessor am 13. Mai 1832 starb. Vgl. über diesen begabten, vielseitigen Gelehrten „Julius Schnellers hinterlassene Werke", herausgegeben von Ernst Münch, Leipzig und Stuttgart 1834.

** Schneller bereitete um 1828 eine Biographie Beethovens vor, die nicht zustande kam. — Anfangs 1827 noch erkundigte sich der Meister, laut der Konversationshefte, bei einem Besuche Ignaz v. Gleichensteins nach Schneller.

*** In diesem Konzert wurde auch Beethovens Ouverture zu „Coriolan" gespielt. Schneller deklamierte.



Beethoven hat wohl damals durch die Zeitung oder durch Briefe Varenas und Schnellers von Marie Koschaks Sieg erfahren. Aber in den drei folgenden Grazer Wohltätigkeitskonzerten, die der Meister 1812 und 1813 unterstützte, wirkte sie, an das Krankenbett ihres siechen Vaters gefesselt, nicht mehr mit, und so ward wohl die Aufmerksamkeit Beethovens wieder von ihr abgelenkt. Marie Koschak war gerade nach dem Konzerte im Dezember 1811 fest entschlossen, Virtuosin zu werden, wozu sie auch die mißlichen Vermögensverhältnisse ihres 1811 finanziell arg bedrängten Vaters nöt'gten. Aber im letzten Augenblick noch besann sich Marie anders, da sie ihre Mutter am Krankenbette des Vaters nicht allein lassen wollte. Sie gab dann allmählich den Plan, Künstlerin zu werden, völlig auf und übersiedelte 1814, nach dem Tode des Dr. Koschak, mit ihrer Mutter zu Verwandten nach Krain. In die Zeit vor ihrer Abreise, etwa in das Jahr 1812, fällt noch das Aufflammen der Liebe zu Anton Prokesch, der vielleicht gerade deshalb, um dieser heftigen Leidenschaft zu entrinnen, in den Krieg gegen Napoleon zog und sich dann in den beiden folgenden Jahren den ersten Ruhm auf den Schlachtfeldern des deutschen Befreiungskrieges holte. Nach der Abreise Prokesch' und dem Tode ihres Vaters scheint sich Marie Koschak zur Freude ihrer Mutter mit dem jungen Advokaturskandidaten Dr. Karl Pachler verlobt zu haben. Aus diesen Jahren stammen die ersten der schönen Liebesbriefe des lebensfrohen Doktors, die uns erhalten sind.

Karl Pachler, geboren am 4. November 1789 zu Graz, stammte aus einer von Tirol eingewanderten, längst in Steiermark ansässigen Bürgersfamilie gut österreichischer Gewerbetreibender. Sein 1810 verstorbener Vater Anton Andreas Pachler hinterließ der Witwe eine Brauerei und ein Wirtsgeschäft, das Frau Josepha bald dem zweiten ihrer juridisch gebildeten Söhne Karl übergab, da sich der ältere, Dr. Anton, in Wien verbummelt hatte. Karl, der zuerst in Graz studierte, wurde 1809 in Wien zum Doktor der Rechte promoviert und 1810 großjährig erklärt. Nachdem er die Brauerei einem Werkführer anvertraut, das Wirtsgeschäft verpachtet und 1813 die Advokatursprüfung bestanden hatte, eröffnete er bald darauf seine Kanzlei in Graz, im väterlichen Hause Ecke der Herrengasse und des Pfarrgassels, an der Stelle des linken Flügels des neuen Thonethofes. Aus seinem wenig bewegten späteren Leben sei gleich hier erwähnt, daß er 1829 vom Kaiser Franz in einer Audienz zu Wien die Wiedererrichtung der „Grätzer uniformierten Bürgergarde“ erwirkte, die ihn zu ihrem „Obersten und Oberstkommandanten“ ernannte. Er war auch Vorstand der Grazer „Ludlamshöhle“, einer Freimaurerloge, die nach dem bekannten Wiener Muster eingerichtet wurde, und gehörte einigen Grazer Vereinen für Kunstpflege und Wohltätigkeit als Mitglied an. Bei den Grazer Bürgern war der stattliche Mann voll heiteren Lebens sehr beliebt, um so mehr als seine Gastfreundlichkeit neben dem edlen Kunstsinn der Gemahlin bei allen in Graz wirkenden und allen durchreisenden Künstlern sehr geschätzt war. Keineswegs beliebt aber war der freisinnige und kunstfreundliche Dr. Karl bei den vormärzlichen Behörden. Und es erquickt, in dem reichen Dokumentenschatz der Familie Pachler den unerschrockenen Mannesmut vor kurulischen Stühlen zu finden, den schon der junge Kandidat den Verweisen des Grazer Magistrats und später der angesehene Advokat den Winken des steiermärkischen Guberniums gegenüber an den Tag legte.*

* So erhielt Dr. Karl Pachler 1811 einen Verweis vom Magistrat wegen der standeswidrigen Erregung, die er öffentlich zur Schau trug, als er einen freiherrlichen Hutmarder in einem Tanz-

Als Marie mit ihrer Mutter 1816 von Krain heimkehrte, war Karl bereits als Advokat etabliert. Gleich am 12. Mai ließ sich das Pärchen — aus unbekannten Gründen geheim vor den beiden verwitweten Müttern — in einer kleinen Grazer Vorstadtkirche trauen. Die junge Frau war in den ersten Jahren sehr fleißig der Musik und anderen Künsten ergeben.

Der innige Wunsch Marie Pachlers, Beethoven kennen zu lernen, ging bald in Erfüllung. Ihr Schwager Anton, der in Wien in allen Kreisen Zutritt hatte, war um 1812 bei Beethoven eingeführt worden und übergab im Jahre 1816 dem Meister im Auftrag der Frau Marie eine von dieser komponierte, leider verschollene Phantasie, ohne ihren Namen zu nennen. Am 17. Oktober 1816 schrieb er hierüber an seine bange harrende Schwägerin: „Beethoven war eben ein Paar Tage vorher von Baaden* zurückgekommen, das wußte ich; ich lief also spornstreichs zu ihm und traf ihn glücklicher Weise zu Hause. Ich hielt dir Wort und nannte keinen Compositeur, er durchlas das Stück aufmerksam und sagte am Ende, es sei sehr viel für Jemanden, der die Composition nicht studirt habe. Wenn er zugegen wäre, so wolle er ihn auf die Mängel aufmerksam machen; aber schriftlich sei das zu weitläufig und nach fleißigem Studium der Composition würde der Compositeur selbst darauf aufmerksam werden."

Ein Jahr nach diesem Kompositionsversuch lernte sie den Meister selber kennen und errang sein höchstes Lob für ihr Klavierspiel. Die lange verschobene Reise nach Wien wurde im Herbst 1817 endlich unternommen. Marie fuhr allein in die Residenz, sie wohnte bei ihrer Herzensfreundin, der Frau Hofrätin Anna Morack,** einer Cousine ihrer Mutter. Durch den Schwager Anton wurde Marie Pachler Beethoven vorgestellt, wahrscheinlich Ende September 1817, da aus der Datierung des Briefwechsels mit der Hofrätin Morack erhellt, daß sie zwischen dem 26. September und 19. November, etwa zwei Monate, in Wien weilte. Aus dieser Zeit stammen offenbar die drei Briefzettel von Beethovens Hand, die bei der Familie Pachler als Reliquien verehrt wurden. Der erste ist meines Wissens nicht entziffert und inzwischen verschollen. Der zweite, mit Bleistift an Marie Pachler geschrieben, lautet: „Ich bin sehr erfreut daß Sie noch einen Tag zugeben wir wollen noch viel Musick machen. Die Sonate auf f dur u. c moll spielen Sie mir doch? nicht wahr? Ich habe noch niemand gefunden der meine Compositionen so gut vorträgt als Sie, die großen Pianonisten nicht ausgenommen, sie haben nur Mechanik oder Affektation. Sie sind die wahre Pflegerin meiner Geistes Kinder —"

Das dritte Blättchen*** (Oktav, Tinte) ist ins Hotel „zum goldnen Ochsen" (später „zur Stadt Frankfurt") an Dr. Karl Pachler gerichtet, der aus Wien seine Gattin abholte: „Mein lieber P. Nach der Meinung meines Arztes wäre eine mich zerstreuende

lokal arretieren ließ; ebenso 1838 einen Verweis vom Kreisamt wegen der freien Sprache in einem Rekurs an Kaiser Ferdinand und immer wieder einen zweiten wegen seines kecken Protestes.

* Beethoven wohnte im Sommer 1816 (Juli bis Oktober) zu Baden im Ossolinsky-Haus, jetzt Braitnerstraße 26. — Der am 24. Oktober 1816 an den Hofsekretär Zmeskall gerichtete Brief ist auf einem Ausflug geschrieben, den Beethoven nach seiner Rückkehr vom Sommeraufenthalt wieder nach Baden machte.

** Gattin des Hofrates Dr. Johann Morack bei der k. k. obersten Justizstelle; geborene Cantini.

*** Die Originale des zweiten und dritten Blättchens befinden sich im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde.



Reise sehr zweckmäßig, es könnte daher wohl geschehen, daß ich von ihrem Antrage Gebrauch machte, versteht sich, daß ich gerne meinen Theil an Kosten trage, u. in Gratz nicht nöthig habe, irgend jemanden zur Last zu fallen — ich bin morgen u. vieleicht übermorgen noch hier, wohne auf der Landstraße No. 268 2ter Stock — sie finden mich in der Frühe besonders gegen 8 Uhr immer zu Hause ihr Freund Beethoven." Die Einladung, nach Graz zu kommen, von der hier die Rede ist, wurde später wiederholt, ohne daß Beethoven ihr jemals entsprach. Frau Pachler unterhielt mit dem Meister in den Jahren nach der Wiener Bekanntschaft trotz der gegenseitigen Sympathien keinen brieflichen Verkehr.

An die Krainer Zeit und die musikalischen Erfolge dort wurde Frau Pachler angenehm erinnert, als sie die Laibacher philharmonische Gesellschaft am 15. Oktober 1817 mit einem schmeichelhaften Schreiben zum Ehrenmitgliede ernannte. Der junge steiermärkische Musikverein folgte diesem Beispiel nicht, da wohl sein Ausschuß ebensowenig wie die anderen Grazer früher und später die Bedeutung des Ehepaars Pachler und namentlich der Frau Marie für das Kunstleben der Stadt erkannten, das ureigentlich nach Schnellers Saat im Pachlerhause erst erblühte.

Ein neues Leben begann für Frau Marie, als am 18. Dezember 1819 durch die Geburt ihres Sohnes Faust, des ersten und einzigen Kindes, ihr Herzenswunsch erfüllt worden. Sie gab sich nun ganz den süßen Mutterpflichten hin, um in dem Söhnchen die Vorzüge des Gatten und ihre eigenen neu zu erwecken.

Im Sommer 1823 reiste Frau Pachler, die nun öfters kränkelte, wieder nach Niederösterreich, wo sie noch einmal mit Beethoven zusammentraf. Sie fuhr anfangs Juli* nach Baden bei Wien, um daselbst die Schwefelkur zu gebrauchen. Drei Wochen verbrachte sie dort gemeinsam mit Frau Morack und blieb nach deren Abreise etwa noch weitere drei Wochen, bis Ende August, in Baden, um dann etwa zwanzig Tage in Pyrawarth zu verweilen.

Beethoven kam in diesem Jahre am 13. August nach Baden** und dürfte Frau Pachler, die im „Sauerhof" wohnte, dort um so eher vor ihrer Abreise nach Pyrawarth getroffen haben, als er selbst im „Sauerhof" zu speisen pflegte. Frau Marie äußerte in einem aus Baden an Frau Morack nach Wien gerichteten Briefe am 8. August die Absicht, die benachbarten Thermen von Döslau aufzusuchen, was also vielleicht noch im August geschehen ist. Nun erzählt aber das Datum eines jetzt von der „Gesellschaft der Musikfreunde" verwahrten Stammbuchblattes*** von einem Zusammensein Beethovens mit Marie

* In der Badener Kurliste (1823, Nr. 38, Parteienzahl 1062) ist Frau Pachlers Ankunft mit 9. Juli datiert. Gleichzeitig weilte damals auch die Hofburgschauspielerin Sophie Müller und ihr Vater in Baden, mit der Frau Pachler in den beiden folgenden Jahren (1824/25), anläßlich der Grazer Gastspiele der Müller, Freundschaft schloß.

** Das ergibt sich mit Sicherheit aus dem Brief vom 22. August 1823 an Erzherzog Rudolf (Köchels Sammlung, Nr. 63). Die Kurliste (Nr. 69, Zahl 1952) nennt fälschlich den 17. August als Tag der Ankunft. Beethoven schrieb anfangs August 1823 aus Hetzendorf an Erzherzog Rudolf (Köchel, Nr. 62) und an Schindler (Nohls 1. Sammlung, Nr. 277) Briefe, die seine Abreise nach Baden ankündigen, und am 16. August an seinen Neffen Karl (Nohls 1. Sammlung, Nr. 278) schon aus Baden. Die beiden ersten Briefe sind bei Rollett („Beethoven in Baden", 2. Auflage, 1902, S. 8) falsch datiert und dadurch war die Angelegenheit verwirrt.

*** Faksimile in August Göllerichs „Beethoven" (ad p. 48) mit der unberechtigten Datierung „aus den Jahren 1825—26".

Pachler im September zu Vöslau. Es trägt von Beethovens Hand die letzten Takte des „Opferliedes"* nach Matthisson, die Gesangsnoten (F-dur) und den Text „. . . das Schöne zum Guten", dann die Widmung „Vößlau am 27ten September. Von L. v. Beethoven an Frau v. Pachler". Aus alledem ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit, daß Frau Marie bereits im August mit Beethoven in Baden zusammentraf, und mit Sicherheit, daß sie ihn, der bis in den Spätherbst dortblieb, nach ihrer Rückkehr von Pyrawarth und vor ihrer Heimreise nach Graz, auf einem Ausflug in Vöslau zum letztenmal sah. Am Christtag 1823 berichtet Frau Pachler darüber aus Graz an Professor Schneller nach Freiburg: „Was mir aber in die Seele schnitt, war der Anblick Beethoven's. Ich fand ihn sehr gealtert. Er klagte über Krankheit und Andrang der Geschäfte. Seine Taubheit hat, wenn möglich, noch zugenommen; allein seine Abneigung, oder vielmehr Unfähigkeit, selbst zu sprechen, scheint sich verloren zu haben. Unsere Conversation war nur von meiner Seite schriftlich; er schrieb mir blos im Moment des Scheidens ein musikalisches Lebewohl, das ich, wie Sie denken können, als eine Reliquie bewahre."

Die Mär von der unglücklichen Herzensneigung Beethovens zu Marie Pachler, die Schindler und Nohl kolportierten, hat bereits Faust Pachler widerlegt; aber, wie mir scheint, nicht gründlich genug. Denn es muß heute ausdrücklich gesagt werden, daß diese vermeintliche Liebe ganz außer Diskussion zu stellen ist. Wer aus den hier vollständig angeführten Daten über Beethovens Beziehungen zu Frau Pachler noch nicht überzeugt ist, der möge in Mariens Briefen an ihre beste Freundin, Frau Anna Morack, der sie ihre geheimsten Herzensregungen anvertraute, nach Beethovens Namen suchen, dessen Liebe diese feinfühlige Frau auch ohne eine förmliche Erklärung von seiten des Meisters 1817 oder 1823 erkannt und deren sie Frau Morack gegenüber sicher gedacht hätte, auch wenn diese Liebe unerwidert geblieben wäre. Es findet sich kein Wort über Beethoven in den Briefen. Durch diese Feststellung wird natürlich die auch von Faust Pachler zugestandene Seelenharmonie zwischen Beethoven und Marie Pachler-Koschak nicht in Frage gestellt. —

Schon um 1818 war der Militärbeamte Johann Baptist Jenger, ein Landsmann Schnellers, geboren am 23. März 1792 zu Kirchenhofen im Breisgau, vom Hofkriegsrate in Wien nach Graz zum Generalkommando versetzt worden. Jenger war ein begeisterter Musikfreund und vortrefflicher Klavierspieler, schon damals durch den bekannten Schubert-Sänger Karl Freiherrn v. Schönstein mit dem Komponisten befreundet, dessen Lieder er wie kein zweiter am Pianoforte begleitete. In Graz wirkte Jenger oft als Solist in Konzerten mit und war als Sekretär des 1819 neu organisierten steiermärkischen Musikvereins besonders erfolgreich tätig. Er war es auch, der 1823 den Grazer Verein als ersten veranlaßte, Schubert zum Ehrenmitgliede zu ernennen. Und er hat vermutlich auch, mehr noch als Anselm Hüttenbrenner, Sophie Müller und Heinrich Anschütz, die Aufmerksamkeit des mäcenatischen Pachlerpaares, dem er sich eng befreundete, auf Schubert gelenkt. Als Jenger nun im Juli 1825 zum Leidwesen der Grazer Gesellschaft wieder nach Wien zurückkam, ward er der bevollmächtigte Gesandte

* Die ersten Entwürfe des 1823 vollendeten „Opferliedes" (op. 121) stammen aus den Jahren vor 1800 (1794 oder 1797). — Auch für Ludwig Rellstab hat Beethoven die letzten Worte (richtig: „das Schöne zu dem Guten") mit den Noten in A-dur am 3. Mai 1825 zur Erinnerung aufgeschrieben.



des Pachlerhauses, dem er fast alljährlich einen illustren Gast aus der Residenz zuführte.

Wenden wir uns nun den Briefen Jengers an Marie Pachler zu.

Als der Freiburger nach Wien zurückgekehrt war, wollte er durch eine Empfehlung der Pachler bei Beethoven eingeführt werden. Am 15. August 1825 schrieb deshalb Frau Marie an den Meister einen Brief, den sie Jenger durch eine Privatgelegenheit nach Wien sandte. Dieser Brief geriet in Verstoß, fand sich aber später wieder vor.

Hierüber schrieb Jenger am 28. Dezember 1825:

„Wie sehr schmerzte es mich vom Freunde Strasser vor einiger Zeit erfahren zu haben, daß Sie beste gnädige Frau so gütig waren mir das versprochene Billet an Beethoven zuzusenden, welches mir aber bis auf diese Stunde noch nicht zukam. — Ich habe Alles versucht, dieses von Karl Straßer mir sicher zugeschickte Paket zu eruiren doch alle meine Bemühungen blieben fruchtlos. — Mir ist sonst noch gar kein Brief zugesendet worden den ich nicht erhalten hätte, nur der Einzige, mir jedenfalls intereßanteste, mußte nicht an mich gelangen, was mir sehr sehr leid thut. Ich danke Ihnen hochverehrte gnädige Frau dennoch recht herzlich für jenes Schreiben, und hoffe bei meiner Ankunft im Monat Merz 826 zu Grätz, daß Euer Gnaden Sich vielleicht doch noch geneigt finden lassen, mir ein anderes Billet an den Heros der Tonkunst mitzugeben."

Jenger kam laut einem unveröffentlichten Tagebuch Sophie Müllers im April 1826 nach Graz, aber die Angelegenheit verzögerte sich.

Im Frühjahr 1826 war Frau Pachler wieder krank und weilte im Sommer mit Faust in Peggau, während ihr Gatte sein Stadthaus renovieren und seine Wohnung im zweiten Stock vergrößern ließ. Jenger reiste im Sommer in seine badische Heimat. Er hoffte, die Pachlers noch in diesem Jahre wiederzusehen. „Vielleicht geschieht es noch im Herbste — schrieb er am 1. August 1826 — und kann ich nicht abkommen, so kömmt doch ganz gewiß Freund Schubert und der Mahler Teltscher, welch beyde sich bey Ihnen gnädige Frau vorstellen werden."

Dieser Maler Josef Teltscher zählte damals zu den erfolgreichen ersten Porträtlithographen Wiens und zu Schuberts Freunden. Die Akten der Wiener Akademie berichten, daß er 1802 in Prag geboren wurde (Eduard Leisching, Die Bildnisminiatur in Österreich, S. 225). Er kam um 1820 als Kommis zu Franz Teltscher, dem Bruder seines Vaters, nach Wien, wo sein Onkel am Stock-im-Eisen-Platz die Nürnberger Warenhandlung „zum Bergmann" besaß. 1823 trat Teltscher in die Wiener Akademie ein. Wir wissen nichts Näheres über seine Entwicklung; aber ein paar Jahre darauf war er in Wien als Porträtmaler und Lithograph geschätzt. Er hat uns aus den zwanziger Jahren auch zwei Schubertporträts beschert: die 1826 entstandene, bei Mansfeld und Kompanie gedruckte Lithographie und das Bildnis auf der Aquarellgruppe „Jenger, Hüttenbrenner und Schubert", das wahrscheinlich im März 1827 entstand und von Baron Schönstein an seine Nichte Frau Ida v. Schweitzer (Wien) vererbt wurde. Im Jahre 1831 übersiedelte Teltscher zu der Familie Pachler nach Graz, wo er als Miniaturmaler besonders beliebt wurde. Er starb, wie ich aus einem unveröffentlichten Briefe Jengers an Faust Pachler feststellen konnte, am 7. Juli 1837 infolge eines Schlagflusses, als er eben im Phalerushafen mit Prokesch den österreichischen Gesandtschaftsattaché Frh. v. Kleinmayrn vor dem Ertrinken gerettet hatte.

Schubert* und Teltscher kamen 1826 nicht nach Graz.

Am 5. November 1826, also nach langem Zögern, sandte Frau Pachler an Jenger das zweite Empfehlungsschreiben an Beethoven, das sich ebenso wie das erste in des Meisters brieflichem Nachlaß vorfand.**

Jenger, der damals schon in Wien von dem „großen Musikverein“ stark in Anspruch genommen wurde, bestätigt den Empfang des lange ersehnten Briefes in seinem Neujahrsschreiben.

29. Dezember 1826.

„Nun entrichte ich der lieben guten Ludlams-Herbergs Mutter den innigsten verbindlichsten Dank für das durch Freund Rettig*** erhaltene Schreiben vom 5t November l. J. welches mir die lange gewünschte Gelegenheit verschaffte den großen Ton-Heros van Beethoven kennen zu lernen; leider aber in einem Zustande, der mich tief erschütterte. Durch viele Verdrüßlichkeiten und Kränkungen die sein lüderlicher Neffe Karl dem großen Meister verursachte — zu einem Ausfluge nach Ober-Österreich zu Beethovens Bruder bestimmt, trat er jene Reise mit seinem Neffen an, und blieb über 6 Wochen von hier weg.† Üble Behandlung auf dem Lande im Hause des Bruders, wo er für schlechte Kost und schlechtes Quartier täglich 4 fl. C. Sch.†† dem Bruder — welcher ihm zu sich aufs Lande geladen — bezahlen mußte, dann die schon lange angehaltene schlechte Witterung††† warfen ihn aufs KrankenLager, wo ich ihn vor etwa 10 Tagen fand. Er verlangte nach mir, weil er von meinem Freunde Schindler — welcher bey B. viel gilt — gehört hatte, daß ich von Grätz Briefe für ihn habe. — Ich erschrak beim Eintretten in sein Zimmer, wo Alles durcheinander lag, wie in einer alten Rüstkammer. Er selbst lag sehr leidend im Bette, und da er wenigstens schon 3 Wochen sich nicht rassirt hatte, so mögen Sie gnädige Frau sich leicht vorstellen, wie er aussah.[1] Er grüßte mich sehr freundlich, und ich mußte mich zu ihm ans Krankenbett setzen. Ich schrieb ihm das Nöthige auf, und übergab ihm Ihre beide Briefe, die er aufmerksam durchlas, und sich sichtlich darüber freute. — Nachdem er mir für die Briefe gedankt, und auf-

* Über Schuberts Beziehungen zu Graz und zur Familie Pachlers berichtete ich in der „Musik“, 1. und 2. Jännerheft 1907: „Schuberts Aufenthalt in Graz 1827.“

** Vgl. Nohl, Briefe Beethovens, 1865, S. 80. — Die beiden Schreiben enthielten auch die neue Einladung nach Graz.

*** Karl Rettich (1805—1878) war nach seinem ersten Engagement am Hofburgtheater (1821—1824) auf Schreyvogels Rat nach Graz gegangen, wo er am ständischen Theater bis 1828 verblieb. Seine spätere Gattin Julie Gley, mit der er 1833 nach dem fünfjährigen Engagement in Kassel wieder ins Burgtheater einzog, hat er in Graz bei der Familie Pachler kennen gelernt.

† Karl Beethoven hatte im Hochsommer 1826 in Baden einen Selbstmordversuch gemacht und wurde infolgedessen zum Onkel Johann nach Schloß Gneixendorf bei Krems (Nied.-Österr.) geschickt, wohin ihm der Meister im Herbst widerwillig folgte. Im Dezember kam Karl nach Iglau zum Militär.

†† Zirka $2^1/_2$ Kronen. — Johann war geizig und hatte den Bruder eigentlich nur auf acht Tage eingeladen. Vgl. Frimmels Beethoven-Studien, II. Bd., 1906.

††† Beethoven zog sich auf der Fahrt von Gneixendorf nach Wien, bei naßkaltem Wetter, im offenen Wagen und in leichten Kleidern, eine Lungenentzündung zu. Er war am 2. oder 3. Dezember in Wien angekommen.

[1] Beethoven selbst schrieb Ende Dezember in ein Konversationsheft: „Den Balbier zum Balbieren wäre nöthig.“ Und Schindler meldet ihm ebenso Ende Februar 1827, der Balbier sei wieder weggegangen, „das Mädl sagt, es graust ihn und er könne nichts darauf essen.“

getragen hatte, Ihnen hochverehrte gnädige Frau dafür ebenfalls mit dem Beisatze recht herzlich zu danken, daß er — so wie er im Stande sein werde — selbst an Sie schreiben wolle — so sprach er von Ihrem besondern musikalischen Talente mit vieler Freude, und schloß damit, daß es für ihn gescheidter gewesen wäre, er wäre zu Ihnen nach Grätz als zu seinem Bruder nach Ob. Oest. gegangen. Indessen hoffe er aber doch noch Sie in Grätz einmal zu sehen, was vielleicht im nächsten Jahr geschehen wird, und wozu ich ihm noch öfter rathen, und vielleicht die Reise dahin mit ihm machen werde. Heute vor 8 Tagen wurde er nun das erstemal angezapft, weil er an der Brustwassersucht leidet.* Er hält sich nicht gehörig, und deshalb soll er bald noch einmal angezapft werden. Wollte Gott er wäre schon wieder gesund! Nun soviel von B . . ."

Im Dezember 1826 schrieb Anton Schindler in ein Konversationsheft Beethovens: „Wie ein Beethoven wären sie dort aufgenommen worden, denn nach der Aussage des Herrn Jenger sind das ganz herrliche Menschen." Sicher bedauerte es der Meister aufrichtig, der Einladung der Familie Pachler nicht entsprochen zu haben.

Ein undatierter Brief Beethovens an Jenger** ist wohl in diese Zeit nach der Bekanntschaft zu verlegen: „Mein verehrter Freund! Mit wahrem Vergnügen werde ich Ihnen dieser Tage die Partitur des Opferliedes von Matthisson schicken; alles was heraus und nicht heraus ist, steht Ihnen allzeit zu Diensten. Warum erlauben meine Umstände nicht, daß ich Ihnen gleich die größeren Werke, welche ich geschrieben, noch bevor man sie sonst gehört, zukommen lassen kann! Leider bin ich auf diese Art gebunden; jedoch könnte sich später ein solcher Fall ereignen, wo ich Ihnen mit Freuden entgegenkommen werde. Beiliegender Brief ist an Hofrath von Kiesewetter, ich bitte Sie ihm gefälligst ihn mitzutheilen, um so mehr, da es Sie eben so gut angeht als auch Hrn. Hofr. — Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster Freund Beethoven."

Jenger hatte sich wahrscheinlich Beethovens Unterstützung für Konzerte des Wiener Musikvereins erbeten. Frau Pachler ließ sich über des Meisters Krankheit weiter berichten:

12. Jänner 1827.

„Gestern ist über Bethoven Consilium gehalten worden, welches ich abwarten wollte, um Ihnen auf Ihr liebes Schreiben vom 1ᵗ d. Mts. so viel als möglich genaue Auskunft über die Krankheit des großen Meisters geben zu können. Der Professor Wawruch*** — welcher als Arzt ziemlich geschickt sein soll, hat B. bisher behandelt. Beim Consilium hat aber der sehr renomirte Dʳ: Malfatti† erklärt, daß B. — welcher

* Die Wassersucht, der die wiederholten Punktationen Beethovens in den letzten Monaten (am 18. Dezember 1826, 8. und 28. Jänner und 27. Februar 1827, vom Primarwundarzt Seibert ausgeführt) galten, war nur ein Symptom der Todeskrankheit. Beethoven starb bekanntlich an einem Leberleiden.

** Nohl, Briefe Beethovens, 1865, als Nr. 327 falsch eingereiht.

*** Andreas J. Wawruch, 1782—1842, Professor der Medizin an der Wiener Universität. Als man ihn 1826 zu Beethoven rief, war er im allgemeinen Krankenhaus beschäftigt. Wawruch überschwemmte den Magen des Meisters, der ihm ohnedies nicht vertraute, mit Medizin. — Das Konsilium bestand aus Wawruch, Staudenheim und Malfatti.

† Johann Malfatti, später Edler v. Monteregio, 1776—1859, hervorragender Arzt, Anhänger des Mesmerismus, erster Präsident der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien. Er war ein Onkel Therese v. Malfattis. Obwohl ihn Beethoven beleidigt hatte, kam er auf Schindlers Intervention sofort zu dem kranken Meister.



in frühern Zeiten von Malf. behandelt worden war, und letzterer Bs. Naturell sehr gut zu kennen vorgegeben hat — in seiner dermaligen Krankheit bisher ganz falsch behandelt wurde. Er verordnete dem B. hierauf nichts als Obst-Gefrorenes* und Einreibungen des Bauches mit eiskaltem Wasser, mit welcher Kur Malfatti erst kürzlich einen ähnlichen Patienten völlig hergestellt haben soll. Ob aber B. diese Cur auch aushaltet? ist eine Frage, die die Zeit beantworten wird. Auf die zweyte Anzapfung vor ungefähr 5—6 Tagen befindet sich B. zwar etwas besser; doch ist für seine gänzliche Herstellung nur wenig — aber doch immer noch Hoffnung vorhanden. — Ich würde Ihrem Wunsche gemäß B. öfter besuchen, und sollten darunter wirklich auch andere Bekantschaften leiden — doch B. läßt Niemand, selbst nicht seine vertrautesten Freunde vor sich, und so bleibt es blos bei meinem guten Willen für die Sache. Wenn sich etwas besonderes ergiebt, so werde ich Ihnen beste gnädige Frau gleich Nachricht davon geben, weil Sie an B. Schicksal so herzlichen innigen Antheil nehmen, was mich und alle Freunde Bs. ungemein freut. — Jedenfalls ist jetzt Beeth. in den besten ärztlichen Händen, und auch sonst mangelt es ihm an Nichts. Wenn also Rettung noch möglich ist, so wird er auch gerettet werden. — Schubert läßt Ihnen gnädige Frau unbekannterweise die Hände küßen, und auch er freut sich sehr, die Bekantschaft einer so warmen Anhängerin an Beethovens Schöpfungen zu machen. Gott gebe, daß unser allseitiger Wunsch, dieses Jahr nach Grätz kommen zu können — in Erfüllung gehe."

Der Brief schließt mit musikalischen Nachrichten aus Wien. Jenger hatte drei Tage zuvor den berühmten Bassisten Luigi Lablache (1794—1858) kennen gelernt, der als Mitglied der Stagione im Kärntnertortheater sang. Im Postskriptum schrieb Jenger als Antwort auf eine Kommission Frau Pachlers: „Um 12 f. C. M. soll man ein Metronom von Mälzel bekommen."

27. März 1827, 10 Uhr Vormittag.

„Gestern Abends ½6 Uhr ist Beethoven verschieden, was Sie vielleicht durch Freund Anselm Hüttenbrenner — welcher mit Teltscher in der Todesstunde gerade am Bette stand — schon werden erfahren haben, da Anselm gestern Abend 10 Uhr mit Eilwagen nach Grätz zurückgekehrt ist. Teltscher zeichnete den Verblichenen unmittelbar nach dem Hinscheiden, und Anselm drückte ihm noch ein Auge zu. — Vor 3 Tagen waren Anselm und ich bei ihm, um von Ihnen hochverehrte gnädige Frau an ihn Ihre Theilnahme zu entrichten, — doch da er gerade sein Testament machte, konnten wir nicht vorkommen. Samstags früh wurde er auf unser Zureden mit den heil. Sterbsakramenten versehen, und nächsten Donnerstag Nachmittag halb vier Uhr wird der große Mann auf unseres Hofrathes v. Breunings Veranlassung — auf dem Währinger Friedhof feierlich zur Erde bestattet werden. — Vor einer Stunde stand ich an seinem Todtenbette, und zum immerwährenden Gedächtniß an diesen großen Meister schnitt ich von seinem Haupte einige Haarlocken ab, wovon ich Ihnen — als seiner hohen Verehrerin — hier eine beilege, in der angenehmen Hoffnung, Ihnen damit gewiß eine Freude zu machen. — Ueber seine letzten Tage wird Ihnen Freund Hüttenbrenner — welchen ich darum ersuchte — relationieren."

Zu diesen Daten sind einige Ergänzungen und Berichtigungen notwendig. Nicht

* Punscheis. „Des Tags 1 Seidl Gefrornes!" schrieb Schindler ins Konversationsheft. — Als Malfatti anfangs 1827 selbst erkrankte, entzog Wawruch dem Meister das erquickende Eis.

„vor 3 Tagen", sondern am 23. März hat Jenger mit Anselm Hüttenbrenner vergebens versucht, bei Beethoven vorzukommen; denn an diesem Tage schrieb der Meister das letzte beschränkende Testamentskodizill für seinen Neffen Karl nieder. Nach Josef Hüttenbrenners eigenen Angaben* war auch er in den letzten Lebenstagen einmal mit Schubert und Teltscher, der den Meister noch porträtieren wollte, bei Beethoven; die drei Freunde hätten aber, erschüttert durch den Anblick, das Krankenzimmer sogleich wieder verlassen. Anselm Hüttenbrenner aber, der aus Graz an Beethovens Lager geeilt war, erzählte:** „Das weiß ich aber ganz bestimmt, daß Professor Schindler, Schubert u. ich, ungefähr 8 Tage vor Beethovens Tode, Letzterem einen Krankenbesuch abstatteten. Schindler meldete uns Beide an, und fragte, wen Beethoven aus uns Beiden zuerst sehen möge; da sagte er: Schubert möge zuerst kommen." Vermutlich fällt dieser von den beiden Hüttenbrennern nicht ganz gleichlautend geschilderte Besuch Schuberts, Anselms und Teltschers*** vor die erfolglose Visite Jengers und Anselms am 23. März.

Am 24. (Samstag) vormittags wurde Beethoven mit den Sterbesakramenten versehen. Anselm Hüttenbrenner erzählt,† daß er, auf Ersuchen der Gattin Tobias Haslingers, die Schwägerin des Meisters und Jenger dazu bestimmte, Beethoven zum Empfang des heiligen Abendmahles zu überreden. Nach verläßlicheren Mitteilungen Schindlers†† und anderer hat Professor Wawruch in Gegenwart Schindlers, Gerhard v. Breunings, Jengers und Frau Beethovens den Meister leicht dazu bewogen, die Sterbesakramente anzunehmen. Beethoven dankte dem Priester aufrichtig für die Stärkung seiner Seele.

Vom 24. abends an lag der Meister in Agonie. Am 26. um 3 Uhr nachmittags kam Anselm Hüttenbrenner wieder und traf im Sterbezimmer den Hofrat Stephan v. Breuning mit seinem Sohne Gerhard, Teltscher, Schindler und Frau Beethoven an. Schindler und Hofrat Breuning gingen, Beethovens Grab zu besorgen; auch Teltscher und der kleine Gerhard verließen den Meister. In den letzten zwei Stunden des Todeskampfes waren also nur Beethovens Schwägerin und Anselm Hüttenbrenner anwesend, in dessen Armen der Meister fünf Minuten nach $^3/_4$6 Uhr abends verschied. Anselm drückte ihm die halbgeöffneten Augen zu, küßte sie und auch Stirn, Mund und Hände. Frau Beethoven schnitt für Anselm die erste Locke vom Haupt des Toten ab, die ich kürzlich in Hüttenbrenners Stammbuch††† fand. Dann überbrachte er die Trauerkunde dem Verleger Haslinger und fuhr noch am selben Abend nach Graz zurück.

Teltscher kam wohl erst nach dem Tode in Beethovens Zimmer zurück und zeichnete den Meister auf dem Lager. Dieses Porträt ist verschollen.

* Kreißle, Schubert-Biographie, 1865, S. 265.

** „Anselm Hüttenbrenners Erinnerungen an Schubert", mitgeteilt von Otto Erich Deutsch. Grillparzer-Jahrbuch, XVI. 137. — S. 145 ist ebenda von Anselm Hüttenbrenners Bekanntschaft mit Beethoven die Rede.

*** Es handelt sich wohl nur um einen Besuch dieses Kleeblatts. Kreißle dürfte fälschlich in Josef Hüttenbrenners Bericht dessen Namen statt des Anselms gesetzt haben und Anselm vergißt, Teltscher zu nennen.

† Brief an Alexander W. Thayer vom 20. August 1860. Mitgeteilt in der Grazer „Tagespost" am 23. Oktober 1868.

†† Brief an Schott, mitgeteilt in der „Cäcilia", VI. 309.

††† Im Grazer „Joanneum", kulturhistorische Abteilung, Saal XVI, Fensterpult 1. — Vgl. „Neue Freie Presse" vom 23. Februar 1906.

Die Haarlocke, die Jenger am Morgen des 27. abschnitt, wurde geteilt. Die eine Hälfte bekam Professor Schneller, die andere blieb bei Pachlers und wird jetzt von Fräulein Khünl zugleich mit einer Locke vom Haupte des lebenden Beethoven verwahrt. Am 29. März 1827 fanden die beiden Breunings, die auch noch eine Locke haben wollten, den Kopf des Meisters kahl.

31. März 1827.

„Vorgestern Nachmittags ½4 Uhr ist unser Beethoven also zur Erde bestattet worden; und zwar mit der größt möglichsten Theilnahme der ganzen Residenz.

Der Zug begann folgendermaßen: Das Kreuz. 4 Posaunisten. 16 Sänger (Dilletanten) ganz schwarz mit Flor und Blumen an der Kerze und dem Arme. Sie sangen ein von Beethoven schon vor 10 Jahren für eine heil. Grabmusik componirtes Miserere, und de profundis*. Getragen wurde er von 8 Sängern vom Hofoperntheater. Zu beiden Seiten trugen weiße vom Sarg herabhängende Schleifen die nachbenannten 8 Kapellmeister: Eybler, Weigl, Hummel, Gyrowetz, Seyfried, Kreutzer, Umlauf und Würfel. Mit Fackeln ganz schwarz und Blumen Bouquets — umgaben den Sarg Anschütz und Lablache, David und Meric, Grillparzer Kastelli und alle sonstigen Dichter, Compositeurs, und Virtuosen und Künstler**. Der Zug dauerte von seinem Hause bis in die Alser Kirche eine volle Stunde;*** weil man der Volksmenge wegen nicht weiter kommen konnte. Gewiß über 20,000 Menschen sind theils mitgegangen oder haben den Zug angesehen. Nach der Einsegnung in der Kirche wurde der Sarg auf einen Galla Leichenwagen gehoben, und auf den Währinger Gottesacker abgeführt. Am Eingange in den Friedhof hielt Anschütz eine von Grillparzer verfaßte herrliche Rede. Alles weinte. Das hier anschlüßige Gedicht von Schlechta und eines von Kastelli wurden vertheilt.† Das Kastellische ist im heutigen Samler abgedruckt. Nächsten Dienstag 11 Uhr wird bey den Augustinern das Mozartsche Requiem gehalten, wo Lablache und die übrigen berühmten Mitglieder des Kärnth.-Theaters mitwirken werden.†† Bald darauf wird der Verein das Cherubinische Req. geben.††† In kurzer Zeit werden wenigstens Akademien zur Errichtung eines Monuments für Beethoven gegeben."

* Die Nummer 1 und 3 der von Beethoven für den 2. November 1812 in Linz geschriebenen Equale hatte Ignaz R. v. Seyfried (vgl. dessen „Studien") mit unterlegtem lateinischen Text für Männerstimmen arrangiert und gab sie später heraus; desgleichen Nr. 2 mit Text von Grillparzer („Du, dem nie im Leben . . .") Die 16 Sänger sangen diese Stücke am Sarge Beethovens im Hofe des Schwarzspanierhauses, während das Haustor durch Militär gegen den Ansturm der Menge geschützt wurde. Im Zuge folgte die Geistlichkeit, die Jenger übergeht, nach diesen 16 Sängern.

** Unter diesen gingen auch Schubert und Raimund.

*** Während des Gangs zur Kirche wurde der Trauermarsch aus Beethovens Sonate op. 26 gespielt, in der Kirche aber Seyfrieds Libera aufgeführt.

† „Am Grabe Beethovens." — „Bey Ludwig van Beethovens Leichenbegängnisse."

†† Diese Totenfeier wurde am 3. April 1827 vom Gremium der Wiener Musikalienhändler veranstaltet. Lablache zahlte freiwillig eine Konventionalstrafe von 200 fl. wegen der kontraktwidrigen Mitwirkung außerhalb des Theaters. Die von Seyfried arrangierten Leichenkompositionen wurden nach dem Requiem Mozarts wieder aufgeführt. — Am 5. April wurde auch in der Karlskirche ein Totenamt abgehalten; der Kirchenmusikverein führte Cherubinis Requiem auf.

††† Die Gesellschaft der Musikfreunde veranstaltete ihre Totenfeier am 26. April, um 11 Uhr vormittags. Wieder wurden nach Cherubinis Requiem die beiden Leichenkompositionen aufgeführt.

5. Mai 1827, 12 Uhr Mittag.

„Eben komme ich aus der Lizitation von Beethovens Nachlasse,* und habe mit Hülfe einiger Freunde die mich nicht hoch steigern wollten nachfolgende Effekten für Sie beste gnädige Frau erstanden, als: Mälzels ganz unverdorbener Metronom um 24 f. C. M. 2 silberne Löffel, welche mir von Beethovens Köchin als jene beschrieben wurden, mit welchen er aß und in der letzten Zeit die Medizinen erhielt — 10 f. C. M. Ferner ein sehr schweres silbernes Salz und Pfeffer Gefäß, welches täglich gebraucht wurde — 10 f. C. M. Zusammen 44 fl. C. M. Alle vier Stücke befinden sich in meiner Verwahrung, und ich werde sie mit der nächsten Gelegenheit an Sie beste gnädige Frau absenden, wenn ich nur früher erfahren haben werde, ob sie alle 4 Stücke wünschen, oder ob ich ein und das andere weiter vergeben kann, wozu ich sehr viele Liebhaber finden würde. Ich erwarte also darüber so bald als möglich Ihre Willensmeinung. Etwas passenderes konnte ich nicht finden, unter den Effekten welche heute lizitirt wurden. —

In einiger Zeit wird sein Nachlaß an Musikalien Schriften und Bücher versteigert, nachdem das Verzeichnis darüber früher in dem Intelligenzblatt der Wiener Zeitung erschienen sein wird. — Sollten Sie etwas von diesem Nachlasse wünschen, so bitte ich mir es ebenfalls wissen zu lassen. Letzten Donnerstag wurden folgende Compositionen von Beethoven im landständischen Saale gegeben, und der Ertrag des Konzertes als Beitrag für ein Monument für ihn bestimmt.** 1.) 5te Symphonie in C-moll 2.) Gelegenheitsgedicht an Beeth. von Gabriel Seidl, gesprochen von Anschütz 3.) Violin Konzert, gespielt v. Böhm*** 4.) Adelaide. gesung. von Dietze † 5.) Pianoforte Konzert aus C-moll gespielt von Boklet†† 6.) Chor aus Christus am Oehlberge. Welten singen etc. Alle Compositionen über alle Beschreibung herrlich executirt, aber nur etwa 300 Zuhörer, eine Schande für Wien.††† Das vom großen Verein für Beethoven in der Augustiner Kirche abgehaltene Cherubinische Requiem wurde ganz herrlich exequirt. —

Mehr will ich Ihnen gnädige Frau über Alles dieß erzählen, wann ich wieder das unbeschreibliche Vergnügen haben werde, Sie Alle wieder zu sehen. Ich halte dafür, daß es am besten wäre, die Reise nach Grätz zu Anfang des Monats September anzutreten. Schubert bringe ich dießmal ganz gewiß mit, auch ein 2ter Freund, der Litograf Teltscher."

Auch Sophie Müller, die im Juni zu einem Gastspiel nach Berlin fuhr, war, wie Jenger berichtet, von dem Beethovenkonzert ganz entzückt. Teltscher kam 1827 noch nicht nach Graz, wohl aber Jenger mit Schubert.

19. Mai 1827.

„Heute Abend — wahrscheinlich mit diesen Zeilen — geht auch ein kleines Kistchen mit den bey Beethovens Lizitation für Sie angekauften Effecten mittels Eilwagen nach Grätz an Docta Karl ab. — Ich hoffe, Sie werden damit zufrieden sein, und in Betreff

* Im Schwarzspanierhause.

** Am 5. Mai 1827 von den „Concerts spirituels" veranstaltet.

*** Josef Böhm, 1795—1876, Violinvirtuose.

† Ludwig Tietze, 1798—1850, Tenorist.

†† Karl Maria v. Booklet, 1801—1881, Klaviervirtuose.

††† Der Reinertrag ergab 200 Silbergulden.

der aus des großen Meisters Musikalien und Bücher-Nachlaß für Sie anzukaufenden Gegenstände erwarte ich seiner Zeit Ihre weiteren Befehle. — Aus Obigem geht hervor, daß ich Ihre lieben verehrten Zeilen vom 9t d. Mts. — so wie die Anweisung auf 44 f. C. M. — erhalten habe, wofür ich Ihnen recht herzlich danke. — Was die vom Doctor abverlangten leserlichen Kopien meines letzten Briefes anbelangt; so wird eine solche jetzt nicht mehr nöthig sein, da er die Kritik über das Beethovensche Konzert bereits in mehreren Zeitungen wird gelesen und das gewünschte daraus wird entnommen haben....

Die Herausgabe von Beethovens sämmtlichen Werken ist bereits — wie ich höre — von Peters in Leipzig beschlossen, und der Anfang damit schon gemacht worden. Diese Quelle zu einem ergiebigen Betrage zu gelangen, um dem großen Meister ein würdiges Denkmahl setzen zu können, wäre also auch versiegt; indessen hoffe ich mit vielem Grunde, daß durch Zuflüße aus dem Auslande doch immer so viel zusammen gebracht werden wird, daß ihm sicher ein schönes Grabmahl gesetzt werden kann."

16. Juni 1827.

„Daß die Ihnen zugekommenen Effekten aus Beethovens Nachlasse, Vergnügen machen, freut mich sehr. Uiber die Versteigerung seiner wenigen Musikalien und Bücher ist noch gar Nichts bestimt, man glaubt die Erben werden Alles selbst behalten. — Vor wenig Tagen ist auch Beethovens bester und treuester Freund, Hofrath v. Breuning vom Hofkriegsrathe ihm nachgefolgt. Es hat der Kaiser, Staat und der Hofkriegsrath an diesem Manne sehr viel verlohren. — Er war noch zugegen, wie ich bey Beethovens Lizitation das Metronom für Sie liebe gnädige Frau ankaufte, und freute sich darüber, daß ich es nicht lassen wollte. — Er ist ein Opfer seines Diensteifers. Gott behüte mich vor einem solchen Tod. — Ich fürchte sehr, daß auch die Angelegenheit wegen Errichtung eines Monumentes für Beethoven durch das Ableben Breunings sehr viel verlohren hat, den er hatte Muth und Kraft, das Schwierigste durchzusetzen, und nun hat die Committe ihren Präses verlohren, und er ruht neben dem großen Meister."

Stephan v. Breuning, der schon vorher gekränkelt hatte, starb am 4. Juni 1827 an einer Erkältung, die er sich bei der Versteigerung des Mobiliennachlasses zugezogen hatte, und wurde am Währinger Friedhof, unweit Beethoven, in der Gruft der Familie Vering beigesetzt, der seine erste Gattin angehörte.

Für das Grabmal Beethovens liefen die Beiträge sehr spärlich ein und erst durch die großherzige Spende eines Nußdorfer Kunstfreundes ward es ermöglicht, den Denkstein am 29. März 1828 aufzustellen.

Die Beethovenreliquien der Familie Pachler sind zum Teile später verschenkt worden. Außer der halben Locke an Schneller gab Frau Marie die beiden Löffel weg: einen an die befreundete Frau Josephine Plunder, geborene Marion, Erzieherin der Kinder des Erzherzogs Karl; den andern vermutlich an eine Dame, die im Jahre 1839 Faust Pachler während einer schweren Krankheit in Triest gepflegt hatte. Diese beiden Stücke sind verschollen. Dagegen befinden sich die bezeichneten Locken, das Salzfaß und das Metronom* bei Fräulein Ida Khünl.

Hier muß noch ein auf Beethoven bezügliches Briefchen angereiht werden, das Frau Pachler am 10. Oktober 1827 an Anton Prokesch nach dem Orient schrieb:

* Vgl. „Neue Freie Presse" vom 26. März 1906: „Beethovens Metronom" von Dr. Theodor v. Frimmel. — Das Instrument ist jetzt verkäuflich.

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt, wie sehr ich ihn auch als Menschen verehrte. Ich lernte ihn schon bei meinem ersten Aufenthalt in Wien kennen; wir waren viel zusammen. Im Jahre 1823 fanden wir uns dort wieder und da versprach er mir gewiß innerhalb der nächsten drei Jahre nach Steiermark zu kommen. Im Sommer 1825 lud ich — seine Vorliebe für's Landleben kennend — ihn zu mir nach Sparbersbach (Hallerschlößl),* allein mein Brief, durch ein höchst sonderbares Schicksal über ein Jahr aufgehalten, traf ihn schon auf dem Krankenlager. Noch hoffte er, aber nicht ich; wenn ein Körper wie dieser einem Seelengrame wie dieser zu unterliegen anfängt, so ist keine Hülfe."

* * *

Jenger, der am 30. März 1856 in Wien starb, ist in Hanslicks „Geschichte des Konzertwesens in Wien" mit Unrecht übergangen.

Dr. Karl Pachler, der zu seinem Leidwesen im Jahre 1848 nicht mehr aktionsfähig war, erlag einem vierjährigem Siechtum am 22. Oktober 1850; seine Gattin Marie schied am 10. April 1855 aus dem Leben. Unter den Klängen des Beethovenschen Trauermarsches trug man sie nach dem idyllischen Grazer Friedhof bei St. Leonhard.

Arische Weltanschauung.

Von Dr. Oskar Ewald.

So betitelt sich ein in der von Kornelius Gurlitt herausgegebenen Sammlung „Die Kultur" veröffentlichtes Buch aus der Feder H. St. Chamberlains, des bekannten Verfassers des „Kant" und der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". „Der Titel", schreibt Chamberlain in der Vorrede, „ist nicht ganz einwandfrei. ‚Indoarisch' wäre eine genauere Bezeichnung gewesen, allenfalls ‚altarisch'. Doch mußten Verleger und Verfasser befürchten, durch ein ungewohntes, gelehrt klingendes Wort gerade diejenigen Leser abzuschrecken, die zu gewinnen ihr Wunsch war. Es sei also gleich hier bemerkt, daß ‚arisch' in dieser kleinen Schrift nicht in dem viel angefochtenen und jedenfalls schwer genau zu umgrenzenden Sinne einer problematischen Urrasse genommen ist, sondern in dem sensu proprio, das heißt, als Bezeichnung desjenigen Volkes, das vor etlichen Jahrtausenden von der zentralasiatischen Hochebene in die Täler des Indus und des Ganges hinabstieg und sich dort lange Zeit durch strenge Kastengesetze von der Vermischung mit fremden Rassen rein hielt." Diese Abgrenzung ist indessen keine strenge, da Chamberlain im arischen Europäertum die charakteristischesten Merkmale jener alten Rasse wenigstens keimhaft wiederzufinden glaubt. Und um die Kontinuität in vollem Maße herzustellen, ist das Schriftchen abgefaßt worden.

Chamberlain versucht hier, in gedrängter Kürze die wesentlichen Momente altarischer Kultur hervorzuheben. Die Absicht ist klar, er will keine gelehrte, antiquarische Untersuchung anstellen, wie sie Indologen und Sanskritisten unternehmen, sondern eine allgemeine, philosophische Reflexion über deren prinzipiellste Ergebnisse:

* Die Pachlers wohnten 1825, 1826 und 1828 bis 1831 als Sommerpartei am Hallerschlössel, das noch heute auf dem Rickerlberg bei Graz steht.

Diese Reflexion soll im verständigen Leserpublikum ein höheres Kulturbewußtsein wecken, dann aber auch zur Einführung in speziellere Fachstudien dienen. Mit Rücksicht darauf ist dem Texte ein reichhaltiges Verzeichnis der wichtigsten Monographien beigefügt.

Der Verfasser hat sich angesichts der knappen Begrenzung des Umfanges eine sehr schwierige Aufgabe gestellt. Ihre Lösung bedingt die größte Ökonomie und Konzentration des Stoffes. Wie ich glaube, wird bloß derjenige ein näheres Verhältnis zur Schrift gewinnen können, der Chamberlains ‚Grundlagen' oder seinen ‚Kant' gelesen hat. Dort findet sich im Detail ausgeführt und begründet, was hier bloß in Umrissen hingeworfen wird. Immerhin vertritt er auch neue Positionen, die mit seinen früher entwickelten Anschauungen manchmal sogar zu kontrastieren scheinen.

Zunächst gibt er einen historischen Exkurs über die philologische und philosophische Erschließung der indischen Gedankenwelt. Da kommt insbesondere der Name Paul Deussens, des berühmten Sanskritisten an der Kieler Universität, zu verdienten Ehren. Sodann geht Chamberlain daran, die auszeichnenden Eigenschaften des arischen Denkens im einzelnen zu charakterisieren. Insbesondere hebt er deren drei hervor: die Reinheit, den Umstand, daß es das Denken eines ganzen Volkes ist, und das hieraus folgende Faktum, daß es bei geringerer Systematik sich in hohem Maße organisch zeigt. Die erste können wir vorderhand übergehen, da sie mehr an die Instanz der Physiologie weist und nicht unmittelbar philosophischen Charakter besitzt. Die zweite ist von außerordentlicher Bedeutung. „Was aus dem Leben eines ganzen Volkes hervorwächst, saugt sein Leben aus mehr Wurzeln als die geniale Grille eines vereinzelten Träumers. Unsere europäische Philosophie läuft bloß neben unserer Welt her; sie könnte morgen verschwinden, ohne daß das die geringste Bedeutung für unseren Staat hätte; dagegen war die indische Weltanschauung die Seele des indischen Volkes, sie bestimmte die äußere Gestaltung seines Lebens und sie bildete den Inhalt seines Denkens, seines Trachtens, seines Handelns, seines Hoffens. Die Zeit der höchsten Machtentfaltung des indischen Volkes war auch die Blütezeit seiner Metaphysik; und als die Philosophie ihre herrschende Stellung verloren hatte, da ging das Volk zugrunde." Das ist sicherlich beachtenswert. Chamberlain scheint mir einerseits freilich zu weit zu gehen. So völlig außer Beziehung mit der äußeren Realität ist auch die europäische Philosophie niemals gewesen. Wenn er dem indoarischen Denken hellenische Kunst als ein in analoger Art aus dem ganzen Volkstum wachsendes organisches Gebilde gegenüberstellt, so hat auch das hellenische Denken an dieser Eigenschaft, allerdings in schwächerem Maße, teil. Dem vornehmen Griechentum war die Philosophie tägliches Brot, dialektische und metaphysische Interessen bewegten die weitesten Kreise, insbesondere erschienen sie als unentbehrliche Prinzipien der Persönlichkeitsgestaltung. Aus der Sokratischen Schule war nicht allein Plato, sondern auch Alkibiades hervorgegangen. Auch möchte ich unter Berufung auf meine Behandlung des Staatsproblemes im ersten Stücke der Schrift „Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart" den Zweifel daran aussprechen, ob ein Erlöschen metaphysischen und philosophischen Geistes wirklich ohne Einfluß auf unsere politischen und staatlichen Verhältnisse bliebe. Es scheint zunächst, daß die Frage zu bejahen ist. Denn wie sollten abstrakte, meistens rein logische Erörterungen, die sich um ein eng bezirktes

Begriffsgebiet bewegten, in Völkerschicksale bestimmend eingreifen? Indessen, die tiefsten menschlichen Dispositionen, aus denen Kultur entsprießt, fließen unterirdisch, und was von ihnen sichtbar wird, sind bloß die letzten Ergebnisse. Wenn das philosophische Vermögen an der Wurzel abfault, dann vermag diese auch keinen wahren politischen Organismus mehr hervorzutreiben. Denn aus ihr ziehen die verschiedenen kulturellen Anlagen der Menschheit ihre Nahrung, und wo eine einzige zugrunde geht, da zeigt sich, daß der ganze Nährboden siech geworden.

Anderseits ist die unleugbare Entfremdung des philosophischen Denkens von der Wirklichkeit nicht bloß auf Rechnung des nationalen Momentes zu setzen, sondern hat seinen Grund in sachlichen Verhältnissen, die die historische Entwicklung mit sich führt. Es ist ein längst bekanntes Faktum, daß sämtliche Forschungsgebiete aus der Philosophie hervorgegangen sind durch Differenzierung der Erkenntnismittel und der Erkenntnisobjekte. Diese Evolution war eine notwendige und segensreiche, sofern an sie die Erweiterung unserer Kenntnisse geknüpft ist, sie hat aber auch durch deren Entfremdung von der Philosophie eine verderbliche Wirkung bekundet. Man kann sagen, daß dies Mißverhältnis erst eine Frucht der Neuzeit ist. Die intensive Vertiefung und Ausgestaltung der Erkenntnislehre ist eben auf Kosten der anderen, dem Praktischen und Persönlichen näher stehenden Gebiete vor sich gegangen. So bietet sich das seltsame Phänomen dar, daß jene Denker, die im Dienste der systematischen Philosophie das Größte geleistet haben, dem populären Interesse zumeist recht ferne stehen, während geniale Aphoristiker und Künstlerphilosophen, ein Larochefoucauld, Lichtenberg, Novalis, Rousseau, Nietzsche, Kierkegaard, deren Denkerstil sich nicht in der strengen Linie der Logik bewegt, den mächtigsten Einfluß auf das individuelle Dasein genommen und sogar den Gang der Mode bestimmt haben. Dies ist eine Anomalie der krassesten Art. Aber sie scheint mir weit weniger in der Nationalität ihren Grund zu finden, als vielmehr in der soeben beschriebenen Differenzierung der Erkenntnisse, der leider keine genügende Integration entspricht. Wie kann einem solchen Übelstande abgeholfen werden? Sicherlich nicht durch eine Rückkehr zur indischen Weltanschauung. Denn das wäre Reaktion und nicht Renaissance, und Chamberlain betont selbst mit Recht, daß jene Weltanschauung der Exaktheit und Systematik europäischen Denkens entbehrt. Indessen die Wiederaufnahme vergangener Geisteskulturen braucht sich nicht auf ihre Inhalte zu erstrecken, sondern kann auch auf andere Merkmale Bezug haben. Sie kann ihre Art und Methode, Probleme zu stellen, ins Auge fassen, während sie in der Problemlösung einen eigenen Weg geht. Und in diesem Sinne muß man einräumen, daß die Motive individuellen Lebens und individueller Persönlichkeitsgestaltung weit aus dem Gesichtsfelde unserer Philosophie getreten sind. Zum Teil entspringt dies der Verselbständigung der Erkenntnistheorie, ihrer Emanzipation von der Psychologie. An sich betrachtet, bedeutet letzteres einen außerordentlichen Fortschritt, und auch Chamberlain wird ihn nicht rückgängig machen wollen, da er in seinem „Kant“ den Psychologismus ausdrücklich verwirft. Aber es soll uns ja nicht darauf ankommen, die höchsten Erkenntnisprobleme durch psychologische Experimentalanalyse zu verflachen, sondern im Gegenteile psychologische Fragen von einer höheren Warte der Ethik und Metaphysik zu beantworten. Für diese Aufgabe sind noch kaum die Ansätze geschaffen. Ein merkwürdiger Kastengeist läßt manchen Vertretern der systematischen

Philosophie die Behandlung bedeutungsvoller, aus dem breiten Leben geschöpfter Probleme als ihrer unwürdig erscheinen. Erotische und sexuelle Themen beispielshalber werden heute noch kaum zur philosophischen Diskussion zugelassen. Man liefert sie der Statistik aus, die ihre reiche Mannigfaltigkeit in ein abstraktes Zahlennetz einspinnt. Man liefert sie an die Psychiatrie aus, die sie wieder in eine Unsumme kasuistischer Einzeluntersuchungen aufteilt. Und gerade die Psychiatrie weiß der Philosophie für diese Grenzabtretung wenig Dank. Wer über die Dinge unbefangen nachdenkt, der muß die große Bedeutung mancher neurasthenischen Phänomene für eine unter philosophischen Aspekten betriebene Psychologie erkennen. Gleichwohl gibt man sie hin in der falschen Voraussetzung, sie seien der Würde der Philosophie nicht angemessen. Dagegen erweitert heute die Psychiatrie in ungebührlicher Art ihr Gebiet, und wir müssen erfahren, daß die genialsten Künstler und Denker auf das Untersuchungszimmer genötigt werden, daß sogar ganze Ideengänge ohne jedwede sachliche Würdigung auf Grund nichtssagender Symptome als pathologisch verworfen werden. Das ist freilich bloß ein Übelstand. Was ich damit angedeutet haben will, liegt auf der Hand: die Entfremdung unserer Philosophie vom Leben. Dem soll aber nicht durch verflachende und verseichtigende Experimente abgeholfen werden, wie sie manche Evolutionisten befürworten, die im Hühnerhofe die ersten Keime der Geistesphilosophie suchen, nicht durch Materialisierung der Philosophie, vielmehr durch Spiritualisierung des Lebens. Wenn wir auch die täglichen Dinge unter größere, unter metaphysische Aspekte stellen, dann können wir jene organische Einheit wiedererreichen, von der Chamberlain spricht.

Als weiteren Vorzug des indoarischen Denkens stellt er den Umstand hin, daß es in einem bestimmten Sinne alogisch ist und sich nicht an den Satz vom Widerspruche binde, dem sich die europäische Weltanschauung bis zur Sklaverei unterworfen habe. Dieser Punkt ist von allzu prinzipieller Bedeutung, um hier erledigt werden zu können. Man fühlt sich versucht zu fragen, ob Chamberlains Anhängerschaft an Kant noch mit solchem Irrationalismus in Einklang zu setzen sei. Aber ich glaube nicht, daß er dem Panlogismus gegenüber eine vage Gefühlsphilosophie oder gar das dialektische Prinzip mit seiner Gleichsetzung von Sein und Nichtsein befürworten will. Er hebt bloß den logisch inkommensurablen Charakter des Universums hervor, die Unmöglichkeit, es in Begriffen und Syllogismen auszuschöpfen. Diese Einsicht verträgt sich aber sehr wohl mit der Kantischen Weltanschauung, die in der prachtvollen Paradoxie gipfelt, das Letzte und Höchste, was menschliche Vernunft vom Wesen des Seins begreifen könne, sei eben dessen Unbegreiflichkeit. Es soll dies mit besonderem Nachdrucke betont werden, weil man gegen Kant so häufig den Vorwurf der logischen Pedanterie erhebt und seine Kategorienlehre als Zeichen eines tiefgehenden Unverständnisses für die Irrationalität des Weltalls hinstellt.

Schließlich verdient es Beachtung, wie Chamberlain diesmal den Begriff der Rasse faßt. Dieser scheint zunächst ein rein physiologischer. Nimmt man ihn aber bloß in der Bedeutung, dann sind Chamberlains geschichtsphilosophische Konstruktionen entschieden phantastisch zu nennen. So erklärt er Ignaz von Loyolas mongolische Abstammung für ein ethnologisches Element, das sich im Jesuitenorden gleichsam fixiert, ihn nachhaltig und dauernd bestimmt habe. Es scheint mir indessen eine physio-

logische Unmöglichkeit, daß das Tröpfchen baskischen Blutes, das mit diesem Manne in den europäischen Organismus gekommen sei, letzteren bleibend umgemodelt habe. Erblickt man im Rassenbegriffe dagegen einen Komplex von Anschauungen und Ideen, die als solche suggestive Wirkung ausüben und das physiologische Moment bloß als eine Kräftekomponente neben anderen in sich tragen, dann sind jene Konstruktionen wenigstens im Prinzipe haltbar. Ferner: es geht durch Chamberlains ganzes Philosophieren insofern ein zweideutiger Zug, als man niemals mit Sicherheit erkennt, ob er den Wert einer Weltanschauung von ihrem raßlichen Gepräge abhängig macht, oder ob er umgekehrt schließt. So erscheint auch hier die Bedeutung der indoarischen Weltanschauung nicht unmittelbar an ihrem Wahrheitsgehalte bestimmt, sondern vielfach an dem Umstande, daß sie wie keine zweite den harmonischen Zusammenschluß der arischen Charakterzüge gewährleisten soll. Der dadurch gesetzte Partikularismus und Relativismus des Wertbegriffes verträgt sich aber nicht mit dem absoluten, transzendentalen Standpunkte Kants, der die Erkenntnis an nichts anderem mißt, als an ihren inneren Merkmalen. Man kann einräumen, daß die Hellenen das Größte in künstlerischer Gestaltung, die Germanen in Erforschung philosophischer Wahrheit geleistet haben. Aber deswegen von einer griechischen Schönheitsidee oder gar von einem germanischen Wahrheitsbegriffe zu sprechen, wäre irreführend. Mit solchen Wendungen droht sich Chamberlain an die physiologische und evolutionistische Betrachtungsart auszuliefern, deren Bekämpfung zugunsten Kants und Platos eines seiner rühmlichsten Verdienste bildet.

Lenau und Sophie Löwenthal.

Von Ferdinand Gregori.

Dem und jenem steigen wohl schon in der Schulzeit und wo immer die Geschichte der Völker, der Individuen und ihrer Taten in knapper Fassung vorgetragen wird, schattenhafte Zweifel auf, ob diese Art der Erziehung für das Leben Bedeutung haben könne. Im besten Falle bewahrt das Gedächtnis des Lernenden ein paar hundert Zahlen und Überschriften und vermag einige Persönlichkeiten äußerlich-kühl in Verhältnisse zu setzen. Die Fülle des Stoffes, die Unreife des Schülers machen freilich solche Beschränkungen zur Notwendigkeit, und nur selten gelingt es einem warmherzigen Pädagogen, die Seele eines großen Staatsmannes der Vergangenheit, eines überragenden Künstlers bloßzulegen. Merkwürdigerweise aber wirkt diese eine Unterrichtsstunde, in der ihm das gelang, auf ganze Jahrzehnte hinaus: noch in den Mannesjahren gedenken seine einstigen Schüler des holden Augenblicks, da er etwa einen köstlichen Liebesbrief Goethes an Charlotten vorgelesen. Die Ausbeute langer Schuljahre stellt sich in diesem Briefe dar, der unverhülltes Leben war und dauernde Früchte spendete; sie regen fort und fort an nach anderen Süßigkeiten zu fahnden.

Wie der ein schlechter Schauspieler ist, dem es genügt, die Worte des Dichters sinngemäß wiederzugeben, so wird kein Kunstgenießer das Wesen Michelangelos erfassen, wenn er die Komposition der Sixtinischen Decke oder seine eigentümliche Behandlung des

Marmors noch so verständnisvoll darlegt. Der Schauspieler muß den Charakter, den er darstellen soll, auch durch alle die Szenen führen können, die der Dichter nicht geschrieben hat; er muß sich sicher fühlen im Labyrinth dieser Seele, von dem vielleicht nur wenige Gänge aufgezeigt werden. Aus dem Stegreif müßte er selber Wort und Geste finden, wenn plötzlich auf der Bühne ein Partner erschiene, den der Dichter heraufzubeschwören versäumt hat.

Nur Shakespeare, das „Genie der Unpersönlichkeit", besser: der Überpersönlichkeit, vermochte die Gebilde seiner Phantasie so zu objektivieren, daß wir seiner selbst nicht bedürfen. Lear erklärt sich aus Lears Worten; weder des Dichters Lebenslauf noch die Sonette tun etwas dazu. Wie anders Goethes Tasso! Hier wimmelt es nicht nur von Beziehungen zum realen Leben in Weimar, wie wir es kennen; die Gestalt ist überhaupt nicht ganz zu umfangen, ohne daß sich der Schauspieler oder der Leser auch da und dort mit Goethe selbst hypnotisch identifiziert. Schiller wäre als Beispiel noch viel einleuchtender; sein hitzig ausgreifendes Temperament, das die Schranken der Wirklichkeit, oft der Wahrscheinlichkeit durchbricht, stürmt im Blute seiner Schurken und seiner Edelmenschen gleichermaßen.

Ganz unmöglich aber erscheint es, einen Nurlyriker wie Nikolaus Lenau in seiner Totalität anzuschauen, ihn innerlich nachzuschaffen, ohne ihn auch im Kreise der Freunde und Bekannten, in seinen Briefen und Tageszetteln beobachtet zu haben. Zwei Aussprüche seines Mundes weisen bedeutsam darauf hin. Im Tone der Entschuldigung beruhigt er einmal den großherzigen Gatten seiner Geliebten: „Gedichte sind keine Urkunden"; und dort, wo er unbelauscht ist, auf den Blättern des Büchelchens, das er nur für sich und Sophien bestimmte, gesteht er: „Wenn ich einmal tot bin und Du liesest diese Zettel, so wird Dir das Herz wehtun. Diese Zettel sind mir das Liebste, was ich geschrieben habe. So unüberlegt sind mir dabei die Worte aus dem Herzen aufs Papier gesprungen, wie ein Vogel aus dem Nest fliegt. Wer mich kennen will, muß diese Zettel lesen."

Lenau wird erst recht „lebig" durch die lückenlose Ausgabe von Sophiens Schriftpfändern, die uns Eduard Castle in zwei kostbaren Bänden überantwortet hat.* Wir blicken auf sein dichterisches Werk mit ernsteren Augen, seit wir erfahren haben, unter welchen Qualen, nach wie heldischen Kämpfen manche vierzeilige Strophe ans Licht des öffentlichen Druckes getreten ist. Wir wußten, wie selten bei Heine ein wirkliches Erlebnis hinter schwermütigen Liebes- und Scheideliedern steckte, wie er die Phantasie mit unbeteiligtem Herzen kommandierte, um sein Publikum zu rühren; und wir waren bequem genug, den Heinischen Schaffensvorgang auf andere zu übertragen, so auf Lenau. Und dazu noch das irreführende Wort: „Gedichte sind keine Urkunden", das dem goethischen Selbstbekenntnis stracks entgegen war! Wohl sind sie keine kirchenbuchmäßigen Urkunden wie die Aufzeichnungen, die Castle in der zweiten Hälfte seiner sorgfältigen Sammlerarbeit als „Liebesklänge" vereinigt hat; aber sie sind auch wieder viel gültigere Dokumente als die Stücke der ersten, die sich den „Sie"-Ton aufgezwungen haben. So bildet das Liebestagebuch den Kern des Lenauschen Mikrokosmus, darum lagern sich seine poetischen Arbeiten und die Kugel rundet sich zur ganzen Größe durch die Reisebriefe und die Gespräche, die Max Löwenthal mit freundschaftlich-verehrender Pietät niedergeschrieben

* Castle, Lenau und die Familie Löwenthal. Zwei Bände. Leipzig, Max Hesse.

hat. Hier gibt es sogar Unebenheiten, aber sie gehören der Oberfläche an: es sind Hügel und Täler, helle und dunkle Gebiete der menschlichen Erdkruste.

Lenau ist vom Dichter zum Helden aufgerückt. Seine dauernde hoffnungslose Liebe zu Sophie Löwenthal ist ohnegleichen in der Geschichte deutscher Künstler. Ob er daran zugrunde gegangen ist, ob ein Keim des Wahnsinns, der ihn mit 42 Jahren tödlich anfiel, von Geburt aus in ihm lag, braucht nicht entschieden zu werden. Die Liebe selbst, die ihn durch fast zwei Lustren ausfüllte, wirkt gewaltiger auf uns als Wahn und Tod. Und hatte sie nicht die würdigste Eigenschaft jeder gesunden Liebe, war sie nicht fruchtbar? Ein großer Teil seiner Lyrika und so ziemlich alles Epische ist unter ihrer verzehrenden Sonnenhitze zur schnellen schönen Blüte gediehen. Gehört wirklich mehr Mut dazu, ein Weib mit leichter keder Vagabundenhand zu entführen, als mit überfließendem Herzen an ihrer Seite sich als Hausfreund zu bescheiden? Die natürlichen Triebe tobten so frühlingskräftig in seinem Blute, daß er innerhalb seines Selbst ihrer nie Herr wurde, aber sobald sie aufschießen wollten, um sich der Geliebten anzuranken, riß er die wilden Schößlinge ab und litt schmerzvoll und mit hundert neuen Wunden weiter. Das Schicksal führte ihm die Sängerin Karoline Unger zu; er mußte ihr Können, ihre Natur verehren, sie bot sich dem vielumschwärmten Manne als Gattin an, er griff mit einer Hand schon zu: da fühlte er den Abstand zwischen ihr und Sophien, und von der Heirat war fürder keine Rede. Die Frankfurterin Marie Behrends gewann er zur Verlobten — Sophie verdunkelte auch sie, so fern es ihr übrigens lag, sich eifersüchtig dazwischenzuwerfen. Und indem wir so die Größe seiner hingebenden Gefühle umschreiben, treibt es uns zu der Frau hin, die ihnen Mutter gewesen.

Sophiens Name und etwas von ihrem Wesen war dem Literaturfreunde nicht fremd; Anastasius Grüns Nachlaßausgabe und die Arbeiten von Schurz, Frankl und Franzos lüfteten mehr und mehr den Schleier, den der Dichter selbst um sie gewoben. Und wenn auch heute noch, in diesem Castleschen Werke, ihre zarte besänftigende Stimme nur aus wenigen eigenen Sätzen herausklingen kann — weil Lenau in seinen schlimmen Tagen ganze Briefpakete Sophiens vernichtet hat — so dürfen wir doch endlich mit ruhiger Sicherheit einen wundersamen, einzigeartigen reinen Frauencharakter den übrigen auserwählten unseres Volkes einfügen. Es ist heute gar leicht, ihr Untreue vorzuwerfen, weil sie ihrem Gatten nur die Liebe zu Lenau gestand und nicht auch die Küsse, die zwischen ihnen glühten. Viel schwerer aber wäre es damals gewesen, ihr zu raten, wie sie anders hätte handeln sollen. Wer die Abrisse liest, die sie im Alter von 15 Jahren ihrem Tagebuche anvertraut, der sieht nicht nur eine ungewöhnliche Begabung vor sich, er steht auch gleich einer Persönlichkeit gegenüber, der er ein Recht auf Selbstbestimmung zuerkennen muß: dies Mädchen wird Frau geworden immer das Rechte tun! Ihre Liebe zu Niembsch war anders geartet als Niembschs Liebe zu ihr. Sie wollte ihn erhalten, sein Herz bilden, ihm schützende Freundin sein; er sie besitzen. Wie konnte sie ihr Ziel erreichen, wenn sie ihrem Manne und den Kindern davonlief? Mir geht die kleine Heine-Schumannsche Trilogie durch den Kopf, die da anhebt: „Entflieh mit mir und sei mein Weib" und deren Mitte heißt:

> Sie sind gewandert hin und her,
> Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
> Sie sind verdorben, gestorben.



Verdorben, gestorben wären beide im jammervollsten Elend, wenn Sophie nicht die sittliche Kraft gehabt hätte, ihrem unstäten Geliebten unter dem schirmenden Dache ihres Gatten, sei es in Wien, sei es in Penzing oder Ischl, den Traum einer Heimat vorzuzaubern. Das allein hielt ihn aufrecht: wir können es aus jedem Briefe, aus jeder Aufzeichnung des Dichters belegen, die in Stuttgart oder auf den Poststationen mit zärtlicher Hand niedergeschrieben wurden. Wie leicht kam Lenau aus dem Geleise, wenn er Sophien auf Stunden nur vergaß; aber, gottlob, es waren nur Stunden, wo er die stützenden Arme nicht fühlte. Sophie stand ohne Vermögen in der Welt, aber bestürmt von tausend gesellschaftlichen Pflichten, an denen das Wohl ihres hochgeachteten Mannes, ihrer unsäglich geliebten Kinder und schließlich auch das Lenaus hing. Sie brauchte nur an diese anderen zu denken und gar nicht an sich, um tun zu müssen, was sie tat. Der Geliebte war zwar nicht aller Mittel bar, aber ein schlechter Haushalter. In einer innigen Verbindung mit ihr hätte er sich gehen lassen (er neigte dazu, und Sophie empfahl ihm mehr als einmal seinen Körper fleißiger zu pflegen, bis aufs Baden und Rasieren hinab), die unausbleiblichen Sorgen wären der Tod ihres Glückes, ihrer Liebe, wohl gar seines Schaffens geworden. Man suche aus Lenaus Antworten, aus dem Abglanz ihre Briefe zu erkennen! Eine stille, feine Frau, der seine heftigen Küsse eher Schmerzen als Wonnen bereitet haben; der kein Tropfen einer Aufdringlichkeit in den Adern floß, die nicht in Rahels Art nach Berühmtheit geizte und einem Dichter schwärmerische Episteln schrieb, weil er berühmt war. Ich habe ihr Verhältnis zu Lenau in langen Wochen bei mir bedacht, und meine Vernunft bestätigt, was mein Empfinden ahnte: wir wollen uns beugen vor dieser edlen Frau und wollen ihr übers Grab hinaus danken, daß sie Lenau liebte, wie sie ihn zu lieben als recht erkannte, daß sie Max Löwenthal vermochte, ihr diese Liebe zu gönnen, und daß sie dem Gatten trotzdem treuer war als manche Genossin, die dem Freund des Hauses den Kuß nicht erlaubt.

Man lese nun Lenaus Briefe, die Liebesklänge und Maxens Notizen und lese zweimal Sophiens Mädchenergüsse, ihre erschütternden Klagen, die an Emilie v. Reinbeck und Schurz gerichtet sind, und die drei Schreiben an den bereits Verlorenen, Umnachteten. Nicht ein Tüttelchen Unreinheit verbirgt sich irgendwo in einer Falte ihres Gewandes, sie strahlt ihren samtnen Glanz auf ganz Österreichs Frauenwelt hin. Selbst die bescheidene Erzählung „Mesalliiert", die Castle gleichzeitig herausgegeben hat,* läßt in ein nicht allzu lebhaft schlagendes, aber keusches Herz schauen. In ihren Briefen gestaltet sie dichterischer als in dieser Dichtung, die vermutlich erst aus der Hand der Greisin hervorgegangen ist; aber wollen wir sie denn überhaut als Dichterin im Gedächtnis bewahren? Ich denke, nein: der Dichter dieses Bundes war Lenau, sie war die Natur, die ihm so viel Luft und Licht und Duft und Wärme spendete, als er einzusaugen imstande war.

* Sophie Löwenthal, Mesalliiert. Erzählung aus dem Nachlaß. Leipzig, Max Hesse.

Die Fleischfrage.

Von Bernhard Freiherrn v. Ehrenfels.

Wenn der Landwirt durch die sich stets drängenden Arbeiten im Spätsommer und Herbst seine ganze Kraft auf die Bewältigung der Ernte konzentrieren muß, werden die anderen Zweige des landwirtschaftlichen Betriebes etwas vernachlässigt. Die Mastung wird intensiver erst wieder in einem Zeitpunkte begonnen, wo der größte Teil der Feldarbeiten beendet ist und die Rüben- und Brennereikampagne beginnt. Demgemäß ist das Angebot an Mastvieh im Frühjahre am größten, zur Erntezeit am geringsten. Man kann daher auch beobachten, daß die sogenannte Fleischteuerung immer im Herbste beginnt, ohne dann aber bei steigendem Angebote von Mastvieh im Frühjahre wieder zu sinken.

Zu diesen sich alljährlich wiederholenden Erscheinungen sind in der letzten Zeit noch einige Umstände hinzugetreten, welche je nach der in Frage kommenden Gattung der Masttiere eine kürzer oder länger andauernde preissteigernde Wirkung äußerten. Von nebensächlichen Erscheinungen abgesehen, kommen, was die Rinder betrifft, zwei Tatsachen in Betracht, nämlich die Mißernte im Jahre 1904 und das am Papier allerdings bestehende, tatsächlich aber stets umgangene Verbot des Importes von Vieh aus Serbien; was dagegen die Schweine betrifft, das Auftreten der Schweinepest und die damit verbundene Dezimierung unserer Schweinebestände.

Um die in der letzten Zeit eingetretene Preissteigerung des Fleisches zu bekämpfen, wird nun von den Fleischhauern und den Konsumenten, welch letztere in die Verhältnisse des Marktes gar nicht eingeweiht, aber an der Preisbildung um so mehr interessiert sind, verschiedenes vorgeschlagen. Einerseits die Öffnung der Grenzen gegen die Balkanstaaten und Rußland, der Import von lebendem Vieh aus Argentinien, die Errichtung von Schlachthäusern an den Grenzen der Oststaaten und der Import von Überseefleisch, anderseits das Verbot des Viehexportes aus der Monarchie und der Zwang, eine gewisse Anzahl Rinder auf das Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche zu halten, verbunden mit dem Zwange Vieh zu züchten. Alle diese Vorschläge gehen von der Ansicht aus, daß Österreich-Ungarn, geschweige denn Österreich allein, den Bedarf der Monarchie an Fleisch nicht decken könnte.

Die Meinung der Produzenten steht der der Konsumenten diametral gegenüber. Sie sagen, jahrelang hätte sich die Landwirtschaft mit einem Viehpreis begnügen müssen, der die Gestehungskosten nicht gedeckt hat. Jetzt habe das Vieh endlich einen annehmbaren Preis, einen Preis, der aber die hohen Fleischpreise durchaus nicht zur Folge haben muß. Die Landwirte wollen den gegenwärtigen Viehpreis halten, denn nur dadurch wird es möglich sein, daß die Landwirtschaft ohne fortwährenden Verlust der stets steigenden Nachfrage nach gutem Schlachtvieh genügen kann.

Was zuerst die Frage des Zwanges, eine gewisse Anzahl Großvieh zu halten und zu züchten, welche zur landwirtschaftlich benutzten Fläche in einem näher zu bestimmenden Verhältnisse stehen sollte, betrifft, so muß vorausgeschickt werden, daß die Viehhaltung ohne industriellen Nebenbetrieb, insbesondere aber die Aufzucht von Jungvieh, zu den bisherigen Preisen überall dort absolut unrentabel war, wo nicht große arrondierte Flächen eine extensive Bewirtschaftung durch Weidebetrieb ermöglichten.

Folgende kurze Rechnung erläutert das eben Gesagte. Ein Ochse kann erst im dritten Jahre zu mäßiger, im vierten Jahre zu strenger Feldarbeit verwendet werden. Angenommen, er wiegt dreijährig 500 Kilogramm, vierjährig 600 Kilogramm je nach Rasse und Aufzucht und kostet per Meterzentner Lebendgewicht 60 Heller, ein Preis, der früher für Zugvieh üblich war, so repräsentiert er einen Wert von 300 respektive 360 Kronen. Es entfallen daher an Futtergeld pro Tag 30 respektive 20 Heller. Hiermit soll die Fütterung, Wartung, Pflege, Versicherung, Gebäudeerhaltung, der Tierarzt usw. beglichen werden. Nicht viel anders stellt sich die Rechnung beim Aufziehen von Milchvieh. Es wird wohl niemand glauben, daß bei solchem Preise die Viehaufzucht im Stalle rentabel sei. Allerdings bliebe dem Viehzüchter aus der Viehhaltung noch der Dünger, und es war das stete Bestreben der Landwirte, die Viehhaltung, welche ja in vielen Wirtschaften nur als notwendiges Übel angesehen wird, so einzurichten, daß der Dünger möglichst billig produziert würde.

Diese ganz richtige Rechnungsweise führte einerseits zu erhöhter Anwendung von Kunstdünger und Übergang zu viehschwacher Wirtschaft, verbunden mit Gründüngung, anderseits zu möglichster Beschränkung der Aufzucht, zur Haltung von Nutzvieh und hiermit zur Errichtung von Abmelkwirtschaften dort, wo Milchabsatz in die Stadt möglich war, sowie zur Aufstellung von Mastvieh, wo Industrien mit der Wirtschaft verbunden sind und einen saisonweisen Betrieb ermöglichten. Aber auch in gut geleiteten Fabrikwirtschaften und Mästereien war es kaum möglich, die Mastung so einzurichten, daß nicht doch der zur Weiterführung des intensiv betriebenen Hackfruchtbaues nötige Stalldünger als Nebenprodukt der Mästung dem Ackerkonto kostenlos übergeben werden konnte. In zahlreichen solchen Wirtschaften war man ganz zufrieden, wenn sich der Meterzentner verrotteten Stallmistes mit 40 Hellern kalkulierte.

Es muß zugegeben werden, daß das seitens der Abmelkwirtschaften betriebene Aufkaufen der schönsten und besten Milchkühe im Gebirge von nachteiligem Einflusse auf unsere Viehzucht ist. Glücklicherweise aber hat, durch die eingetretene Preissteigerung angeregt, ein großer Teil der Besitzer solcher Abmelkwirtschaften sich nun wieder entschlossen, ihr Nutzvieh sich selbst zu züchten.

Als hauptsächlichstes Mittel zur Verhütung der Fleischnot verlangen die Fleischhauer die Öffnung der Grenzen von Rußland, Rumänien und den Balkanstaaten. Es braucht an dieser Stelle nicht erst nochmals erwähnt zu werden, daß sich die österreichische Landwirtschaft die Grenzöffnung nie wird gefallen lassen, denn die veterinären Verhältnisse in diesen Ländern sind so desolate, die Haltung, Wartung und Pflege des Viehes derart, daß jede Ingerenz der Veterinärorgane auf Marktbeschickung, Separierung, Hof- oder Ortssperre ausgeschlossen erscheint. So wird z. B. in Serbien die Maul- und Klauenseuche nicht einmal als anzeigepflichtige Viehkrankheit angesehen und doch tritt diese so leicht übertragbare Krankheit gerade in diesen Ländern in einer Form auf, die auf unsere hochgezogenen Viehbestände besonders schädlich, ja geradezu vernichtend wirken würde. Unvergessen ist in Niederösterreich das Auftreten der Rinderpest, die trotz aller veterinären Vorsichtsmaßregeln aus Rußland nach dem Zentralviehhofe in St. Marx importiert wurde und der zahlreiche Rinder, ja in einem Orte des Marchfeldes der ganze Rinderbestand zum Opfer fielen. Wenn schon in ganz friedlichen Zeiten die Absperrung gegen Rußland strenge durchgeführt werden mußte,

um wie viel nötiger jetzt, wo doch die Behörde viel weniger Autorität besitzt, als in normalen Zeiten und woher nicht weniger als 2915 Fälle der Rinderpest kürzlich gemeldet wurden.

Unser dritter Nachbar Rumänien, der uns eine Zeitlang Vieh sandte, hat nach Anschauung aller Kenner dieses Staates eine große Umwandlung in landwirtschaftlicher Beziehung durchgemacht und geht den einmal beschrittenen Weg der Intensivierung des landwirtschaftlichen Betriebes rüstig vorwärts. Es ist noch nicht lange her, daß aus Rumänien nach Tausenden zählende Herden von Pferden, Rindern und Schafen nach Galizien getrieben wurden und dort auf den Märkten in großen Posten verkauft wurden. Jetzt sind die Weiden, auf denen diese Herden aufwuchsen, umgebrochen und der dortige Gutsbesitzer hält nur mehr so viel Vieh, als nötig ist, um seine Wirtschaft zu betreiben; es wird lange dauern, ehe dieser Humusboden so ausgesaugt sein wird, daß er einen starken Zuschuß von Stalldünger benötigt; erst wenn dieser Umstand eintritt, wird man sich in diesem gesegneten Lande dazu entschließen, eine intensivere Viehhaltung einzuführen, und daran denken können, Mastvieh mit Profit zu produzieren und zu exportieren. Darüber werden noch viele Jahre vergehen und ehe nicht die zwingende Notwendigkeit eintritt, ehe der Rumäne, der ein guter Rechner und Kaufmann ist, nicht seinen klingenden Vorteil vor Augen sieht, wird er sich nicht vom Getreidebau ab- und der intensiveren Stallviehhaltung zuwenden.

Was die Importe aus den Weststaaten Italien, Frankreich und Holland anbelangt, so haben diese das vorauszusehende Fiasko bereits erlitten. Das italienische Vieh konvenierte den Wiener Käufern keineswegs, aus Frankreich hat, ganz abgesehen von der fortwährenden Verseuchung des Pariser Marktes, aus dem gleichen Grunde auf die Dauer kein Vieh importiert werden können und in Holland konnte überhaupt kein Vieh aufgetrieben werden, welches voraussichtlich hier mit Profit zu verkaufen gewesen wäre. Es ist eben unmöglich, gegen den Strom zu schwimmen. Die ganze Richtung der Viehtransporte geht von Osten nach Westen, von den extensiv bewirtschafteten Ländern in die Industrieländer mit großer Bevölkerung und intensiver Kultur. Die Idee, Ochsen aus Holland nach Österreich zu bringen, wurde nur erfunden, um die Agrarier zum Widerspruche zu reizen und sie dann als die eigentlichen Fleischverteuerer hinzustellen.

Es bleibt hiermit von den vorgeschlagenen Mitteln, welche sofort wirken könnten, nur der Import von überseeischem Vieh oder Fleisch aus anderen Ländern (Balkan oder Argentinien) übrig. Beides dürfte für unsere Wiener Verhältnisse ohne Erfolg sein. Ganz abgesehen von den veterinären Zuständen in Amerika, welche ja durch den Schlachthausskandal in Chicago eine zeitgemäße Illustration erfuhren, sind sowohl Ware als auch die hierfür auszulegenden Preise in London, wo ein derartiger Import gegenwärtig wirklich stattfindet, derart, daß sie den Wiener Marktverhältnissen nicht entsprechen können. Es kosten gegenwärtig in London: gefrorenes überseeisches Fleisch Lendenstück I. per Kilogramm 2 Kronen 65 Heller, minderes II. Qualität 2 Kronen 18 Heller, III. Qualität 1 Krone 52 Heller per Kilogramm. Hierbei ist aber zu bedenken, daß dieses Fleisch nur Braten- und kein Suppenfleisch ist und daß die Transportverhältnisse für London viel günstigere sind als für Wien. Dort kann das Fleisch direkt aus den Kühlapparaten der Schiffe zum Fleischverkäufer gebracht werden, hier

müßte es erst in Triest oder Hamburg verladen werden, käme dadurch in eine andere Temperatur und würde bei diesem mindestens 24tägigen Transporte in einem Zustande ankommen, der es sehr zweifelhaft macht, ob es zu den Londoner Preisen hier noch Abnahme fände.

Der Fleischimport aus Rußland und Serbien hat bisher keine günstigen Erfolge gezeigt. Das russische Fleisch ist ein so minderes, daß die vor Jahren angestellten Versuche wieder sistiert wurden, und was den einstmals gemachten Versuch der Errichtung von Schlachthäusern in Serbien betrifft, so wurde er ja auch wieder eingestellt. Bezeichnend ist, daß, als das Projekt der Approvisionierung Wiens mit direktem Fleischbezuge aus Serbien greifbare Formen annahm und ein Vertreter der Landwirtschaftsgesellschaft dorthin zur Besichtigung der diesbezüglichen Anlagen und Viehbestände gesandt wurde, ihm die Reise in das Innere des Landes damit unmöglich gemacht wurde, daß man ihm bedeutete, die Regierung könne keine Verantwortung für seine persönliche Sicherheit übernehmen. Man wird es unter diesen Umständen doch begreiflich finden, wenn die Landwirte sich beim abermaligen Auftauchen solcher Pläne nur ablehnend verhalten.

Was nun das von den Konsumenten gewünschte Ausfuhrverbot für Vieh betrifft, so ist das wohl ein Mittel, das die Landwirte in kurzer Zeit den Fleischhauern vollkommen ausliefern würde, das Land der Stadt tributpflichtig machen würde. Aber ganz abgesehen davon, daß ein solches Ausfuhrverbot einen noch nie dagewesenen Sturm unter den Agrariern entfachen würde, würde es auch den Untergang unserer Viehzucht bedeuten, denn jede Weiterentwicklung und jeder Fortschritt auf diesem Gebiete wären damit unterbunden.

Die gegenwärtigen Zustände, daß nämlich Wien größtenteils von Ungarn aus mit Mastvieh versorgt wird, haben ihren Ursprung zum großen Teile in der Wirtschaftspolitik der letzten Dezennien, in dem Bestreben der Regierung nämlich, das sich übrigens mit dem der Ungarn deckte, den Ungarn die Beschickung unseres Marktes durch Herstellung besonders niederer Eisenbahntarife zu erleichtern, die österreichischen Viehmäster auf den Export anzuweisen. Es ist nicht ohne Interesse, die darauf bezüglichen statistischen Zahlen einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Im Jahre 1904 wurden aufgetrieben in St. Marx im ganzen 251.376 Rinder.

Hiervon entfallen auf die diesseitige Reichshälfte	52 702
„ „ jenseitige „	195.759
„ Bosnien	2.910
„ Italien	5

Mithin entfallen vom Gesamtauftrieb auf die diesseitige Reichshälfte 21%.

Von den im Jahre 1904 aufgetriebenen 52.702 Rindern der diesseitigen Reichshälfte entfallen auf die einzelnen Kronländer:

Niederösterreich	15.305
Oberösterreich	5.356
Salzburg	39
Steiermark	737
Kärnten	48



Istrien und Krain	50
Tirol und Vorarlberg	—
Mähren	8.595
Schlesien	—
Galizien	21.662

In der diesseitigen Reichshälfte standen im ganzen 9,506.000 Rinder, hiervon kamen nach Wien 52.000. In Niederösterreich standen zur selben Zeit 606.000 Rinder, hiervon kamen 15.000 nach Wien. Würde die diesseitige Reichshälfte den Wiener Markt ebenso beschicken wie unser Kronland, so ergäbe dies einen Auftrieb von 235.000 Stück, hiermit einen Abgang von nur 18.000 Stück im Vergleiche zum faktischen Auftriebe im Berichtsjahre. Bedenkt man, daß die von Niederösterreich stammenden 15.000 Rinder zum großen Teile aus dem Waldviertel herkommen, einer Gegend, welche wegen ihrer schlechten Bahnverbindung mit Wien und der dort herrschenden Futter- und extensiven Wirtschaftsverhältnisse auf den Weidegang und die Mast angewiesen ist, so wird man wohl begreifen, daß es sogar möglich wäre, Wien ganz mit Fleisch aus der diesseitigen Reichshälfte zu versehen. Im vorigen Jahre gelangten bis 26. November auf den Wiener Markt aus Österreich 62.000, aus Ungarn 142.000 Rinder, also 31% respektive 69% der Gesamtbeschickung.

Das prozentuelle Verhältnis der Beschickung schwankt in den einzelnen Monaten ganz bedeutend. Es wurden z. B. zur Zeit des intensiven Betriebes der landwirtschaftlichen Industrien im Jänner 1906 43% des Auftriebes aus Österreich beigestellt. Dieses Verhältnis sinkt dann bis auf 22% im Monate September. Während der Sommer- und Herbstmonate vom ersten Markttag im Juli bis inklusive letztem Markttage im November, also an gleich viel Markttagen, gelangten im vorigen Jahre im Vergleiche zum Jahre 1906 um 5757 Rinder weniger, aber dafür um 30.322 Schweine mehr als 1905 zum Auftrieb. Das macht auf den Markttag einen Ausfall an Rindern von 262 Stück, ein Plus an Schweinen von 1360 Stück. Dabei sprechen aber die Marktberichte von flauem Absatz und nicht vollständig geräumten Märkten und von der Provinz langen zahlreiche Berichte und Klagen von Landwirten, namentlich aus den Gebirgsländern ein, daß ihr Mastvieh von Wiener Händlern nicht gekauft wird, die deutschen Händler aber stets zu annehmbaren Preisen abschließen.

Die bedeutenden Schwankungen in der Beschickung des hiesigen Marktes haben ihre Begründung nicht im Mangel des nötigen Mastviehes, sondern im Abwägen der Verkaufsmöglichkeit seitens der Kommissionäre, welche dementsprechend die Viehtransporte dirigieren. Im Marktberichte vom 26. November heißt es, daß um 1001 Rinder weniger zugeführt wurden als in der Vorwoche, und doch ist der Geschäftsgang ein schleppender; die vorwöchentlichen Preise hielten sich und 33 Rinder blieben unverkauft. Die Beschickung war um 121 Rinder besser als in der korrespondierenden Woche des Jahres 1905; die Preise, mit Ausnahme der extrem hohen (108 Kronen gegen 105 Kronen für prima deutsche Mastochsen), nicht wesentlich von den damaligen verschieden. Der Grund, daß trotz gesunkenen Anbotes die Preise nicht stiegen, liegt eben darin, daß am Ende des Monates die Kaufkraft des kleinen Konsumenten abnimmt, hiermit dem verringerten Angebot auch eine verringerte Nachfrage gegenübersteht. Sowie für den einzelnen Monat gilt auch für das ganze Jahr die Erfahrung, daß gegen Schluß des-





selben der Verbrauch in einzelnen Nahrungsmitteln nachläßt. Der Konsument denkt an die Weihnachtseinkäufe und Neujahrsauslagen. Es ist z. B. eine unter allen Milchproduzenten bekannte Tatsache, daß zur Zeit des Faschings das Milchgeschäft wesentlich abflaut, da um diese Zeit viel mehr auf Vergnügungen als auf guten Morgenkaffee gehalten wird. Diese Fluktuationen des Wiener Marktes zu kennen, ihnen gerecht zu werden, ist in erster Linie Sache der Viehkommissionäre und ihnen fällt hiermit eine große, nicht zu unterschätzende Aufgabe zu, eine Aufgabe, welche, wenn sie nicht von sehr gewiegten Kennern gelöst wird, zu bedeutenden Schwankungen führen würde, welche sowohl für den Konsumenten als Produzenten von unangenehmen Folgen wären.

Es drängen sich nun zwei Fragen auf: 1. Warum beschicken die österreichischen Landwirte den Wiener Markt nicht besser und warum, da sie doch nur einen prozentuell nicht hohen Anteil des Gesamtauftriebes besorgen, sträuben sie sich so gegen die Einfuhr fremden Viehes? 2. Was ist zu tun, um Österreich von der Viehzufuhr aus dem Auslande für alle Zeit unabhängig zu machen?

Der Landwirt, namentlich der kleine Mäster, entschließt sich nur höchst ungern, sein Vieh unverkauft aus dem Stalle zu geben, die Rinder leiden bei den elenden Transportverhältnissen auf unseren Bahnen ungemein; kommt nun ein solcher Transport auf den Markt und wird nicht gleich verkauft, so erleidet der Verkäufer durch die bis zum nächsten Markttag auflaufenden Kosten und die für Mastvieh ungenügende Fütterung schon einen effektiven Schaden. Der Landwirt verkauft schon aus diesen Gründen viel lieber im Stalle; und bedenkt man außerdem, daß der deutsche Einkäufer im Stalle bessere Preise zahlt als der Wiener, so wird man wohl einsehen, daß die Beschickung des Wiener Marktes seitens der Österreicher eine geringe sein muß.

Es ist eine nicht oft genug zu wiederholende Tatsache, daß Wirtschaften in nächster Umgebung Wiens ihr Mastvieh ins Ausland verkauften, weil die Ausländer, trotz der hohen Transportkosten, bessere Preise zahlten als die Wiener anboten. Es tritt aber noch ein zweiter Umstand hinzu: der Gebirgsbauer tut viel besser daran nicht zu mästen, sondern sein Jungvieh oder die jungen Arbeitsochsen zur Mast an die Wirtschaften mit landwirtschaftlichen Industrien zu verkaufen. Diese größeren Mästereien liegen der Mehrzahl nach in den Sudetenländern und Galizien, sind also unmittelbar vor den Toren Deutschlands und verkaufen natürlich auch dorthin.

Zur Illustration des eben Gesagten dienen die Zahlen über die landwirtschaftlichen Brennereien. Es bestanden in der Betriebsperiode 1902/03 1222 landwirtschaftliche und 36 nicht-landwirtschaftliche Brennereien.

Hiervon entfielen auf:

Niederösterreich	6	landwirtschaftliche,	7	nicht-landwirtschaftliche
die Gebirgsländer	12	"	5	" "
die Sudetenländer	449	"	22	" "
Galizien und Bukowina . . .	755	"	2	" "

Das Deutsche Reich ist gegenwärtig unser Hauptabnehmer für Vieh. Wenn es aber einmal seine Tore schließen wird, was tritt dann ein? Es ist eine bekannte Tatsache, daß die deutschen Agrarier die vollständige Sperre gegen Österreichs Viehimport verlangen und ihre Produktionspolitik darauf einrichten, sich ihren Fleischbedarf im Inland zu erzeugen.

Tritt einmal der ersterwähnte Umstand ein, wird einmal auf Grund vorhandener oder befürchteter Seucheneinschleppung die Grenze gesperrt, der Viehexport unterbunden, dann muß eben für andere Absatzgebiete gesorgt werden und das kann nur der Wiener Markt sein.

Der Viehpreis in der Monarchie wird durch zwei Momente reguliert, das ist die Exportmöglichkeit und der Preis in St. Marx. Bisher folgte man dem Grundsatz, den Wiener Markt schon aus handelspolitischen Gründen den östlichen Staaten zu öffnen, uns dagegen den Export nach Deutschland zu erhalten. Tritt aber nun von dieser Seite eine Rückstauung ein, und das ist ein Umstand, mit dem man immer rechnen muß, so fällt der eine preisregulierende Faktor weg; wenn dann aber der Wiener Markt vom Osten überschwemmt wird, so bekommen wir wieder solche Preise, welche eine intensive Viehzucht unrentabel erscheinen lassen und wir werden in dieser Beziehung ganz vom Ausland abhängig. Tausende von Bauern werden zugrunde gehen und die Abwanderung vom Lande wird ungeahnte Dimensionen annehmen.

Hätte man vor Jahren sich dazu entschlossen, die heimische Viehzucht zu kräftigen, so stünden wir heute den Balkanländern gegenüber ganz anders da.

Diejenigen Wiener Kreise, welche fortwährend nach Öffnung der serbischen Grenze schreien, vergessen ganz, daß sie hiermit ihre eigenen Interessen aufs gröbste schädigen, denn durch nichts kann die Stellung unserer Unterhändler so geschädigt werden als durch Übertreibung in der Frage der Viehnot.

Noch aus einem andern Grund, abgesehen von der Seuchengefahr, sind die Landwirte gegen die Öffnung der Grenze, und zwar deswegen, weil, sobald die Grenze offen ist, der limitierten Nachfrage ein oft fiktives, unbegrenztes Angebot gegenübersteht. So war es, solange der Terminhandel bestand, beim Weizen, und so war es, solange der Mahlverkehr unsern Mehlhandel beherrschte, nnd so würde es auch beim Viehhandel kommen, falls die Grenzen gegen Osten bedingungslos geöffnet würden.

Das ganze Bestreben der Agrarier geht also dahin, der heimischen Produktion auch den heimischen Markt zu erhalten, aber auch den heimischen Bedarf vom Ausland unabhängig zu gestalten. Dieses Ziel kann dann erreicht werden, wenn die heimische Viehzucht gekräftigt und in richtige Bahnen gelenkt wird.

Damit komme ich zur Beantwortung der zweiten gestellten Frage. Es wurden darüber in zahlreichen Versammlungen von Landwirten einschlägige Resolutionen gefaßt, deren Durchführung teils Sache der Legislative, teils Sache der betroffenen Fachorganisationen ist.

Sie gipfeln in folgenden Hauptforderungen:

1. Hebung der Alpwirtschaften, Schutz gegen Aufkauf zu Jagdzwecken;
2. Förderung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens zum Zwecke der Hebung der Viehzucht und des Absatzes auf genossenschaftlicher Basis;
3. Verbesserung der Einrichtung auf den Bahnen für Viehtransport;
4. Errichtung rationell eingerichteter Großschlächtereien;
5. Aufhebung der Verzehrungssteuer;
6. Nutzbarmachung der Abfallprodukte und der Abwässer aus den Großstädten zu landwirtschaftlichen Zwecken;
7. Energische Fortsetzung der Arrondierungen und Kommassationen.

Daß die österreichische Landwirtschaft in der Lage wäre, den ganzen Fleischbedarf Wiens zu decken, habe ich früher schon gezeigt, daß sie aber auch ihren Viehstapel vermehren könnte, erhellt aus folgenden Zahlen.

Es werden jährlich in Österreich geschlachtet:

Schlachtkälber	2,800.000	Stück
Jungvieh	330.000	"
Maststiere	132.000	"
Kühe	365.000	"
Mastochsen	225.000	"

Das durchschnittliche Alter der der Schlachtung zugeführten Kühe beträgt 13 Jahre, bei den Mastochsen $7^1/_2$ Jahre. Würde das Durchschnittsalter bei der ersten Gruppe auf 10 Jahre, bei der zweiten Gruppe auf 6 Jahre herabgedrückt werden, so könnten pro Jahr um 110.000 Kühe und um 55.000 Ochsen mehr zur Schlachtung gelangen. Es müßten nur um die entsprechende Anzahl mehr Kälber aufgezogen werden und das wird geschehen, sowie es rentabel ist und die Sicherheit der Kontinuität der Entwicklung gegeben erscheint.

Vieles ließe sich noch für Verbesserungen im Betriebe einrichten, um die Viehzucht und Mast zu heben, wenn nur mit Sicherheit auf einen konstanten Viehpreis gerechnet werden könnte. Ich erwähne hier nur den Apparat zum Trocknen der Rübenschnitte, welcher den Verlust, den man beim Aufheben der Schnitte erleidet, fast ganz beseitigt und die leichte Transportmöglichkeit derselben ermöglicht. Fachleute berechnen, daß, wenn in allen Zuckerfabriken solche Trockenapparate aufgestellt werden, in Österreich um zirka 200.000 Ochsen mehr jährlich gemästet werden könnten.

Zu allen solchen Investitionen ist aber ein stabiler und auskömmlicher Preis nötig. Denn nur durch einen solchen kann der Produzent veranlaßt werden, seine Viehwirtschaft zu intensivieren, ein auskömmlicher Preis allein ermöglicht es dem Landwirt, seine Leute derart zu zahlen, daß sie die Stallarbeit gern verrichten und es nicht vorziehen, das Land zu verlassen und sich der Industrie zuzuwenden. Aus den hier gebrachten Ausführungen geht wohl hervor, daß die Landwirte der Monarchie mit Recht davon überzeugt sein können, daß sie den Fleischkonsum werden decken können. Sache der Konsumenten ist es aber dahin zu wirken, daß die Spannung zwischen Vieh- und Fleischpreis eine nicht übertriebene sei.

Chronik.

Geschichte.

Wie im Vorjahre sollen auch heuer außer einer die historisch-wissenschaftlichen Erscheinungen und Begebenheiten des abgelaufenen Jahres verzeichnenden Jahreschronik eine oder mehrere Chroniken der Würdigung einzelner Werke zur österreichischen Geschichte oder österreichischer Gelehrter gewidmet sein. Daß dabei keine kritischen Besprechungen im Sinne fachmännischer Beurteilung, sondern allgemein unterrichtende Berichte beabsichtigt sind, daß auch der Begriff von österreichischer Geschichte nicht allzu enge abgesteckt sein soll, darf hier wohl neuerlich betont werden.

* * *

Mit der Betrachtung eines Werkes über deutsche Gesamtgeschichte, der nunmehr vollendeten dreibändigen „Deutschen Geschichte" von Eduard Heyck,* soll diese Chronik begonnen werden. Ließ sich gegenüber dem ersten, die Geschichte des früheren Mittelalters erläuternden Bande ein fast durchaus anerkennendes Urteil fällen,** so wird ein solches mit einigen Einschränkungen auch von dem zweiten Bande (1268—1648) gelten, nicht aber dem dritten Bande (1648—1890) gegenüber wiederholt werden dürfen. Die Zusammenfassung der „Übergangszeit" von 1268—1648 zu einem historischen Ganzen vertritt auch Theodor Lindner in seiner Weltgeschichte mit guten Sätzen, ohne daß man sich seinen Beweisgründen darum gefangen zu geben brauchte. Im Grunde bleiben solche Gruppierungen doch immer eine Sache des persönlichen Geschmackes. Die Darstellung ist frisch und lebhaft, wie man es von Heycks gewandter Feder erwartet. Daß überdeutliche Anspielungen auf die Gegenwart wie im ersten Bande so auch hier die Lektüre stören, soll nicht unvermerkt bleiben. Schade, daß der Verfasser dem Wunsche nach Beigabe einer populären Quellenkunde nicht willfahrt hat, zumal er gelegentlich (2, 218—220) sehr gut zeigt wie das zu machen wäre. Ein Vorzug des Werkes ist die starke Berücksichtigung des territorialen Momentes: der zweite und dritte Band beginnen in diesem Sinne, jener mit einer hübschen geschichtsgeographischen Schilderung nach Landschaften, dieser mit territorialgeschichtlichen Übersichten; die beigegebenen Bilder sind sehr glücklich hierzu gestimmt. Sehr eindringlich ist das Kulturbild der „Übergangszeit" geraten, (2, 1—254, 402—523), wohl die beste Partie der beiden Bände, mag auch ihre Anlage etwas kompendienhaft sein. Vier Zeilen über das Nibelungenlied, zudem nicht richtig, sind freilich allzuwenig.* Im politischen Teile des zweiten Bandes wird Heycks Auffassung der Marchfeldschlacht vom August 1278 als eines Unglücks für Deutschland schwerlich viel Gläubige finden. Die Kaiser Heinrich VII. und Karl IV. werden sehr hoch eingeschätzt. Der eigenartige Zusammenhang der Kaiserideale Heinrichs mit dem französischen Imperialismus seiner Zeit wird mit dankenswerter Klarheit aufgedeckt. Der tapfere Bekämpfer der Hussiten, Albrecht II., der „unerbittliche Stockdeutsche", kommt hingegen augenscheinlich zu kurz. Im ganzen wohlgeraten, wenn auch von Raisonnements förmlich überwuchert ist die Darstellung der Reformationszeit. Da und dort stört der Mangel an Verständnis für die deutsche Rolle Habsburgs und Österreichs der sich im dritten Bande zu offenbarem Übelwollen, damit aber auch zu Anlagefehlern steigert. Die Aufgabe, die Österreich und das österreichische Deutschtum gegen die Türken erfüllt hat, könnte kaum lässiger bewertet werden. Als ob diese Türkenkriege nicht eine der größten Taten deutscher Geschichte wären! Ein paar Seiten über die Siege Eugens von Savoyen; dienten sie etwa allein dem Hause Habsburg? Ein paar flüchtige Worte über diese große Persönlichkeit; nur abfälliges Gerede über Kaiser Leopold I. Aber eine wohlwollende und eingehende Schilderung Rakoczys II. und lebhafte Sympathien für die Magyaren überhaupt, bei denen schon im 17. Jahrhundert das militärische Hauptgewicht gelegen habe (2, 49—50) und die natürlich im September 1741 das Reich gerettet haben! Ist es draußen im Reich noch immer Brauch, die Ungarn auf Kosten der Deutschösterreicher zu lobpreisen? Und man vergleiche in der Folge die überaus sorgfältige Kennzeichnung der Preußenkönige und die dürren Worte über die habsburgischen Kaiser. Für die Persönlichkeit der Maria Theresia fällt kaum ein Wort. Dazu mannigfache Unrichtigkeiten. Daß die Kaiserin 16 und nicht 9 Kinder hatte (3, 301), verrät schon der n.-ö. Amtskalender. Die einseitige Bevorzugung Preußens gegenüber Österreich muß jedem unvoreingenommenen Betrachter auffallen. Niemand wird sagen dürfen, daß es wohl angebracht sei, in einem solchen Buche an den ungarischen und italienischen Kämpfen Österreichs im Jahre 1848/1849 stillschweigend vorüberzugehen und,

* Eduard Heyck, Deutsche Geschichte, Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben. Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1906. 2. Band, 686 S., 438 Abb., 1 Karte. 3. Band, 668 S., 372 Abb., 2 Karten.

** Österreichische Rundschau 5. Band, S. 496.

* Das Nibelungenlied ist nicht bloß der Niederschlag rheinischer Sagenbildungen, sondern auch solcher von der Donau nicht bloß der Untergang der Burgunden und die Salierzeit, auch die Magyarennot und die Kreuzzüge spiegeln sich darin ab, auch österreichische Personen stehen seinen Helden zu Modell.

während an die Beschreibung des Luxemburger Handels von 1867 zwei Seiten gewendet sind, die Schlacht bei Königgrätz mit einigen Zeilen abzutun.

Aber man wird mich des Lokalpatriotismus beschuldigen; die antiösterreichische Tendenz wird ebenso vielen Freude als mir Mißbehagen bereiten. Gut; ich muß aber noch einen Vorwurf gegen diesen dritten Band erheben. Heycks Buch will „Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben" schildern und hält dies für seine beiden ersten Teile redlich ein: nicht aber hier. Der dritte Band erzählt fast durchaus politische Geschichte. Die Kulturgeschichte des Zeitalters der Klassik und Romantik, der Großzeit deutscher Kunst und Wissenschaft ist vollständig ausgeschaltet. Mit einziger Ausnahme Schillers ist keinem Klassiker der Dichtung und Musik eine Würdigung zuteil geworden, geht nirgends die Rede von den Meistern der bildenden Künste und der Wissenschaften. Heycks Buch ist uns die verheißene Darstellung unseres „geistigen Lebens" in seiner höchsten Entwicklung gänzlich schuldig geblieben. So wird das Urteil über den Schlußteil des Werkes nicht zweifelhaft sein können. Und wenn unser ursprünglich anerkennendes Urteil über das Gesamtwerk gleichwohl nur eingeschränkt, nicht aber zurückgenommen werden soll, so kann es nur im Hinblicke auf die gut geratenen zwei ersten Teile geschehen. Und gerne sei zum Schlusse anerkannt, daß die äußere Ausstattung so stattlich und in ihrer Zusammenwirkung von Darstellung und Bildwerk so glücklich ist, daß kaum ein Wunsch mehr auszusprechen übrigbleibt.

Die deutsche Kulturgeschichte des XVII. Jahrhunderts — denn ausschließlich von Werken zur neueren Geschichte soll im folgenden die Rede sein — hat im Vorjahre einen berufenen Erforscher und Schilderer in Bertold Haendcke gefunden. Seine „Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges"* ist ein feines, geistvolles Buch. Angelegt im Sinne des berühmten Renaissancebuches von Jakob Burckhardt, nahezu völlig abseits von systematischer Gliederung oder umfassender Reflexion, wird es gleichsam zum wissenschaftlichen Belege der Worte Richard Wagners, daß in dem furchtbaren Kriege zwar das deutsche Volk, nicht aber der deutsche Geist gebrochen worden sei. Die Anschauungen von der katastrophalen Vernichtung der deutschen Kultur durch den Krieg sind ja lange überwunden. Aber man ist durch Haendckes überaus positives Grundergebnis doch überrascht: die schöpferische Kraft des deutschen Volkes sei nahezu unverkümmert geblieben, seine geistige und zum Teile selbst die materielle „Povertät" in diesem Zeitalter geradezu eine Fabel. Der Krieg habe gewirkt „wie ein schwerer starker Gewitterregen auf die reifende Frucht, einzelnes vernichtend, im ganzen fördernd".

Der Inhalt des Buches ist bei dieser bewußt systemlosen Anlage nicht leicht in Kürze wiederzugeben. Man scheidet ihn vielleicht am besten nach Politik, Religion und Sitte und Geisteskultur, anderseits nach Schilderung des tatsächlichen Zustandes, Aufzeigung unverdorbener Kulturreste und unertöteter Kulturansätze und Charakterisierung der bezeichnenden Individualitäten des Jahrhundertes, seiner Feldherren, Fürsten, Künstler und Gelehrten. Jetzt im hohen Zeitalter der absolutistischen Staatsauffassung und Staatslehre sind die deutschen Fürsten „politisch mündig" geworden; als hervorragende Vertreter ihres Standes sind Maximilian von Bayern und der große Kurfürst gekennzeichnet. Ein scharfes Wort fällt über die kleinen Landesobrigkeiten und Höfe: „schädlich oder überflüssig, besser noch beides". Überwunden wird das Zeitalter der Städte und der Stände, in deren Zeichen das Jahrhundert begonnen; die Zeit der Behördenorganisationen, der Ausbildung eines spezifischen Beamtenstandes kommt heran. Aber die absolute Staatslehre bleibt nicht ohne Widerspiel. Ihr entgegen erfüllen sich die „Monarchomachen", voran Johann Althaus, der entfernte Vorläufer der vorrevolutionären „Philosophen" Frankreichs, mit Gedanken der Volkssouveränität. Der Leser der Partien über die äußere Politik — den Dreißigjährigen Krieg, die Franzosenkriege — wird sich an deren eigenartiger Auffassung erfreuen. Doch ist wohl auch hier das Haus Habsburg zu sehr unter dem heutigen deutschnationalen Gesichtswinkel betrachtet worden. Übrigens kommt es nicht so sehr auf diese Dinge an. Vor allem sucht man nach dem „Baumateriale", aus welchem Haendcke seine positive Auffassung konstruiert. Es liegt reichlich genug zutage. Am schlimmsten waren die Wirkungen der vielen Kriege auf dem Gebiete der Sitte. Es ist ein rohes Geschlecht, Soldaten, Studenten, Adelige; ein Geschlecht der kleinen Duellanten und großen Condottieri; den größten unter ihnen, Wallenstein und Bernhard von Weimar, ist ein feines Charakterbild geweiht. Mit Grauen und mit Entsetzen mag man über die Kriegsgreuel der Zeit lesen; was über deren Unsittlichkeit zum Vorschein kommt, nimmt sich daneben fast harmlos aus. Aber es ist doch auch eine Zeit tiefer und herzlicher Religiosität, die in Arndt und Spener wundervoll reine und abgeklärte Menschen hervorgebracht, die entscheidenden Schläge gegen den Hexenwahn geführt hat und bei Katholiken und Protestanten dieselbe fromme Hingabe aufweist. Ist vornehmes Maßhalten

* Bertold Haendcke, Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Leipzig, E. A. Seemann. 1906. X und 464 S.

überall kennzeichnend für die Art dieses Buches, so erfreut es besonders in diesen heiklen Partien über Jesuiten und Pietismus. Noch ist das deutsche Volk erfindungsreich; nie ist es schulfreundiger, leseeifriger gewesen. Das 17. Jahrhundert ist die Geburtszeit der modernen Zeitung, aber — was höher wiegt und viel zu wenig geachtet wird — auch eine Zeit, reich nicht bloß an Keimen, sondern auch an Taten in Wissenschaft und Kunst. Eine auf sich gegründete deutsche Rechtswissenschaft entsteht, die Nationalökonomie wandelt neue Wege; Pufendorf, Althaus, Carpzov, Becher sind ihre stolzen Namen. Die Behaglichkeit des deutschen Heims spinnt sich an, in langer Reihe sind Architekten auf deutschem Boden tätig; man baut, wie man nur kann. Wo ist da etwas von Povertät zu spüren? Unterliegt die deutsche Sprache gleich der Sitte französischem Einfluß, so ist sie doch unter diesem Einfluß gemach zur Konversationssprache entwickelt worden. Gerade die Zeit nach dem großen Kriege sah das Emporblühen der deutschen Bühne, sah die Erhebung der Musik. Aus dem 17. Jahrhundert heraus wiesen Bach und Haendel den Weg zur großen dramatischen Oper, fand und vollendete Leibnitz — mit dem Bilde seines Lebens und Wirkens schließt das Buch — die Philosophie des Individualismus, Weisung und Richtschnur für kommende Jahrzehnte. Will man nach alledem noch ernstlich glauben, der Verfasser habe zu hell gemalt?

In das Gebiet der politischen deutschen und österreichischen Geschichte des späteren 17. und des 18. Jahrhunderts (1648—1786) führt der zweite Halbband des 7. Bandes der „Deutschen Geschichte" von Karl Lamprecht ein.* Es ist die zweite und voll ausgebildete Hälfte der „individualistischen" Zeit im Sinne des vielangegriffenen Schemas, welches die gesetzmäßige Zeitfolge einer symbolischen, typischen, konventionellen, individualistischen und subjektivistischen Gesamtdisposition menschlichen Seelenlebens als vorhanden erachtet. Aber steckt nicht im konventionellen Mittelalter mehr individuelle Haltung als im Zeitalter der absoluten Fürstengewalt, wo die Phrase „der König sei vergnügt, das Land erfreue sich" nicht bloß servile Wedelei war? Lamprecht verneint es, andere bejahen es leidenschaftlich. Nach welchem Maßstab soll man aber entscheiden? Aus welchem Materiale will man die seelische Gesamthaltung zweifelfrei erkennen? So lange hier nicht Bestimmtheit und Klarheit geschaffen ist, wird jenes geistvoll erdachte Schema immer für willkürliche Konstruktion gehalten werden dürfen. Im übrigen soll aber nicht hiervon, sondern von der Auffassung, mit der Lamprecht die oft dargestellten Ereignisse durchdringt, von der Anordnung, in der er sie bringt, die Rede sein. Die Disposition ist einfach und klar; vier Kapitel: das Reich und Ludwig XIV., Österreich gegen Türken und Franzosen, Preußen gegen Polen und Schweden, Zusammenstoß von Österreich und Preußen. Wie kunstvoll ist dabei der einförmige Wirrwarr der „Raubkriege" ebenso wie später der Gleichgewichtskriege des 18. Jahrhunders zergliedert, wie deutlich die Überlegenheit der französischen Diplomatie herausgearbeitet! Und wie erfreuend erklingt das ganze Buch hindurch der warme deutschpatriotische Ton, ohne daß dabei die abgestandenen Phrasen des Chauvinismus und der Hurrahbegeisterung mobil gemacht würden.

Die Zukunft Deutschlands steht seit dem 17. Jahrhundert bei den Territorialmächten; noch scheint nicht fraglich zu sein, bei welcher. Österreich, an „Ehren und Siegen reich", war die führende Macht. Die kindliche Anschauung, welche die Türkenkriege zu habsburgischen Dynastievergnügungen herabdrücken will, wird man hier nicht finden und dies auch gar nicht erwarten. „Der Gegensatz gegen die Türkei gab der Tatkraft des Hauses Habsburg oft einen hohen Schwung und das gute Gewissen wahrhaft großer Motive. Nicht mehr in Frankreich, in Deutschland lag für eine Anzahl von Jahren das Schwergewicht der Weltereignisse in Europa und an der kriegerischen Bewegung nach Osten nahm die Nation mit Wärme Anteil." Belehrend und einleuchtend sind die Ausführungen über die Bildung eines gesamtösterreichischen Adels, nicht ohne kleinere Irrtümer und Unklarheiten jene über die österreichische Behördenorganisation. Ein wenig blaß ist auch in dieser belebten Darstellung der Türken- und Franzosenkriege die große Gestalt Eugens v. Savoyen geraten, trotz warmer und bewundernder Worte, die gelegentlich fallen.* Es scheint das Verhängnis des Savoyers zu sein, durchaus ein unpersönlicher Mustermensch bleiben zu müssen. Auch eine 1905 erschienene Monographie des bayrischen Generalleutnants Karl v. Landmann** weiß seinem Bilde keine individuelle Färbung zu verleihen. Hierüber einige Worte.

Wir begehen jetzt die Säkulartage der eugenischen und napoleonischen Zeit. Aber fast nur von diesen ist die Rede. Unsere wissenschaftliche

* Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte. VII. Bd., 2. Hälfte. XIV und 441 S. Freiburg i. Br. Heyfelder 1906. Über die indessen gleichfalls erschienenen beiden Teile des VIII. Bandes, die der Kultur der klassischen Zeit (des Subjektivismus) gewidmet sind, wird hier besonders berichtet werden.

* Merkwürdig, daß bei Lamprecht sowenig wie bei Heyck des Ineinandergreifens der zwei großen europäischen Kriegssysteme im Jahre 1706 erschöpfend gedacht ist.

** Karl v. Landmann, Prinz Eugen v. Savoyen. Die Begründung der Großmachtstellung Österreich-Ungarns. Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Kampers, Merkle und Spahn. Abt. 4. München, Kirchheim 1906. 99 S. 103 Abb.

und militärische Welt schwieg bei der zweihundertsten Wiederkehr der Tage von Hochstädt und Turin. Ein Ausländer mußte uns eine Biographie unseres vaterländischen Helden bescheren. Besondere Erwartungen wird und will wohl auch das Büchlein Landmanns nicht erfüllen. Nach einer Einleitung über die Türkenkriege wird mit redlichem Eifer und verständiger Gewissenhaftigkeit alles Wesentliche aus Eugens Feldherrnlaufbahn zusammengestellt, die Bedeutung seiner Siege zutreffend eingeschätzt. Ist der „Türkentanz" von Zenta die rechte strategische Musterschlacht, auch am grünen Tisch nicht anders auszudenken, so bedeutet Hochstädt, deren Ruhm englischer Chauvinismus ebenso einseitig dem Herzog v. Marlborough wie die Ehre von Waterloo dem Herzog v. Wellington zuschieben will, die endgültige Sicherung der österreichischen Großmacht. Vielleicht hätte sich auch von Turin sagen lassen, daß in dieser vornehmlich doch österreichischen Schlacht dem Hause Savoyen der Weg zur Größe erschlossen wurde. Belgrad, so glänzend, ist doch nur die Vollendung von Zenta. Wie durch seine Siege der Savoyer der Schöpfer der österreichischen Großmacht wurde, ist vielleicht niemals so scharf betont worden. Die staatsmännische Tätigkeit des Prinzen, seine große Rolle in Staatsgeschäften aller Art, besonders in der äußeren Politik, ist freilich recht dürftig beschrieben; auch seine Teilnahme an den Kunst- und Wissenschaftsbestrebungen Österreichs ist zu wenig gewürdigt; kurz, die Universalität seines Wesens ist zu wenig geschätzt und endlich auch nicht genügend klargelegt, wie das Österreich Karls VI. eine Heimstätte von Experimenten blieb und — mit oder ohne Schuld Eugens? — eine wirklich zusammenfassende Staatsgewalt nicht zustande kam. Drei Jahre nach des Feldherrn Tode (1739) steht das Reich im Zeichen militärischer Dekadenz und traurig schreibt Karl VI.: „Dieses Jahr nimmt viele Jahre meines Lebens hinweg; aber an ihnen ist nur wenig gelegen. Gottes Wille geschehe." Und indessen war der Gegner um die Vorherrschaft in Deutschland herangewachsen.

Wir kehren zu Lamprecht zurück. Die Phasen des Emporwachsens von Brandenburg-Preußen sind mit frischer Anschaulichkeit geschildert. Die drei verbindungslosen Landgruppen — am Niederrhein, in der Mark, im Ostseelande (Ost-) Preußen —, über welche der große Kurfürst verfügte, hatten doch einen natürlichen Mittelpunkt: Berlin. Für Preußen wurde 1660 gegen Polen die Souveränität gewonnen, durch treue Soldatenhilfe am Rheine, in Ungarn und Italien dem Kaiserhause 1701 die Zustimmung zur Königswürde von Preußen abgerungen, im nordischen Kriege die vorpommerische Küste mit Stettin erworben (1720). Das sparsam-harte, aber überlegen ordnende Regiment des großen Kurfürsten fand würdige Nachfolge unter Friedrich Wilhelm I. Der Ausbildung des preußischen Militär- und Beamtenstaates durch diese beiden Männer gilt eines der besten Kapitel des Buches. Hannover und Wettin-Sachsen, auch Bayern treten davor zurück. So stehen gegen Mitte des 18. Jahrhunderts zwei Mächte in Deutschland einander gegenüber. Bildlich gesprochen: „Im Norden ein kurz und stämmig gebauter junger Mensch gleichsam in den angehenden Jahren voller Manneskraft, gut trainiert, in jeglichem auf äußerste Kraftentfaltung hin erzogen, dort im Süden ein hochgewachsener Mann jenseits vielleicht der besten Jahre, läßlich, mehr der Vergangenheit als der Zukunft zugewandt: das war der Eindruck."

König Friedrich II. wollte nicht mehr Vasall des Kaisers sein wie der Vater. Er war vielmehr, wie Kardinal Fleury es aussprach, „eitel bis zum höchsten Grade und glaubt sich den größten Kronen mindestens gleich". So geriet er in Kampf mit der Kaisermacht und die Waffen entschieden für ihn. Mit seiner Charakteristik beschließt sich Lamprechts Buch und erreicht darin seinen Höhepunkt: Kein kühl rechnender Spötter, sondern empfindungsreich und — im innersten religiös, ganz hingegeben an Tätigkeit und Pflicht, so erscheint der große Fürst der Aufklärung. Aber nicht viel minder fesselt den Geschichtschreiber die tapfere Schönheit seiner Gegnerin Maria Theresia. Hierbei hat ihm das letzte Werk des vor kurzem verewigten Hans v. Zwiedineck-Südenhorst* gute Hilfe gewährt. Zwiedineck hat von seiner Heldin die größte Meinung; „eine der anziehendsten Erscheinungen des Frauenlebens", steht sie ebenbürtig neben Karl V. in der Reihe der Herrscher ihres Geschlechtes. Recht plastisch ist dieses Lebensbild freilich nicht geworden; allerhand Erzählungen, aber keine Geschlossenheit des Eindruckes. Wenn der Verfasser sich der Größe des Preußenkönigs dabei mehr gefangen gibt, als man in einem seiner Feindin gewidmeten Buche erwarten würde, so braucht darum noch nicht der Vorwurf einer „unangenehmen Bevorzugung der einen Partei" erhoben zu werden; es ist nun an der Zeit, die Gleichgewichtskriege des 18. Jahrhunderts nicht mehr durch die schulpatriotische Brille anzusehen. Die Mitteilungen über Verfassungs- und Verwaltungsänderungen entbehren manchmal der wünschenswerten Klarheit. Am bemerkenswertesten erscheinen Zwiedinecks lebhafte und freimütige Ausführungen dort, wo er Kritik an der preußenfeindlichen Politik Österreichs übt; gerade dort,

* Hans v. Zwiedineck-Südenhorst, Maria Theresia. Monographien zur Weltgeschichte. Herausgegeben von E. Heyck. XXIII. Velhagen und Klasing. Bielefeld und Leipzig 1906, 112 S., 84 Abb., 2 Faksimiles.

wo man sie bisher bewundert habe, sei sie zu verurteilen. Die ganze Politik von Bartenstein über Kaunitz bis auf Thugut sei verfehlt; sie hat „die Kapitulation Deutschlands vor Frankreich und damit das Ende des alten Kaisertums zur unvermeidlichen Folge gehabt." Die Revanchepolitik von Kaunitz sei ein diplomatisches Kunststück, aber kein staatsmännisches Werk gewesen. Zwiedineck hätte noch die Autorität Friedrichs des Großen für sich anführen können, der 1788 sagte: „Solange wir zwei, das Haus Österreich und ich, uns wohl einverstehen, hat Deutschland von Kriegsunruhen wenig zu befahren." In der Tat ist nicht einzusehen, warum man ihm in seiner Auffassung gegenüber Arneth nicht sollte folgen können; wer anders hat schließlich den Gewinn aus dem Bruche zwischen beiden Mächten gezogen als Napoleon Bonaparte? Diese äußere Politik hat auch Maria Theresia mit zu verantworten. Um so höher leuchtet ihr Stern als Reformatorin und als Charakter. Wie das überaus schöne Porträt zu Eingang des Buches sie zeigt, strahlend in Schönheit und Güte, voll strenger Pflichttreue und Innigkeit des Wesens, lebt sie in unserem Gedächtnis; und der große Staat, der bei allem künstlichen Aufbau Sturm über Sturm überdauert, ist auf die Einrichtungen gegründet, die sie ihm gegeben hat. In diesem Sinne will ihr jüngster Biograph sie als die „Gründerin der Monarchie" preisen. „Wenn sie als die „große Kaiserin" bezeichnet wird, so denkt niemand daran, daß sie diesen Titel als die Gemahlin Franz I. von Lothringen-Toskana geführt hat, dessen Kaisertum ihr Werk war, man meint vielmehr eine Kaiserin jenes Österreich, das man aus den tatsächlichen Verhältnissen konstruiert, obwohl es staatsrechtlich damals noch nicht bestand. Dem alten Deutschen Reiche bedeutet sie wenig, dem neuen österreichischen Kaisertum die Verkörperung seiner ersten staatlichen Organisation."

Wir treten in das napoleonische Zeitalter ein, dessen Begebenheiten sich jetzt wieder ein erhöhtes Interesse der Fachwelt und der Laien zuwendet. In einem besonderen Berichte wird im Vereine mit anderen bedeutsamen Erscheinungen der Napoleonliteratur des nunmehr vollendeten dreibändigen Napoleonwerkes von August Fournier als des Hauptwerkes zu gedenken sein. Außerdem sind in Österreich besonders die militärwissenschaftlichen Kreise eifrig um die Geschichte dieser Zeit, vor allem des Jahres 1809 bemüht. Seit Jahren ist ihr der größte Teil der Aufsätze in den „Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchives" gewidmet. Sehr bemerkenswert erscheint in deren letztem Bande* die Studie Kerchnawes über die Verfolgung der französischen Armee nach der Schlacht bei Leipzig, die, wenn auch nicht nachdrücklich, so doch auch nicht lässig durchgeführt worden sei und die Auflösung des feindlichen Heeres immerhin gefördert habe. Von der zunächst volkstümlich gedachten Aufsatzfolge „Das Jahr 1809 in Einzeldarstellungen"* sind bisher sechs Aufsätze erschienen, darunter die „Schlacht bei Aspern" von Max v. Hoen, der auch den zweiten Teil des scharf kritischen, originellen und ergebnisreichen, leider unvollendet hinterlassenen Werkes von Binder v. Krieglstein über das Jahr 1809 („Aspern und Wagram")** herausgegeben und vollendet, einige scharfe Urteile gemäßigt und Irrtümer berichtigt hat. Wir haben auf diese Weise vielleicht die anschaulichste Schilderung der Schlacht bei Aspern erhalten, die wir besitzen. Sie erscheint hier als ein Akt „beispielloser Dreistigkeit" Napoleons, der „politisch wie militärisch nicht maßzuhalten verstand" und im Zusammenwirken von Heer und Feldherr „als eine der glänzendsten Erinnerungen in der Geschichte Österreichs und Habsburgs". Die Schlacht bei Wagram hat dann Hoen selbst, weniger farbenfrisch, aber auch gelassener prüfend, dargestellt.

Wir stehen im 19. Jahrhundert. Für die Zeit des „Vormärz" ist der erste Band eines umfangreichen Werkes über Metternich von Ferdinand v. Strobl erschienen. Wie sehr dieses Werk die Erwartungen aller jener enttäuschte, die hofften, es würde sich jetzt endlich eine empfindliche Lücke in der österreichischen Geschichte schließen, ist in diesen Blättern von berufener Seite schon hervorgehoben worden.*** Auch die Geschichte des Revolutionsjahres 1848/49 harrt noch einer abschließenden Bearbeitung. Uns Nachlebenden ist für diese Bewegung, die so verheißungsreich begann und so trostlos sich beschloß, der Maßstab gerechter Würdigung entfallen; wir urteilen gerne gering von ihrem unfruchtbaren Doktrinarismus, ihren politischen Kartenhäusern. Aber was alles damals an edlem sittlichen Willen und echtem Heldenmut dargebracht wurde, mag man wieder einmal aus den entzückenden „Lebenserinnerungen" des großen Deutschamerikaners Karl Schurz entnehmen.† Die Sorge des nunmehr Verewigten, es möchte die Breite seiner doch vor allem selbstbiographischen Erzählung den Leser ermüden, ist eitel. Man verfolgt den Roman dieses Erlebens mit stets wachsender Teilnahme. Der Erzähler

* Mitt. des k. u. k. Kriegsarchives. 3. Folge. IV. Band. Wien, Seidel 1906. 516 S.

* Verlegt von C. W. Stern (L. Rosner), Wien, 1905—1907.

** † K. Frhr. Binder v. Krieglstein und M. R. v. Hoen, Die Kriege Napoleons gegen Österreich 1809. II. Band, Aspern und Wagram. Berlin, Vossische Buchhandlung, 1906. XXII und 468 S.

*** „Österr. Rundschau" VIII, 264.

† Karl Schurz, Lebenserinnerungen. Bis zum Jahre 1852. Berlin, G. Reimer, 1906. 416 S.

ist am 2. März 1829 geboren; er plaudert anmutig von seiner Jugend, seinen Eltern, den Spielen des Knaben, der Lektüre des Schülers und Studenten, von Robinson Krusoe, dem „herrlichsten aller Jugendbücher", und — der Messiade, die er als Schulknabe redlich bis ans Ende gelesen, von der „unbeschreiblichen Schwelgerei" in Heines Buch der Lieder und dem Nibelungenliede, „nicht in der Eleganz der Darstellung, wohl aber in seinem dramatischen Aufbau dem großartigsten, gewaltigsten Heldengedicht, das irgendeine Literatur aufzuweisen hat"; von seinem Interesse für dramatische Kunst, mit dem Kindertheater beginnend und in der Bewunderung der Rachel sich vollendend; von dem Verhältnisse, das er, konfessionellen Überzeugungen sich entringend, zu den religiösen Dingen suchte und gewann. Zwischendurch Reflexionen, mild und klar; in unseren Tagen der Feindseligkeit gegen das humanistische Gymnasium mögen seine Worte über den Herzenswert der klassischen Bildung nicht ungehört verhallen. Dann kommt das Jahr 1848. Der junge Student tritt in die Reihen der Revolutionäre. Die „Periode stupider Reaktion, von Ministerkonferenzen zur Vereinbarung despotischer Maßregeln, von grausamen Demagogenverfolgungen, barbarischen Preßknebeleien, brutaler Polizeiwillkür" wird durch das „Erweckungsjahr" beschlossen. Wir vernehmen eine Geschichte der Berliner Märzbewegung von ausgesprochen nichtkonservativer Färbung. Dazu eine selten treffende Kennzeichnung Friedrich Wilhelms IV.: „Er hatte Einfälle, aber keine Überzeugungen; Launen, aber keine echte Willenskraft; Witz, aber keine Weisheit". Natürlich, daß Schurz für das Jahr eintritt, in welchem man den „respektierte, der bereit war, sich für eine große und gute Idee totschlagen zu lassen". Nirgends kommt solcher Opfermut ergreifender zum Ausdruck als in der erschütternden Erzählung des Prozesses gegen Gottfried Kinkel. Mit seiner Befreiung durch Schurz endet dessen aktive Anteilnahme an den Ereignissen. Wie mancher Romancier aber möchte dem Erzähler neiden, was er darüber einmal in humorvollem Behagen und dann wieder in atemloser Spannung, schlicht und begeisternd, vorzutragen weiß! Mit Interesse hört man von den Wiener Akademikern, die auf dem Studentenkongreß in Eisenach alle Herzen gewannen, von Schurz' Begegnung mit berühmten Zeitgenossen und seinem Urteile über sie. Im Sommer 1848 hörte er Karl Marx sprechen: „Was er sagte, war gehaltreich, logisch und klar. Aber niemals habe ich einen Menschen gesehen von so verletzender, unerträglicher Arroganz des Auftretens." Ein Jahr später kam er in der Schweiz öfter mit Richard Wagner zusammen. „Er galt als ein äußerst anmaßender, herrischer Geselle, mit dem niemand umgehen könne und der seine Gattin sehr schnöde behandelte. Wer uns damals seine großartige Laufbahn prophezeit hätte, würde wenig Glauben gefunden haben." Von besonderem Interesse ist Schurz' Bemerkung über die drei größten „Konversationalisten", die ihm im Leben begegnet seien: Mazzini, der amerikanische Schriftsteller Holmes, Bismarck. „Von diesen war Holmes der geistreichste im Sinn des bel esprit, Bismarck der imposanteste und unterhaltendste zugleich durch Witz, Sarkasmus, Anekdoten und Erzählungen geschichtlichen Interesses, mit hinreißender Lebendigkeit vorgetragen, und blitzartigen Beleuchtungen von Menschen und Verhältnissen. Aber aus Mazzini sprach eine solche Tiefe und Wärme der Überzeugung, ein solcher Enthusiasmus des Glaubens, daß besonders das jugendliche Gemüt dem Zauber dieser Persönlichkeit schwer widerstehen konnte." Schon seit Herbst 1848 flüchtig, weilte Schurz seit 1849 mit Kinkel in England. Im Juli 1852 vermählt, wandte er sich, da ihm die Heimat verschlossen blieb, nach Amerika. An einem „sonnigen Septembermorgen" begrüßte er und seine junge Frau „mit dem heiteren Mut junger Herzen die neue Welt". Man hat nach den genußreichen Stunden dieser Lektüre nur einen Wunsch: Möchte Karl Schurz uns nur noch recht viel über sein großes und reiches Leben mitzuteilen haben!

Es erübrigt noch, nach diesen „Lebenserinnerungen" anderer zu gedenken, die ungleich ihnen eine ganze Welt in Aufruhr gebracht haben: die „Denkwürdigkeiten" des Fürsten Chlodwig Hohenlohe. Keine Frage ist im Zusammenhang mit dieser Publikation eifriger erörtert worden als jene nach Tunlichkeit oder Zulässigkeit derartiger Herausgaben, die das politische Getriebe der Gegenwart noch ernsthaft verwirren können. Über dieser und der sachlichen Hauptfrage nach der Politik der Spätjahre Bismarcks und dessen Ausscheiden aus seinen Staatsämtern ist außer acht geblieben, daß hier auch noch beachtenswertes historisches Material für frühere Zeiten niedergelegt sei. Eine nicht auf Empfinden und Bedürfnis des Tages gestimmte Beurteilung wird noch danach zu fragen haben und soll einem besonderen Aufsatze vorbehalten bleiben. Dr. H. Kretschmayr.

Feuilleton.

Der „Fall Mahler".

Gustav Mahler bringt immer Aufregung unter die Leute. Als Komponist ärgert er sie und es gibt Mahlerianer vornehmlich deswegen, weil sich die Anti-Mahlerianer gar so empören. Doch daß er komponiert, kann man glücklicherweise nicht verhindern. Was immer man auch von dem Komponisten Mahler halten mag, jeder wird es als sonderbar empfinden, wenn seine Werke just in der Stadt am spätesten aufgeführt werden, in der er lebt und wirkt. Immerhin, der Streit um Mahler als Komponisten bleibt auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis beschränkt und bei aller Liebe und bei aller Feindschaft gäbe es da noch keinen „Fall Mahler". Doch es gibt einen, soweit Mahler Direktor der Wiener Hofoper ist. Man sagt, er sei es kaum mehr dem Herzen, beinahe schon nicht mehr dem Scheine nach. Beweis: er nimmt während der stärksten Saison einen vierzehntägigen Urlaub und dirigiert in fremden Städten seine Symphonien. Man sollte es nicht für möglich halten, daß solche Vorwürfe erhoben werden können. Mahler ist nichts weniger als ein Reisedirigent und er fährt viel weniger herum als Mottl oder Richard Strauß oder Nikisch oder Weingartner, die alle an der Leitung einer großen Opernbühne tätig sind. Doch die Angriffe, berechtigte und unberechtigte, die dem Gedenktag der zehnjährigen Tätigkeit Mahlers als Hofoperndirektor präludieren, haben überhaupt das Gefährliche und Wirkungsvolle an sich, daß sie aus Persönlichem Sachliches entwickeln.

Nichts geht dem Wiener so nahe als Geschichten über seine „Lieblinge". Hat das Wiener Publikum noch immer „Lieblinge" in der Hofoper? Ei jawohl! Der Vorrang gebührt den Tenoren und Wien erfreut sich da eines Slezak-Bundes und einer Schmedes-Vereinigung, die jedesmal beim Auftreten dieser Künstler sich mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit in Erscheinung bringen. Unter den Damen wird es wohl am ehesten Fräulein Kurz sein, die durch das Erscheinen ihres Namens auf dem Theaterzettel lebhafteren Begehr nach Einlaßkarten weckt. Zieht nicht die Mildenburg die Leute in Scharen ins Haus? Es steht zu hoffen. Doch bei diesem Namen scheidet sich die neue Zeit von der alten, das Verhältnis des Publikums zur Hofoper und ihren Künstlern hat eine Wandlung erfahren. Früher ging man in die Hofoper, um sich an dem Wohllaut dieser oder jener schönen Stimme satt zu hören; es war der sinnliche Reiz der üppigen Stimme, der lockte und Wohlbehagen schuf. Jetzt aber verlangt man ein Gleichmaß der künstlerischen Leistung, die sich über das rein Stimmliche hinaus erstrecken muß, um die Gemüter in Bewegung zu setzen und zu befriedigen. Noch immer — glücklicherweise — dünkt uns für einen Sänger und eine Sängerin die Stimme das erste Erfordernis, doch es hat damit nicht mehr sein Bewenden. Als Fräulein v. Mildenburg nach Wien kam, brachte sie eine große, machtvolle Stimme mit. Sehr bald lernte man schätzen, was sie Höheres und Besseres besitzt, ihre ungewöhnliche Gestaltungskraft, ihr außerordentliches dramatisches Temperament. Und jetzt nimmt man es ruhig in den Kauf, wenn sie an diesem oder jenem Abend stimmliche Ermüdung zeigt, wenn der Glanz ihres Organes an einzelnen Stellen ermattet oder gar versiegt. Es wäre falsche Heuchelei, dies leugnen zu wollen. Endlich haben wir es doch so weit gebracht, die Gesamtleistung und nicht etwa ein Detail als ausschlaggebend zu betrachten. Beim Bühnenkünstler natürlich; der Direktor aber ......

Bleiben wir bei den Künstlern. Auch Frau Gutheil-Schoder gehört jetzt zu den Lieblingen des Wiener Publikums wie vorher zu denen anderer Städte, in denen sie wirkte. Ihre Stimme entbehrt wahrhaftig des sinnlichen Glanzes; aber sie singt mit vollendeter Kunst und spielt ganz meisterlich. Vor fünfundzwanzig Jahren, als sich Wagners musikdramatische Prinzipien noch nicht so durchgerungen hatten wie jetzt, wo man sie mit der musikalischen Luft gleichsam schon einatmet, wäre solch eine Künstlerin kaum im Vordertreffen der Beschäftigung und der Beliebtheit gestanden. Die neuen Forderungen, die jetzt an die Oper, an Werk und Aufführung gestellt werden, gehen in der einen Richtung über das Wagnerische Musikdrama hinaus; wir lassen uns nicht mehr die italienische Oper ohne szenische und dramatische Belebung gefallen. Im „Maskenball", der eine Ausstellung der schönsten Stimmen unserer Hofoper bietet, wird trotz aller stürmischen Anerkennung doch auch der Mangel alles szenischen Fortschrittes übel vermerkt; es geht also wohl doch nicht mehr an, sich auf die gute alte Zeit zu berufen, die mit den schönen Stimmen allein ihr reichliches Auslangen gefunden hatte. Auch nach einer zweiten Richtung sind wir in der Auffassung und Beurteilung weiter gekommen. Herr Weidemann besitzt eine so edle Barytonstimme wie nur irgendeiner; gleichwohl, wenn man auf eine seiner Prachtgestalten Lob und Preis häuft, denkt man wahrlich nicht in erster Reihe an sein Organ.

Neue Auffassung, neue Wirkung, neue Kräfte — wer da Mahler vorwirft, daß er solche

Kräfte gewonnen, trägt nur Bausteine seines Ruhmes herbei. Indes, weiß man überhaupt noch, daß neun Zehntel des Solistenpersonals durch Mahler berufen worden sind? Gewiß, man braucht sich nicht jedes Engagements zu freuen, es sind Mißgriffe und Fehler unterlaufen. Immerhin, die meisten dieser sind noch rascher gelöst worden, als sie zustande kamen, und mag auch manches Experiment mißglückt sein, doch schien es fast immer der Mühe wert, einen Versuch zu wagen. Aber all die Affären, mit denen man in den letzten Jahren die Öffentlichkeit behelligt hat, wären sie nicht unmöglich, wenn man sich vor Augen hielte, daß Direktor Mahler selbst die Künstler für die Hofoper gewonnen, gefördert und gegen alle Einflüsse gehalten und gestützt hat? Man kann ruhig die Namen nennen, um die es sich handelt; denn wer weiß, ob es überhaupt diese Affären zwischen den Beteiligten wirklich gab, ob sie nicht ausschließlich dem unausrottbaren Theaterklatsch zu danken sind? Fräulein Kurz fühlte sich gekränkt. Das kommt vor und kein Mensch regt sich anderswo sonderlich auf. Was haben wir aber da nicht alles an Aufregung in den Theaternotizen, mit denen alle Blätter überschwemmt wurden? Die große Koloratursängerin, die größte Koloratursängerin — niemand wollte mehr wissen, daß Fräulein Kurz erst von Mahler ins Koloraturfach gedrängt worden ist. Mehr als das. Als Fräulein Kurz in Wien das erstemal auftrat, ohne Gastspiel, da gab es einen großen Erfolg, aber noch größeres Gemurre an allen Herden, an denen der Theatertratsch ausgekocht wird, weil man die Dame in aller Heimlichkeit engagiert habe, ohne die Beteiligten zu fragen, nämlich Publikum, Presse und vor allem die Kolleginnen. Und war es nicht im Falle Demuth dasselbe? Überhaupt in allen solchen „Fällen" — ist es nicht sonderbar, daß es just in Wien solche Fälle gibt, jeden Tag, und wahrlich nicht erst seit der Ära Mahler?

An einem großen Beispiel, das dem Herzen des ganzen musikalischen Wiens nahegeht, läßt es sich erweisen, daß es von jeher zwischen Künstlern und ihrem Leiter Mißhelligkeiten gab. Die Philharmoniker bewundern vielleicht Gustav Mahler sehr, aber sie lieben ihn nicht. Man soll sich um diese Tatsache weder feige herumdrücken noch sie mit hämischer Schadenfreude bewitzeln; man muß sie hinnehmen und zu begreifen versuchen. Es ist mehr als das gute Recht der Philharmoniker, ihrem Direktor Gefühle nach ihrer eigenen Wahl entgegenzubringen. Es entbehrt nicht der inneren Berechtigung, wenn ihnen ein Zusammenarbeiten mit Mahler in ihren eigenen Konzerten unersprießlich schien. Hier, wo sie ihre eigenen Herren sind, wo der Dirigent von ihnen engagiert ist, können sie verlangen, daß nicht ein Übermaß an Nervosität, und flösse es auch aus den reinsten und edelsten künstlerischen Absichten, ihre eigene Nervosität, die doch allen Künstlern, nicht nur dem Dirigenten, zu eigen ist, fortwährend reize und Mißstimmungen und Konflikte schaffe. Doch diese Unstimmigkeiten zwischen Dirigenten und Orchestermitgliedern sind nicht von heute und nicht erst unter Mahler entstanden. Hans Richter vertrug sich mit Mahler nicht. Gut. Vielleicht war auch alles Recht auf seiner Seite. Aber sicherlich auch nicht alles Unrecht, als er mit den Philharmonikern in Fehde geriet. Das eine und das andere ließe sich kaum entscheiden, selbst wenn man bis in die kleinste Einzelheit aller Vorgänge eingeweiht wäre. Doch wozu auch? Selbst dem Fernerstehenden ist es klar, daß immer beide Teile Recht und Unrecht zu tragen haben, auf das Maß kommt es wirklich nicht so sehr an. Für ihre Konzerte haben die Philharmoniker andere Dirigenten gewählt, über deren Tätigkeit in diesem Zusammenhang nicht weiter gesprochen werden soll. Sie entsprechen offenbar den Wünschen der Philharmoniker, wenn auch das künstlerische, wohl auch das finanzielle Ergebnis Wünsche dieser Art nicht ganz erfüllt. Die Philharmoniker bilden gleichzeitig den Grundstock des Hofopernorchesters und da müssen die gegenseitigen Empfindungen und Empfindlichkeiten dem höheren künstlerischen Zweck nachgesetzt werden. Man muß sagen, daß dies beide Teile in redlichster Pflichterfüllung leisten; was das Orchester unter Mahlers Leitung zustande bringt, ist des höchsten Lobes wert. Doch es mehren sich die Stimmen, die von einem Nachlassen der Klangfreudigkeit und feinen Farbenmischung im Orchester der Hofoper zu melden wissen. Das greift an den Nerv unseres Musiklebens, denn trotz aller Nachbarschaft des Konzertvereinsorchesters, das bedrohlich heraufrückt und in vielen Punkten mit seinen symphonischen Veranstaltungen die Konzerte der Philharmoniker schon geschlagen hat, bleibt das Hofopernorchester noch immer das erste Wiens, ja vielleicht der musikalischen Welt überhaupt. Es ist eine Bitternis, doch man kann sich nicht die Ohren verstopfen: ja, dieses unvergleichliche Orchester beginnt leise Züge des Nachlassens aufzuweisen. Im Konzert — das scheidet für diese Betrachtung aus. Doch auch in der Hofoper. Niemals unter Mahler — aber unter seinen Stellvertretern. Das ist der wundeste Punkt Mahlerischer Direktionsführung, einer jener Fälle, wo aus seinen Tugenden ebenso starke Fehler fließen.

Das Gerede von der Unverträglichkeit Mahlers darf keinen ernsten Menschen kümmern. Die menschlichen Eigenschaften des Direktors sind ganz gleichgültig, und lieber einen unangenehmen Mitbürger mehr als einen großen

Künstler weniger. Vermutlich oder sicherlich duldet Mahler keinen zweiten Gott neben sich. Ein anderer Gott würde umgekehrt auch den Direktor Mahler nicht neben sich vertragen. Das ist so selbstverständlich und menschlich durchaus begreiflich, daß es wundernehmen müßte, wäre es anders. Wer die ungeheure künstlerische Arbeit, die Mahler selbst nach dem Urteil seiner schroffsten Gegner zumindest geleistet hat, zu schätzen weiß, wird sich auch mit dieser Tatsache abzufinden wissen. Doch alle Arbeit kann der Direktor eines so großen Instituts nicht allein verrichten, er ist auf Mitarbeit angewiesen, vor allem auf die der anderen Dirigenten. Man scheut davor zurück, andere Namen und Personen in diese Betrachtung hereinzuziehen; indes wenn man Mahler einer Prüfung auf Herz und Nieren unterzieht und er es sich gefallen lassen muß, darf man auch vor den anderen nicht Halt machen. Mahlers erster Stellvertreter als Dirigent ist Herr Franz Schalk. Ein Mann von Meriten, unstreitig. Daß er imstande ist, wertvolle musikalische Arbeit zu leisten, zeigt er in den Gesellschaftskonzerten, die er aus drohender Versumpfung wieder emporgerissen. In der Hofoper ist er ein tüchtiger, vielgewandter Dirigent, von großer Praxis und ungeheurer Routine. Er dirigiert einfach alles, doch sehr weniges, wo man persönliche Vorliebe, stärkeres Heraustreten aus der üblichen Geschicklichkeit verspüren könnte. Ist es seine Schuld? Sicherlich nicht allein, zumindest sprechen starke Gründe dagegen. Herr Schalk übernimmt eine vom Direktor bis in die kleinste Einzelheit genau festgelegte Vorstellung oft nach der zweiten, dritten Aufführung. Er hat andere Tempi, andere Vortragsnuancen — das Orchester wird nervös, verstimmt und schließlich bildet sich eine Art gegenseitiger Duldung auf der Basis der allgemeinen Verdrossenheit heraus. Beim Dirigenten heißt sie dann Gleichgültigkeit, beim Orchester Schlamperei. In den Fällen, wo der Direktor es einem andern Dirigenten überläßt, Neuinszenierungen oder Novitäten einzustudieren und zu leiten, vermag man nicht die Grenzen festzustellen, wo Lob oder Tadel nicht mehr dem gilt, der gerade am Dirigentenpult sitzt, sondern dem Direktor, der von seinem Recht der Oberleitung ausgiebigen Gebrauch macht. Nicht nur nach seiner formalen, sondern auch nach seiner sachlichen Berechtigung. Doch auf diese Weise muß es schließlich zu unerträglichen Verhältnissen kommen und das Persönliche schlägt in das Sachliche um. Wie die Dirigenten zum Direktor stehen, wird nicht mehr gleichgültig, unter gespannten Beziehungen müssen auch die künstlerischen Leistungen der Hofoper leiden. Nicht anders, keinesfalls besser steht es um den zweiten Dirigenten, Herrn Bruno Walter. Das ist ein Mann, der als Musiker die größte Wertschätzung verdient, die Ehrlichkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Kunstbetätigung nimmt selbst dort für ihn ein, wo man zwischen den edlen Absichten und den Ergebnissen seiner Kunst ein Mißverhältnis zu finden glaubt. Nur gerade als Dirigent vermag Herr Walter am wenigsten Befriedigung zu wecken, nimmt man ganz seltene Fälle aus. An Nervosität wird er Mahler kaum etwas nachgeben; doch während dieser im entscheidenden Augenblick der Aufführung sein eigener Herr und der des Orchesters wird, verliert Walter in der Aufregung des Feuers die Gewalt über sich und andere. Nun gar der dritte Dirigent, Herr Spetrino! Leute, welche die Ehre haben, ihn persönlich näher zu kennen, versichern, daß er ein ganz famoser Musiker sei. Das wird schon seine Richtigkeit haben, nur kommt dieser Umstand gerade dort nicht in Betracht, wo Herr Spetrino in Beziehungen zur größeren Öffentlichkeit tritt, nämlich in seiner Tätigkeit als Dirigent der Hofoper. Unter seinen Händen verlieren die Vorstellungen Leben und Glanz. Das Publikum langweilt sich, Sänger und Orchestermitglieder nicht minder. Bei Aufführungen wie die der „Aida" macht schließlich jeder, was er will, und das Publikum ist noch immer so höflich, sich nicht an dem allgemeinen Unfug zu beteiligen; es hält sich davon ferne, manchmal schon im wörtlichsten Sinne des Wortes.

Auf solche Mithilfe ist Direktor Mahler angewiesen. Daß sie nicht immer ausreicht, dafür trägt er selber den größeren Teil der Verantwortung und daran auch den größeren Teil der Schuld. Es ist ihm ebensowenig wie irgendeinem andern Manne gegönnt, alle Arbeit ganz allein zu verrichten, und was er hier eigenmächtig vorenthält, muß er anderswo unfreiwillig wieder hergeben. Mahler kann unmöglich hinter allen Dingen her sein und in hundert und aber hundert Fällen muß er sich auf andere verlassen. Er kann nicht in der ganzen Welt herumfahren und Umschau halten, woher sich erfreulicher Nachwuchs für die Hofoper gewinnen ließe. Also nimmt er Vorschläge entgegen und läßt auf Grund fremder Beurteilung Gastspiele und Engagements zustande kommen, die besser unterblieben. Man soll aber nicht vergessen, daß der Vorwurf der zahllosen Gastspiele und Probeengagements nur in sehr engen Grenzen seine Berechtigung hat. Vor allem hat ein Institut vom Range der Hofoper einfach die Pflicht, junge Talente zu gewinnen und nicht zu warten, bis sie durch den Dienst an Provinzbühnen geschädigt sind. Die eine Tatsache, daß ein Künstler vom Range unseres vortrefflichen Bassisten Herrn Mayr an und in der Hofoper herangebildet wurde, spricht mehr für das System als einzelne Mißgriffe dagegen. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Herr Mayr bei seinen

ersten Versuchen recht wenig gefiel, daß sein Engagement ebenso bespöttelt wurde, wie so manches andere auch. Direktor Mahler hielt ihn nicht nur, er förderte ihn — heute ist der Künstler ein „Liebling" des Publikums.

Doch die vielen Gastspiele haben sich in der Tat zu einem Mißstande herausgebildet. Einmal durch ihre Häufigkeit. Es ist natürlich nicht wahr, daß das ständige Ensemble der Hofoper nicht einmal mehr zu den Repertoireopern ausreicht. Was gäbe es für ein Wehegeschrei in Wien, wenn unsere Hofoper einmal für die „Zauberflöte" nicht weniger als vier Gäste in den Hauptpartien nötig hätte, wie es nach Blätterberichten in der Berliner Hofoper am 22. Jänner der Fall war! Die Häufigkeit der Gastspiele läßt sich in Wien nicht wegleugnen. Doch ist ihre Zahl gefallen, seitdem der Unfug, dem Publikum für sein teures Geld unter Umständen eine sogenannte Ersatzvorstellung aufzunötigen, endlich aufgehört hat. Es bleibt ein Verdienst Mahlers, daß er mit eiserner Energie das einmal festgesetzte Repertoire aufrechtzuerhalten und den Skandal einer Ersatzvorstellung nach Möglichkeit zu vermeiden suchte. Hier stößt man auf jene Grenzen, die der angeblich grenzenlosen Machtfülle des Direktors gesetzt sind, just dort, wo man sie schrankenlos wünschen möchte. Mahler ist eben nur artistischer, nicht auch administrativer Direktor. Leider! Zum zweiten verdrießen die Gastspiele, auch manche Engagements, wegen der hilflosen Anfängerschaft, die sich hier mitunter offenbart. Es ist ein richtiges Prinzip, junge Künstler in der Hofoper selbst heranreifen zu lassen. Nur muß auch für ihre Ausbildung gesorgt werden. Das geschieht aber in sehr unzulänglicher Weise. Wer gerade das Glück hat, den Direktor selber zu interessieren, kommt künstlerisch vorwärts. Es ist eine technische Unmöglichkeit, daß alle Anfänger so glücklich sind; die werden eben ihrem Schicksale überlassen. Treten sie auf, so geben sie zu recht begründeten Ausstellungen Anlaß, läßt man sie unbeschäftigt, verschärfen sie die Klagen über die ziellose Engagementwirtschaft. Die Direktionsführung Mahlers leidet in dieser Hinsicht an zwei schweren Mängeln, die sich bei einigem guten Willen wohl beheben ließen. Vor allem fehlt ein Regisseur. Die Verdienste des Herrn Stoll sollen nicht geschmälert werden, aber seine schätzbare Arbeitskraft reicht allein nicht aus. Könnte man ihn irgendwie entlasten, so würde er sich vor allem dadurch nützlich machen, daß er Anfängern auch über ihr allererstes Auftreten hinaus hilfreich beisteht. Der Regisseur fehlt auch bei den Aufführungen, die nicht den Reiz der Neuheit haben. Ihrer Verwahrlosung könnte nur gesteuert werden, wenn es jemanden gäbe, der für die Vorstellung verantwortlich gemacht werden könnte, und das ist in den seltensten Fällen der Dirigent. Selbst für Neueinstudierungen wäre ein stärkeres Hervortreten der Regie zu wünschen. Mahler ist ein ganz außerordentlicher Regisseur, da er aber alles allein überschauen will, übersieht er manches. Zweitens fehlt noch immer ein Kapellmeister, der Mahler so entlasten könnte, daß der sich immer neuen Aufgaben zuwenden dürfte. Damit es nicht zu den besprochenen Unstimmigkeiten komme, müßte der neue Dirigent bei aller Befähigung sich doch als Gehilfe im besten Sinne des Wortes fühlen. Warum sollte es nicht auch Mahler-Schüler geben und warum sollte eine hervorragende Begabung nicht von Mahler lernen wollen? Eine gute Kopie wäre noch immer besser als ein minderwertiges Original. Zu dem Manne seines Vertrauens und seiner Wahl müßte freilich Mahler auch das Zutrauen haben, daß hier auch ein Schritt der Selbständigkeit gewagt werden dürfe.

Dann würden auch die Klagen über die Verarmung des Repertoires jeden Schein der Berechtigung verlieren, der ihnen jetzt unleugbar anhaftet. Mahler hat alles getan, um das jammervolle Repertoire, das in den letzten Jahren Jahnscher Direktionsführung Gegenstand allgemeiner Klage bildete, zu heben und zu bereichern, und die ersten Jahre Mahler bedeuten in dieser Hinsicht Triumph über Triumph! Nun hat sich wieder das Triumphgeschrei in zornige Wehklage verwandelt. Nicht einmal die Neueinstudierungen Mahlers will man recht gelten lassen. Denn wenn er nicht selber mehr dirigiert, geht es drunter und drüber. Das erbittert so gegen ihn, daß nicht einmal mehr seine eigenen Leistungen als Wiederhersteller alter vernachlässigter Opern ganz gewürdigt werden. Kommt nun gar solch eine Neuinszenierung wie die des „Don Giovanni", so ist des Tadels kein Ende. Wer so vieles wagt und versucht, wie Mahler gerade in dieser Oper, muß gefaßt sein, lebhaften Widerspruch, der aus ehrlicher Überzeugung kommt, zu finden. Aber er darf auch verlangen, daß die unendliche Mühe und hingebende künstlerische Arbeit anerkannt werde, die in solch einer Leistung steckt. Man kann zweierlei Meinung sein, ob die Rollerschen Türme die Lösung des szenischen Problems bedeuten, man kann schwanken, ob man bei Mozarts großer Empfindlichkeit für Tonalität eine Sängerin wünschen soll, die als Donna Anna ihre Partie in den Originaltonarten zu singen vermag, oder die dramatische Ausdrucksfähigkeit der Mildenburg vorziehen soll, aber man darf nicht achtlos und gleichgültig an dem großen Künstlertum vorbeigehen, das auch aus dem Verfehlten dieser Aufführung spricht. Immer stärker wird das

Jammern über die unglücklichen Novitäten in der Hofoper. In Musikdingen ist man nämlich furchtbar empfindlich und anspruchsvoll. Alle Tage müßte ein neuer Beethoven oder ein Richard Wagner oder ein Mozart geboren werden, um vor dem gestrengen Publikum bestehen zu können. Ist man etwa auch in Literardingen so empfindlich? Ganz Wien lacht beifällig zu der anwidernden Geistlosigkeit, die sich als „Husarenfieber“ im Spielplan des Burgtheaters breitmacht, aber in der Hofoper empört man sich über die Harmlosigkeit des „Flautosolo“, die doch wenigstens künstlerische Spuren an sich trägt. Niemand wird fordern, daß die Direktion sich etwa ihre Opern selbst komponiere, damit es endlich bessere Opern gebe — Mahlers Beliebtheit als Komponist steht augenblicklich noch unter der als Direktor. Im Ernste gesprochen, Mahler hat auch den Mut besessen, jungen Komponisten die Möglichkeit zu geben, ihre Werke zu hören, und er greift nach jeder Novität, die nach irgendeiner Richtung Interesse oder Erfolg wecken könnte. Damit hat es gerade heuer bedenklich gehapert, doch selbst die ranzige Sentimentalität und blutlose Theatralik des „Polnischen Juden“ steht noch über dem „Chevalier d'Harmenthal“, der aus Jahns letzter Zeit dem unfähigen Direktor Mahler entgegen, gehalten wird.

Und die eine Novität, die Freunde und Gegner einmütig wünschen, Richard Strauß' „Salome“ können wir überhaupt nicht bekommen. Hier hat Mahlers Macht abermals ihre Grenze — der artistische Direktor ist selbst in künstlerischen Dingen nicht frei und ungehemmt. Mahler mag ein Tyrann sein, ein eigenwilliger Mensch. Doch nichts ist schlimmer, als diesen Überschuß an Energie gerade dort zu unterbinden, wo er künstlerischen Zwecken nutzbar gemacht werden könnte. Das drängt ihn auf das Gebiet des Persönlichen ab, wo er verstimmend bis zum Unheil wirken kann, oder aber, es verleidet dem Künstler jede Lust an seiner Tätigkeit. Wenn es wahr ist, daß Mahler es endlich satt bekommen hat, sich wegen jeder Kleinigkeit, wegen eines Balletts von unbeschreiblicher und unfaßbarer Albernheit, ebenso wie wegen eines die eigene Bedeutung ein wenig überschätzenden Bühnenmitgliedes oder selbst wegen administrativer Ungeschicklichkeiten herumzuschlagen, wen nimmt das ernstlich wunder? Jetzt wirft man ihm auch finanziellen Mißerfolg vor. Wer die Verantwortung zu tragen hat, soll auch die Machtvollkommenheit erhalten. Macht man den Direktor künstlerisch von den Kassarapporten abhängig, so überlasse man ihm auch die administrative Führung. Die Leute, heißt es, gehen nicht mehr in die Oper, es gibt im Zuschauerraume immer große Lücken. Ja, hat denn der artistische Direktor die unsinnige Verteuerung der Sitzplätze verfügt? Die Administration kümmert ihn nichts. Mögen die Herren jetzt die Verantwortung tragen, die diese Verfügung getroffen haben.

Sein Bestes hat Gustav Mahler für die Hofoper hingegeben. Ist es wahrscheinlich, daß er sich aus Laune oder schlimmeren Gründen von dem Werke abwendet, das er zum Teile selbst geschaffen hat? Mahlers Amtsführung gibt zu Ausstellungen Anlaß, doch ebensoviel zu herzlicher und dankbarer Anerkennung. Daß sich die Verhältnisse zugespitzt haben, daß man für beide Teile, für das Institut und seinen Direktor, ernste Besorgnisse hegen muß, kann nicht geleugnet werden. Doch es will scheinen, als ob beiden durch einander besser geholfen werden könnte, als dem einen Teile ohne den andern oder gar gegen ihn. Dr. D. J. Bach.

Rundschau.

28. Dezember. Eröffnung der Landtage von Böhmen und Mähren. — Die Landtage von Schlesien, Steiermark und Kärnten werden nach Annahme eines Budgetprovisoriums vertagt. — Das Reichsgesetzblatt publiziert die Verordnung des Handelsministeriums, womit eine neue Posttaxordnung erlassen wird. — Der Minister des Äußern Tittoni erklärt im italienischen Senat, Italien verfolge, was die Orientpolitik betreffe, im Einvernehmen mit Österreich-Ungarn eine uneigennützige Politik, die die Unversehrtheit des türkischen Reiches verteidige.

29. Der niederösterreichische Landtag beschließt ein Wahlpflichtgesetz. — Die Landtage von Oberösterreich, Salzburg, Vorarlberg und Mähren werden vertagt.

30. Parteitag der tschechischen Agrarier in Prag.

31. Die tschechische Kurie des mährischen Landtages richtet an die slowakischen Abgeordneten im ungarischen Reichstag eine Sympathiekundgebung und übersendet ihnen 1200 K als Ergebnis einer unter den tschechischen Landtagsabgeordneten eingeleiteten Sammlung. — Der böhmische Landtag genehmigt das Budgetprovisorium und wird hierauf vertagt. — Herrenhausmitglied Albert v. Lanna schenkt dem Kunstgewerbemuseum der Prager Handelskammer seine weltberühmte Sammlung von Glaskunstgegenständen. — Der serbische Gesandte in Wien Dr. Vuić überreicht dem Kaiser sein Abberufungsschreiben.

1. Januar 1907. Die Nordbahn wird verstaatlicht. — Der ungarische Handelsminister Franz Kossuth betont in seiner Neujahrsrede, daß die gegenwärtige ungarische Regierung an der Verwirklichung der wirtschaftlichen Selbständigkeit Ungarns arbeite.

2. Eröffnung der Zentralsparkassa der Stadt Wien. — Prof. Dr. Otto Benndorf (geb. 1838) in Wien †. — Max Devrient feiert sein 25jähriges Jubiläum als Hofburgschauspieler.

3. Sitzung der österreichischen Delegation: Debatte über das Heeresbudget. — Der niederösterreichische Landtag nimmt das Budgetprovisorium an und spricht dem Handelsminister wegen der drückenden Erhöhung der Post-, Telegraphen- und Telephongebühren das „vollste Mißtrauen“ aus.

4. Sitzung der österreichischen Delegation: Debatte über das Heeresbudget. — Erste Aufführung von Mahlers VI. Symphonie in Wien.

5. Der Budgetausschuß der österreichischen Delegation beschließt auf Grund der Verhandlungen im Subkomitee, in Abschwächung eines früheren Beschlusses das Übereinkommen bezüglich der Heereslieferungen nicht als eine Vereinbarung anerkennen zu können, welche die Interessen der österreichischen Produktion in befriedigender Weise wahre. Er fordert das Kriegsministerium auf, in der Frage der Lieferungen eine neue Ordnung festzusetzen. — Sitzung der österreichischen Delegation: Das Heeresordinarium und das Marinebudget sowie die vom Budgetausschuß vorgelegte Resolution betreffend die Heereslieferungen werden angenommen.

6. Ein jüdischer Vertrauensmännertag in Lemberg beschließt, eine das ganze Reich umfassende jüdisch-politische Organisation zu schaffen. — Prof. Gustav Czerwinka (geb. 1869) in Brünn †. — Dr. Balthasar Unterholzner (geb. 1834) in Wien †.

7. Schlußsitzung der österreichischen Delegation: Das Heeresextraordinarium und die Schlußrechnung werden angenommen und eine Änderung der Geschäftsordnung beschlossen, wonach künftig die österreichischen Minister in den österreichischen Delegationen erscheinen können.

*

Politische Übersicht. Mit unheimlicher Schnelligkeit arbeitete das Parlament während seiner letzten Tage. Es schien, als wolle das Abgeordnetenhaus wenigstens quantitativ zum Teil einbringen, was es während der langen Periode seiner Untätigkeit versäumt hatte. Daß bei dieser sich überstürzenden Hast die Qualität der Beratung litt, ist selbstverständlich. In erster Linie bemühten sich die Volksvertreter, eine Reihe populärer Gesetze durchzubringen, von deren Votierung sie sich ein gutes Andenken bei ihren Wählern erhofften: die Gewerbeordnung, den Gesetzentwurf zum Schutz gegen unlauteren Wettbewerb und die Vorlagen zur Regulierung der Beamtengehalte. Das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb wurde vom Herrenhaus nicht mehr in Beratung gezogen, weil dessen hervorragendste Juristen diesen Entwurf als unannehmbar bezeichneten. Das Oberhaus hat uns dadurch vor einem trotz der zahlreichen Vorarbeiten noch ganz unfertigen, überdies unklaren und technisch wie stilistisch mangelhaften Gesetz bewahrt, das bei der großen Wichtigkeit des Gegenstandes weit mehr verderblich als bessernd gewirkt hätte. Leider zeigte das Herrenhaus nicht dieselbe Energie gegen die Abänderung der Gewerbeordnung. Hier hat die Reaktion, der kurzsichtige Zunftstandpunkt, selbst fortschrittlich gesinnte Männer umgarnt. Eine Mittelstandspolitik, die im Befähigungsnachweis für die Krämer ihr Heil erblickt und in welcher die Konzessionierung des Flaschenbierhandels eine maßgebende Rolle spielt, wird heute vom ganzen Ausland belächelt und dürfte selbst bei uns infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung schon in wenigen Jahren verdammt werden. Durch die Annahme der Vorlagen betreffend die Erhöhung der Beamtengehalte ist dagegen ein langjähriges Unrecht wenigstens teilweise wieder gutgemacht worden. Niemand leidet mehr unter dem Einfluß der stets zunehmenden Teuerung als der Staatsbeamte, der, auf seine festen Bezüge angewiesen, kein Mittel hat seine pekuniäre Lage aus eigenem zu verbessern. Auch die Regelung der Kongrua ist zu begrüßen. Das Gesetz über den Schutz der Wahlfreiheit bildet eine notwendige Ergänzung der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes, wenn es auch manche Mängel aufweist. Die neuen Gesetze über die Herkunftsbezeichnungen beim Hopfen und über den Verkehr mit Wein, insbesondere aber die Reform unseres Urheberrechtes wird in den interessierten Kreisen Befriedigung erwecken. Dagegen ist es sehr bedauerlich, daß eine Reihe anderer Gesetze von einschneidender Wichtigkeit wie jene betreffend die Militärkredite, die maritimen Vorlagen, insbesondere der Lloydvertrag, das Automobilhaftgesetz, in so überhasteter Weise erledigt wurden. Es ist nur zu begrüßen, daß nicht auch noch manche andere bloß für einzelne Abgeordnete wertvolle Vorlagen rasch durchgedrückt werden konnten.

Das Herrenhaus hat nach Annahme des numerus clausus für seine lebenslänglichen Mitglieder im Abgeordnetenhaus das Grundgesetz über die Reichsvertretung programmgemäß und ohne lange Debatte angenommen. Das große Werk der Wahlreform ist damit beschlossen worden und Österreich geht einer neuen Ära entgegen. Das Abgeordnetenhaus, das die Abänderung der Wahlordnung, dem es sein Entstehen dankte, beschloß, hat freilich durch sein eigenes Gebaren sein möglichstes getan, um die Reformbedürftigkeit dieser Wahlordnung zu beweisen. Es bedarf daher keiner besonderen Kühnheit, um die Hoffnung auszusprechen, daß diesem Hause ein besseres folgen werde.

Allenthalben rüstet man schon für die Neuwahlen. Der Volkstag zu Leoben hat einen würdigen Verlauf genommen. Auch die alpenländischen Deutschen, deren Interessen durch die Wahlreform weit weniger gefährdet sind als die ihrer Brüder in den Sudetenländern, haben sich für eine große, alle deutsch und freiheitlich gesinnten Abgeordneten umfassende Parteigruppierung ausgesprochen. Nur der Einigkeit und strammen Disziplin werden es die Deutschen künftig danken können, wenn sie jenen Platz einnehmen, der ihnen mit Rücksicht auf ihre kulturelle Stufe in Österreich gebührt.

Die jüngsten Vorgänge haben neuerlich bewiesen, wie faul es im Staate Ungarn ist. So manches war wunderlich bei der Ernennung der jetzigen ungarischen Regierung, über nichts staunten Eingeweihte aber mehr, als darüber, daß Herr Wekerle den Mut hatte, dem Monarchen

einen Géza Polonyi zum Minister vorzuschlagen und daß die übrigen Mitglieder des Kabinetts sich bereit fanden, an einem Tisch mit dem neuen Leiter des Justizwesens zu sitzen, dessen erste Amtshandlung war, eine Untersuchung gegen seine eigene Person einzustellen. Vom konstitutionellen Standpunkte muß man Polonyi recht geben, wenn er sich weigerte, einfachen Geschworenen die Macht zuzuerkennen, einen Minister zu stürzen, vom ethischen ist es aber sehr zu bedauern, daß es einen Justizminister gibt, der zu Gericht laufen muß, damit man ihn nicht weiter — einen Schurken heiße.

Goetz.

*

Wilhelm v. Hartel †. Die Wiener Gelehrtenwelt hat wieder einen schweren Verlust erlitten, einer ihrer besten ist dahingegangen: Wilhelm v. Hartel. Um ihn trauern aber auch die weiteren Kreise, denn lange ist es her, daß er die stille Gelehrtenstube mit der Öffentlichkeit vertauschte, zu dem Ruhm seines Wissens und scharfen Geistes Verdienste als Staatsmann, als oberster Leiter unseres Schulwesens häufte. Hartel, ein self made man, der den dornigen Weg des Pädagogen von seinem Anfang an durchschritt und seinen höchsten Punkt fast im Flug erreichte, hat seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmt gemacht. Eine berufene Feder wird ihn hier noch als großen Philologen, als Schulmann, als Organisator, als Politiker, als feinen, schlagfertigen Redner würdigen, heute sei nur des liebenswürdigen Menschen gedacht, der neben einem glänzenden Verstand ein warmfühlendes Herz besaß und der sich jeden, der mit ihm zusammentraf, zum Freunde zu gewinnen suchte. —r.

*

Die Geldheimsendung unserer Auswanderer. Auf die große Bedeutung der Geldsendungen unserer Auswanderer nach der Heimat wieder aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst der österreichisch-ungarischen Kolonialgesellschaft und in erster Linie ihres Präsidenten Dr. Ernst Franz Weisl. In einem ausführlichen, an Details und interessanten Daten reichen Memorandum, das kürzlich dem Handelsministerium überreicht wurde, wird der Beweis erbracht, welchen Einfluß die Auswanderer auf die Zahlungsbilanz unserer Monarchie üben. Die Geldsendungen unserer Auswanderer aus den Vereinigten Staaten nach der Monarchie betrugen 1905 rund 165 Millionen Kronen,* während der Gesamtwert unseres Exports nach diesen Staaten kaum 45 Millionen erreichte. Rechnet man 20% des Exportes als reinen Verdienst, so ergibt sich, daß die Monarchie aus Nordamerika 16mal mehr durch ihre Auswanderer als durch ihren Export einbringt, und man kann behaupten, daß die Geldheimsendungen den dritten Teil des ganzen Nettoverdienstes am Gesamtexport der Monarchie übersteigen. Bedenkt man weiters, daß im letzten Jahr 223.872 Personen aus der Monarchie über Ellis-Island nach Nordamerika kamen, daß alle diese Leute 80 bis 100 K Geld mit sich hatten, daß einige wenigstens in der ersten Zeit noch Geld aus der Heimat zu erhalten pflegen, daß 40% der Auswanderer, nachdem sie sich ein kleines Vermögen erworben, zurückkehren, so mag man sich die enorme Größe des Geldverkehrs vorstellen, der durch die Auswanderung entsteht.

Die Art der Geldheimsendung ist eine mannigfaltige. Sie geschieht nur zu einem Teil durch die Post, zum andern Teil durch Banken, meistens jedoch durch sogenannte Privatbankers oder Geldwechsler, welche die Auswanderer nicht selten übervorteilen, manchmal sogar um ihr ganzes Vermögen bringen, wie die in New York vor zwei Jahren knapp nach Einlegung der Gelder zur Weihnachtszeit erfolgte, in dieser Zeitschrift damals besprochene Insolvenz eines solchen Bankers mit einer halben Million Dollars von Ersparnissen österreichisch-ungarischer Auswanderer beweist. Ein Teil der Geldheimsendungen geht sogar durch rückwandernde Genossen oder in einfachen Briefen; Veruntreuungen und Spolierungen sind hierbei häufig, wie der besonders krasse Fall im letzten Sommer bei der Post in Lemberg zeigte.

Dem Auswanderungswesen muß also auch von dieser Seite seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung ein besonderes Augenmerk zugewendet werden und es wäre wirklich an der Zeit, wenn man sich von Regierungs wegen ernstlich mit dieser Angelegenheit befassen würde. Aber auch der privaten Tätigkeit bleibt hier ein großes Feld übrig und es läge in ihrem eigenen Interesse und in dem der Monarchie, wenn sich einflußreiche, kapitalskräftige und einsichtige Männer mit dieser Frage beschäftigen würden.

Gelegentlich der im Juni 1905 abgehaltenen parlamentarischen Enquete über den Gesetzentwurf betreffend den Auswandererschutz hat Dr. Weisl die Schaffung einer Zentralgenossenschaft für Wanderarbeiter angeregt. Eine solche Genossenschaft würde sich um die Auswanderer, aber auch um unseren Export große Verdienste erwerben und könnte dabei noch sehr gute Geschäfte machen. —nk—

*

* Vom 19. November bis 3. Dezember v. J. wurden aus den Vereinigten Staaten und von Kanada, wie der New Yorker „Národní list“ meldet, nur durch das Bankhaus Frank Zotti und Komp. von Kroaten die Summe von 2,167.035 K nach Kroatien, Slawonien, Dalmatien und Istrien geschickt.

Eine Kanzleireform bei der Staatseisenbahnverwaltung. Zu den Beschwerden, welche seit Jahren gegen die Staatseisenbahnverwaltung laut werden, zählt auch die über den schleppenden und komplizierten Geschäftsgang bei den Staatsbahndirektionen und bei den untersten Dienststellen (Stationen, Bahnerhaltungssektionen usw.). Diese Beschwerden sind zum Teil auf organisatorische Mängel, zum Teil auf das System, welches den innern formellen Geschäftsgang beherrscht, zurückzuführen. In letzterer Beziehung hat nun das Eisenbahnministerium eine Reformaktion eingeleitet, welche eine wesentliche Vereinfachung und Beschleunigung des Geschäftsganges und eine Einschränkung der Vielschreiberei bezweckt. Mit 1. Jänner 1907 gelangte bei der Staatsbahndirektion Innsbruck eine neue Kanzleivorschrift zunächst probeweise zur Einführung, die bei günstigem Ergebnisse späterhin bei allen Staatsbahndirektionen in Wirksamkeit treten soll. Hiermit hat das Eisenbahnministerium denselben Weg eingeschlagen, welchen im Jahre 1903 die niederösterreichische Statthalterei bei den politischen Behörden Niederösterreichs betreten und dessen Erfolg auch andere Behörden veranlaßt hat, ihr Kanzleiwesen nach niederösterreichischem Muster zu reorganisieren.

Alle diese Behörden gingen von der Erkenntnis aus, daß das heutige Kanzleiwesen den Bedürfnissen des modernen wirtschaftlichen Lebens absolut nicht mehr genüge. Bei der Staatseisenbahnverwaltung kam noch das weitere Moment dazu, daß die Natur des Eisenbahnbetriebes noch mehr als bei allen übrigen staatlichen Behörden ein rasches und einfaches formelles Verfahren erfordere. Die ursprüngliche Absicht, die Geschäftsformen des kaufmännischen Verkehres, insbesondere jene größerer Handelsunternehmungen, bei den Staatsbahnen einzuführen, erwies sich im Hinblicke auf die eigentümliche Natur der Geschäfte einer großen Eisenbahnverwaltung als gänzlich undurchführbar.

Es mußte daher ein Kanzleisystem gefunden werden, bei welchem einerseits die größte Raschheit und Vereinfachung der Geschäftserledigung gewährleistet, anderseits aber auch die Sicherheit geboten werde, daß dadurch der Geschäftsgang nicht leide.

Diesen Anforderungen scheint die neue Kanzleivorschrift zu entsprechen. Bei Verfassung derselben war das Bestreben vorherrschend, soweit als möglich, gute, bewährte Einrichtungen anderen Kanzleiordnungen, insbesondere den niederösterreichischen, preußischen und bayrischen Geschäftsordnungen zu entlehnen und sie dem eigentümlichen Charakter der Verwaltungsgeschäfte eines großen Eisenbahnunternehmens anzupassen.

Die wesentlichste organische Neuerung besteht darin, daß nach dem Muster der niederösterreichischen Kanzleireform mit dem System der Zentralisierung der Kanzleigeschäfte gebrochen wird. Dieses bisher bei allen staatlichen Behörden übliche System ist derart eingerichtet, daß alle formellen Kanzleigeschäfte in einem für die ganze Behörde gemeinsamen Hilfsamte besorgt werden.

Ohne in die Übelstände dieser Einrichtung näher einzugehen, sei nur erwähnt, daß bei größeren Behörden, welche wie die Staatsbahndirektionen in mehrere Departements, Abteilungen oder Geschäftsgruppen sich gliedern, dieses System zur notwendigen Folge hatte, daß bei den einzelnen Abteilungen und Gruppen gewohnheitsmäßig sich eine weitere mehr oder weniger detaillierte Vormerkung der einzelnen Geschäftsstücke einlebte. Diese mehrfache, recht komplizierte Aktenvormerkung verursachte nicht nur eine bedeutende Verzögerung des Geschäftsganges, sondern auch einen großen Aufwand an Arbeit und Zeit. Nach der neuen Vorschrift erhält jede Abteilung ihre eigene Kanzlei, in welcher zum größten Teile die ganze formelle Geschäftsgebarung der Abteilungen besorgt werden wird. Die Vorteile dieser Einrichtung liegen einerseits in der Verminderung der Aktenvormerkung, anderseits aber auch darin, daß die Kanzleitätigkeit sich der Natur der in der betreffenden Abteilung bearbeiteten Geschäfte anschmiegen und daß die geistige Arbeit mit der formellen Manipulationstätigkeit Hand in Hand gehen kann. Eine solche Berücksichtigung der Bedürfnisse der einzelnen Arbeitsgruppen war im zentral organisierten Hilfsamte ganz ausgeschlossen. Da sämtliche Kanzleigeschäfte (ausgenommen das Reinschreiben) bei jeder Abteilung in der Hand eines einzigen Kanzleibeamten vereinigt sind und dieser sich fortwährend nur mit den in einem inneren Zusammenhange stehenden Geschäften einer Fachabteilung zu beschäftigen hat, gewinnt er eine Übersicht über das ganze Abteilungsgeschäft und wird daher in der Lage sein, nicht nur den Abteilungschef, sondern auch die Abteilungsbeamten in ihrer Tätigkeit erfolgreich zu unterstützen.

Eine weitere ebenfalls der niederösterreichischen Kanzleireform entnommene, jedoch zweckmäßig fortgebildete Neuerung besteht in der Art der Aktenordnung, Aktenheftung und Aktenbearbeitung. Wer je — ohne bureaukratische Vorbildung — in die Lage kam, ein zu größerem Umfange angeschwollenes Aktenstück einer Behörde lesen zu müssen, weiß zur Genüge, welche Schwierigkeiten er hierbei zu überwinden hatte und wie oft es vorkam, daß eine chronologische Verfolgung des Schriftenwechsels einfach unmöglich war. Die eine Angelegenheit betreffenden Schriftstücke werden nunmehr in chronologischer und logischer Reihenfolge geordnet,

nach einem einfachen Systeme geheftet sowie nach ihrer inhaltlichen Zusammengehörigkeit in der ebenfalls nach Abteilungen getrennten Registratur aufbewahrt werden.

Sehr zu begrüßen sind jene Bestimmungen der neuen Kanzleivorschriften, welche sich die Bekämpfung der Vielschreiberei zum Ziele setzen. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß das schriftliche Festhalten der amtlichen Vorgänge bei der ungeheuren Menge von Geschäften zum großen Teile heute nicht zu vermeiden ist und daß auch die mündliche Erledigung in vielen Fällen ihre Nachteile mit sich bringt, insbesondere wenn es sich um wichtigere Entscheidungen handelt. Wohl aber kann und muß verlangt werden, daß für jede Angelegenheit gerade nur so viel an Schreibarbeit aufgewendet werde, als es dem Wert dieser Angelegenheit angemessen ist. Um den Auswüchsen der Schreibmanie zu begegnen, gibt die neue Kanzleivorschrift verschiedene Mittel an. So soll zum Beispiel der Geschäftsverkehr zwischen Staatsbahndirektion und den ihr unterstellten exekutiven Dienststellen soweit als irgend möglich urschriftlich, d. h. ohne Konzept auf den Einlaufstücken selbst erfolgen. Ferner soll auch im schriftlichen Verkehre mit anderen Behörden, Ämtern oder Personen das Reinschreiben von Entwürfen möglichst vermieden, sondern die Erledigung vom Bearbeiter selbst in einer zur Absendung geeigneten Form niedergeschrieben werden. Außerdem wird die weitgehende Verwendung von Formularien, die Verwendung des Kopierapparates, der Schreibmaschine, die Benutzung der Stenographie und des Diktates vorgesehen, um einerseits doppelte Schreibarbeit zu vermeiden, anderseits die kostbare Zeit des konzipierenden Beamten nicht zu verschwenden. Alle diese und ähnliche Erleichterungen im Geschäftsverkehre sind — vernünftig angewendet — geeignet, die Vielschreiberei einzudämmen und große Ersparnisse an Arbeit, Zeit und Kosten herbeizuführen.

Von wohltätigem Einflusse ist ferner die Anordnung, daß Verfügungen, welche sich nicht als Enderledigung darstellen, im internen Verkehre von den Bearbeitern selbst unter eigener Verantwortung gefertigt werden können. Hierdurch werden die Vorstände der Direktionen und Abteilungen von zahlreichen Unterschriften befreit, die für jene heute geradezu eine Last waren und den raschen Geschäftsgang empfindlich hemmten.

Aus diesen Ausführungen ist zu ersehen, daß das Eisenbahnministerium in glücklicher Weise den Weg gefunden hat, um den internen Geschäftsgang bei den Staatsbahndirektionen einfacher, rascher und billiger zu gestalten und dadurch nicht nur der Staatsbahnverwaltung, sondern auch dem mit ihr geschäftlich verkehrenden Publikum zu nützen. Allerdings ist diese Reform nur ein kleiner, aber immerhin nicht unwesentlicher Teil der lange erhofften und autoritativ auch in Aussicht gestellten Reorganisation der Staatseisenbahnverwaltung.

+

*

Wiener Theater. Gustav Kadelburgs und Richard Skowronneks Schwank „Husarenfieber“ ist nun auch im Burgtheater eingezogen, und ihm widerfuhr dort das gleiche Schicksal, wie in Berlin und wie in den hundert anderen reichsdeutschen Städten, wo jetzt allabendlich die blauen Tanzhusaren auf Stühlen siegreich über die Bühne reiten: das Publikum wälzt sich vor Vergnügen, während die gestrenge Kritik trauernd ihr Haupt verhüllt und wehmütige Betrachtungen anstellt über den Verfall des deutschen Theaters und über das unbegreifliche Wunder, daß der „Zauber der Montur“, zumal der preußischen, auch auf ein nichtpreußisches Publikum noch immer so stark wirkt, fast so ungeschwächt, wie in den Maientagen des „Veilchenfressers“ und von „Krieg im Frieden“, wo auf dem preußischen Offizier noch der verklärende Abglanz der ruhmreichen Waffentaten von 1870 lag und sein Ansehen noch nicht getrübt war durch Enthüllungen aus einer kleinen Garnison oder durch Vergleiche zwischen Jena und Sedan. Ich darf hier füglich mit der Tinte sparen, weil ich von meinen Lesern voraussetze, daß sie nicht Nachtigallenchören lauschen, wenn Kadelburg und Skowronnek die Uniformschneider beschäftigen, und weil ich die scheinbar unerklärliche Tatsache des Riesenerfolges von „Husarenfieber“ genügend erklärt finde durch den einfachen Hinweis, daß zu weiland Schillers Zeiten Kotzebues Lachgasfabrikate die deutsche Bühne in gleichem Maße beherrschten. Und auch Kotzebue war damals ein willkommener Gast im Burgtheater. Und nicht nur damals. Seine „Pagenstreiche“ erschienen bis vor dreißig Jahren jeden Faschingdienstag auf den Brettern unseres Hofschauspielhauses, und jung und alt freute sich dieser Konzession an den Karneval. Als solche wollen wohl auch die Aufführungen von „Husarenfieber“ pardoniert werden. Sei's drum. Zumal dieser Schwank im Burgtheater wirklich mit hinreißender Faschingslaune gespielt wird. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Schauspieler am besten spielen, wenn sie das Gefühl haben, über ihren Rollen zu stehen. Und dieses Gefühl von Selbstherrlichkeit verleiht den Darstellern des „Husarenfiebers“ eine Leichtigkeit und eine Spielfreudigkeit ganz ungewohnter Art. Man muß Zeuge davon gewesen sein, wie unerschöpflich an Schnurren und Schnaken Herr Treßler als junger

Schwerenöter vom Schlage Reif-Reiflingens ist und wie vergnügt Herr Thimig das dummpfiffige Gegenstück in Zivil, einen knurrigen, kratzbürstigen Margarinfabrikanten spielt, um den Lacherfolg des „Husarenfiebers" zu begreifen. Ohne Zweifel: es wird über den Fasching hinaus im Burgtheater Kasse machen.

Grund zur Verstimmung hat nur einer: Direktor Weisse, der den Schwank der Herren Kadelburg und Skowronnek sich hat wegfischen lassen und sich dafür Hermann Sudermanns Schauspiel „Das Blumenboot" eintauschte. Er erlebte wenigstens die Genugtuung, daß es der guten Darstellung des Deutschen Volkstheaters beinahe gelungen wäre, das harte Urteil, das in Berlin und im Reich über die jüngste Bühnenarbeit Sudermanns gefällt wurde, zu korrigieren. Nicht einmal das überall angeblasene Zwischenspiel wurde hier abgelehnt. Im Gegenteil. Man begrüßte das Kabarett „Zum fidelen Meerschweinchen" als eine willkommene Abwechslung in dem moralinsauren Sündenpfuhl, durch den Sudermann seine Zuhörerschaft durch vier Akte hindurch schleift. Die Leser der „Österreichischen Rundschau" kennen den Inhalt des Schauspieles aus der Besprechung der Buchausgabe durch Professor Minor (Band VIII, Heft 96, 97), sie wissen auch, daß Sudermann mit seinem „Blumenboot" auf den Heimatboden seiner Begabung, in die dekadente Gesellschaft des Berliner Tiergartenviertels, zurückgekehrt ist, ohne die poetisch gestaltende Kraft wieder gefunden zu haben, die man in „Sodoms Ende" am Werke sah. Trotzdem sind Rudimente davon auch hier noch wahrnehmbar, und ohne blind gegen seine Fehler zu sein, die jedes Kind erkennen kann, muß Sudermann dennoch zugestanden werden, daß er als Theatraliker noch immer mehr kann, als die meisten, die heute neben ihm auf den Brettern herumstümpern. Wer guten Willens ist, wird sogar einige Qualitäten entdecken, über die sich diskutieren läßt. Voraussetzung dabei ist freilich, daß man den Ärger über den letzten Akt zu verwinden vermag, der mit seinen jähen Wendungen und Wandlungen fast wie eine Parodie wirkt. Neben den episodischen Kabarettfiguren gibt es nur eine einzige interessante Gestalt in dem Stücke: Thea, die „nüchterne kalte Kröte", die über alle Sümpfe unversehrt hinweghüpft, während ihre solidere Schwester Raffaela den Lockungen der Mutter und eines Löwenjägers unterliegt. Um jener einen Gestalt vollsaftiges Leben einzuhauchen, dazu hätte es einer jungen Odilon bedurft, die Frl. Paula Müller nicht ist und wahrscheinlich auch gar nicht sein will. Sie dämpfte die Farben dieser schillernden Halbjungfrau und schwächte damit den Riß der gewaltsamen Charakterumkehr ab. So ward aus der persönlichen Not eine dramatische Tugend, die dem Schauspiele Sudermanns zum Vorteil gedieh.

Was sonst sich in den letzten Berichtswochen an „Weltbedeutendem" auf unseren Wiener Bühnen ereignet hat, war eigentlich nichts als ein ununterbrochenes Jubilieren. Im Theater an der Wien jubiliert noch immer die „Lustige Witwe", im Carltheater „Künstlerblut", im Theater in der Josefstadt „Der ideale Gatte" und im Lustspieltheater die Zotenposse „Lysistrata". Nur Direktor Gettke verramscht unentwegt seine Erwerbungen für das Raimundtheater, um seinem Nachfolger reinen Tisch zu hinterlassen. Bei dem großen Ausverkauf fiel ein Schwank „Das Stadtjubiläum" von Rudolf Greinz schlecht und recht durch. Mit der Aufführung des Volksstückes „Bettelleut" von Max Winter, darin die Freuden und Leiden falscher und echter Armut in gelungener Milieuschilderung aufgezeigt werden, besann sich das Raimundtheater der Aufgaben einer Volksbühne, um gleich darauf wieder mit der Burleske „Zweierlei Tuch" von Rud. Kraßnigg (Musik von Gothov-Grünecke) auf das Niveau des „Böhm in Amerika" herabzugleiten. Auch zur Entschuldigung dieser Tatsache wurde der Fasching herangezogen. Man sah aber im Raimundtheater Stücke ähnlicher Art auch zu Zeiten, wo nicht Fasching war, und das ist wohl mit ein Grund, weshalb jetzt das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden und der neue Direktor ein ganz neues Programm einführen soll. Ob es für das Raimundtheater von Vorteil ist, wenn es mit seinen Traditionen bricht und seine Daseinsberechtigung auf einen neuen Boden stellt, diese Frage zu beantworten, ist ein Fastenthema, das zu gelegenerer Zeit hier zur Erörterung gelangen soll.

Theodor Antropp.

„Österreichische Rundschau", X., 3.
Redaktionsschluß 28. Jänner 1907.
Ausgegeben 1. Februar 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy.
Redakteure: Dr. Karl Glossy, Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Eine Bücherstiftung. Ein Privatmann, der ungenannt bleiben will, hat soeben 10.000 Mark gestiftet, um Houston Stewart Chamberlains Werk über **Immanuel Kant** an öffentliche Bibliotheken zu verteilen. **Bevorzugt** werden nach dem Willen des Stifters Büchereien mit beschränkten Mitteln, besonders solche von studentischen Korporationen, ferner Lehrer- und Schulbibliotheken. Bewerbungen mit kurzen Angaben über Stärke, Zeit des Bestehens, Art der Verwaltung und jährliche Entlehnungsziffer der Bibliothek sind bis zum 15. März an die Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. in München 20, zu richten.

*

Im Verlage Wilhelm **Langewiesche-Brandt** in Düsseldorf ist eine Sammlung aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik unter dem Titel „**Die Ernte**“ erschienen. Das hübsch ausgestattete Buch will ohne Rücksicht auf Berühmtheit und Tagesmode das Reife und Bleibende der deutschen Lyrik von den ältesten Zeiten an bis in die neueste Gegenwart zeigen. — Im gleichen Verlage hat Ernst Hartung Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens unter dem Titel „**Alles um Liebe**“ herausgegeben, jener Inschrift, die Goethes Petschaft trug.

*

In der erfolgreichen Sammlung „**Die Fruchtschale**“ des Verlages R. Piper & Co. in München sind wieder einige interessante Bände erschienen. Eugen Stöffler übersetzte **Vauvenargues** „Gedanken und Grundsätze“, die von einem Essay Ellen Keys einbegleitet werden, einer feinen Würdigung des französischen Vorläufers Nietzsches. Johannes Rutz gibt die von den Brüdern Grimm übersetzten, entzückenden „**Irischen Elfenmärchen**“ heraus, die seit 1826 nicht wieder gedruckt worden sind. Paul Wiegler hat Essays und Szenen von Scudéry, Corneille, Scarron, Molière, Lesage, Diderot, Rousseau und Mercier zu einem fesselnden, reich illustrierten Buch unter dem Titel „**Französisches Theater der Vergangenheit**“ vereint. Das Buch ist Hugo v. Hofmannsthal gewidmet, „dem schöpferischen Maler französischer Kultur“. Schließlich hat Wilhelm v. Scholz Heinrich **Susos Mystische Schriften** in neuhochdeutscher Sprache herausgegeben. Die Auswahl, der die Holzschnitte der Ausgabe von 1482 und die Einführung von Görres zu Diepenbrocks Ausgabe von 1829 beigefügt sind, berücksichtigt hauptsächlich das „Leben Susos“.

*

Otto Julius **Bierbaums** „Irrgarten der Liebe“, bisher in 34.000 Exemplaren verbreitet, ist vom Dichter neu bestellt und um etliche Gänge und Lauben vermehrt, im **Inselverlag** in einem sehr apart ausgestatteten, fast 500 Seiten starken Bande erschienen und um den niedrigen Preis von 2 Mk. (gebunden 3 Mk.) zu beziehen.

*

In Dietrichs Auswahlbibliothek (Bd. II) hat Achim v. Winterfeld eine Auswahl aus Heines prosaischen und poetischen Schriften herausgegeben, die eine Blütenlese der hervorragendsten Schöpfungen dieses Dichters bietet. Das Buch ist um den geringen Preis von 2 Mk. erhältlich.

*

Im Verlag von F. Fontane & Co. Berlin sind soeben die Briefe von Jeanette Strauß-Wohl an Börne, eingeleitet und erläutert von E. Mentzel, erschienen. (Preis 7 Mk. 50 Pf.) Diesen reichen Briefschatz, dessen Veröffentlichung schon so oft begehrt und ersehnt wurde, hat die Herausgeberin mit feinem Verständnis gesichtet und gekürzt und in seinen wichtigsten Teilen sorgfältig zusammengestellt. Eine in die Entwicklung und Eigenart des seltenen Verhältnisses der beiden großen Menschen einführende Einleitung geht den Briefen voraus; ein Schlußwort mit dem Ausblick auf deren spätere Lebensschicksale folgt ihnen und weitere Erläuterungen kennzeichnen die verschiedenen Epochen, in denen Jeanette Wohl an Börne schrieb und Einfluß auf dessen Leben und Streben gewann.

*

Hermann Dahls neuester Roman „Das Reich in uns“ (Berlin, F. Fontane & Co., Preis 5 Mk.), enthält außer einer Fülle an Handlungen und Charakteren so viele schöne, tief sich einprägende Worte über Kunst und Wissenschaft, über Gottes- und Menschentum, daß es sich mit Recht auf einem ehrenvollen Platz in der modernen Literatur behaupten kann und wird

---

Büchereinlauf.

Die preußische Volksschule. Gesetze und Verordnungen zusammengestellt von **E. v. Bremen**. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Philosophie der unbelebten Materie von Dr. Ad. **Stöhr**. Johann Ambr. Barth, Leipzig. 1907.

Einführung in die Erkenntnistheorie. Von Dr. Rudolf **Eisler**. Johann Ambr. Barth, Leipzig, 1907.

Archive und Archivschutz in Steiermark von Anton **Mell**. Selbstverlag der Historischen Landes-Kommission, Graz, 1906.

Cyprian. Schauspiel in fünf Akten von Otto **Hinnerk**. Arnold Bopp, Zürich und Berlin.

Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgeber Hermann Graef. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig, 1906.

Heft 7. „Die Dorfgeschichte in der modernen Literatur“ von Lulu v. **Strauß** und **Torney**.
8. „Konrad Ferdinand Meyer als Lyriker“ von Dr. Karl **Busse**.
9. „Nikolaus Lenau“ von Herman **Graef**.
10. „Der lutherische Charakter in Goethes Faust“ von Dr. Richard **Degen**.
11. „Karl Ernst Knodt“ von Karl **Engelhard**.
12. „Peter Rosegger“ von Dr. Rich. **Plattensteiner**.
13. „Das Erwachen und Werden des Dichters in Schiller“ von Julius **Burggraf**.
14. „Anette von Droste-Hülshoff“ von H. **Graef**.
16. „Friedrich Hebbel“ von Theobald **Bieder**.
17. „Parcival und Faust“ von M. v. **Eschen**.
18. „Ulrich Braeker, der arme Mann im Tockenburg“ von Adolf **Wilbrandt**.
19. „Wilhelm Hauff“ von Hermann **Graef**.
21. „Robert Reinick“ von Bruno **Pampecki**.
22. „Friedrich Nietzsche als Lyriker“ von P. **Friedrich**.

Artur **Weber**: „Die sieben Grundkräfte oder Schwingungszustände in der Konstitution des Menschen.“ Leipzig, Theosophische Zentralbuchhandlung.

Redaktion: Wien, I., Bräunerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.

Dr. Johannes Müller „Hemmungen des Lebens.“ C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1907.
Dr. Johannes Müller „Vom Leben und Sterben.“ C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1907.
Julius Bab „Der Andere.“ Tragische Komödie. Verlag S. Fischer, Berlin, 1907.
Dr. Ferd. Burckhardt „Psychologische Skizzen zur Einführung in die Psychologie.“ Verlag J. G. Walde, Löbau i. S., 1906.
„Herminnerl,“ Roman von Georg Wermert, Leipzig, 1907. Moderner Dresdner Verlag.
Briefe der Frau Jeannette Strauß-Wohl an Börne. Eingeleitet und erläutert von E. Mentzel, Berlin, 1907, F. Fontane & Co.
„Der Glaube,“ Roman von Armando, Palacio Valdés, Übersetzung von Albert Cronau, Leipzig, Moderner Dresdner Verlag.
Hermann Dahl „Das Reich in uns,“ Roman. Verlag Fontane & Co., Berlin, 1906.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien, I., Graben 31, bezogen werden.

Das staatsrechtliche Verhältnis Kroatiens zu Ungarn.

Von Sektionschef Dr. J. Krsnjavi.

I. Historische Entwicklung.

Nach dem Tode des kroatischen Königs Peter Kriesimir des Großen, dessen Reich, wie die kroatischen Historiker übereinstimmend berichten, von der Drau bis nahe an Ragusa und von der Drina bis zum später österreichischen Istrien sich erstreckte, bestieg Banus Zvonimir mit Hilfe der Geistlichkeit den Thron, nachdem er den legitimen Thronerben Stephan in ein Kloster gesteckt hatte. Er erhielt vom Papst Gregor VII. eine Krone und leistete diesem den Vasalleneid. Als sein Sohn Radovan früh starb, beanspruchte Zvonimirs Witwe, die Schwester des heiligen Ladislaus, Königs von Ungarn, die kroatische Krone als ihr Erbe, wahrscheinlich auch auf Grund eines Erbvertrages. Sie fand im Lande Anhang und an ihrem Bruder Ladislaus einen Beschützer; es wurde ihr aber der von Zvonimir beiseite geschobene Stephan II. als König entgegengestellt, der sich bis zu seinem Tode in Dalmatien zu behaupten wußte. Auch nachher konnte die Witwe Zvonimirs nicht allgemein durchdringen, doch scheint sie sich eine Zeitlang mit Hilfe ihres Bruders behauptet zu haben, der aber schon um das Jahr 1091 seinen Neffen Almus als König von Kroatien einsetzte und im Jahre 1093 das Agramer Bistum begründete. Nachdem keiner der Thronprätendenten genügende Macht entwickelte, um alle kroatischen Länder in Besitz zu nehmen, suchten unter den uneinigen Großen des Königreiches bald der eine, bald der andere die Herrschaft an sich zu reißen, so daß in dem größten Teil des Landes einige Jahre hindurch anarchische Zustände herrschten. König Koloman, Ladislaus' Nachfolger, gelang es durch kluges Unterhandeln mit den Großen des Königreiches, seinen Erbansprüchen friedliche Anerkennung zu verschaffen. Die Urkunden, in welchen König Koloman die kroatischen alten Rechte und Privilegien erneuerte und bestätigte; die Tatsache, daß unter den ersten Arpaden Kroatien als Sekundogenitur behandelt wurde und von Ungarn unabhängig war, widerlegen die durch nichts erwiesenen Behauptungen späterer ungarischer Chronisten: daß Kroatien von Koloman erobert worden sei. Die vielberufene Raaber Urkunde, in welcher der Ausdruck „potitus regno" vorkommt und die als stärkster Beweis dafür angeführt wurde, daß Kroatien von Koloman erobert worden sei, hat sich nach neueren, in einem ungarischen Fachblatt veröffentlichten Forschungen als unzweifelhaft gefälscht erwiesen. Koloman wurde im Jahre 1102 in Belgrad am Meere als kroatischer König gekrönt. Zara, das sich schon gegenüber den Königen aus kroatischen Dynastien widerspenstig erwiesen hatte, wollte auch König Koloman nicht ohne weiteres anerkennen und mußte von dem neuen kroatischen Könige im Jahre 1105 bezwungen werden.

Dalmatiens wegen wurde das kroatische Königreich von alters her durch die Venezianer angegriffen. Diese Kämpfe befestigten die Waffenbrüderschaft mit den Ungarn, welche damals nicht daran dachten, Kroatiens Selbständigkeit und sein Staatsrecht zu verletzen. Der im Jahre 1185 zum ungarischen König gekrönte Kronprinz Emmerich wurde 1194 als „jüngerer König" (rex junior) von Kroatien gekrönt. Die Kroaten hielten denn auch fest und treu zu ihren Königen „aus fremdem Blute" und ihre Treue bestand in den Zeiten des Tatareneinfalles (1241) die Feuerprobe. König Béla III. (IV.) stärkte die Städte und die Magnatengeschlechter und damit auch die politische Individualität Kroatiens.

Nach dem Aussterben der Arpaden wurden die Anjous zuerst in Kroatien zu Königen gewählt, trachteten aber dann sowohl in Kroatien als in dem nachher erworbenen Ungarn das von Petrus de Vineis unter Friedrich II. im Königreich Neapel geschaffene Staatssystem einzuführen, die Macht des feudalen Adels zu brechen und die zentrale Staatsgewalt zu stärken. Sie befreiten zwar Dalmatien von den Venezianern, aber die kroatischen und ungarischen Feudalherren waren mit der neuen Auffassung des Staatsrechtes nicht einverstanden und erhoben sich gegen die Tochter Ludwig des Großen (1342—1382) und seinen Schwiegersohn Sigismund. Die Kroaten wählten Karl III. von Neapel aus der Linie Durazzo zum König, der in Zengg landete und über Agram nach Ofen zog. Karl von Durazzo setzte zwar auch seine Krönung zum König von Ungarn durch, wurde aber dort erschlagen. Die Kroaten proklamierten dessen unmündigen Sohn Ladislaus zum König und nahmen die Gegenkönigin Maria bei Djakovo in Slawonien gefangen. König Ladislaus kam 1403 von Neapel nach Zara und wurde hier gekrönt. Sein einziger Regierungsakt war, daß er seine Ansprüche auf Dalmatien den Venezianern verkaufte.

Ein neuer Feind, der Türke, bedrohte das Königreich Kroatien, welches, inzwischen geteilt, den ersten Anprall des mächtigen Gegners auszuhalten hatte. In der Türkennot suchte Kroatien zunächst festeren Anschluß an Ungarn, kam aber bald zur Erkenntnis der gemeinsamen Schwäche und suchte deshalb nach anderen Stützen. Aus diesem Grunde knüpften die vornehmsten Adelsgeschlechter Kroatiens Unterhandlungen mit Maximilian an, dem sich auch viele Ungarn zuneigten.

Der Erbvertrag König Maximilians und König Wladislaws wurde (1491) zu Preßburg für Ungarn und Kroatien geschlossen und am 7. März 1492 in Ofen von dreiundsechzig kroatischen Magnaten und Edelleuten namens des Königreiches Kroatien angenommen und bestätigt. Um diese Zeit kam auch die virtuelle Zugehörigkeit Bosniens zu Kroatien dadurch zum Ausdruck, daß zwischen 1464 und 1471 die kroatischen Bane auch als Bane von Bosnien fungierten und im Jahre 1490 der Erbherzog und Banus von Kroatien Johannes Korvinus, der uneheliche Sohn des Matthias Korvinus, zum König von Bosnien designiert wurde. Die Kroaten suchten sich im Verein mit Ungarn der Türken zu erwehren, beide verrichteten Wunder der Tapferkeit, aber sie waren nicht imstande, die osmanische Macht zurückzustauen.

Nach der Katastrophe von Mohacs war es der überwiegenden Mehrzahl der kroatischen Stände klar, daß die Errettung aus der Türkennot nur durch Anschluß an das mächtige Haus Habsburg zu erhoffen sei. Ferdinand von Österreich, seine Gemahlin Anna sowie seine legitimen und natürlichen Nachkommen wurden, nach vorherge-

gangenen Verhandlungen mit den Bevollmächtigten Ferdinands, von einer großen Anzahl kroatischer Magnaten einstimmig „gewählt und anerkannt".

Von aktuellem Interesse ist es, daß bereits vor der Schlacht von Mohacs in Wien die eventuelle Krönung Ferdinands zum König von Bosnien mit der Motivierung erörtert wurde, daß Bosnien zu Kroatien gehörte apartenendo la Bosina a la Croatia, wie sich damals der päpstliche Nuntius Burgio ausdrückte.

Die Türkennot brachte es mit sich, daß, namentlich durch Schaffung der Militärgrenze, ein Teil Kroatiens fester an das zentralisierende Österreich gebunden wurde. Die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges waren der Erhaltung der kroatischen Sonderrechte auch nicht dienlich. Die nivellierende Politik des Wiener Hofes und äußere Mißerfolge führten zu Aufständen der ungarischen und kroatischen Großen, die sich enger aneinanderschlossen und ihre Waffenbrüderschaft durch Familienbande festigten. Der Kampf endete mit der Vernichtung vieler ungarischer und der mächtigsten kroatischen Geschlechter und führte zu einer bedeutenden Erstarkung der kaiserlichen Macht. Nach Niederwerfung des großen Magnatenaufstandes leistete Leopold I. einer Propaganda für die groß-kroatische Idee zu einer Zeit Vorschub, wo man, wie Bidermann sagt, in weiteren Kreisen, vielleicht auch am Wiener Hofe, von deren Vorhandensein noch gar keine Ahnung hatte. Die Militärgrenze wurde als gesondertes kaiserliches Territorium organisiert und mit Privilegien ausgestattet. Die staatsrechtlichen Fragen ruhten im übrigen. Als aber Karl III. (VI.) die Thronfolge neu ordnen und die Pragmatische Sanktion zunächst in der habsburgischen Monarchie zur Anerkennung bringen wollte, lebte das staatliche Selbstbestimmungsrecht Kroatiens wieder auf. Die Kroaten kamen den Wünschen Karl VI. entgegen und beschlossen, noch vor der Redaktion der Pragmatischen Sanktion (1712), im Sinne ihrer Wahlurkunde vom Jahre 1527 auch das Erbrecht der weiblichen Deszendenz des Hauses Habsburg anzuerkennen.

Den Versuchen Kaiser Josephs II., alle staatsrechtlichen Individualitäten der Monarchie in einen Einheitsstaat zu verschmelzen, setzte auch der kroatische Adel mit der Geistlichkeit Widerstand entgegen. Die Militärgrenze aber kämpfte für den Kaiser. Nachdem Joseph II. fast alle Reformen widerrufen, der Adel also gesiegt hatte, wurde — angeblich zum Schutz der kroatischen Interessen — Kroatiens staatliche Individualität aufgehoben, (1791) der Banus dem ungarischen Statthaltereirat untergeordnet, die kroatischen Fonds nach Budapest übertragen, von wo sie erst in den sechziger Jahren des XIX. Jahrhunderts stark reduziert nach Kroatien zurückgebracht wurden.

Wir haben bereits in dieser Zeitschrift* geschildert, wie sich auf Grund der im Jahre 1791 geschaffenen Lage die politischen Verhältnisse in Kroatien im XIX. Jahrhundert zu blutigem Zusammenstoß entwickelten und dann zum ungarisch-kroatischen Ausgleich vom Jahre 1868 führten. Bei Abschluß dieses Ausgleiches wurden ungarischer- und kroatischerseits die geschilderten historischen Tatsachen zum Ausgangspunkt genommen, da man auch ungarischerseits großes Gewicht auf die Rechtskontinuität legte. Man wollte nicht zugeben, daß die Gemeinsamkeit Kroatiens und Ungarns durch die Ereignisse des Jahres 1848 und durch den kroatischen Gesetzartikel 42 vom Jahre 1861

* Bd. VIII. Heft 92. 93. 1906.

rechtlich unterbrochen worden sei. Dr. Starčević aber behauptete: daß sie überhaupt nie von Rechts wegen bestanden habe. Er anerkannte nur die Rechtskontinuität des kroatischen Staatsrechtes, wie es in der Wahl der Habsburger und in der kroatischen Pragmatischen Sanktion vom Jahre 1712 zum letztenmal zum Ausdrucke kam. Den ungarisch-kroatischen Ausgleich erklärte er für ungesetzlich und demnach für ungültig, weil er ohne Mitwirkung der Militärgrenzer, Dalmatiner und aller übrigen Kroaten abgeschlossen wurde; weil der Landtag, welcher den Ausgleich abschloß, auf Grund einer oktroyierten Wahlordnung zusammentrat; weil die Wahlen größtenteils durch Zwang und Fälschung zustande gekommen seien.

Die gegenwärtig von Dr. Josef Frank geführte reine kroatische Rechtspartei steht auch heute auf diesem Standpunkt, während die einstige Stroßmayer- und Mažuranić-partei den 1868er Ausgleich im Jahre 1873 anerkannte. Ein Teil der Rechtspartei, welcher sich schon im Jahre 1895 von Dr. A. Starčević lossagte, ist nach langem Schwanken durch die Fiumaner Resolution endlich auch in die Laube gegangen und hat in dem neuesten Landtagsadreßentwurf das Starčevićsche Programm vom Jahre 1894 verleugnet und den Ausgleich vom Jahre 1868 anerkannt.

II. Der kroatisch-ungarische Ausgleich vom Jahre 1868.

Die Einleitung zum Ausgleichsgesetz (kroat. Gesetz-Art. I, 1868; ung. XXX, 1868) ist staatsrechtlich sehr wichtig, da sie, als Resultat der historischen Entwicklung, ungarischerseits die gesetzliche Anerkennung der Parität Kroatiens enthält. Die Stelle lautet;

„Nachdem zwischen dem ungarischen Reichstage einerseits und dem kroatisch-slawonisch-dalmatinischen Landtage anderseits wegen Schlichtung der zwischen ihnen obschwebenden staatsrechtlichen Fragen mit gemeinschaftlicher Übereinstimmung eine Konvention zustande gekommen ist, wird diese Konvention ... als ein gemeinsames Fundamentalgesetz von Ungarn und Kroatien-Slawonien-Dalmatien ... gesetzlich inartikuliert.“ Laut § 70 wird „diese Konvention nach erfolgter Sanktionierung als ein gemeinsames Gesetz in die Gesetzbücher beider Länder — Ungarns und Kroatien-Slawonien-Dalmatiens — eingetragen“, ferner wird festgestellt: daß diese Konvention kein Gegenstand der besonderen Gesetzgebung der „vertragschließenden Länder“ sein kann und eine Änderung dieser Fundamentalgesetze nur unter Mitwirkung aller jener Faktoren vorgenommen werden könne, welche die Konvention abgeschlossen haben. Man hat kroatischerseits nicht ganz mit Unrecht in diesem Paragraphen die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes Kroatiens-Slawoniens-Dalmatiens erblickt, anderseits ist aber nicht zu leugnen, daß derselbe § 70 auch eine Einschränkung dieses Selbstbestimmungsrechtes enthält, indem Kroatien seine staatsrechtliche Stellung — die Gültigkeit des Ausgleichsgesetzes für Kroatien vorausgesetzt — ohne Einwilligung Ungarns nicht ändern könnte. Die Parität Kroatiens mit Ungarn findet ihren Ausdruck auch in § 63, demzufolge gelegentlich der Verhandlungen über gemeinsame Angelegenheiten auf dem Reichstagsgebäude n e b e n der ungarischen die kroatische Flagge zu hissen sei. Anfangs wehte sie — in der Tat neben, jetzt am neuen Reichstagsgebäude in sehr reduziertem Maßstab u n t e r der ungarischen Flagge. Das Finanzabkommen wird laut § 13 alle zehn Jahre „vertragsmäßig“ durch paritätisch ausgesendete Regnikolardeputationen festgestellt. Insbesondere aber kommt die staatsrechtliche

Parität zum Ausdruck im § 2, wonach das Krönungsdiplom in ungarischer und kroatischer Sprache zu verfassen und letzteres Kroatien-Slawonien-Dalmatien auszufolgen sei. Es wird ausdrücklich festgesetzt, daß der kroatische Text ebenso wie der ungarische als Original anzusehen sei. Kroatien und Ungarn soll gleich einer offenen Handelsgesellschaft nach außen einheitlich als „eine und dieselbe unteilbare Staatsgemeinschaft" erscheinen, wenn auch nach innen im § 59 die Kroaten als „eine ein politisches Territorium besitzende politische Nation" anerkannt werden.

Der Umfang dieses Territoriums wurde im § 66 umschrieben, wobei die Murinsel bei Ungarn verblieb. Bezüglich Fiumes wurde im kroatischen Text des Ausgleichsgesetzes die Bestimmung getroffen, daß diese Angelegenheit einer besonderen Regelung vorzubehalten sei, während im ungarischen Text darüber faktisch verfügt wird. Natürlich zugunsten Ungarns. Die Übersetzung dieses ungarischen Textes wurde nachträglich auf einen besonderen Zettel aufgeschrieben und damit der § 66 der kroatischen Originalurkunde überklebt. Ein diplomatisches Unikum!

Fiume soll trotzalledem (Gesetz vom 15. Juli 1881) zwei Abgeordnete in den kroatischen Landtag schicken, will aber dieses Recht nicht ausüben. Die Fiumaner Streitfrage ist übrigens sehr alt. Fiume war seit dem Jahre 1225 Eigentum der Frankapane und gehörte zu ihrer Herrschaft Trsat. Im Jahre 1565 kam es durch Kauf an die Fürsten von Duino und mit Istrien an Österreich. Maria Theresia verfügte mit Hofreskript vom 14. Februar 1776, daß Fiume samt seinem Gebiet in Kroatien „reinkorporiert" werde. Von jetzt ab gehörte die Stadt zum Severiner Komitat. Kroatien mußte als Gegenleistung für die Einverleibung Fiumes einen größeren Bezirk mit den Städten Steničnjak und Kamensko an die Militärgrenze abtreten. Fiume kam zugleich mit der Stadt Karlstadt an Kroatien zurück. Im Jahre 1779 erhob Maria Theresia die Küstenstädte Buccari und Fiume zu Freistädten, welche der Jurisdiktion des Severiner Komitates entzogen wurden. In dem an die Stadt Fiume erlassenen Diplom wird diese Exemption und Gleichstellung mit den Komitaten durch die Worte „separatum sacrae regni coronae adnexum corpus" ausgedrückt. Ein Beweis dafür, daß diesem Satz keine besondere Bedeutung zukommt, ist der Gesetzartikel VIII des kroatischen Landtages vom Jahre 1808, in welchem Fiume ausdrücklich als zu Kroatien gehörig bezeichnet wird. Erst in dem auf die Originalurkunde des kroatischen Ausgleichsgesetzes aufgeklebten Zettel, wird dem „separatum corpus" die Bedeutung der Reichsunmittelbarkeit unterlegt.

Nachdem laut § 9 d. A.-G. das Seerecht und Handelsrecht, die Häfen und Schiffahrt und nach § 8 die ganze Finanzgebarung ohnehin zu den „gemeinsamen Angelegenheiten" gehören und in der Hand des ungarischen Ministeriums ruhen, so ist für den Fernstehenden dieser Streit um den Fiumaner Hafen nicht verständlich. Wir werden das Rätsel gelegentlich der Besprechung der finanziellen Seite des Ausgleiches lösen. Vorher sind noch andere wichtige Bestimmungen des Ausgleichsgesetzes zu besprechen. In erster Linie die Sprachenfrage.

Seit dem allzu engen Anschluß Kroatiens an Ungarn im XVIII. Jahrhundert war die Sprachenfrage eine Quelle beständiger Streitigkeiten zwischen den Ungarn und Kroaten. Am 11. Juni 1790 verlangten die Ungarn, daß das Protokoll der Landtagssitzungen in ungarischer Sprache geführt werde, und sie beschlossen 1790, in den Gesetz-

artikel VIII die ungarische Amtssprache in Ungarn und Kroatien-Slawonien einzuführen. Die Kroaten protestierten mit Deklaration vom 1. Juli 1790 dagegen, da hierdurch die Kroaten von allen Ämtern ausgeschlossen worden wären. Als am 4. September desselben Jahres dieser G.-A. VIII neuerdings zur Verhandlung kam, protestierte der kroatische Banus Johannes Erdödy und tat den berühmt gewordenen Ausspruch: regnum regno non praescribit leges. Die Aktion der Kroaten hatte den Erfolg, daß vorläufig in Kroatien die lateinische Amtssprache bestehen blieb. Die Ungarn kamen aber immer wieder auf ihren Plan zurück. Eine Zeitlang widerstand das Oberhaus, dann stimmte auch dieses zu, aber diese Beschlüsse erlangten weder vom Kaiser Franz II. noch vom Kaiser Ferdinand die Sanktion.

Dieser Sprachenkampf, welcher bis zum Jahre 1847 dauerte, erregte natürlich in Kroatien böses Blut gegen Ungarn, aber gute Stimmung für den Hof, in dem die Kroaten die einzige Schutzwehr gegen die aggressiven Tendenzen Ungarns erblickten. Damals entstand der Spruch: aula est pro nobis.

Infolge dieser Erfahrungen sind die Bestimmungen des Ausgleichsgesetzes, die in Angelegenheit der Staatsbürgerschaft und der Landesfahne an Deutlichkeit viel zu wünschen übrig lassen, in bezug auf die Landessprache sehr präzis gehalten. § 56 bestimmt: „Im ganzen Gebiet Kroatiens und Slawoniens ist die Sprache sowohl der Gesetzgebung als auch der Administration und Justizpflege die kroatische" und auch im § 57 wird für die Organe der Zentralregierung im Gebiete der Länder Kroatien und Slawonien als Amtssprache die kroatische bestimmt. § 58 bestimmt, daß „kroatisch-slawonische Vorträge und Eingaben aus Kroatien und Slawonien durch das gemeinsame Ministerium anzunehmen und in derselben Sprache die Antwort zu erteilen sei." Der nächste Paragraph setzt fest, daß die Kroaten sowohl am gemeinschaftlichen Reichstag als auch in dessen Delegation sich der kroatischen Sprache bedienen können. Nach § 60 sind die gemeinsamen Gesetze „im durch Se. Majestät unterfertigten kroatischen Text auszustellen".

Trotzdem ist Kroatien seit dem Ausgleich doch nicht von schweren Konflikten wegen der gesetzwidrigen Einführung der ungarischen Sprache bei den Eisenbahnen und in den gemeinsamen Ämtern verschont geblieben.

Neuester Zeit haben die Ungarn ihr Augenmerk besonders auf das fruchtbare Slawonien gerichtet und versuchen dort die ungarische Sprache durch Errichtung ungarischer Volksschulen und durch Kolonisation einzuführen. In letzterer Hinsicht ist neuestens ein großes Unternehmen im Zug. Die ungarische Regierung ist im Begriffe, einen Komplex von 65.000 Joch fruchtbaren Landes anzukaufen und mit Magyaren zu besiedeln.

Diese Versuche werden den erwünschten Erfolg nicht bringen, aber eine Quelle sich stets verschärfender Zerwürfnisse werden. Alle unionistischen Parteien die nacheinander ans Ruder kommen, führen beständig die Sanierung von Ausgleichsverletzungen im Programm, können aber nicht einmal neue Verletzungen verhüten, geschweige denn die alten sanieren, verbrauchen sich infolge dessen rasch oder müssen sich mit Gewaltmitteln halten.

In Justizangelegenheiten ist Kroatien-Slawonien in Gesetzgebung und Verwaltung autonom (§ 48 d. A.-G.). Allein es fehlt auch da nicht an Versuchen, durch die

„gemeinsame" Gesetzgebung in das Gebiet der Autonomie einzudringen und sich in Rechtshilfeverhandlungen einzumischen; Straf- und Kompetenzbestimmungen durch gemeinsame Gesetze festzustellen; speziell für Ungarn bestimmte Gebührenvorschriften auf Kroatien auszudehnen — wie beispielsweise durch das Expropriationsgesetz und Stempelgesetz für das Summarverfahren — oder bei Vorlage autonomer Gesetzentwürfe Schwierigkeiten zu bereiten. Dieses geschieht um so leichter, als alle Vorschläge der kroatischen Regierung gegen den Wortlaut des § 44 d. A.-G. den ungarischen Ministerrat passieren müssen. Der kroatische Minister hat aufgehört „das Vermittlungsband zwischen Sr. Majestät und den Ländern Kroatien, Slawonien und Dalmatien" zu sein, an seine Stelle ist der ungarische Ministerpräsident und der Minister a latere getreten. Damit ist eigentlich der Zustand vom Jahre 1790 wieder hergestellt und der Banus wieder zu einem Beamten der ungarischen Zentralregierung herabgedrückt worden.

Das autonome Unterrichtswesen wurde am wenigsten behelligt, erst neuester Zeit entwickeln die ungarischen Kulturvereine eine lebhafte Tätigkeit und sind bestrebt, die ungarischen Volksschulen in Kroatien-Slawonien zu vermehren, wodurch es unlängst wieder einmal zu einer vorübergehenden Regierungskrise kam.

III. Das finanzielle Verhältnis Kroatiens zu Ungarn.

Nach § 8 des kroatisch-ungarischen Ausgleichsgesetzes gehört jede Verfügung, welche die in den Ländern der heiligen Stephanskrone im § 9 taxativ aufgezählten gemeinschaftlichen Finanzangelegenheiten betrifft, in die Kompetenz des gemeinsamen Reichstages und die Finanzverwaltung wird auch in den Ländern Kroatien, Slawonien und Dalmatien vom ungarischen Finanzministerium ausgeübt. Dem kroatischen Landtag steht demnach nicht einmal, gleich den österreichischen Provinziallandtagen, das Recht zu, eine Landesumlage zu beschließen und einzuheben. Ja, es wurden die im § 18 den Gemeinden vorbehaltenen Besteuerungsobjekte nachträglich vom ungarischen Staat belastet oder der Belastung vorbehalten. Gegen den Wortlaut des § 21 mußte auch ein bedeutender Überschuß des Grundentlastungsfondes mit Ungarn aufgeteilt werden, obwohl die Einkünfte des Grundentlastungszuschlages auch zur Zeit des Bachschen Absolutismus vollkommen autonom waren.

Kroatien und Slawonien hat laut § 11 für die als dem Gesamtreich und für die Ungarn und Kroatien gemeinsamen Angelegenheiten nach dem Verhältnis seiner Steuerfähigkeit das Seinige beizutragen. Der Beitragsschlüssel wurde im Anfang mit 6·44% festgesetzt und allmählich auf 8·127% erhöht.

Von den gesamten reinen Einkünften Kroatiens und Slawoniens soll ein gewisse Summe für die Kosten der inneren Verwaltung abgezogen und nur der Rest zur Deckung der gemeinsamen Angelegenheiten verwendet, für die innere Verwaltung sollten zunächst 45%, später 44% des Gesamteinkommens Kroatiens-Slawoniens rückgezahlt werden. Der ungarische Finanzminister übt nämlich in Kroatien-Slawonien hinsichtlich der direkten und indirekten Steuern, Stempel, Gefälle, Taxen, Gebühren und der Staatsgüter die Exekutive aus, demnach werden sämtliche kroatische Steuergelder nach Ungarn abgeführt, dort als ungarische Einnahmen gebucht und die für die kroatische Selbstverwaltung bestimmten kroatischen Steuergelder als ungarische Ausgaben in das Budget Ungarns eingestellt.

Trotzdem im Ausgleichsgesetz vom Gesamteinkommen Kroatiens die Rede ist, wurden in der Tat die Einkünfte der kroatischen Eisenbahnen, welche größtenteils aus den Mitteln des Militärgrenzinvestierungsfondes erbaut wurden, die Einkünfte des Post- und Telegraphenwesens, der Stempelsteuern, der Militärbefreiungstaxen und der indirekten Steuern und früher auch das besondere Einkommen der einstigen Militärgrenze der Aufteilung nach der vereinbarten Tangente nicht unterzogen. Sollten infolgedessen die tangentierten Einkünfte Kroatiens-Slawoniens die Beitragsquote Kroatiens nach dem Schlüssel von 6·44 und später 8·127% nicht decken, so hätte man logischerweise auch die gegen den Wortlaut des Ausgleichsgesetzes nicht tangentierten Einnahmen der Tangentierung unterziehen sollen, man zog es aber vor, dem § 13 einen großmütigen Anstrich zu geben. Es heißt da, daß Ungarn „mit Rücksicht auf die Erneuerung jenes brüderlichen Verhältnisses, welches zwischen Ungarn und Kroatien-Slawonien seit Jahrhunderten bestanden hat," bereitwilligst seine Einwilligung dazu gibt, daß, falls solchermaßen alljährlich ein Defizit Kroatiens-Slawoniens entstehe, Ungarn bereit sei, dieses Defizit zu decken, ohne daß Kroatien-Slawonien verpflichtet wäre, diese Rückstände nachträglich zu zahlen. Dieses fiktive Defizit und seine angebliche Deckung ungarischerseits war die Quelle vielfacher Mißverständnisse und des Anscheines, als wäre Kroatien-Slawonien ein passives, von Ungarn ausgehaltenes Land.

Mit diesem „Defizit" Kroatiens hat es noch folgende Bewandtnis. Ungarn kann nach Belieben für rein ungarische Bedürfnisse verausgaben, was es will und mit diesen Ausgaben nicht nur sich selbst sondern auch Kroatien belasten. Ungarn hat seit dem Jahre 1869 fast fünf Milliarden Staatsschulden kontrahiert, für deren Verzinsung und Amortisation Kroatien-Slawonien nach dem Schlüssel von 8·12% aufzukommen hat, obwohl ein minimaler Teil dieses Geldes für Kroatien und in Kroatien zur Verwendung kam.

Ein typisches Beispiel für die Art der Verteilung der zu Investitionszwecken aufgenommenen Summen führte der um die Aufklärung des Finanzverhältnisses Kroatiens zu Ungarn hochverdiente Dr. Josef Frank in der Regnikolardeputation vom Jahre 1904 an, ohne daß seine Angaben widerlegt worden wären. Mit dem G.-A. VIII, 1900, wurden 31,340.000 Kronen zu Investitionszwecken im Bereich der St. Stephanskrone bestimmt. Von dieser Summe sollten — 890.000 Kronen in Kroatien-Slawonien investiert werden, aber auch diese Summe wurde reduziert, das Budget dieses Landes aber durch das Investitionsanlehen nach dem damaligen Schlüssel mit 2,480.000 Kronen belastet. Das sogenannte „Defizit" Kroatiens-Slawoniens ist demnach, wie Dr. Frank richtig sagte, nichts anderes als die Ziffer der auf kroatische Rechnung überwälzten ungarischen Ausgaben.

So kommt es, daß Kroatien stets ein Defizit zu Lasten geschrieben wird, obgleich dieses Land seit dem Jahre 1869 seine Einnahmen von 12,700.000 Kronen auf, von Ungarn zugestandene, 46,150.000 Kronen erhöht hat. Eine Kontrolle der faktischen Einnahmen Kroatiens ist unmöglich, da diese Daten beim Obersten Rechnungshof in Budapest ebenso als strengstes Amtsgeheimnis behandelt werden, wie man auch die statistischen Ämter zentralisiert und in den Mantel des Geheimnisses gehüllt hat. Immerhin bietet der Pegel des Beitragsschlüssels, der stets erhöht wird, wenn ihn die Einnahmen Kroatiens erreicht haben, und der Ausweis der kroatischen Komitatskongregationen, in welchen über den Stand der direkten Steuereinnahmen Bericht

erstattet wird, Anhaltspunkte, aus denen hervorgeht, daß Kroatien-Slawonien schon im Jahre 1897 an 75,000.000 Kronen eingenommen hat. Dem letzten Staatsvoranschlag nach beträgt das Gesamteinkommen aller Länder der St. Stephanskrone rund 1.262,000.000 Kronen, zu denen Kroatien-Slawonien 8·12%, also rund 100,000.000 Kronen beigetragen hat. Von dieser Summe ist für die Einbringungskosten und andere Ausgaben ein erklecklicher Betrag abzuziehen; trotzdem mußte die 44%ige Tangente Kroatiens, die mit 21,850.000 Kronen ausgewiesen ist, nahezu das Doppelte betragen.

Es wird bezweifelt, daß Kroatien seiner Beitragspflicht von 8·12% der Gesamteinnahme der Länder der St. Stephanskrone auch wirklich nachgekommen sei und daß seine Einnahmen wirklich 100,000.000 Kronen erreichen. Eine Kontrolle der faktischen Einnahmen Kroatiens ist zwar, wie gesagt, schwer möglich, es kann aber mit Fug und Recht angenommen werden, daß man diese Daten sehr gewissenhaft publizieren würde, wenn sie für Kroatien ungünstig wären. Der sicherste Beweis für die obige Berechnung liegt auch darin, daß man in Ungarn selbst die Fiktion von einem Defizit Kroatiens hinfällig findet, daß hervorragende Staatsmänner offen zugestanden haben, Kroatien sei verkürzt worden, endlich und hauptsächlich aber darin, daß man schon Vorsorge dafür getroffen hat, die kroatischen Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Bei dem letzten finanziellen Übereinkommen wurde nämlich die Bestimmung durchgesetzt, daß ein eventueller Überschuß Kroatiens aus der einzig entwicklungsfähigen Verzehrungssteuer um nicht mehr als 5% des vorjährigen Jahresbetrages anwachsen dürfe. Der zehnjährige Wahrscheinlichkeitsdurchschnitt dieser eventuellen Vermehrung der kroatischen Einnahmen wurde mit 400.000 Kronen berechnet. Jeder weitere Überschuß müsse an Ungarn abgetreten werden, wenn Kroatien auch schon allen seinen quotengemäßen Beitragspflichten vollkommen genügt hat. Und wahrlich, man tut sein möglichstes, damit dieser Fall nicht eintrete.

Es ist im Laufe der achtunddreißig Jahre, seit dem Bestand des Ausgleiches, gelungen, einige früher nicht tangentierte kroatische Einnahmen der Tangentierung zu unterwerfen, trotzdem werden die Einnahmen von den Eisenbahnen, von der Post und dem Telegraphen, die Militärbefreiungstaxe, die Grenzzölle und viele andere von Ungarn noch immer ungeteilt eingehoben. Die indirekten Steuern werden jetzt zwar auch tangentiert, aber nicht nach den wirklichen Eingängen, sondern nach einer willkürlich festgesetzten Quote berechnet.

Die Einnahmen Kroatiens-Slawoniens werden aber nicht nur falsch ausgewiesen, sondern es werden dem Lande auch Einnahmen, die ihm selbst nach einer solchen Verrechnungsweise zukommen müßten, entzogen. Der eklatanteste Fall ist der Fiumaner Hafen und Handelsplatz. Kroatien wurde mit all den riesigen Summen belastet, die aufgewendet wurden, um eine offene Reede in einen schmalen minderwertigen Hafen zu verwandeln, partizipiert aber nicht an den Einnahmen, denn Fiume ist eben ein — separatum sacrae regni coronae adnexum corpus. Solcher sacrae regni coronae corpora, deren Einkommen der ungarische Fiskus ungeteilt einnimmt, gibt es aber mehrere. Fast alle großen Industrie- und Privatbahnunternehmungen Kroatiens-Slawoniens werden dazu gezwungen ihre Direktion in Ungarn zu etablieren, infolgedessen sie für ihre kroatischen Fabriken und Transportunter-

nehmungen die Steuern und Gebühren an Ungarn ungeteilt bezahlen. Nachdem der Rahm abgeschöpft ist, findet eine Art unkontrollierbare Rückverrechnung statt. Für eine solche Exemption von der Tangentierung genügt heutzutage auch eine viel einfachere Prozedur.

Eine französische große Holzexportgesellschaft beispielsweise, die ihren ganzen Betrieb in Kroatien-Slawonien hat, ließ sich in Barcs durch einen dortigen ungarischen Advokaten protokollieren, obwohl sie in Ungarn kein Bureau, kein Verwaltungsorgan besitzt. Die in dem Barcser Advokaten personifizierte steuerrechtliche Fiktion genügt, um die bedeutenden Steuern und Gebühren dieses großen Unternehmens der perzentuellen Aufteilung mit Kroatien zu entziehen. Es ließe sich diese Art des Vorgehens noch durch zahlreiche Beispiele bei der Spirituskontingentierung, beim Gesetz über die Zuckerfabrikation usw. illustrieren; es genügt aber ein besonders drastisches Beispiel.

Als in den Nuntien der ungarischen und kroatischen Regnikolardeputation bei der letzten Verhandlung über das Finanzarrangement für die nächsten zehn Jahre die Forderung aufgestellt wurde, die Stempelsteuer zu tangentieren, wurde vorsichtshalber ungarischerseits eine Verordnung erlassen, wodurch die ungarischen Eisenbahnbeamten in Kroatien-Slawonien verhalten werden, ihre Quittungen ungestempelt nach Budapest zu schicken, damit sie dort nachträglich gestempelt und die Stempelgebühr der Aufteilung mit Kroatien entzogen werde. Es wurde demnach jeder ungarischer Eisenbahnbeamter zu einem separatum sanctae regni coronae corpus. Aber auch von den wenigen Fabriken und Unternehmungen, welche noch in Kroatien-Slawonien ihre Steuern bezahlen, werden zunächst 20% der Einkommensteuer ungeteilt nach Ungarn abgeführt und nur der Rest aufgeteilt. Demnach erhält Ungarn nicht die vereinbarten 56%, sondern 75 bis 80% der öffentlichen Einnahmen Kroatiens-Slawoniens für die gemeinsamen Angelegenheiten.

Aber nicht nur an seinen Einkünften, auch an seinem Vermögen wird Kroatien ungarischerseits verkürzt. Die im § 49 des A.-G. vorgesehene „gegenseitige Abrechnung" der Religions- und Unterrichtsfonde fiel sehr zu Ungunsten Kroatiens aus. Sehr bemerkenswert ist aber folgender Fall. Der Kaiser hat mit Allerhöchster Verordnung vom 8. Juni 1871, mit Befehl vom 26. November 1877 und Verordnung vom 17. Juli 1881 die Verteilung der Grenzwälder genau geregelt. Ein Dritteil des ungeheuren Waldbestandes wurde gegen die Vorschläge der Barone Mollináry und Filipović, welche diese Wälder dem kroatisch-slawonischen Landesärar erhalten wollten, dem ungarischen Ärar zugesprochen. Mollináry gab darum seine Demission und Filipović weigerte sich, unter anderen Bedingungen nach Ladislaus Pejacsevich die Banalwürde zu übernehmen. Das zweite Drittel wurde den Grenzvermögensgemeinden verliehen, aus dem letzten Drittel wurde der Investitionsfonds gebildet, aus welchem Bahn-, Straßen- und Dammbauten, Kanalisierungen und andere produktive Anlagen bezahlt werden sollten. Der Kaiser verfügte aber, daß aus dem Erlös dieser Investitionswälder vor allem ein Fonds gebildet werden sollte für Kulturzwecke in den unfruchtbaren Gegenden des einstigen Likaner-, Otočaner-, Oguliner-, Sluiner- und Banalregimentes. Aus diesem Fonds sollten Kirchen, Schul- und Pfarrhäuser gebaut, arme Geistliche katholischer und griechisch-orientalischer Konfession unterstützt, Gemeindestraßenbauten, Karstaufforstung und andere öffentliche Arbeiten gefördert werden.

Der hochherzige Befehl des Kaisers wurde nicht befolgt. Dieser Millionenfonds wurde **nicht** gebildet und es ist auch keine Möglichkeit vorhanden, daß er gebildet werde, da die wertvollsten Waldbestände zum größten Teil zum Bau der nunmehr ungarischen Staatsbahnen in der einstigen Militärgrenze verwendet wurden. Alle Ausgaben, welche aus diesem Fonds bestritten werden sollten, belasten nun das autonome Landesbudget Kroatiens-Slawoniens. Ungarn hat demnach fast zwei Drittel des riesigen Vermögens der einstigen Militärgrenze bekommen und ist damit auf Kosten Kroatiens dafür entschädigt worden, daß es 1867 einen Teil der österreichischen Staatsschuld übernommen hat.

IV. Die wirtschaftliche Lage.

Die wirtschaftliche Lage Kroatiens-Slawoniens ist ein Abbild seiner finanziellen Verhältnisse. In denjenigen Zweigen der Verwaltung, welche der autonomen Regierung unterstellt sind, ist eine günstigere Entwicklung sichtbar, während Industrie und Handel unter „gemeinsamer" Verwaltung nicht prosperieren. Auch die Landwirtschaft leidet unter den bestehenden ungünstigen staatsrechtlichen Verhältnissen. Die Saveniederung könnte zu größtem Wohlstand erblühen, wenn der Savestrom von Staats wegen in großem Stil reguliert würde, in den Karstgebieten der Lika, welche nicht einen Kilometer Eisenbahn besitzt, könnte vieles durch Amelioration des Bodens geschehen und eine rationelle Waldwirtschaft durchgeführt werden. Die fluchtartige Auswanderung, welche geradezu erschreckende Dimensionen angenommen hat und viel stärker ist als in Ungarn, könnte durch eine neue Grundentlastung und bessere Regulierung des Kreditwesens verhütet werden, wenn Kroatien nur dem Kaiser zu geben hätte, was des Kaisers ist.

Die soziale Verteilung der Güter ist in Slawonien, trotz der großen Einwanderung fremder, namentlich reichsdeutscher Elemente, und trotz der starken Auswanderung der einheimischen Bevölkerung, nicht ungünstig, während in Kroatien, namentlich im Zagorje, der Bauer schon fast ganz expropriiert ist. Es gibt da Eigentümer von 0·014 Joch, die nur den Teil einer Ackerfurche besitzen und mit dem Pflug auf eigenem Grund und Boden nicht umkehren können.

Das Gesamtresultat, namentlich der Vieh- und Pferdezucht, ist dank der fortschrittlichen Tätigkeit der Großgrundbesitzer ein günstiges. Nach Angaben des um die Hebung der Landwirtschaft sehr verdienten Vorstandes der Landwirtschaftsabteilung der Landesregierung Dr. Ivo v. Mallins bezifferte sich der Wert des Vieh- und Pferdeexports Kroatiens

im Jahre 1896 mit	13,493.610 Kronen,
im Jahre 1903 mit	63,285.000 Kronen,
der Export ist demnach um	49,791.390 Kronen,

das ist um 369% gestiegen.

Am günstigsten gestaltete sich die Ausfuhr des Hornviehes.

Im Jahre 1896 mit	6,735.570 Kronen
bewertet, betrug sie 1906	41,434.438 Kronen.
Der Export ist also um	34,698.868 Kronen,

d. h. um 515% gestiegen.

Dieser Export geht fast ausschließlich nach Österreich, zum Teil über Österreich ins Deutsche Reich. Die ungarische Grenze wird mit Hilfe der Bestimmungen des Veterinärgesetzes, ja nach den Bedürfnissen des Budapester Marktes geregelt, häufig ganz gesperrt.

Man sieht darum mit Bangen die vorbereitenden Schritte Ungarns, sich ein selbständiges Zollgebiet zu schaffen, in das Kroatien und Slawonien einbezogen werden soll. Diese Verhandlungen werden zwischen Ungarn und Österreich, ohne Mitwirkung Kroatiens geführt, obwohl im § 4 des A.-G. bestimmt ist, daß solche fundamentalen Gesetze in Zukunft nur mit der gesetzlichen Einflußnahme Kroatiens geschaffen werden können. Die Anwesenheit von vierzig kroatischen Abgeordneten beim Ratifizieren des österreichischen Abkommens kann die Abwesenheit eines kroatischen Vertreters bei den Verhandlungen, in denen die Vereinbarung zustande kommt, nicht ersetzen, da diese nur von den Vertrauensmännern Ungarns, nicht aber auch Kroatiens geführt werden.

Die Starčevićpartei hat demnach in dem Entwurf ihrer Landtagsadresse gegen die Einbeziehung Kroatien-Slawoniens und Dalmatiens in das ungarische Zollgebiet Verwahrung eingelegt und für den Fall einer Zolltrennung ein besonderes Zollgebiet für alle kroatischen Länder postuliert.

Im Gegensatz zu den günstigen Resultaten der autonomen Verwaltung stehen die geringeren Erfolge der „gemeinsamen“ Administration auf dem Gebiete der Industrie.

In Kroatien-Slawonien entwickelt sich die Industrie in sehr langsamem Tempo. Der Zuwachs im Jahre 1906 beträgt vier Fabriken.

Im ganzen gibt es, wie der Vizepräsident des Industrievereines Ignaz Granity konstatiert, in Kroatien-Slawonien 562 Unternehmungen, die mit motorischer Kraft betrieben werden, eingerechnet 224 Mühlen und 33 Sägewerke. Unter den Industrien des Landes nehmen die Sägewerke, sowie die anderen mit der rapiden Abholzung im Zusammenhang stehenden Unternehmungen der Holzindustrie, die erste Stelle ein. Sie werden mit den Wäldern zugleich verschwinden und dieser Zeitpunkt ist in nicht zu ferne Zukunft gerückt.

Die Mühlenindustrieunternehmungen — unter denen nur 4 Großbetriebe und 9 Mittelbetriebe — leiden unter der Konkurrenz der Budapester Mühlen, die von der ungarischen Regierung durch Tarife geschützt werden. Überhaupt kann sich eine landwirtschaftliche Industrie aus ähnlichen Gründen nicht entwickeln. Es ist beispielsweise die Spiritusindustrie, als industrieller Betrieb, in dem eminent agrikolen Lande nur durch eine einzige Fabrik vertreten. Kroatien-Slawonien wurde anläßlich der Aufteilung des Spirituskontingentes nicht quotengemäß beteiligt und erhielt statt 70.000 Hektoliter nur 14.600 Hektoliter zugewiesen. Die Folge davon ist, daß 60.000 Hektoliter Spiritus eingeführt werden und daß dem Lande eine Einnahme von 2,000.000 Kronen entgeht, da die Konsumsteuer am Erzeugungsort bezahlt wird, zwischen Kroatien und Ungarn aber kein Überweisungsverfahren besteht, wie zwischen Ungarn und Österreich. An landwirtschaftlichen Brennereien, welche ungefähr 10.000 Hektoliter konzentrierten Spiritus erzeugen, besitzt Kroatien und Slawonien nur sieben.

Von den mit der Landesproduktion im Zusammenhang stehenden Fabriken hat einzig und allein die Agramer Lederfabrik einen großen Aufschwung genommen und

ist infolge ihrer Leistungsfähigkeit auch zu umfangreichen Heereslieferungen herangezogen worden. Außer dieser gibt es im Lande der fortschreitenden Viehzucht nur noch vier kleinere Lederfabriken, die in Betracht kommen.

Im ganzen partizipieren an den 562 Industrieunternehmungen nur 40 Großbetriebe, also nur 7%. Eine drastische Illustration für die Armseligkeit der kroatischen Industrieentwicklung. Zwei Beispiele, die den Gegenstand einer Interpellation des Karlstädter Bürgermeisters im Landtag bildeten, mögen zum Schluß angeführt werden, um die großzügige Art und Weise zu beleuchten, wie Verkehr und Gewerbe in Kroatien seitens der ungarischen Regierung gefördert wird. Auf der Staatsstraße von Karlstadt, südwärts, wird noch immer die Wegemaut eingehoben und es waren bisher alle Bemühungen, dieses einzig dastehende Überbleibsel aus alten Zeiten aufzuheben, erfolglos. Ans stark Komische streift jedoch das zweite Beispiel, das gerade jetzt, in der Zeit der Verhandlung über die quotenmäßige Verteilung der Armeelieferungen, auch von einigem aktuellen Interesse ist.

In Karlstadt am Zusammenfluß der Kulpa und Korana sind auch kroatische Landwehrtruppen stationiert, die dem Landwehrministerium in Budapest unterstehen. Die gesamte schmutzige Wäsche dieser kroatischen Landwehrmänner wird nach Budapest geschickt, damit den dortigen Waschweibern ein Verdienst zugeführt werde.

Sollten die Wäscherinnen des wasserreichen Karlstadt, durch diese Gefährdung ihres Gewerbes veranlaßt, demonstrieren, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß die ungarische Presse, welche stets über die Unzufriedenheit der „undankbaren" Kroaten staunt, behaupten wird, sie seien von der Wiener Kamarilla bestochen worden.

Difficile est satyram non scribere.

Voltaire und sein Arzt.

Von August Fournier.

Jedem genaueren Kenner der Kulturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts ist der Name Tronchin kein fremder. Eine Genfer Familie trägt ihn, deren Mitglieder sich teils selbst historisch zur Geltung zu bringen wußten, teils durch ihre Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten ihrer Zeit merkwürdig geworden sind. Bei dem Arzte Theodor Tronchin trifft beides zu, und es ist zu begrüßen, daß ein Tronchin an der Hand zahlreicher Familiendokumente seine Biographie geschrieben hat.* Mit Bolingbrooke verwandt, hat Theodor in seiner Jugend — es war in den zwanziger Jahren — in London nicht nur den Verkehr dieses geistvollen Staatsmannes, sondern auch den Popes und Swifts genossen und sich in der besten Gesellschaft Freunde erworben, bis er sich für das Studium der Medizin entschied und den berühmten Boerhaave in Leyden aufsuchte, um sich an der ersten Quelle für seinen Lebensberuf vorzubereiten. In Leyden, wo kurz vorher Haller und Gerhard van Swieten zu den Füßen des

* Henry Tronchin, Un médecin du siècle. Theodore Tronchin (1709—1781). D'après des documents inédits. Paris, Plon; Genève, Kündig 1906.



weithin gefeierten Vertreters einer neuen Richtung in der Heilkunst gesessen hatten, erfreute sich Tronchin bald der besonderen Gunst seines Lehrers, auf dessen Rat er sich in Amsterdam niederließ. Dorthin schrieb ihm einmal van Swieten, um den jugendlichen Freund, der anfänglich mit mannigfachem Mißtrauen zu kämpfen hatte und darüber schier verzagte, aufzurichten: „Das ist nun einmal ein Übel, das unserm Berufe anhaftet, daß man die Charlatane mehr achtet als die Kundigen unserer Kunst. Ganz richtig hat einmal ein Komödiendichter behauptet, man fange erst dann an die Ärzte zu schätzen, wenn sie ein Alter erreicht haben, wo Männer in anderen Lebenszweigen bereits als unnütz gelten. Verachten Sie diese „Krankheiten" unseres Standes, die die besten Menschen nie aufhören werden mit Geringschätzung zu verkünden." Der Rat war gut. Tronchin tat mit neuem Selbstvertrauen sein Bestes und war mit dreißig Jahren eine gesuchte Autorität und Vorstand des Amsterdamer Ärztekollegiums. Aber seines Bleibens sollte dort nicht sein. Er war mit einer de Witt aus der Amsterdamer Familie dieses Namens vermählt, und die de Witts widerstrebten dem neuen, nicht gerade würdigen Regiment des Erbstatthalters aus dem nassau-oranischen Hause; dazu hatte Tronchin Söhne, für deren Erziehung er in Holland nicht den richtigen Boden erblickte, wo es „an guten Sitten ebenso fehlte wie an guten Manieren", und so faßte er rasch den Entschluß, in seine Heimat nach Genf zurückzukehren. Einmal entschieden, machte ihn nichts mehr daran irre. Man bot ihm eine reichdotierte Stelle am holländischen Hofe an, er schlug sie aus und begnügte sich mit einer Professur an der Akademie seiner Vaterstadt. Und kaum war er dort (1754) angelangt, so hatte auch gar keine Lockung in die Ferne bei ihm mehr Erfolg. Selbst die Zarin von Rußland bewarb sich vergebens um ihn, obgleich sie es ihm überließ, seine Bedingungen zu stellen. Daß er ihrem Rufe nicht folgte, verschaffte ihm bald darauf eine Stellung als Leibarzt bei einer andern Majestät, einer Majestät von Geistes Gnaden: er wurde der „Äskulap" Voltaires, der sich mit seinem ewigen Weh und Ach sogleich an ihn wandte.

Worin bestand wohl die so allgemein geschätzte Kunst Tronchins? Was machte ihn vor vielen anderen gesucht und beliebt? Das war ziemlich einfach und doch damals überaus neu. Sein Lehrer Boerhaave hatte die reichen Resultate der Naturwissenschaften für die Medizin fruchtbar zu machen gesucht und von ihm hat Tronchin jene hohe Achtung vor den Heilkräften der Natur übernommen, die sich in seiner Praxis geltend machte. Einmal, im Jahre 1760, schrieb er an die Präsidentin Molé folgendes: „Der Arzt geht nur Hand in Hand mit der Natur sicher. Verliert er sie aus dem Gesicht, so verirrt er sich. Ja, diese gute Natur, die man so wenig achtet, hilft sich meistens selbst. Denn Gott, dessen Werk sie ist, hat sich nicht damit begnügt, ihr die Fähigkeit zu geben, dem Körper die Gesundheit zu erhalten, er hat sie auch in den Stand gesetzt, sie wieder herzustellen, wenn er in Krankheit verfiel. Der weise Arzt begnügt sich, ihr dabei die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Er hält sie zurück, wenn sie zu eifrig eingreift, er spornt sie an, wenn sie zu ermüden droht, aber immer ist sie es allein, die heilt." Und ein andermal: „Alles in allem genommen, wäre es besser, es gäbe gar keine Ärzte, besser, das Leben der Menschen wäre nur der Natur anvertraut, deren Hilfsmittel unendlich sind. Der Beweis dafür liegt in dem, was sie schon alles getan hat, um den Menschen das

Leben zu erhalten, trotz der Unsicherheit und trotz den Irrtümern der Doktoren." Natürlich machte er damit Front gegen zahlreiche seiner Kollegen, „die nur noch Geschäftsleute sind und ihren Bedürfnissen alles opfern, was ihre Pflicht heißt." „Das wichtigste Erfordernis eines Arztes ist, daß er ein ehrlicher Mann sei, dann erst kommt die Wissenschaft. Man sollte ihm alles Übel hoch anrechnen, das er nicht verursacht." Dieses Übel sah Tronchin insbesondere in der übermäßigen Anwendung von Aderlässen, Brechmitteln u. dgl., wie sie damals — und noch lange nachher — Mode waren. Namentlich vor der Blutentziehung warnte er. „Sie werden sich zugrunde richten," schreibt er einer Patientin, „Ihre armen Nerven sind bereits angegriffen; noch einige Aderlässe und sie sind vernichtet." In gleicher Weise eiferte er gegen die übergroße Menge der unterschiedlichsten Medikamente, die man dazumal dem kranken Körper zumutete, und äußerte sich, ihre Zahl werde sicher in dem Maße abnehmen, als die Wissenschaft fortschreite. Freilich wußte er sehr wohl, daß er seinen Kranken — meist sehr verwöhnten Leuten — nicht immer bloß seine vernünftigen Grundsätze verordnen durfte, sondern auch zu gewissen Heilmitteln greifen mußte, wenn auch nur, um einem zuträglichen Regime Eingang zu verschaffen. So wies er einmal einen Patienten an, drei Pillen täglich unter ganz bestimmten Umständen zu nehmen, die an frühes Aufstehen, eine mäßige Mahlzeit, reichliche Nachtruhe gebunden waren. Diese Umstände, die sonst unbeachtet geblieben wären, waren das Wesentliche, und die Pillen, aus Brot geknetet, wirkten Wunder. Einem Abbé, der an Kopfschmerzen litt, verordnete er, zu reiten oder doch wenigstens Holz zu sägen. Wo Bewegung nicht tunlich sei, solle man sie durch trockene Abreibungen mit Flanell oder kräftigem Bürsten ersetzen. Modedamen, die über alles mögliche klagten, ließ er „tronchinieren", das ist in kurzen fußfreien Kleidern ohne Reifröcke, mit absatzlosen Schuhen Frühpromenaden machen, oder mit Bürsten an den Füßen ihr Parkett bohnen; und die „Tronchines" wurden Mode. Den Schriftstellern rät er stehend zu schreiben; er konstruiert ihnen eigene Pulte, warnt sie vor der Nachtarbeit, empfiehlt dafür eine emsige Tätigkeit von Tagesanbruch bis Mittag und ein Diner von Fisch, weißem Fleisch, Gemüsen ohne Schoten und rohem Obst, ohne Wein. Nicht selten auch verordnet er Milchnahrung und reine Pflanzenkost, der Jugend gymnastische Übungen, den Mädchen lockere Mieder, den Frauen im Zustande guter Hoffnung reichliche Bewegung, den Müttern, ihre Kinder selbst zu nähren. Verkrümmte oder verwachsene Körper sucht er durch ein allmähliches orthopädisches Verfahren ins Gleiche zu bringen. Im allgemeinen widerrät er Nachtwachen, überheizte Zimmer, verstopfte Fenster- und Türritzen, Federkissen, warme Kopfbedeckungen, schlecht gelüftete Wohnungen. Später einmal, nachdem er von Genf nach Paris übersiedelt war, läßt er — zum Staunen aller Welt — in Versailles die Säle auch im Winter lüften, was bis dahin unerhört gewesen war, und erklärt auf das Bestimmteste, daß auch die Krankenstuben frische Luft benötigen. Kurz, Tronchin war ein durchaus moderner Arzt, selbst nach unseren heutigen Begriffen. Das hat er ganz besonders dadurch bekundet, daß er in der Frage der Pockenimpfung schon frühzeitig eine fortgeschrittene Haltung einnahm und zur Verbreitung dieser vorbeugenden Abwehr des damals so grimmig wütenden Feindes wesentlich beitrug. Die Impfung mit Blatterngift war bei den Armeniern längst heimisch, die ihren Handel mit den schönen Sklavinnen aus dem Kaukasus durch

die entstellenden Pocken bedroht gesehen hatten und auf dieses Mittel verfallen waren. Von dort verpflanzte sie sich in die Türkei und wurde zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts von einigen Ärzten, die sie in Konstantinopel kennen lernten, den Kulturvölkern des Westens warm empfohlen. Zunächst ohne Erfolg. Erst als Lady Montagu, die Gemahlin des britischen Gesandten bei der Hohen Pforte, den Mut fand, ihre Kinder impfen zu lassen, kam die Sache nach England, wo sie Aufnahme und viel Nachahmung fand, als auch die Prinzessin von Wales ihre Töchter inokulieren ließ. Dort erlernte Tronchin das Verfahren und brachte es nach Holland, wo er selbst seinen ältesten Sohn impfte, nachdem ihm die Seuche den jüngsten fast geraubt hatte. Diese Impfung vom Kranken weg war freilich nicht so ungefährlich wie die weit spätere Kuhpockenimpfung und erforderte große Umsicht. Tronchin nun hatte das Glück, alle seine Fälle durchzubringen, was nicht nur den Ruf des jungen Arztes erhöhte, sondern auch seine Kunst in Holland heimisch machte. Später übte er sie in Genf und immer mit so viel Geschick, daß er vom Herzog von Orléans nach Paris berufen wurde, um dessen Söhne zu impfen — in Paris, wo sich die große Mehrheit der Ärzte dagegen erklärte und wo erst das erfolgreiche Auftreten Tronchins dafür Anhänger warb. So kam er nicht nur durch seine naturgemäße Therapie, sondern auch durch seine prophylaktische Tätigkeit, mit der er der argen Seuche ihre Opfer streitig machte, als Arzt in die Mode. Und noch eins war es, das ihn über die große Menge seiner Berufsgenossen hinaushob: die Erkenntnis von der Wichtigkeit der Wechselwirkung — wie man es damals auffaßte — seelischer und körperlicher Disposition und der Notwendigkeit, den kranken Menschen nicht bloß physisch, sondern auch psychisch zu beobachten und zu behandeln. Das machte ihm die starken Geister seiner Zeit besonders interessant und ließ ihn, der selbst ein geistvoller Mann war, ihren Verkehr suchen, so bestimmt er als gläubiger Kalvinist sich auch gegen ihre skeptischen oder materialistischen Theorien aussprach. Einmal hat er sogar geradezu seinen Sohn vor den „Philosophen" gewarnt, die nichts hätten, womit sie ihm den Glauben ersetzen könnten, wenn sie ihn ihm leichthin raubten. Diese Engherzigkeit bei einem Arzte, der so viel Respekt vor der Natur besaß, fällt auf, erklärt sich aber unschwer damit, daß er, gerade weil er in ihr mit ihren stärkenden und heilenden Kräften bloß die Kreatur Gottes erblickte, diesen schon um seines Werkzeugs willen nur um so höher zu preisen sich verpflichtet fühlte. Jedenfalls war er mit all seinem Geist und seinem erprobten Können unberührt geblieben von der antikirchlichen Strömung, die seine Zeit durchflutete und deren großen Repräsentanten er nun in seiner unmittelbaren Nähe sah: Voltaire.

Auch dieser traf im Jahre 1754, wenige Wochen nach Tronchin, in Genf ein, um zunächst in den „Délices", später in Ferney sein Quartier aufzuschlagen. Dem Arzte, dessen Ruhm ihm längst bekannt war, schmeichelte er vor, er habe diesen Aufenthalt gewählt, „um Äskulap und seiner Fürsorge näher zu sein," da er ja doch nur noch „sein Grab zu bereiten habe". In Wirklichkeit war ihm, der eben aus Berlin hatte scheiden müssen und auch nach Frankreich nicht zurück durfte, keine andere Zuflucht übriggeblieben, wenn er seinen Freunden nahe bleiben wollte. Und da er wußte, daß Tronchin viel Einfluß im Rate der Stadt besaß und auch am französischen Hofe in Gnaden stand, pries er ihn, wo er konnte. Nach der glücklich vollzogenen Impfung

der kleinen Prinzen von Orléans widmete er ihm sogar einige Verse, die er aus Délices nach Paris schickte, damit sie dort bekannt würden:

„Seitdem Ihr von mir gewichen seid,
Verfiel ich zurück in mein altes Leid;
Doch trag' ich es ohne Klagen,
Sobald ich durch Euch nur gesichert weiß
Am Königsstamme das junge Reis
Vor künftigen bösen Tagen."*

Wer aber daraus schließen wollte, daß Voltaire wirklich ohne Tronchin nicht mehr leben konnte, den belehrt er selbst in einem etwas früher geschriebenen Briefe an einen Freund, worin er sagt: „Man glaubt, ich sei ein toter Mann, sobald ich mich von Tronchin entferne. Ich müßte ganz verzweifelt sein, wenn ich endlich an die Medizin glauben wollte." Und doch wandte er sich bald darauf in einem Momente physischen Unbehagens rasch an den Arzt: „Hier ein physisches Problem. Gestern, als Sie fortgingen, war ich einer Ohnmacht nahe. Mein ganzer Körper war in Konvulsion. Ich legte mich zu Bette, und nach einer Stunde befreite mich der Schweiß von allen meinen Schmerzen. Es sind jetzt dreißig, ja vierzig Jahre her, daß ich mich in einem solchen Zustand befinde. Was werden Sie nun sagen? Was verfügen? Daß ich mich zu Bette legen soll, wenn ich mich unwohl fühle, daß ich mit Geduld leiden und resigniert das Ende eines schmerzensvollen Lebens abwarten soll. Ich wollte ein Grab in einem freien Lande; ich hab' es gefunden. Und Sie fanden einen Bewunderer mehr, einen Freund, einen zärtlichen und eifrigen Diener, der bis an seinen letzten Seufzer ganz der Ihrige ist." Jedenfalls hatte Tronchin einen exzellenten Lobredner mehr in seiner Nähe, der aber nicht immer ein gefügiger Patient war, schon deshalb nicht, weil Voltaire zwar seinen „Äskulap" für einen großen Arzt, die Medizin aber für eine unzulängliche und dabei geradezu gefährliche Sache erklärte. Darum hatte er immer ein stilles Mißtrauen gegen die Verordnungen Tronchins und machte sich oft insgeheim von ihnen los. Besonders dann, wenn sie ihm unbequem waren. Wenn der Arzt ihm z. B. den übermäßigen Genuß des Kaffees — Voltaire tat es nicht unter zwölf Tassen täglich — verbot, so versprach er zwar Gehorsam, trank aber insgeheim sein Lieblingsgetränk dennoch weiter, höchstens daß er sich herbeiließ, es mit Schokolade zu mischen. Setzte Tronchin ihn, der ein Leckermaul war, auf mäßige und einfache Kost, so hatte jener kaum den Rücken gewandt, als auch schon ein Auftrag nach Lyon ging, man möge eine große Rebhuhnpastete mit Trüffeln von Angoulême nach Délices senden. „Ich kann Gourmand sein, wenn mein Arzt nicht da ist," hieß es dabei. Noch mehr. Voltaires hypochondrisches Mißtrauen ließ ihn selbst an sich herumdoktern und in einem Hauslaboratorium die unterschiedlichsten Mittelchen bereiten, über die er mit allen möglichen Leuten korrespondierte; unter anderen mit einem Apotheker, der dann eine Rechnung von 3000 Talern präsentierte. Mit viel Geduld und Mühe brachte es

* «Depuis que vous m'avez quitté
je retombe dans ma souffrance;
mais je m'immole avec gaîté,
quand vous assurez la santé
aux petit-fils des rois de France.»

Tronchin endlich doch dahin, daß Voltaire von der Quacksalberei abließ. Daß er sich aber vorbehaltlos seinen Verfügungen unterworfen hätte, erreichte er nicht. „Ich müßte ein Narr sein, um zu glauben, daß ein Mensch das Alter und die Hinfälligkeit eines andern heilen könne," war des Philosophen letzter Schluß. Nun, mit der Hinfälligkeit hatte es gute Wege. Der große Schriftsteller führte in Délices und in Ferney ein Leben voll Rührigkeit: finanzielle Angelegenheiten, die ihm gestatteten sein Haus im großen Stil zu führen, literarische Kämpfe aller Art neben reicher dichterischer und historiographischer Produktion, womit er seine zwei, manchmal drei Sekretäre vollauf beschäftigte, gesellige Vergnügungen, darunter ein Haustheater, dessen Bühne er selbst betreten haben soll und mit dem er zahlreiche Freunde aus Frankreich und fremde Reisende, die den „Patriarchen" sehen wollten, unterhielt, all das füllte das Tagewerk des Sechzigers und Siebzigers reichlich aus, der dann freilich zuweilen die Folgen dieser ewigen Anspannung seiner Kräfte empfindlich zu spüren bekam. Kam es doch vor, daß er, nachdem die Gäste erst gegen Morgen das Haus verlassen hatten, noch fünf bis sechs Briefe diktierte, ehe er sein Lager aufsuchte. Da heißt es dann in einem bisher unedierten Schreiben an Tronchin: „Mein lieber Äskulap! Sie sind von Gläubigen umgeben, die zu Ihrem Tempel in Epidaurus wallen. Ich vereinige meine Gebete mit den ihrigen, aber ich belästige Sie sowenig als möglich. Ich dulde, ohne zu klagen, alles Elend, das mit dem Verfall, den mein Alter mit sich bringt, und mit der Gebrechlichkeit meiner Konstitution verknüpft ist. Die Resignation ist mehr wert als Bitten ... Da ist mir soeben etwas sehr Komisches begegnet. Ich habe dieses Billett in Absätzen geschrieben. Zwischendurch war ich in der Sonne spazieren gegangen, worauf mir schwindlig wurde und ich eine halbe Stunde hinbrachte ohne zu wissen, was ich tat. Darauf nahm ich zum Brechen ein, nachdem ich des Morgens Quassia geschluckt hatte. Ich war völlig ohne Gedanken, wollte den letzten Absatz meines Briefes vollenden und konnte damit nicht zu Rande kommen. Mein Puls war stark erhöht, ich hatte einen leichten Schweiß und mein Sehvermögen zeigte sich geschwächt. Nun beachten Sie die Stelle, die ich unterstrichen habe. Dort hatte ich zwei Worte geschrieben, die gar keinen Sinn hatten: „Enolph, Alnorph"; das war geschehen, als ich meinen Satz durchaus vollenden wollte und es nicht konnte. Da legte ich mich zu Bett und trank einige Tropfen kalten Wassers, worauf ich mich erholte und über mein „Enolph, Alnorph" sehr erstaunt war. Ich ließ es ausradieren und setzte etwas Vernünftiges an die Stelle; es gelang nicht ohne Mühe. Das läßt mich erkennen, wie gering doch der Mensch ist und daß unsere Gedanken ebensowenig von uns abhängen wie unsere Verdauung. Doch davon bin ich seit lange überzeugt. „Crescere sentimus pariterque senescere mentem."*

Natürlich untersagt ihm der Arzt das regellose und ruhelose Leben. Ohne Erfolg. Da heißt es dann wieder: „Sie werden vielleicht, mein teurer Äskulap, mir sagen, daß ich, nachdem ich 72 Jahre lang mit dem gebrechlichsten Körper gelebt habe, endlich mich zufrieden zur Abfahrt anschicken, freudig fortgehen und Sie nicht weiter belästigen solle. Sie werden damit Recht haben, aber ich verlange nur noch sechs Monate, die ich benötige, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Ich habe jetzt dieselbe Krankheit, an der man mich vor drei Jahren sterben ließ, nachdem ich, wie man sagte, gehörig

* „Wir empfinden genau wie der Geist in uns wächst und auch wie er altert."

gebeichtet und kommuniziert hatte. Dasselbe Brustübel, dieselbe Schwere im Kopf, dasselbe Fieber... Wenn ich verscheide, dann bitte ich Sie, die Verleumdung jenes kleinen Spitzbuben von einem schottischen Pfaffen, Brown, zu widerlegen, der allen Schotten sagte, ich legte mir Reliquien auf, um das Fieber zu bannen. Man soll wissen, daß ich mir nichts anderes auflege als Ihre Verordnungen." Der Brief ist aus dem Jahre 1765. Drei Jahre zuvor hatte Voltaire an einer Lungenentzündung darniedergelegen, von der ihn Tronchin befreite. „Er verließ mich keinen Augenblick", bestätigte ihm jener später, „die Natur und er haben mich gerettet." Auch jetzt wird er nicht „dahingehen". Er denkt nicht daran. Noch dreizehn Jahre führt er dasselbe aufregende literarische und gesellige Leben, bis er ihm endlich 1778 in Paris, wo es ihn mit verdreifachter Gewalt umstürmt, im Alter von zweiundachtzig Jahren erliegt. In dieser Zeit hatte sich allerdings sein Verhältnis zu Tronchin wesentlich geändert. Es war zum völligen Bruch gekommen, und erst ganz kurz vor des Dichters Ende zu einer nur äußerlichen Annäherung, so daß man gegen Tronchin den Vorwurf erhob, er habe dem sterbenden Voltaire nicht hingebungsvoll genug zur Seite gestanden. Davon weiter unten.

Die innerliche Trennung zwischen den beiden hatte sich schon lange vorbereitet, und bereits angekündigt, als 1755 die „Pucelle", jene geschmacklose Satire Voltaires auf die Jungfrau von Orléans, ohne dessen Vorwissen in der Öffentlichkeit erschien. Ein Genfer Buchhändler hatte eins der Manuskripte, die davon schon seit Jahren kursierten, nach Hause gebracht und Voltair zum Kauf angeboten. Der Handel wurde nicht abgeschlossen, da der Dichter weniger zahlen wollte, als der Händler begehrte, und da Voltaire nun die Veröffentlichung fürchtete, verlangte und erreichte er von der Genfer Stadtobrigkeit die Gefangennahme des Buchhändlers. Dieser entfloh mit Mühe nach Lausanne, nachdem er vorher seine Handschrift in Sicherheit gebracht hatte, die dann noch im selben Jahre in Holland im Druck herauskam. In dieser nicht sehr schönen Affaire hatte Tronchin in seiner doppelten Eigenschaft als Voltaires Arzt und als Mitglied des Genfer Rates zu intervenieren und wurde dabei seinem Patienten nicht gerade bequem. Noch weniger als Vermittler bei unterschiedlichem Zwist, in den der „Patriarch" von Ferney mit dem streng kalvinistischen Konsistorium der Stadt selbst geriet. Gleich ein Jahr später (1756) war in Genf eine Neuauflage seines „Versuchs über Universalgeschichte" erschienen, worin Calvin mit Recht hart beurteilt wurde, weil er Michael Servet, der die Dreieinigkeit Gottes geleugnet hatte, hinrichten ließ. Die Genfer Pastoren beachteten anfangs den Angriff auf den Begründer ihrer Kirche nicht, um so weniger, als manche von ihnen, was Voltaire wußte, selbst bereits in ihrem Innern Servet zustimmten. Dieses Schweigen reizte aber den Dichter, und er schrieb in einem Briefe an Thieriot, von dem er sicher sein konnte, daß er nicht geheim blieb, folgendes: „Es ist kein kleines Beispiel vom Fortschritt der menschlichen Vernunft, daß man in Genf selbst dem Druck einer Schrift zustimmt, worin Calvin zwar ein erleuchteter Geist, aber auch eine abscheuliche Seele (âme atroce) zugesprochen wird. Die Ermordung Servets erscheint heute verabscheuungswürdig." Richtig stand kurz darauf (Mai 1757) der Brief im „Mercure de France". Jetzt mußte das Konsistorium einen Schritt tun. Es wandte sich an den Stadtrat, und wieder sollte Tronchin intervenieren. Dieser ist, obgleich tief gläubig,

doch aufgeklärt genug, um hier auf Voltaires Seite zu treten, und bringt den Wortführer der Geistlichkeit, Professor Vernet, dahin, daß er auf eine eingehende Polemik verzichtet. „Die Sache Calvins", schreibt er ihm, „ist nicht zu halten; wir können darüber nur erröten und wünschen, daß ihm Gott dafür gnädig sein möge." Es verdrießt ihn aber, daß Voltaire, aus Furcht für seinen Aufenthalt, die Stelle in seinem Brief an Thieriot einfach ableugnete und steif und fest behauptete, ein schlechter Abschreiber habe aus einer „allzustrengen" (âme trop austère) eine „abscheuliche" Seele (âme atroce) gemacht. Das glaubte niemand, am wenigsten Tronchin, der selbst von einem Voltaire nicht zum besten gehalten sein wollte. Es währte nicht lange, da erschien im VII. Bande der „Enzyklopädie", die d'Alembert und Diderot — beide gehörten zu Tronchins Klientel — herausgaben und an der auch Voltaire mitarbeitete, ein offenbar von diesem inspirierter Artikel „Genf", der die Geistlichkeit der Stadt als eine fortgeschrittene und geradezu als „sozianistisch gesinnte" schilderte, „die sich mit der Einheit Gottes begnüge und sich nur durch ihre Achtung vor Jesus und der Heiligen Schrift von dem puren Deismus unterscheide." Nun, so vor aller Welt als Leugner der Dreieinigkeit dazustehen, ohne sich zu verwahren, war von den Genfer Kirchenvätern zu viel verlangt. Vorerst aber steckten sie sich doch wieder hinter Tronchin. Der sollte eine Berichtigung zuwege bringen. Er versuchte es; aber sowohl d'Alembert als auch Diderot lehnten ab, worauf er sich an Voltaire wandte, den er mit Recht für den Urheber des Artikels hielt und der sich auch schon vor dem Sturm fliehend nach Lausanne begeben hatte; die Antwort war, daß Voltaire jede Teilhaberschaft an der Sache in Abrede stellte. „Ich kenne natürlich den Artikel gar nicht", schrieb er, „und weiß nur, daß es sich um eine Klatscherei zwischen d'Alembert und einem jungen Manne von Geist aus dieser Stadt (Fernet) handelt, der dann Priester wurde. Ich kann Ihnen versichern, daß ich mich ebensowenig in diese Kleinlichkeiten mische, als ich mit all dem dummen Zeug zu tun hatte, das da in Schweizer und deutschen Merkuren erschien. Mein Geheimnis ist, nichts von alledem zu lesen. Es ist wahr, ich war nicht immer so gescheidt, aber man hätte ganz unempfindlich sein müssen, um mit kaltem Blut das „Zeitalter Ludwigs XIV" mit skandalösen Noten in ganz Europa verkaufen zu sehen.* Ich weiß nicht, ob in der Enzyklopädie gesagt ist, daß Ihre Priester nur an Einen Gott glauben. Werden sie nun feige genug sein, um zu antworten, daß man sie damit verleumde? Das ist ihre Sache, nicht die meinige." Ein andermal: „Wenn ich der Freund der Genfer Kirchenväter wäre, würde ich ihnen raten, selbst für die Enzyklopädie unter dem Buchstaben L im nächsten Bande einen Artikel über Lelius Socinus zu schreiben, darin die Dreieinigkeit tapfer zu verteidigen und zu erklären, daß man sich im Artikel „Genf" geirrt habe. Das würde alles in Milde beenden." Bald darauf: „Ich weiß, daß einzelne Ihrer Geistlichen das Gerücht verbreiten, ich hätte Anteil an dem Artikel „Genf", in dem ich gelobt werde. Ich verdiene gewiß diesen lächerlichen Vorwurf nicht; aber damit Sie sehen, daß ich jenen Herren Böses mit Gutem vergelte, ersuche ich Sie, zu verhindern, daß sie sich entehren. Ich eröffne mich nur Ihnen, schweige sonst aller Welt gegenüber und schmeichle mir, daß nichts mehr die Ruhe der wenigen Tage stören

* Es war die von Beaumelle 1752 zu Frankfurt ohne Wissen Voltaires veranstaltete und zu dessen Ungunsten kommentierte Ausgabe, die hier erwähnt ist.



soll, die mir noch zu leben übrigbleiben. Rechnen Sie darauf, daß, so lang ich atme, Sie keinen eifrigeren Anhänger und keinen anhänglicheren Freund haben werden als mich." Ungefähr um dieselbe Zeit ging aber ein Brief Voltaires an d'Alembert ab, worin es hieß: „Sie benötigen wohl nicht erst meiner dringenden Ermahnungen, die Wunde sich nicht schließen zu lassen (pour soutenir la gale), die Sie der Genfer Herde beigebracht haben." Die Affäre endete, da Tronchins Bemühungen um einen Widerruf ergebnislos blieben, mit einer „Grundsätzlichen Erklärung" seitens der Genfer reformierten Geistlichkeit, und nun strömten Voltaires Briefe an seinen Arzt über von milder Friedfertigkeit: „Da ist nun die Angelegenheit Ihres Glaubensbekenntnisses beendet und alle Welt zufrieden. Wenn ich sage alle Welt, so meine ich auch d'Alembert. Der Friede ist eine schöne Sache." Natürlich war das alles Heuchelei, und Tronchin wußte, was er von derlei Versicherungen seines Klienten zu halten hatte, der jetzt erst recht begann, die Genfer Orthodoxen mit Libellen zu überschwemmen, deren Autorschaft er sofort nach ihrem Erscheinen indigniert von sich abwälzte, ja deren Verbrennung er sogar forderte. So war's mit der „Schottin", so mit den „Christlichen Dialogen", und immer ist es Tronchin, den er von seiner Unschuld überzeugen will. Aus Anlaß der ersteren Broschüre schreibt er an ihn: „Mein lieber Äskulap, es gibt eine Krankheit, die Sie nie heilen werden: die Bosheit der Menschen. Da hat man die Übersetzung irgendeines englischen Schriftwerkes unter meinem Namen angeblich in Genf drucken lassen, das wenig orthodox klingt. Eine Partei, die Sie gut kennen, ließ zwei oder drei Exemplare davon kommen, um die Geister gegen mich aufzureizen. Kaum war ich davon verständigt, so brachte ich selbst die verleumderische Impertinenz zur Kenntnis des Rates. Ich bitte Sie, dies Ihren Freunden mitzuteilen, damit die Feinde zuschanden werden. Ach, Sie haben gut sagen, daß ich mich wohl befinde. Seien Sie gewiß, ich sterbe vor Schwäche und vielleicht auch vor Kummer. Man ist nicht heiter, wenn man gekränkt ist. Alles was man tun kann, ist, es zu verbergen. Aber ich verberge nichts. Vor allem rühme ich mich meiner zärtlichen Freundschaft für Sie." Kurz darauf schloß ein ähnlicher Brief mit den Worten: „Mein teurer Äskulap, glauben Sie mir und lieben Sie die Offenheit meines Charakters." Natürlich erreichte mit all den Schmeicheleien Voltaire bei Tronchin, der sich für gehänselt hielt, das gerade Gegenteil, und nur das mannhafte Eintreten des Dichters für die in Frankreich verfolgte Hugenottenfamilie Calas, für den von den französischen Gerichten bedrohten Kalvinisten Sirven, den er mit den Seinigen in Ferney aufnahm, für Etallonde, den Freund La Barre's, der 1765 in Frankreich hingerichtet worden war, weil er sich bei einer katholischen Prozession unehrerbietig benommen hatte, für die Leibeigenen der Franche-Comté, deren Freilassung er forderte, verhütete eine völlige Entfremdung.

Endlich aber kam es doch zum Bruch. Der Grund davon lag in dem Verhalten Voltaires zur Sache Rousseaus, der durch seine Werke nicht nur die Physiognomie einer Welt verändert, sondern auch den inneren Frieden der Stadt Genf gestört hat. Mit seinem abfälligen Urteil über die königlichen Maitressen in der „Neuen Heloise" hatte sich Rousseau die Gunst der Pompadour verscherzt, und durch den „Emil" war er mit dem Pariser Parlament in Konflikt geraten, das das Buch zur Verbrennung, seinen Verfasser zur Haft verurteilte. Darauf entwich Jean Jacques aus Frankreich, um in

seiner Vaterstadt Genf ein Asyl zu finden. Hier aber hatte bereits der „Contrat social" die herrschende Oligarchie gegen ihn eingenommen, die das Buch zugleich mit dem „Emil" durch den Henker vernichten ließ und den Autor mit dem Kerker bedrohte. Rousseau kam deshalb nicht nach Genf, sondern ging nach Moutiers-Travers im preußischen Fürstentum Neuchâtel, von wo er mit den oppositionellen Elementen der Stadt, die sein „Gesellschaftsvertrag" gegen die dominierenden Patrizier aufgeregt hatte, in Fühlung trat. Zu diesen Patrizierfamilien gehörten die Tronchins. Einer von ihnen, Johann Robert, war damals Generalprokurator für drei Jahre, das ist eine Art Präsident der Republik, und fühlte sich verpflichtet, das herrschende Regiment gegen Rousseaus Anwürfe zu verteidigen. Er tat es in „Briefen vom Lande", auf die Rousseau mit seinen „Briefen vom Berge" antwortete, worin die Tronchins nicht gelinde wegkamen. Auch der Arzt nicht. Und doch hatte dieser vor einigen Jahren dem Philosophen der Freiheit und Gleichheit ebenso nahe gestanden wie Voltairen. Wie Voltaire so hatte auch Rousseau — bei aller Geringschätzung der medizinischen Kunst — die Hilfe des Genfer Arztes schriftlich, wenn gleich nicht für sich, so doch für andere in Anspruch genommen. Das war in einem Briefe aus dem Jahre 1755 geschehen, worin er für eine Freundin, die Frau v. Epinay, Tronchins Verordnung erbat. (Zu jener Zeit, wo man den kranken Körper noch nicht untersuchte, sondern nur nach den Symptomen urteilte, war die briefliche Ordination etwas ganz Geläufiges.) Wir lesen das Schreiben Rousseaus hier zum ersten Male. Es war die Antwort auf ein entgegenkommendes Anerbieten Tronchins und bildet den Anfang einer lebhaften Korrespondenz während der folgenden Jahre. „Aus wie viel Gründen", heißt es darin, „hätte ich Ihnen, mein Herr, nicht zuvorkommen müssen! Aber ich respektierte Ihre Tätigkeit und wagte es nicht, Ihnen etwas von der Zeit zu rauben, die der Linderung menschlicher Übel und der Belehrung geweiht ist. Ich bin durchdrungen von Ihrer Güte, und wenn ich irgend Hoffnung auf Heilung hätte, so wären Sie, wie Sie der einzige sind, von dem ich sie erwarten könnte, auch derjenige, von dem ich sie am liebsten empfinge. Aber eine schlechte Bildung meiner Organe von Geburt an, dazu die Entwicklung eines ausgesprochenen Leidens seit mehr als zehn Jahren lassen mich schließen, daß, so sehr Sie gewohnt sein mögen, Wunder zu wirken, dieses hier Ihnen doch nicht gelingen oder, um es fertig zu bringen, viel zu viel Zeit und Sorgfalt kosten würde, welche besser bei Leuten angebracht wären, die der Welt und ihrem Lande nützlicher sind als ich. Ich verzichte übrigens nicht völlig darauf, doch noch eines Tages von der Aufmerksamkeit zu profitieren, die Sie den Einzelheiten meiner Krankheit widmen wollten, nur lassen die Beschreibung meiner vergangenen Schmerzen, die Empfindung meiner gegenwärtigen und die Vorstellung meiner künftigen die Feder meinen Händen entfallen und rauben mir um so eher den Mut, als die Hoffnung auf Besserung ihn nicht unterstützt. Seit drei Jahren habe ich auf jede ärztliche Hilfe verzichtet, deren Nutzlosigkeit, was mich anbelangt, eine lange Erfahrung mir klar gemacht hat. Ich habe manchen Augenblick an die Freuden des Lebens gewendet, den ich übel angewandt hätte, es zu verleugnen. Auch scheint es mir, als bedürfte ich der leeren Illusion nicht, die den meisten Kranken schmeichelt, und so hohes Vertrauen ich auch in Ihre Gaben setze, der Wunsch, in Ihrer Nähe zu leben, würde mehr das Beispiel Ihrer Tugenden als die Hilfe Ihrer Kunst zum

Ziele haben..." Als dann im Frühling des folgenden Jahres Tronchin zur Impfung der Prinzen von Orléans nach Paris kam, lernten sich die beiden Männer persönlich kennen und tauschten auf langen Spaziergängen über unterschiedliche Dinge ihre Meinungen aus. So weit diese auseinandergehen mochten, so war es doch eine angenehme Beziehung, die sich da zwischen den beiden Verehrern der Natur anspann und die einige Jahre hindurch ungestört währte, bis Rousseaus mißtrauische Monomanie sie erschütterte. Gelegentlich teilte dieser dem Arzte den Wunsch mit, aus Montmorency nach Genf zu übersiedeln, und Tronchin tat alles mögliche, um den Plan ausführen zu helfen. Er brachte die Mutter von Rousseaus Therese, die dieser als ein Hindernis der Abreise bezeichnet hatte, in einer Versorgungsanstalt unter und bot ihm selbst die Stelle des Stadtbibliothekars in Genf an. So viel Entgegenkommen weckte aber das von seiner unwürdigen Umgebung genährte Mißtrauen Jean Jaques'. Was hatte man in Genf mit ihm vor? Er lehnte den Posten ab. „Wo nähme ich die dazu nötige Befähigung her?" wich er aus. „Ich kenne kein einziges Buch genau und habe nie gewußt, welches die beste Ausgabe irgendeines Werkes sei. Ich weiß auch kein Griechisch, nur wenig Latein und habe nicht das geringste Gedächtnis. Das gäbe einen schönen Bibliothekar! Nehmen sie dazu meine schlechte Gesundheit, die es mir schwerlich erlauben würde, im Dienste pünktlich zu sein usw." Den Einwand mangelhafter Gesundheit ließ Tronchin nicht gelten. In Genf werde er sicher völlig genesen, versicherte er dem Philosophen und ließ nicht ab mit Mahnen und Raten. Das geschah nicht immer in der Form, die Rousseau genehm war. Ärzte, die ihre Nebenmenschen zumeist im Zustande von Schwäche und Hinfälligkeit vor sich sehen, gelangen oft unwillkürlich dazu, einen überlegenen Ton anzuschlagen. So hier Tronchin. Er macht Rousseau, der sich eben mit d'Alembert, Diderot und Voltaire entzweit hatte, seine Gleichgültigkeit gegen seine Freunde zum Vorwurf und will ihn durch sein Beispiel nach Genf locken, wo er seine krankhafte Laune verlieren werde. „Ich bin nur deshalb glücklicher als Sie, weil ich gesund bin und Sie nicht hier sind." Es fehlte Rousseau nichts mehr als solche Zurechtweisung. Er antwortet spitz: „Ich beglückwünsche Sie vom ganzen Herzen zu Ihrer Gesundheit und zu Ihren Freunden. Wenn ich von alledem nichts besitze, so ist das ein Unglück, aber kein Verbrechen. So wie ich bin, beklage ich mich weder über mein Schicksal noch über meinen Wohnort. Ich bin der Freund des Menschengeschlechtes, und Menschen gibt es überall. Der Freund der Wahrheit findet freilich auch immer Böswillige und ich brauche sie nicht allzuweit zu suchen". Tronchin war verletzt. Er sei Rousseau stets voll Achtung und Aufmerksamkeit begegnet, erwiderte er, und immer nur bestrebt gewesen, ihn in sein Vaterland zurückzubringen, um mit ihm ruhige und heitere Tage zu verbringen. Daß jener jetzt gering über Genf urteile, sei auf seinen Seelenzustand zurückzuführen. „Wären Sie so gesund wie ich, mein guter Freund, Ihre Tinte wäre weniger schwarz, die Böswilligen, die Sie überall sehen, würden verschwinden, Sie würden sich das Lob nicht vorwerfen, das Sie Ihrer Vaterstadt gespendet haben, würden nicht annehmen, daß sie Ihrer nicht würdig sei, würden sich nicht ein so trauriges Bild von ihren Sitten machen". Dann wirft er Rousseau den Bruch mit Diderot vor, der ihm doch ein so trefflicher Freund gewesen sei, worauf jener antwortet: „Nach Ihrer Meinung bin ich jetzt von allen Freunden losgetrennt. Nun, und was folgt daraus? Etwa, daß

ich es auch von den Menschen sei? Ganz im Gegenteil. Denn fast immer ist die Vorliebe für einzelne der ganzen Menschheit nachteilig. Drei oder vier unter sich einige Personen kümmern sich kaum um die Welt und rechnen sich fast solche Ungerechtigkeit zur Ehre an, wenn sie den Freunden nützt. Dagegen ist ein Herz, das sich mit Vergnügen weithin über seine Nächsten erstreckt, wenig geeignet, Sonderbündnisse zu schließen, und gemäßigter in seinen Neigungen. O, wie viel Tugend braucht es, um die Gerechtigkeit mit der Freundschaft zu verbinden, um Freund sein zu können, ohne aufzuhören Mensch zu sein!" Kurz, es gelang Tronchin nicht, Rousseau von seiner guten Absicht für ihn zu überzeugen, der jetzt aus seinen Briefen herausgrübelte, man könne ihn in Genf nicht leiden, und schließlich gar nicht mehr antwortete.* Tronchin fühlte sich zurückgestoßen und machte auch seinerseits keinen weiteren Versuch mehr, Rousseau umzustimmen. Und da erschienen dann Rousseaus große Werke, denen die Genfer Aristokratie im Bunde mit der kalvinischen Geistlichkeit ein so hartes Schicksal bereitete. Unter ihren abgesagten Gegnern war auch unser Arzt, der zu den Spitzen der Stadt zählte und für deren Verfassung fürchtete. „Der elende Rousseau", schrieb er jetzt an seinen Sohn, „hat die Herzen unserer Mitbürger vergiftet und das Gift wird immerfort wirken. Er hat die brennende Lunte an unsere Pulverfässer gelegt". In der Tat kam es aus Anlaß des Richterspruchs wider den Verfasser des „Emil" zu einem Aufruhr, indem die Bürgerschaft dem Rate vorwarf, er habe das Urteil gefällt ohne zureichende Vollmacht, und von ihm die Einberufung der großen Generalversammlung verlangte. Rousseau hatte die Bewegung geschürt, und als sie zu erlöschen begann, gossen seine „Briefe vom Berge" neues Öl ins Feuer. Nur hatte er sich damit nicht nur den Genfer Rat und das Konsistorium, sondern auch Voltaire, Grimm, Mably zu Gegnern gemacht. Tronchin, der Arzt, schreibt zu Beginn 1765: „Ich weiß nicht, wie das alles enden wird, aber was ich genau weiß: Rousseau ist ein Verbrecher." Und als dann schließlich doch die Mehrzahl der Bürgerschaft für den Rat, der mit seinem Rücktritt drohte, Partei ergriff und die Herrschaft der Oligarchen aus Furcht vor der Anarchie stützte, da war Rousseau selbst in Neuchâtel nicht mehr sicher und genötigt, seinen Stab weiter zu setzen.

Brach so Tronchins Beziehung zu Rousseau in Feindseligkeit auseinander, so kam es im Zusammenhang damit auch zu einer Lösung des Verhältnisses zwischen Voltaire und seinem Arzt. Denn jener hat in dem von Rousseau verursachten Genfer Streit nicht die Rolle gespielt, die diesem gefallen hätte. Er hatte zwischen den einzelnen Bürgerklassen zu vermitteln gewünscht, sich aber dabei, seinem Hang zur Intrigue folgend, nicht als ehrlicher Makler bewährt, was ihm Tronchin in einer Reihe von (nicht mehr erhaltenen) Briefen vorrückte. Voltaire hielt sich dafür schadlos, indem er in seinem satyrischen Gedicht „Der

* In Rousseaus „Bekenntnissen" liest man dann hierüber: „Nach allem, was geschehen war, und da ich zu Frau v. Epinay kein Vertrauen mehr haben konnte, wollte ich nicht mehr mit ihr anknüpfen; ich anwortete nicht mehr auf ihren Brief und damit endete unsere Korrespondenz. Als sie dies gewahrte, nahm auch sie eine andere Haltung an, ging vollständig in Grimms und der Holbachischen Koterie Absichten ein und vereinigte alle Kräfte mit den ihrigen, um mich völlig in den Grund zu bohren. Während diese in Paris tätig waren, war sie es in Genf. Tronchin, den sie leicht gewonnen hatte, sekundierte kräftig und wurde mein wütendster Verfolger, ohne daß er, so wenig wie Grimm, eine Ursache zur Klage hatte. Alle drei säten heimlich die Keime, die man vier Jahre später sich entfalten sah."

Genfer Bürgerkrieg" (1768) auch seinem Arzt ein Plätzchen einräumte. Dieser hatte schon vorher, 1766, Genf verlassen und war als Leibmedikus des Herzogs von Orléans nach Paris gegangen, wodurch der Bruch auch äußerlich vollzogen war. Dort hielt er mit abfälligen Urteilen über den „Broschürenschreiber", den „Apostel der Ungläubigen" und wie er sonst Voltaire noch nannte, nicht mehr zurück, ja er scheint sogar La Beaumelle mit Material für seine „Geschichte der literarischen und bürgerlichen Sünden Voltaires" unterstützt zu haben. Als er 1772 einmal nach Genf kam, unterließ er es nach Ferney zu gehen, was der „Patriarch" sehr schmerzlich empfand. Denn er kannte Tronchins Kredit am Versailler Hofe und hatte auf seinen Plan, doch noch einmal nach Paris zurückzukehren, keineswegs verzichtet. Begierig suchte er nach einer Gelegenheit, mit dem „Äskulap" wieder anzuknüpfen. Sie fand sich, als Tronchin der Nichte Voltaires, Madame Denis, auf deren Ansuchen eine Verordnung schrieb. Sofort dankte ihm der Oheim in einem Briefe voll Schmeicheleien. Aber seinen Zweck erreichte er damit nicht, denn der Arzt wehrte so kühl ab, daß Voltaire, als er 1778 nach Paris kam, nur mit zaghaften Worten um seinen Rat bat. Er schreibt: „Der alte Kranke vom Kai der Theatiner (dort wohnte Voltaire im Palais des Marquis von Villette) — wirft sich in Herrn Tronchins Arme; er leidet unerträgliche Schmerzen; er hat zwar kein Fieber, wohl aber eine Gärung in Puls und Blut, die seine Leiden vermehrt. Seit zwei Wochen schläft er nicht mehr; sein Zustand ist ein entsetzlicher; nichts kann ihm Erleichterung verschaffen; er setzt seine Hoffnung nur noch auf Herrn Tronchin, daß er mit ihm Mitleid haben werde." Tronchin kam und gab guten Rat. Nur ging dieser Rat dahin, Voltaire solle sich sofort den gefährlichen Anstrengungen und Aufregungen der Hauptstadt entziehen, die ihm verderblich werden müßten, und nach Ferney zurückkehren, wo es in den letzten Jahren ruhiger geworden war. Dazu aber konnte sich der von Triumphen überhäufte Greis nicht entschließen. Es war, als ob die ewige Sorge um seinen Leib, die so oft eingebildet und ungerechtfertigt gewesen war, jetzt von den Stürmen ehrenden Beifalls, die den Dichter umtosten, zum Schweigen gebracht worden wäre, denen er — wie Tronchin es vorausgesehen — eines Tages jählings erlag. Nun hat man wiederholt und bis auf die jüngste Zeit behauptet, Tronchin habe Voltaire in den schweren Stunden seines Scheidens von der Welt verlassen und das Ende des großen Mannes nicht allzu schwer genommen. Das Erste ist sicher unrichtig. In einem in der Genfer Bibliothek aufbewahrten Brief des Arztes an seinen Freund Bonnet vom 20. Juni 1778 heißt es von Voltair ausdrücklich: „Der Mensch, den ich verfallen, in den letzten Zügen liegen und sterben sah." Was aber freilich die Frage betrifft, mit welchen Empfindungen Tronchin diesem düsteren Schauspiel beigewohnt habe, so kann man aus allen Nachrichten nicht gerade auf tiefes Mitgefühl schließen. Die Sympathie war erloschen, die ehedem einmal die beiden verknüpft hatte, und auch der Anblick des Sterbenden konnte sie in dem Überlebenden nicht mehr erwecken. Nicht so sehr der Unterschied der Charaktere hat sie getötet, als vielmehr der Widerstreit der Weltanschauungen, der eine so tiefe Kluft zwischen ihnen schuf, daß selbst die helfende Liebe des Arztes sie nicht zu überbrücken vermochte. Hier ein vornehmer Vertreter der Medizin, tief religiös und kirchlich gesinnt, der, obgleich weit vorgeschritten in seiner Kunst, doch in allen anderen Dingen zähe am Bestehenden hängt, das er für so gut

hält, daß ihm jeder Versuch einer Änderung daran als ein feindseliger Angriff auf die Wohlfahrt der Menschen erscheint, dort ein Philosoph, der mit klingenden Versen und flammenden Worten, und mitunter mit Worten voll beißender Rücksichtslosigkeit, an dem Vorhandenen rüttelt, um das Schicksal von Millionen zu bessern: sie repräsentieren im einzelnen, was sich bald nachher in großen Heerlagern formieren und in einer ungeheuren Umwälzung bekämpfen wird, bis die Welt ihr Antlitz gewechselt hat und die Menschheit in andere Lebensbedingungen eingetreten ist.

Die Erzählung von der Liebe des Masaccio.

Eine Novelle aus der Renaissance.

Von J. L. Windholz.

Wenige Tage nachdem Gioacchino Bandellone im Kreise des Don Francesco de Medici und der Bianca Capello seine Novelle von den Schicksalen des Leonzio Pilato vorgetragen hatte, fand sich die ganze Gesellschaft abermals im Garten des Palastes der Geliebten des Herzogs versammelt. Bianca saß wie immer auf einem erhöhten Thronsessel zwischen den beiden mittleren Säulen der offenen Loggia. Don Francesco hatte auf einem niedrigen Schemel zu ihren Füßen Platz genommen und lehnte seine Wange an ihr Knie. Unweit davon auf der ersten Stufe kauerte Barlacchia, der Narr, und sang mit seiner kreischenden Stimme ein Liebeslied zur Laute. Die übrigen Herren und Damen der Gesellschaft hatten sich diesmal auf den wenigen Stufen im Halbkreise vor der Loggia verteilt, so daß Bianca auf ihrem erhöhten Sitze und in der Pracht ihres Schmuckes und ihrer Gewänder wie die Königin ihres Kreises erschien.

„Schweig, Barlacchia", sagte Bianca ungeduldig. „Du zerreißest die süße Abendluft mit Deinem Brüllen und Stöhnen."

Barlacchia erhob sich von der Stufe und indem er sich fürchterlich blähte, stieß er einen gräßlichen Triller aus, der schneidend wie der brünstige Schrei eines Esels die abendliche Stille durchdrang. Dann machte er eine Reverenz und sagte kläglich: „Ich weiß es wohl, schönste Bianca, daß unsere Liebe geheim bleiben muß und unsichtbar vor der Welt, da Dein törichter Gebieter zu deinen Füßen liegt. Aber spät um Mitternacht, wenn alle schlafen, dort bei den dunklen Cypressen, dort halten wir unser Stelldichein und wollen uns küssen und herzen und heißer Liebe pflegen." Er hatte das mit seiner heiseren Stimme geheimnisvoll und flüsternd gesagt, so daß Don Francesco sich vor Lachen ausschütten wollte.

Bianca warf einen zornigen und giftigen Blick auf Barlacchia und sagte, indem sie ihren Kopf zur Seite wandte: „Negro, schafft den Narren weg!"

Aus dem Schatten ihres Lehnstuhls erhob sich ein riesiger Mohr, der, ohne ein Wort zu sprechen, den schreienden und strampelnden Narren zum Ergötzen der ganzen Gesellschaft wie einen Baumstamm über die Schulter nahm und in den Palast trug.

Bianca aber neigte sich zu Don Francesco und indem sie seine Stirn mit ihren Lippen berührte, sagte sie mit ihrer süßesten Stimme: „Ihr habt mir, geliebtester

Herr, für diesen Abend einen seltenen Genuß versprochen. Warum wollt Ihr noch länger damit zögern und mein Herz in bewegter Unruhe verharren lassen?"

Don Francesco griff nach einer von Biancas schlanken Händen und sagte: „Ihr wißt, wie unzuverlässig die Poeten und Verseschmiede sind, geliebte Bianca. Da Ihr so wenig Gefallen an dieses biederen Gioacchino Novelle fandet, so bat ich den schönen Ruggiero, uns heute abend eines seiner galanten Histörchen vorzutragen. Aber Ihr sehet, er läßt Euch und mich auf den Genuß warten. Vermutlich will er ihn dadurch nur um so kostbarer erscheinen lassen."

Biancas Augen leuchteten wärmer und ihr Atem war bewegter, als sie flüsternd entgegnete: „Was seid Ihr doch zärtlich und meinen geheimsten Wünschen wohlgeneigt, geliebtester Herr. Ach, könnte meine Liebe nur alle Sorgen und trüben Wolken von Eurer erlauchten Stirn forttreiben, da ich Euch so sehr in Dankbarkeit verbunden bin."

Don Francesco küßte statt jeder Antwort Biancas Finger, als durch den Garten her das Knirschen des feinen Sandes unter leichten Tritten hörbar wurde. „Sagte ich es nicht", wandte sich der Herzog lächelnd zu Bianca, „Ruggiero will sich erwarten lassen."

Indem trat unten in den Kreis der Herren und Damen ein schlanker junger Mann, der bis an die Stufen heranschreitend sich vor Bianca und dem Herzog tief, aber mit einigem Selbstgefühl verneigte. Er war prächtig und nach der neuesten Mode gekleidet und sein Benehmen und seine Art sich zu geben war nicht frei von jener selbstgefälligen Eitelkeit, welche den Männern eigen ist, die sich rühmen von den Frauen verwöhnt zu werden.

Bianca blickte lächelnd in Ruggieros dunkle mandelförmige Augen und durch ihre Stimme klangen Zärtlichkeit und etwas Spott und auch Erwartung, als sie sagte: „Schöne Frauen läßt man nicht warten, Ruggiero. Oder seid Ihr so verwöhnt, daß Euch der Kreis meiner Freundinnen nicht genügen sollte? Oder aber habt Ihr Euch bei einem Stelldichein zu lange verweilt?"

„Ihr irret, schönste und erlauchteste Frau", entgegnete Ruggiero mit Gefühl, „und doch bei Amor, dem alle Menschen untertan sind, Ihr irret nicht. Ich komme aus den Armen einer Frau. Aber kein irdisches Weib und wäre sie die schönste, die Lunas silberne Strahlen bescheinen, könnte auf diese eifersüchtig sein. Seht, schönste Bianca, die holdlächelnde Muse hielt mich gefangen und sie gab mir ein Lied, wie mir zu meiner geliebten Frauen Preis noch keines also schön und hold gelungen ist."

„Ihr macht uns neugierig, Ruggiero", entgegnete Bianca. „Laßt uns Euer Liebeslied hören und an dem Urteil dieser schönen Frauen möget Ihr dann ermessen, ob es Euren Wünschen wirklich so wohl gelang."

„Verzeiht, holdselige Bianca", antwortete Ruggiero, „wenn ich mich weigere Eurer Bitte zu willfahren. Aber ich will mein Lied erst der geliebten Frau in das Ohr singen und wenn es mir mit heißen Küssen und zärtlichen Umarmungen gelohnt wurde, dann erst mag es frei hinausflattern in alle Welt. Jeder Knabe soll es vor dem Fenster seines Mädchens singen. Denn sehet, holdseligste Bianca, das ist der schönste Lohn des Dichters, wenn sein Lied in aller Herzen und auf aller Lippen ist und durch alle Straßen tönt."

„So lasset uns zum Ersatz wenigstens, wertester Ruggiero", warf Don Francesco dazwischen, „die versprochene Novelle hören". Und auf einen Wink Biancas brachte

der Mohr aus dem Palaste einen Armsessel, den er dem Herzog gegenüber mitten in den Kreis der Herren und Damen stellte.

„Durchlauchtigster Herr, holdselige Bianca, schönste Frauen und edle Herren," sagte Ruggiero sich allseits verneigend, „ich bitte im voraus um Euer aller Nachsicht, denn fast fürchte ich die Erwartung dieses Abends zu enttäuschen. Ihr alle hoffet, daß ich Euch eine jener leichtfertigen Geschichten erzählen werde, als deren Verfasser man mich in allen Städten Italiens kennt und rühmt. Dem ist aber nicht so. Das Vorbild meines edlen Freundes Gioacchino, mit dessen Gelehrsamkeit zu wetteifern ich mich niemals unterfangen würde, hat auch mich angefeuert, meinen Geist in jene rauhen und wilden Zeiten zu versetzen, da der Stern Eures erlauchten Hauses und der Stern Florenz' im Aufsteigen begriffen war und die ungezügelten Leidenschaften der Menschen die Schranke jedes Anstands durchbrachen. Und so will ich die Geschichte von dem Lebensschicksale eines Malers erzählen, zu dessen Werken auch heute noch die Kunstbeflissenen wie zu einem Borne der Erleuchtung und Belehrung pilgern, und die betitelt sein soll: „Wie der Maler Masaccio und Bianca Gambacorti zueinander in Liebe entbrennen und welchen blutigen Ausgang dieses Einverständnis nimmt."

Darauf nahm Ruggiero mit edlem Anstand auf dem Armsessel Platz und begann gegen Bianca gewendet die folgende Erzählung frei aus dem Kopfe vorzutragen:

Man zählte seit der gnadenbringenden Fleischwerdung des Sohnes Gottes der Jahre 1428, als in dieser Stadt Giovanni di Bicci de' Medici herrschte. Ihm zur Seite stand in der Blüte seiner Jahre sein Sohn Cosimo, den wir alle gewohnt sind als den Vater des Vaterlandes zu preisen. Mächtig und groß war beider Ansehen und ihre Stimme und ihr Rat wurde nicht nur in allen Städten Italiens, sondern auch an den Höfen Deutschlands und Frankreichs mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit gehört. Ihnen dankte Florenz die erste Zeit seiner Blüte, da ein erlesener Kreis von edlen Künstlern und Gelehrten sich wetteifernd um sie scharte. Nicht minder aber wie die Künste und Wissenschaften gediehen die Macht und das äußere Ansehen des Staates, denn Pisa, der gefürchtete Gegner, war nach langem Kampfe bezwungen und überwältigt worden.

Es lebte aber in jenen Tagen Giovanni Gambacorti, als der letzte aus dem Geschlechte der Herren von Pisa, an dem Hofe des Herzogs Filippo Maria Visconti von Mailand. Groß war noch immer sein Anhang und zu jedem Aufruhr bereit in der eroberten Stadt, so daß sich Florenz nicht in Ruhe seines Besitzes erfreuen konnte. Giovanni Gambacorti war ein betagter Mann und mochte selbst wohl kaum mehr die Hoffnung hegen, die Herrschaft in Pisa wieder zu erlangen, trotzdem er es an Bemühungen dieserhalb beim Herzoge in Mailand nicht fehlen ließ. Auch hatte er keine leiblichen Kinder. Aber bei ihm lebte eine Nichte, Bianca mit Namen, die einzige Tochter seines verstorbenen Bruders und auf diese setzten die Anhänger der Gambacorti alle ihre Hoffnungen. Sie beabsichtigten nämlich, Bianca Gambacorti mit einem Jüngling aus den vornehmsten Familien Pisas zu verehelichen und diesen dann mit Hilfe und Unterstützung des Herzogs Filippo Maria zum Herrn von Pisa auszurufen. Da nun zeigte sich der hohe Geist und die Liebe und Fürsorge des Hauses der Medici für diese Stadt im strahlendsten Lichte.

Mit Trauer und Betrübnis hatte der erlauchte Herr Giovanni de' Medici die mancherlei blutigen Aufstände und Mißhelligkeiten der Bewohner Pisas gegen ihre florentinische Behörde gesehen. In seinem Geiste hatte er wohl erkannt, daß es sich nicht nur darum handelte, die kriegerische Macht Pisas zu brechen, was nun nach so vielen Opfern geschehen war, sondern daß Florenz auch in bezug auf seinen Handel und seine übrigen Unternehmungen den größtmöglichen Nutzen und Vorteil aus der unterworfenen Stadt ziehe. Dieses war aber nur möglich, wenn die Pisaner nicht nur der Gewalt Florenz' gehorchten, sondern auch mit ihrem Geiste und mit ihrem Herzen die neue Herrschaft anerkannten und so sich als Bürger des neuen und größeren Gemeinwesens zu fühlen begannen. Aber Giovanni de' Medici sah auch ein, daß, solange der Anhang Gambacortis der florentinischen Herrschaft feindlich gegenüberstand, es niemals zu diesem für beide Städte so wünschenswerten und gedeihlichen Zustande kommen würde. Da erwuchs in dem hohen Geiste Giovannis de' Medici der Gedanke, seinem noch unvermählten Sohne Cosimo Bianca Gambacorti zur Frau zu geben. Er sandte deshalb Gianozzo Manetti als vertrauten Botschafter zum Herzog nach Mailand und dieser verstand es die Angelegenheit in so geschickter Weise zu handhaben, daß bald darauf Giovanni Gambacorti seinen Einzug in Florenz hielt und mit dem Herrn Giovanni di Bicci de' Medici im Palaste der Signorie Kuß und Handschlag wechselte.

Nun lebte zu jener Zeit in unserer Stadt der Maler Masaccio. Trotzdem er erst 28 Jahre zählen mochte, begegneten ihm doch alle Männer in der Zunft des heiligen Lukas mit Ehrfurcht und Ehrerbietung. Und wenn er des Morgens zeitlich von seinem Gehilfen Andrea di Giusto begleitet aus dem Viertel der Färber, wo seine Werkstatt war, nach der Kirche S. Maria del Carmine ging, da traten sie scheu zur Seite und grüßten ihn als einen Meister. Und keiner hätte es gewagt, ihn durch ein heiteres Wort des Scherzes zu stören, wie dies sonst in der Zunft üblich war. Denn Masaccio lebte einsam und verschlossen in Florenz und seine ganze Leidenschaft galt seiner Kunst. Niemals sah man ihn bei den fröhlichen Spielen und Vereinigungen der Maler und Bildhauer und niemals noch hatte man ihn mit einem Mädchen gesehen. Auch hielt er nicht, wie es sonst immer die Künstler zu tun pflegten, eine Magd zur Ergötzung seiner Sinne in seiner Werkstatt. Vertrauten Umgang pflegte er nur mit zweien Männern und diese waren Brunellesco, der Meister des Domes, und Niccolo de' Niccoli, der genaue Freund und Berater des Herrn Cosimo de' Medici und einer der feinsten und freiesten Geister, die jemals gelebt haben. Mit Brunellesco vereinte ihn die Sorge und der Eifer für die Kunst, der sie beide, jeder in seiner Weise, so ganz ergeben waren. Niccoli hingegen, ein Greis an Jahren, der als der aufgeklärteste Kopf gewohnt war, das Leben in allen seinen Gestaltungen und Unterscheidungen menschlich und ohne Voreingenommenheit zu sehen, — Niccoli hingegen bewunderte an seinem jungen Freunde die Glut der mächtigen Leidenschaft, welche alle Lebenskraft einem einzigen Ziele unterjochte. So sehr aber auch der vielseitige Niccoli über die eindeutige Macht Masaccios staunen mochte, so empfand er diese doch als etwas dem menschlichen Wesen durchaus Fremdes und manchmal erfaßte ihn eine trübe Ahnung von dem dunklen Ausgang des Malers. „Gebet acht auf Euer Wesen, Masaccio", pflegte er dann zu sagen, „und reichet dem Leben, was dem Leben geziemet.

Sehet, die Griechen, jene unerreichten Vorbilder einer erhöhten Lebensart, priesen als höchstes Glück die Heiterkeit des Gemütes. Wie anders könnten wir diese erreichen, als durch die Ausgeglichenheit unseres Geistes, unserer Wünsche und unserer Begierden. Strebet nicht nach Unmenschlichem, nach einem Ziele, das menschlicher Kraft unerreichbar ist. Sehet, Masaccio, wir stehen an dem Tore einer neuen Welt des Geistes und der Kunst. Denket, daß wir unser Leben nicht für uns, sondern für diejenigen leben, denen wir den Boden bereiten. Darum, o Masaccio, lasset uns hindurchschreiten hellen Auges und heiteren Geistes." Aber so wohlgemeint auch die Worte Niccolis sein mochten, so waren sie doch in den Wind gesprochen. Denn es brannte ein zu mächtiges Feuer in Masaccio und sein Wesen war solcher Art, daß alle seine Kräfte einem Antriebe folgten und untertan waren.

An dem Tage nun, welcher der Ankunft des Giovanni Gambacorti folgte, war Masaccio früher, als es sonst seine Gewohnheit war, von seiner Arbeit in der Kapelle der Brancacci nach dem Dom gegangen, um dort mit Brunellesco Rücksprache zu nehmen. Da er ihn bei dem Werke nicht antraf, so wollte er die Kirche wieder verlassen, als ihn, aus dem Tore heraustretend, ein Anblick fesselte und auf der obersten Stufe verweilen ließ. Von der Straße der Wachszieher her kam gegen den Dom zu ein Fräulein, dem zur Seite und um die Hälfte eines Schrittes zurück eine Zofe folgte. Die Anmut ihres Gesichtes, das Ebenmaß ihres Körpers und die Kostbarkeit und der Geschmack ihrer Kleidung rechtfertigten vollkommen die Aufmerksamkeit des Malers. Sie trug ein lang herniederfließendes Gewand von purpurner Farbe, das nur um den Ausschnitt des Halses und an den Ärmeln mit einem golddurchwebten Bande geziert war. Das reiche und glänzende goldbraune Haar umschloß ein Perlenhäubchen, über das ein zierlicher goldener Reif gelegt war und von dessen Mitte ein herrlicher Smaragd auf die reine Stirne herabhing. Um den zierlichen Hals lag eine Schnur großer weißer Perlen. Des Malers Entzücken wuchs, da sich das Fräulein also anmutsvoll dem Dome näherte und er den herrlich gebildeten Kopf, die schön gezeichneten Augenbrauen, die edle Nase und den prachtvoll geschnittenen Mund genau gewahr wurde.

Was Masaccio bis jetzt empfand, war die reine Freude des Künstlers an dem selten schönen und edlen Gebilde der Natur. Als das Fräulein die Stufen hinaufschritt und an Masaccio vorbei in den Dom eintrat, da hob sie die langbewimperten Lider und der Blick ihrer Augen traf den Maler im Innersten seines Herzens. Masaccio hatte bis jetzt noch niemals seine Seele einem Weibe zum Opfer gebracht, aber dieser eine Blick genügte, um sein Wesen von Grund aus zu erschüttern. Beklommenen Herzens und unruhvollen Gemütes eilte er vom Dome hinweg und irrte planlos durch die Straßen der Stadt, aber er vermochte nicht der Gewalt dieser Mädchenaugen zu entrinnen, die sich dieses eine Mal in seine versenkt hatten. Als Phöbus Apollon den Sonnenwagen mit den goldenen Rossen am Himmel heimwärts trieb und die letzten Strahlen die Türme und Dächer der Stadt mit flüssigem Golde überfluteten, fand sich Masaccio oben bei der Kirche des heiligen Miniatus. Aber das liebliche Bild, das ihm so oft Labsal und Trost in den Nöten seiner Künstlerseele gewesen war, vermochte ihm diesmal nicht die ersehnte Ruhe zu geben.

Schlaflos und qualvoll verbrachte er die Nacht und als er sich am nächsten Tage

an sein Werk in der Kapelle der Brancacci begab, da wollte der Pinsel seiner Hand nicht gehorchen und er vermochte nicht seinen Geist und seine Einbildungskraft bei dem Gegenstande seiner Arbeit festzuhalten. Denn so sehr er sich auch anstrengen mochte, so konnte er doch nichts anderes in seinem Geiste sehen, als das liebliche Oval dieses Mädchenantlitzes und die Augen, mit denen sie ihn angeblickt hatte.

Mißmutig und verdrossen verließ er die Kapelle, denn dieser ungewohnte Zustand seines Gemütes bedrückte ihn schwer. Er fühlte, wie sich sein Wesen veränderte und wie er die Herrschaft über sich selbst verlor. Vom frühen Morgen bis in den späten Abend streifte er ziellos und ruhelos durch die Straßen und die Tage vergingen ihm, ohne daß es ihm gelungen wäre, sich selbst wiederzufinden und die Herrschaft über seinen Willen wiederzuerlangen und den Dämon zu bändigen, der in ihm hauste.

Am fünften Tage, da sein Zustand sich noch immer nicht zum besseren gewendet hatte, raffte er sich noch einmal auf, um die Qual zu lösen und den Bann zu brechen, der auf ihm lastete. Und er begab sich in seine Werkstatt, um die Züge der Unbekannten, die eine solche Macht über ihn ausübte, im Bilde festzuhalten. So hoffte er sich von dem Banne des Dämons und von der seelischen Gewalt des Mädchens freizumachen. Er sah das liebliche Bild des Fräuleins vor sich und den süßen und unschuldigen Blick ihrer Augen, der ihn so tief und eindringlich erschüttert hatte, — und doch wollte es ihm nicht gelingen, ihre Züge auf die Holztafel zu bannen. Vergeblich schalt er Andrea, seinen Gehilfen, und hieß ihn zum Teufel gehen; vergeblich griff er nach dem Silberstift; vergeblich stellte er dann eine frisch hergerichtete Kupfertafel auf die Staffelei und begann von neuem mit dem Pinsel und der Farbe zu arbeiten, rasend und voller Verzweiflung, — es wollte ihm nichts gelingen.

Unterdessen hatte Niccolo de' Niccoli leise und vorsichtig, wie dies in seiner Gewohnheit war und ohne von dem Maler bemerkt zu werden, die Werkstatt betreten. Eine geraume Zeit hinter Masaccio stehend, betrachtete er mit Verwunderung dessen merkwürdiges und ungewohntes Gehaben. Endlich legte er seine Hand um des Malers Arm und ihn mit Besorgnis anblickend sagte er: „Saget mir, Masaccio, um der Barmherzigkeit Gottes willen, was für ein Geist ist in Euch gefahren? Seit vier Tagen bin ich hinter Euch her, denn ich habe eine Botschaft des Herrn Cosimo de' Medici zu bestellen und kann Eurer nicht habhaft werden. Nirgends ward Ihr zu treffen, weder in der Kapelle noch in der Werkstatt noch sonst an den gewohnten Orten. Und jetzt finde ich Euren Gehilfen kläglich und jammernd vor der Türe, denn Ihr hättet ihn davongejagt und es wäre mit Euch kein Auskommens; in den Nächten wälztet Ihr Euch schlaflos auf dem Lager und ächztet und stöhntet. Und jetzt finde ich Euch endlich hier und sehe Euch ein solch wütendes Wesen treiben zwischen den Farben und Tafeln. Wahrlich, Masaccio, so wie ich Euch jetzt sehe, seid Ihr nicht mehr der gleiche, der Ihr früher wart. Sagt, seid Ihr krank oder ist Euch sonst etwas Widriges zugestoßen?"

Masaccio blickte eine Zeit finster und schmerzlich vor sich hin und sagte dann aufseufzend mit bitterer Stimme: „Wie habt Ihr Recht, Niccoli! Bin ich noch der gleiche? Bin ich noch Masaccio, der Maler, für den es keine Schwierigkeit in der Kunst gab? Sehet her, da plage ich mich schon den ganzen Tag einen schlichten Mädchenkopf zu malen und es gelingt mir nicht. Nein, nein, Niccoli, Ihr habt Recht, ich bin nicht

mehr, der ich war." Während Masaccio dieses sprach, gebärdete er sich auf eine wütende und verzweifelte Weise, so daß Niccoli nicht abließ mit teilnehmenden Worten und Fragen in ihn zu dringen, bis Masaccio endlich stockend und widerwillig und doch voller Eifer zu erzählen begann, wie er vor fünf Tagen ein Fräulein vor dem Dom getroffen und wie ihn seitdem ihr Bild und der Blick ihrer Augen verfolge und ihm den Schlaf nehme und zu aller Arbeit unfähig mache, so daß er glaube verzweifeln zu müssen. Während Masaccio sprach, begannen sich Niccolis Mienen aufzuhellen und da jener seine Erzählung beendigt hatte, brach dieser in ein schallendes Gelächter aus und sich noch vor Lachen schüttelnd rief er fröhlich: „Nun, mein Masaccio, fresset mich nicht mit Euren Augen und glaubt nicht, daß ich mich vor Euch fürchte. Aber ist es nicht zum Lachen, wenn ich sehe, daß Ihr, der berühmteste Maler in Florenz, Euch dümmer anstellt als ein vierzehnjähriger Knabe, der seinem Schulmeister entwischte. Da laufet Ihr in Florenz herum und gebärdet Euch verzweifelt, als ob ein unheilvoller Schwanzstern sich am Himmel gezeigt hätte und nächsten Tages die Welt in Trümmern liegen würde. Und sieht man näher zu, was denn das ganze Unglück eigentlich zu bedeuten habe, so ist's nichts Anderes — nein, nein, Masaccio, laßt mich nur lachen, das stärkt das Herz und fördert die Verdauung — dann ist's nichts anderes, als daß Masaccio sich verliebt hat. Ich aber freue mich Eurer Leiden und Qualen, denn ich habe es Euch immer prophezeit, daß sich Eros an Euch rächen würde. Jetzt saget mir aber nur schnell, wer ist denn die Holde, die dazu auserkoren ist, das Rächeramt an Euch zu vollziehen?"

Masaccio schwieg betroffen bei dieser Frage und stammelte dann verwirrt: „Ihr fragt, wer sie sei? Ich sagte Euch doch, daß ich sie nur vor fünf Tagen am Dome sah und daß mir nichts weiter von ihr bekannt sei und daß mich ihr Anblick dermaßen verwirrt und benommen hätte, daß ich zu allem unfähig und unbrauchbar geworden."

Niccoli brach von neuem in ein unmäßiges Gelächter aus und rief: „Dachte ich mir's doch, daß Ihr es so treiben würdet, und schämt Euch wahrlich nicht, ein Mann in Euren Jahren, Euch anzustellen wie ein blöder Knabe! Sagte ich es Euch nicht, gebt Gott, was Gottes ist und dem Kaiser, was des Kaisers und dem Leben, was des Lebens ist! Da lauft Ihr fünf Tage in der Stadt herum von Sinnen und voller Verzweiflung und wißt nicht, daß es die Liebe war, die Euch getroffen! Man könnte Eurer Unbeholfenheit lachen und weinen in demselben Atem. Natürlich, Euch ist es nicht beigefallen die Fährte Eurer Schönen zu suchen! Wozu habt Ihr Andrea, den Burschen, der flink ist wie ein Wiesel und schlau wie ein Fuchs? Der hätte Euch sicher auf den Weg geholfen, wenn Ihr selbst dazu zu ungeschickt wart!" Während Niccoli also den Maler schalt und schmälte, denn die Neugier plagte den Alten gar sehr, steckte Andrea seinen Kopf vorsichtig zur Türe herein und sagte: „Verzeiht, Ihr Herren, es sind zwei junge Leute aus Bologna draußen, welche den Meister zu sprechen wünschen."

„Heiß sie zum Teufel gehen," entgegnete Masaccio ingrimmig, „ich mag heute keine fremden Larven sehen!"

„Nicht doch, Andrea," fiel ihm Niccoli in das Wort, indem er den Gehilfen hereinwinkte. „Laß' sie warten, bis ich fortgegangen bin, und führ sie dann herein." Und sich vor Masaccio hinstellend, begann er ihn von neuem auszuschelten: „Seht mir

doch das ungebärdige Fällen! Weil Ihr fünf Tage in Eurer Torheit unbenutzt verstreichen ließet, deswegen wollt Ihr jetzt gegen zwei Herren, die aus der Fremde zu Euch kommen, unhöflich sein? Ist dies Florenzens Art? Seid ein Mann und kein törichtes Kind! Und bis ich wiederkomme, dann hoff' ich, wißt Ihr, wo Eure Liebste haust. Doch, daß ich es nicht vergesse, weswegen ich die ganzen Tage hinter Euch hergejagt bin! Übermorgen hält Herr Cosimo seine Verlobung mit Bianca Gambacorti und dazu läßt er durch mich Euch laden. Sprecht nicht! Redet kein Wort! Ich kenne Eure Litanei: Ihr wäret kein Freund von Festlichkeiten, kein Freund der Medici, Ihr hättet kein Festgewand und was der Klugheiten mehr sind. Ihr sehet, ich kenne dies alles schon auswendig. Aber diesmal hilft Euch nichts! Und wenn ich Euch aus dem Bette holen müßte, Ihr müßt hingehen! Jetzt lebt wohl und seid höflich und artig gegen die fremden Herren, wie es sich einem Manne Eures Namens geziemt."

Indem Niccoli die Werkstatt verließ, traten die beiden Herren ein, welche Andrea angekündigt hatte. Sie waren beide halb wie Scholaren und halb wie Edelleute, jedoch auf eine kostbare und zierliche Art gekleidet, was keineswegs zu verwundern ist, da es zu jener Zeit keine feststehende Mode für den Anzug gab, sondern jeder sich nach seinem eigenen Geschmack und Behagen trug und kleidete, dergestalt, daß eine Gesellschaft vornehmer und wohlhabender Leute ein ungleich farbenprächtigeres und anmutigeres Bild bot als dies in unseren Tagen der Fall sein mag. Sie waren beide von zartem und anmutigem Körperbau. Der eine, der sich Tedaldo nannte und der eine weiße und rosige Gesichtsfarbe hatte, trug ein Gewand, in dem die blaue Farbe vorherrschte und das mit Gold und Edelsteinen reich geziert war, indes der andere, der sich Ugolino nannte und eine bräunliche Gesichtsfarbe hatte, auch in dunklere Farben und auf eine einfachere Art gekleidet war. Während jener seinem Äußeren entsprechend auch sanfter und scheuer in seinen Worten und Bewegungen war, betrug sich dieser viel lebhafter und munterer, ohne jedoch jemals die Grenzen der feinen Sitte zu überschreiten. Sie begrüßten den Maler in überaus artigen und verbindlichen Worten und indem sie seine Kunst und den Ruhm seines Namens priesen, brachten sie es dahin, daß Masaccio, welcher halb abgewendet und mürrisch ihre Worte an seinem Ohr hatte vorüberklingen lassen, sich schließlich doch herbeiließ sie zu fragen, ob er ihnen in irgendeiner Sache dienen oder von Nutzen sein könne. Und nun trug Ugolino ihm die Bitte vor, der Meister möge das Bildnis seines Freundes auf eine Tafel malen, zu welchem Behufe sie eigens aus Bologna nach Florenz gekommen wären. Da Masaccio lächelnd zwar, jedoch mit einigem Unwillen diese Bitte abschlug und ihnen einen andern Maler für das Bildnis empfehlen wollte, begann Ugolino in lebhaften Worten und mit ehrlicher Begeisterung die Schönheit seines Freundes, den Adel und die Reinheit seiner Gesichtszüge zu preisen und nötigte Masaccio also, diesen näher zu betrachten. Und während der Maler nun solchermaßen sich in die zarten Züge des Jünglings vertiefte, der ob der Lobrede seines Freundes mit niedergeschlagenen Augen und geröteten Wangen vor ihm stand, ergriff sein Herz eine seltsame und ungewohnte Bangigkeit, denn noch immer stand trotz der Anwesenheit der Fremden vor seinem inneren Auge das Bild des Fräuleins, das ihn so ganz erfüllte. Und er fühlte eine noch nie gekannte Influenz von diesem Jüngling auf ihn übergehen und er erschrak wegen dieses unerkannten Gefühles auf das heftigste. Endlich

stieß er stockend und krampfhaft die Frage hervor: „Lebt Euch nicht, Herr Tedaldo, eine Schwester, die Euch ähnelt?" Es lag Hoffnung und Abwehr zugleich in der fragenden Stimme des Malers und er fühlte seine Brust beengt und einen eisigen Strom durch seine Adern rinnen, als der Jüngling mit sanfter Stimme antwortete: „Ihr irret, Meister, ich bin das einzige Kind meiner Eltern."

Aber je länger Masaccio den Jüngling betrachtete, um so mehr ward er von seinen Zügen ergriffen und um so mehr begann sich sein Auge zu lichten und die Ähnlichkeit zwischen diesem und dem Fräulein sich immer klarer und zwingender für ihn zu gestalten. Und halb zu den Jünglingen gewendet, halb zu sich selbst sprechend begann er in Worten dieses seltsame Spiel der Natur zu erzählen und zu erklären und sich schließlich an seinen eigenen Worten entzündend, bat er Tedaldo, ihm seine Züge zu einem Bilde der Unbekannten zu leihen. Jetzt aber waren es Tedaldo und Ugolino, die sich ob dieses Ansinnens ganz erzürnt stellten.

„Ihr scheint verliebt, Meister," sagte Ugolino spöttisch, „und weil vermutlich Eure Schöne sich gegen Euch spröde erweist, wollt Ihr die Schönheit meines Freundes Tedaldo mißbrauchen und die Natur betrügen. Als wir Euch baten, Tedaldos Bild zu malen, da habt Ihr es verweigert. Die Aufgabe war Euch nicht groß, nicht vornehm genug. Jetzt aber, da Euch Eure betörten Sinne äffen, sollte Euch mein Freund zu einem Mädchenbilde sitzen?" Und unter solcherlei Spott- und Stichelreden entschlüpften beide aus der Werkstatt. Aber in der geöffneten Tür wandte sich Tedaldo noch einmal um und die Augen voll zu dem Maler aufschlagend sagte er mit einer andern und weicheren Stimme: „Auf Wiedersehen, Masaccio!"

Der Maler war vor diesem Blick erbleichend zurückgetaumelt. Jetzt wußte er, daß Tedaldo und jene Unbekannte eins waren, und jetzt erkannte er auch in Ugolino die Zofe wieder, die damals dem Fräulein gefolgt war. Kaum daß er sich aufraffte, jagte er auch schon Andrea den beiden nach. Aber vergebens! Es war, als ob die Erde sich geöffnet und die Jünglinge verschlungen hätte. Wie ein Besessener rannte er diesen und den nächsten Tag in Florenz herum, um Tedaldos oder des Fräuleins ansichtig zu werden. Aber so sehr auch sein Herz nach ihrem Anblick schrie, so vermochte er doch nichts über sie zu erkunden oder in Erfahrung zu bringen.

Als Niccoli am zweiten Tage den Masaccio zur Verlobung des Herrn Cosimo abholte, fand er ihn völlig verzweifelt und von Kräften und nur mit Mühe gelang es ihm, ihn zum Mitgehen zu bewegen. Im Garten des Palastes der Medici hatten sich bereits alle Vornehmen und Edlen der Stadt versammelt. Fast in dreien Gruppen gesondert standen sie nun da, auf der einen Seite die Anhänger und Freunde des Volkes und des Hauses Medici; auf der andern die geschlechterstolzen Patrizier, voran die Herren Rinaldo degli Albizzi und Niccolo da Uzzano, welche noch immer die Adelsherrschaft anstrebten und daher den Medici feindlich gesinnt waren, und abseits von diesen beiden Gruppen die Gelehrten und Dichter, die Maler und Bildhauer und Architekten, unter ihnen der finstere Lionardo Bruni, der Kanzler, und der ehrwürdige Ambrogio Traversari von S. Maria degli Angioli und Tomaso Parentucelli und Brunellesco und Donatello, die Großen.

Auf erhöhten Sitzen hatten Herr Giovanni de' Medici und Herr Giovanni Gambacorti Platz genommen und sie unterhielten sich mit dem Condottiere Niccolo Forte-

braccio, während Herr Cosimo von ihrer Seite weg unter die Gäste getreten war und jeden gemäß seinem Stande und seiner Beschäftigung mit einigen artigen und liebenswürdigen Worten begrüßte. Dann begab er sich in den Palast zurück und von unsichtbaren Sängern wurde eine von Panormita eigens zu diesem Feste gedichtete lateinische Kantate gesungen, nach deren Abschluß unter dem Vorantritt zweier in den Farben der Medici und der Gambacorti geschmückter Herolde Cosimo seine Braut in den Garten geleitete. Bianca Gambacorti nahm zwischen den beiden Alten Platz, indes Herr Cosimo hinter ihnen sich aufstellte. Nachdem nun Herr Giovanni de' Medici und Herr Gambacorti nochmals das Verlöbnis der beiden Häuser vor allen Gästen laut und feierlich durch Wort und Handschlag bekräftigt hatten, begannen von diesen einer nach dem andern vorzutreten und in schicklichen Worten seine Glückwünsche zu dieser für Florenz so glückverheißenden Verbindung darzubringen. Masaccio war mit Herrn Niccoli als einer der letzten im Garten erschienen und da er, nun gleichfalls vortretend, seine Augen zu Bianca Gambacorti aufschlug, erbebte er in seinem innersten Herzen, denn er erkannte in der Braut des Herrn Cosimo das Fräulein, welches er an der Pforte des Domes getroffen, und den Jüngling, der gestern seine Werkstatt aufgesucht hatte. Und wortlos und unfähig eine Silbe zu sprechen, sank er vor dem Blick Biancas erbleichend auf die Knie, ohne seine hilflosen Augen von ihrem Antlitze abwenden zu können. Herr Cosimo aber, der sich der Ergriffenheit des Malers ob der Schönheit seiner Braut freute, sagte, wie wohl etwa der beneidete Besitzer eines erlesenen Gegenstandes wohlwollend und mit Selbstgefälligkeit sagen mag: „Ihr seid ein seltener Gast in unserem Hause, Masaccio. Aber ich danke Euch mehr für Euer Erscheinen, als wenn Ihr mir das kostbarste Geschenk oder Euren Glückwunsch in den ausgesuchtesten Worten gebracht hättet. Denn die stumme Bewunderung eines Künstlers, wie Ihr es seid, erfreut mich mehr, als es das überschwenglichste Lob zu tun vermöchte. Herr Niccoli wird Euch gesagt haben, daß ich Euch bitten wollte, das Bildnis meiner Braut zu malen. Jetzt bin ich sicher, daß Ihr mir meine Bitte nicht abschlagen werdet. Ich danke Euch, Masaccio."

Da aber dieser noch immer kniend vor Bianca verharrte, trat Niccoli zu ihm und raunte ihm zu: „Faßt Euch und seid ein Mann! Steht auf und sprecht einige Worte! Alle Welt wird aufmerksam auf Euch und Euer Betragen." Masaccio, von dem Worte Niccolis getrieben, raffte alle seine Kräfte zusammen und da er aufstand, fand sich Biancas Blick noch einmal in dem seinigen. Und indem er sich vor dem Herrn Cosimo und seiner Braut stumm verneigte, enteilte er mit raschen Schritten in den Garten, so weit, bis er sicher war, von keinem der Gäste mehr gesehen und gehört zu werden. Und in einem dichten Lorbeergebüsch warf er sich auf eine Marmorbank und die Arme sehnsuchtsvoll ausstreckend begann er heftig zu schluchzen und zu weinen, wie etwa ein unbeholfenes Kind nach der liebenden Mutter schreit und weint. Denn jetzt wußte er, daß er diese Bianca Gambacorti liebte, welche die Braut des Herrn Cosimo de' Medici war; er wußte, daß ihn diese Liebe ganz erfüllte in allen seinen Adern und im innersten Gemüte, und er sah deutlich das Furchtbare dieses Verhängnisses und seine erschrockene Seele ahnte die Qualen, welche diese Leidenschaft über ihn bringen sollte. Also saß er eine geraume Zeit und sosehr er sich auch anstrengte, so vermochte er doch nicht in den brandenden Wogen seiner Gedanken und

Gefühle ein rettendes Ufer zu erspähen und um so verzweifelter kehrte er in seinen Gedanken und Vorstellungen immer wieder zurück zu dem lieblichen Bilde der Bianca Gambacorti und der erschütternden Macht ihres Blickes. Da vernahm er auf den Kieswegen des Gartens den flüchtigen Schritt einer Frau.

Erschrocken sprang er auf und wollte von dannen eilen, als er sich angerufen hörte. Da er sich nun bestürzt umwandte, stand ein bräunliches, sorgfältig gekleidetes Mädchen vor ihm und sagte: „Sollte ich Euch gar Furcht eingejagt haben, mein spröder und stolzer Herr, daß Ihr wie ein aufgeschrecktes Kind vor mir die Flucht ergreifet?" Und in dem sie sich zierlich verbeugte, fuhr sie mit tieferer Stimme fort: „Mein Name ist Ugolino und Tedaldo der meines Freundes. — Aber geht mit, Ihr kennt mich wirklich nicht und machet so große Augen, als ob Ihr mich noch nie gesehen hättet. Hat die schöne Bianca, meine Herrin, Eure Sinne so verwirrt, daß Ihr kein anderes Mädchen daneben sehet, und wenn es auch so anmutig wäre, als ich es bin?" Dabei lachte sie auf eine listige und verschmitzte Art und sagte dann ernster werdend: „Da Ihr schon nicht sprechen könnt, Herr Maler, so gebet nun wenigstens wohl acht auf das, was ich Euch sage, und präget es Eurem Geiste sorgfältig ein! Meine Herrin, die schöne Bianca, läßt Euch sagen, daß sie eine Stunde vor Mitternacht in Eure Werkstatt kommen wird. Sorget dafür, daß Ihr allein seid und daß niemand Euch störe."

Ehe Masaccio noch eine Frage oder Antwort hervorbringen konnte, war das Mädchen auch schon verschwunden und als er sich endlich anschickte, ihr zu folgen und sie zu suchen, vermochte er sie nirgends mehr im Garten zu entdecken. Langsam und mit zögernden Schritten verließ er endlich den Garten der Medici und unbewußt seiner selbst und seines Weges ging er durch die Straße der Stadt und durch das Tor des Heiligen Gallus hinaus auf den Weg, der nach Fiesole führt. Über ihn war eine seltsame Ruhe gekommen, wie wenn das Schicksal ihm seine letzte Frage beantwortet hätte und die dämmernde Zukunft seines Lebens klar vor ihm ausgebreitet läge. Denn seine Liebe zu Bianca hatte eine solche Macht über ihn gewonnen.

Bei hereinbrechender Nacht fand er sich in den Rosenbüschen von San Domenico und der liebliche und starke Wohlgeruch, der den erschlossenen Blüten entströmte und auf alle seine Sinne eindrang, ließ endlich nach der Dumpfheit dieser Stunden die Sehnsucht nach der Geliebten in ihm aufflammen und diesem süßen und zehrenden Gefühle hingegeben brach er einen Arm voll blühender Zweige von den Rosenbüschen, mit denen er eilends in seine Werkstatt zurückkehrte. Diese schmückte er nun auf das festlichste, als ob er seine eigene Braut empfangen sollte, denn er dachte nur an seine große Liebe zu Bianca und nicht mehr daran, daß es die Braut des Herrn Cosimo de' Medici war, die jetzt zu ihm kommen sollte. Und da nun Bianca in einen dichten Schleier gehüllt bei ihm eintrat, eilte er auf sie zu und bedeckte ihr erglühtes Gesicht mit unzähligen Küssen, nicht als ob es das erstemal gewesen wäre, daß er sie in seinen Armen hielt, sondern als ob die zärtliche Gewohnheit eines langen und liebevollen Einverständnisses ihm dies zu seinem Rechte und zu seiner Pflicht gemacht hätte.

Bianca machte sich sanft von ihm los und indem sie rasch den Schleier abwarf und nun vor ihm stand in derselben Kleidung, in welcher er sie an der Pforte des Domes gesehen hatte, nahm sie seinen Kopf in beide Hände und sagte, wobei ihr

Antlitz jenen unbeschreiblichen Ausdruck zeigte, dessen nur eine Frau fähig ist, die sich dem wahrhaft Geliebten hingibt: „Masaccio, mein Geliebter, Du wagst es die Hände nach Deiner Göttin auszustrecken und sie zu umfangen? Du lässest Feuer aus Deinen Armen wachsen anstatt niederzusinken in Ehrfurcht und Erbeben und den Saum ihres Gewandes zu küssen? Siehe, Masaccio, da Du heute vor mir auf den Knien lagst und alles Blut nach Deinem Herzen geflossen war und Dein Antlitz in bleicher Schönheit zu mir aufschaute, da erst hast Du mich bezwungen und ich gelobte es mir, Dein zu sein und mich Dir hinzugeben, bevor ein anderer noch meinen reinen Körper berühre."

Da Bianca dieses sagte, erbleichte Masaccio abermals und indem er nach ihren schmalen und feingelenkigen Händen griff und sie küßte, rief er mit von Leidenschaft erstickter Stimme: „Bianca, ich liebe Dich, wie die Erde die lebenspendende Sonne liebt und wie das verdorrte Land sich nach der Regenwolke sehnt, die Erquickung verheißend über ihm schwebt! Aber sprich also nicht mehr! Bist Du denn nicht gekommen, um bei mir zu bleiben? Willst Du mir den goldenen Becher nur einmal reichen und mich dann für immer nach Dir verschmachten lassen? Sieh', ich habe alles bereitet; wir fliehen diese Nacht nach Frankreich an den Hof des Königs nach Chinon, der schon oft nach mir verlangt hat, und dort will ich nur Dir und meiner Kunst leben." Und während er dieses sprach, blickte er Bianca lange und schmerzerfüllt an und ließ dann ihre Hände jäh fallen, indem er von ihr weg trat und sich, am ganzen Körper zitternd, an einen hohen Stuhl lehnte.

Bianca war ihm gefolgt und ihre weichen Arme um seinen Nacken legend, sagte sie mit leisem, girrendem Lachen: „O Du törichter und phantastischer Mann, was sollten wir beide wohl ohne Geld und andere Mittel auf der langen Reise machen? Und glaubst Du, daß wir an dem Hofe dieses Bettelkönigs der Rache der Medici unerreichbar wären? Schau, ich habe Cosimo gebeten, daß er mein Bild von Dir malen ließe. Wir werden uns jeden Tag sehen und wenn wir schlau und vorsichtig zu Werke gehen, können wir unsere Liebe genießen, wie je ein glückliches Paar in Florenz und Pisa sie genoß."

In Masaccio wütete, da Bianca dieses sagte, der heftigste Schmerz und er glaubte, daß sein Herz bersten müsse. Und mit hunderten Worten bat und beschwor er sie, ihm allein angehören und mit ihm entfliehen zu wollen. Und da Bianca es abermals verweigerte, fragte er sie noch einmal mit dumpfer und betrübter Stimme; „Du willst also nicht mit mir gehen, nicht mir allein angehören?" Bei dieser Frage fühlte auch Bianca den Schauer eines Schicksals durch ihre Adern rinnen und sie klammerte sich wie von einer Angst getrieben fester an Masaccio und zwischen verzehrenden Küssen flüsterte sie ihm in das Ohr: „Ich bin ja Dein, nur Dein, Du törichter, geliebter Mann. Aber ich kann nicht mit Dir gehen, ich kann es nicht."

Da vollzog sich in dem Innern des Masaccio eine jähe Wandlung und als ob er ein anderer wäre, sagte er heiter und ohne Bitterkeit: „So lass' uns fröhlich sein und der Liebe uns freuen, geliebteste Bianca. Denn wir wissen nicht, was die Göttin in der nächsten Stunde uns bereiten wird." Und da nun Masaccio mit sorgsamen Händen Biancas jungfräulichen Leib enthüllte und in anbetender Bewunderung und in glühender Liebe ihn mit tausenden Küssen bedeckte und immer wieder mit der

Entzückung des Liebhabers und des Künstlers ihre Schönheit pries, da sagte Bianca jubelnd und voller Genugtuung, wie beides nur eine Frau zu empfinden und auszusagen vermag: „Ich wußte es, daß Du mich liebst, mein teuerster Masaccio!"

Und also reichte sie ihm das Opfer ihres reinen Leibes und sie genossen die Entzückungen der süßesten Liebe und jener größten Freude, welche ein Vorrecht dieser Menschen ist, in deren Inneres die gnädigen Götter die Fähigkeiten der letzten Hingabe und der tiefsten Leidenschaft gelegt haben. Und da sie dann innig umschlungen auf dem Lager ruhten und ihre Körper sich in sanfter Erschöpfung spielend suchten und wieder leise flohen, sagte Bianca lächelnd und mit dem glücklichen Spotte des erfüllten Weibes: „So liebe ich Dich, mein Masaccio, so mir in Liebe ergeben und heiteren Gemütes. Denn vorhin bei Deinen finsteren Reden hatte ich fast Angst vor Dir, Du Böser, und bereute es schon, Deinem stummen Flehen nachgegeben zu haben."

So sprach Bianca, denn der Sinn der Frauen ist der Gegenwart und dem Augenblicke untertan und sie sind unfähig das Spätere und Zukünftige zu erwägen, wie solches im Wesen eines Mannes beschlossen liegt und mit Notwendigkeit daraus hervorbrechen muß. In Masaccio aber war bei jenen Worten seiner Geliebten diese Wandlung vor sich gegangen, welche Bianca jetzt so beglückte und die sie sich doch nicht zu deuten vermochte. Aber sein Entschluß stand fest und da er fürchtete, daß sie ihm diesen aus den Augen werde lesen können, so barg er sein Gesicht in der Fülle ihres aufgelösten Haares und sog gierig dessen würzigen Duft in sich hinein, indem er mit unterdrückter und verwundeter Stimme sagte: „Bianca, meine Geliebte! In Liebe hast Du Dich mir gegeben und hast auch erfahren, wie sehr ich Dich liebe, wie mein Wesen ausgelöscht ist und erfüllt von Dir. Und jetzt vermöchtest Du wirklich, zurückzugehen in das Haus des Medici und sein Bett zu teilen? Oh, meine Seele, sprich nicht und gib keine Antwort, sondern höre mich! Oh, daß ich die Zunge der Cherubim hätte, damit meine Worte zu Dir drängen, wie mein Herz in Dir versunken ist. Siehe, Bianca, Du bist ein Teil von mir und ich kann Dich nicht lassen und Dich nicht mit einem andern teilen. Wenn Du von mir gehst, wird meine Hand verdorren und mein Geist unfruchtbar sein und unfähig diejenigen Werke zu vollbringen, welche die Götter durch mich auszuführen beschlossen haben. Wenn Du aber mit mir gehst und bei mir verbleibest, dann werde ich das Höchste in meiner Kunst vollbringen und der Ruhm Deines Namens wird neben dem meinen durch die Jahrhunderte gehen und von allen späteren Zeiten mit Ehrfurcht und Verehrung genannt werden. Denn, Bianca, die Macht eines Künstlers ist größer als die der größten und mächtigsten Herren und Fürsten dieser Erde und wenn wir ihnen nicht durch unsere Werke die Unsterblichkeit geben würden, so möchte ihr Name auslöschen und vergehen mit ihrem Leben. Ich aber will mich und meine Kunst Dir allein weihen und widmen und noch die spätesten Geschlechter werden von dem Ruhme Deiner Schönheit widerhallen." Also sprach Masaccio zu Bianca und noch mit vielen anderen Worten, die aus seinem innersten Herzen hervorströmten.

Aber Bianca verstand ihn nicht und nach Weiberart begann sie ihn zu schelten: „Wehe über Dich, Undankbarer, der Du mir die Stunde der Liebe durch Deine unsinnigen und törichten Reden vergällest? Ich habe mich Dir zuliebe aus dem Palaste fortgestohlen und wenn mein Onkel oder der Medici mein Verschwinden gewahr wird,

dann harret meiner der Tod oder der Kerker des Klosters. Aber Du achtest diesen Beweis meiner Liebe für nichts und quälst mich mit der Torheit Deiner maßlosen Wünsche!"

Indem Bianca ihrem Unmut also freien Lauf ließ, nicht ahnend, daß der Fittich des Schicksals ihre Seele gestreift hatte, begann Masaccio hellaut zu lachen. Nun, da er alles verloren sah, da er vergeblich an die Tore der Seele Biancas gepocht hatte und seine tiefe Leidenschaft nicht einzusehen vermochte, daß er von einem Weibe mehr verlangt hatte, als ein Weib zu geben imstande ist, da erwuchs ihm der frevelste Übermut und er überschüttete Bianca mit den zügellosesten Ausschweifungen, die seine verratene Liebe mit heimlicher Grausamkeit erfüllte. Dann aber noch einmal erhob sich in ihm die ganze Heiligkeit seines Empfindens und noch einmal sprach er zu Bianca, mehr als Priester und als Künstler denn als Liebender, von seiner Liebe und von ihrem zukünftigen Leben, wie es sein sollte und sein müßte.

Bianca aber war durch die wechselnde Stimmung des Masaccio bange und unruhig geworden und indem sie halb aufgerichtet ihren Kopf auf die linke Hand stützte und den Geliebten mit ihren von der Leidenschaft beschatteten Augen tief anblickte, sagte sie mit einer leise erzitternden Stimme: „Wahrlich, Masaccio, mein Lieber, ich verstehe Dich nicht und kann Dich nicht ergründen, sosehr ich mein Herz und meinen Geist auch anstrenge und mühe. Da ich Dich am Dom traf und anblickte und sah, wie Du erbebtest und da Du mir heute zu Füßen sankst unfähig ein Wort zu sprechen, da wußte ich, daß Du mich liebtest und daß mein Bild tief in Deinem Herzen eingegraben ist. Und die ganzen Tage hindurch dachte ich an Dich und Deine Liebe und mein schönster Traum war es, daß Du mir in reiner Liebe ergeben sein würdest und mich verherrlichen würdest durch die Werke Deiner Kunst, wie der göttliche Petrarca seine Laura und der unsterbliche Dante seine Beatrice geliebt und verherrlicht und unsterblich gemacht haben. Aber ich wundere mich auch über mich selbst, Masaccio, mein Geliebtester! Bin ich denn nicht zu Dir gekommen, ohne daß Du mich gerufen hast? Ich fühlte nur, daß Dein Herz nach mir verlangte und in Verzweiflung schrie, und ich kam. Aber da ich dieses tat ohne Ansehung der großen Gefahr und meines ehrbaren Rufes, da verlangst Du nun, daß ich mit Dir gehe und Dir ganz angehöre. Sind wir Menschen denn andere geworden als jene, die noch vor kurzer Zeit gelebt haben? Oder ist die Welt eine andere geworden und ein neuer Stern am Himmel erschienen? Oder hat ein Gott uns andere Wünsche und Begierden und Leidenschaften in die Brust gesenkt?"

„Zum ersten Male, Bianca," entgegnete ihr Masaccio, „hast Du mit einem Worte an mein Innerstes gerührt. Ich weiß es nicht, ob die Welt und die Menschen anders geworden sind; aber eines weiß ich, und das ist, daß die Künstler jetzt anders zu ihren Werken stehen und sie gestalten müssen, als dies früher der Fall war. Siehe, Bianca, mir ist die Kunst kein heiteres Spiel und auch nicht das Geschenk einer holden Göttin; mir ist die Kunst das Schicksal, das mit eisernem Schritt über mein Leben hinwegschreitet. Und deshalb, meine Geliebteste, deshalb müßtest Du begreifen, daß Du mir mehr sein mußt als ein spielerisches Werkzeug meiner Kunst. Als ich Dich zum ersten Male sah und Du mich anblicktest, da fühlte ich es, daß Du meine Vollendung und mein Schicksal bist und die Erfüllung aller Sehnsucht, die in meiner Brust verschlossen

war. Und deshalb, Bianca, Geliebteste, darfst Du mich nicht verlassen, sondern mußt bei mir bleiben und mit mir gehen!"

Während Masaccio also sprach und die geheimste Kammer seines Herzens vor ihr eröffnete, war Bianca von einer Rührung ergriffen, welche sie bisher noch niemals erkannt hatte. Sie fühlte einen großen Schmerz, denn sie ahnte, daß Masaccio um sie litt und daß er um seiner großen Liebe willen nichts Geringeres von ihr verlangen durfte. In den rasch vorübereilenden Bildern und Gedanken des Geistes sah sie sich in der Zukunft an der Seite dieses Mannes glücklich, wie nur je ein irdisches Weib durch einen Mann beglückt sein konnte, und durch seine Kunst über allen Frauen erhöht und verherrlicht. Und auch das Abenteuerlichste seines Planes, von dem Brautbette des Medici hinweg zu fliehen in die ferne rätselhafte Welt, reizte das erst erwachte Weib in Bianca.

Aber der Frauen Sinn hält immer und zu allen Zeiten an dem Augenblicke fest und wenn sie auch mit dem größten und verwegensten Gedanken zu spielen und ihn zu hegen wissen, so finden sie doch nur selten den Mut, auch danach zu handeln. Und so wie der bedeutende Mann der höheren Notwendigkeit seines innersten Wesens unterworfen ist, so hingegen gehorcht das Weib immer den kleineren und nichtigeren Notwendigkeiten des Lebens, indem es die Sicherheit der Gefahr vorzieht und die Bequemlichkeit des Genusses einem fernen und ungewissen Ruhme. Und deshalb sagte jetzt Bianca, da Masaccio eindringlicher wieder die entscheidende Frage an sie stellte: „Lass' Tag und Nacht darüber hingehen, mein Geliebter, und auch Du wirst anders von Deinen unsinnigen Plänen denken. Jetzt aber verbittere Dir und mir nicht mehr die kurze Stunde, die uns noch vergönnt ist, und lass' uns noch einmal die Süßigkeiten unserer Liebe genießen!"

Da warf sich Masaccio der Länge nach über Bianca und küßte sie in einem langen heißen und verzehrenden Kusse. Und indem er sie mit dem linken Arm fest umschlungen hielt, holte er mit der rechten Hand vorsichtig einen kleinen venezianischen Dolch unter dem Kopfkissen hervor und nachdem er wie liebkosend über ihre Brust gestrichen war und so die fünfte Rippe gezählt hatte, drückte er noch einmal seinen Mund fest auf den Mund Biancas und stieß ihr den Dolch in das Herz. Also trank Masaccio den letzten Lebensatem seiner Geliebten.

Nachdem dieses geschehen war, kam eine große Stille über Masaccio und ihm war, als ob alle Gedanken und Stimmen in seiner Brust ausgelöscht wären, gleich als ob er sie nie gedacht und gehört hätte. Vorsichtig löste er sich aus der Umklammerung Biancas und betrachtete neugierig den Dolch, den er ihr in das Herz gestoßen hatte. Unter der Wunde standen drei dunkle Tropfen, sonst war kein Blut aus Biancas Herzen geflossen. Dann zog er vorsichtig und mit sicherer Hand den Dolch aus dem Körper Biancas. Und nachdem er ihre erstarrenden Glieder in Schönheit geordnet hatte, kniete er vor dem Lager nieder und küßte ihre marmorweißen edelgeformten Füße. Sodann nahm Masaccio ein seidenes Tuch und bedeckte damit den Leichnam Biancas, als ob sie schliefe.

Indem der Maler dieses tat, ward heftig an die Tür der Werkstatt gepocht und als er ruhig und ohne zu erschrecken öffnen ging, stand Niccoli atemlos im Rahmen der Türe und seine grauen Haare hingen wirr um seinen Kopf. „Lebt Ihr denn fern

von aller Welt," fuhr ihn dieser an „und habt Ihr denn nichts von dem Kriegslärm gehört? Oder habt Ihr Euch feige in Eure Werkstatt verkrochen? Die Albizzi und ihr Anhang haben das Haus der Medici mit bewaffneter Hand erstürmen wollen. Aber es ist ihnen übel bekommen! Ihr hättet sehen sollen, wie Cosimo zu oberst auf den Zinnen gekämpft hat!" Da Niccoli unter solchen Reden und Ausrufungen eintrat und Masaccio anblickte, in dessen starren Augen bei der Nennung Cosimos ein wildes Feuer aufzulodern begann, rief er erschrocken aus: „Aber was ist's mit Euch? Was tatet Ihr, während die Bürger kämpften? Was tatet Ihr?"

Da nahm Masaccio den alten Freund bei der Hand und führte ihn an das Lager und indem er bedachtsam das Tuch zurückschlug, ließ er ihn das marmorbleiche Antlitz Biancas sehen. Mit einem Schreckensruf fuhr Niccoli zurück. Aber schon im nächsten Augenblicke zeigte er dem Maler nur den teilnehmenden und väterlichen Freund, denn er mochte wohl den Zusammenhang der Dinge und die Ursache und Notwendigkeit dieser schrecklichen Tat ahnen. Und er legte seine Hände auf Masaccios Schultern und blickte in dessen leere Augen und sagte besorgt und unwillig zugleich: „Geht, Masaccio, eilet! Rafft das Notwendigste zusammen und flieht aus der Stadt! Jetzt, bei der allgemeinen Verwirrung, kann es Euch leichtlich gelingen. Flieht! Fliehet die Rache der Medici, denn sie wird fürchterlich sein, wie es die Rache des Reichen immer ist, den ihr an seinem Besitz geschädigt habt!"

Der Maler aber schüttelte nur leise den Kopf und sagte mit gleichgültiger und tonloser Stimme: „Mag er seinen Willen haben. Ich habe nichts mehr mit der Welt zu schaffen."

Da richtete Niccoli den von der Last der Jahre gebeugten Rücken jäh auf und aus seinen alten glanzlosen Augen sprühte ein mächtiger Groll und mit gebietender Stimme stieß er hervor: „Steht es so um Euch, dann geht und eilet, soweit Euch Eure Füße tragen und vollbringet, was Euch vorgezeichnet ist. Sollte ich Eurer mit Schmach und Abscheu gedenken müssen? Wollt Ihr, Masaccio, nach einer solchen Tat der Feigheit verfallen? Oder wollet Ihr den Feinden und Rächern zum Schimpf und Spotte dienen? Geht!"

Da vollzog sich eine große Wandlung in Masaccio und in seine starren Züge kam zum ersten Male wieder menschliches Leben und Bewegung. Eilig nahm er die notwendigsten Habseligkeiten zusammen. Dann küßte er noch einmal Biancas erkaltete Lippen und ehe er zum letzten Male die Schwelle seiner Werkstatt überschritt, wandte er sich Abschied nehmend zu Niccoli und sagte mit schmerzlicher Stimme: „Sie war ein Teil von mir! Doch Ihr, mein Vater, sollt meiner in Liebe gedenken können. Lebet wohl, Niccoli!"

Nachdem Masaccio davongegangen war, nahm Niccoli einen Schemel und setzte sich an Biancas Lager und indem er seine müden Augen auf dem bleichen Antlitz der Toten ruhen ließ, erwog er in seiner alten Brust das unheilvolle Schicksal seines jungen Freundes, den er wie einen Sohn geliebt hatte, und der Schmerz fraß an seinem Herzen. So hielt Niccoli die Wacht der Toten, als er einen schweren und eilenden Schritt die Treppe zur Werkstatt heraufstürmen hörte. Rasch erhob er sich und trat in der geöffneten Tür dem Herrn Cosimo de' Medici entgegen.

„Wo ist Bianca?", rief dieser. „Als nach beendigtem Kampfe sich alle im Hause versammelten, da fehlte sie. Wir dachten, sie hätte sich aus Angst versteckt oder in

einem Winkel verborgen; aber wir konnten sie nirgends finden, bis endlich ihre Zofe gestand, daß sie zu Masaccio gegangen wäre. Wo ist Bianca? Oder wollt Ihr auf Eure alten Tage den Kuppler spielen, Niccoli?" Und der Zorn schäumte mächtig in Cosimos Stimme und in seinem Körper.

Niccoli aber wies, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Lager, auf dem Bianca ruhte. Und als nun Cosimo ihren Tod erkannte, da schrie er mit fürchterlicher Stimme: „Gebt mir Masaccio heraus, denn Ihr haltet ihn verborgen! Oder glaubt Ihr, daß ich sein und Euer Leben schonen werde, weil ich Euch statt seiner hier antreffe?"

Da richtete sich Niccoli auf und entgegnete ruhig: „Droht mir nicht, Herr Cosimo, denn Ihr wißt, daß Ihr Eurem Zorn nicht das Wort halten könntet. Ich kam hierher, als alles geschehen war, und ich drängte Masaccio zur Flucht."

„Und Ihr wollt mein Freund sein, Niccoli," rief Cosimo auf das äußerste erbittert. „Laßt mich! Fortebraccio muß seine Reiter auf alle Straßen senden und Masaccio muß in meine Gewalt kommen!"

Aber Niccoli klammerte sich mit Aufbietung aller seiner Kräfte an Cosimos Arm und sagte begütigend: „Seid edel, Cosimo, seid vernünftig! Was war Euch das Mädchen, das dort jetzt ruht? Ein Werkzeug Eurer Politik und vielleicht ein seltener und beneideter Besitz, an dem Ihr Euch erfreutet, wie Ihr Euch an dem Besitz eines schönen Bildes oder einer antiken Statue erfreuet. Aber ihm, dem Maler, war sie ein Teil seines Lebens und da er sie töten konnte, glaubt Ihr, daß er nun selbst werde weiter leben können? Er ist Eurer schimpflichen Rache entflohen; aber glaubt Ihr, daß er sich selbst entfliehen kann? Seid edel, Cosimo, und denket nicht zu gering von jenem! Ihr habt Eurem Ehrgeiz ein hohes Ziel gesetzt und habt noch viele Feinde zu überwinden. Macht deshalb kein Aufhebens und mäßigt Euren Zorn, damit Ihr Euch nicht neue Feinde zu den alten schaffet." Mit solchen und ähnlichen Reden bemühte sich Niccoli den Zorn und die Erbitterung des Herrn Cosimo de' Medici zu beschwichtigen und als ihm dies endlich gelungen war, vereinbarten sie, daß der Leichnam Biancas in aller Stille sollte in das Haus der Medici geschafft werden. Im Volke aber sollte verbreitet werden, daß Bianca während des nächtlichen Kampfes vor Angst und Schrecken eines plötzlichen Todes verstorben sei. Und so geschah es auch und noch heute stehet der Grabstein der Bianca aus dem Geschlechte der Gambacorti von Pisa in der Kirche Santa Croce.

Von Masaccio aber, dem Maler, ist weiter keine sichere Kunde auf uns gekommen. Einige wollen ihn noch in später Zeit am Hofe des Königs Alfonso, des Magnanimo, gesehen haben. Wieder andere behaupten, er wäre kurze Zeit danach in Rom in einem Raufhandel erstochen und in den Tiber geworfen worden. Und unter den Malern erhielt sich lange das Gerücht, Masaccio hätte noch viele Jahre insgeheim in einer verwahrten Kammer des päpstlichen Palastes in Rom gelebt und gearbeitet, bis es endlich einem Abgesandten des Herrn Cosimo de' Medici gelungen wäre, ihn zu vergiften und so die Rache zu vollstrecken."

Nachdem Ruggiero solchermaßen gesprochen hatte, erhob er sich und sich vor Bianca Capello verneigend, sagte er: „Dies, schönste Frau, ist die Erzählung von der Liebe des Masaccio. Was mich aber betrifft, so vermag ich an keines der vielen Gerüchte von dem Ende des Masaccio zu glauben. Denn mir erscheint es undenkbar, daß er

noch weiter hätte leben können, da er Bianca Gambacorti hatte töten müssen. Oder gar, daß er den Ausgang seines Lebens einem Zufall anheimgegeben hätte. Denn allzu groß und zu mächtig war die Liebe des Masaccio."

Bianca Capello war dem Verlaufe der Erzählung mit nachdenklicher und in sich gekehrter Miene gefolgt, denn sie fühlte, daß sie die Augen Ruggieros suchten, und sie fürchtete, mit ihren eigenen Augen allzu deutlich und allzu offenkundig zu ihm zu sprechen. Nur ab und zu begegneten sich beider Blicke und saugten sich ineinander fest, und da Bianca fühlte, daß das Feuer, welches von Ruggiero ausging, auch sie zu entflammen im Begriffe war, so neigte sie jetzt, nachdem er geendigt hatte, den Kopf leicht auf die Seite und sagte mit kühler und spöttischer Stimme: „Ihr habt uns wahrhaft überrascht, Ruggiero. Denn wir hätten alles andere von Euch erwartet, als diese unserem und Eurem Geschmacke so fremde Erzählung. Ihr berühmt Euch, das Herz der Männer und Frauen zu kennen. Aber solltet Ihr wirklich, wie wir ja nach Euren Worten voraussetzen müssen, der Meinung sein, daß dieses, was jener Maler Masaccio empfand und tat, einzig und allein der Liebe entsprungen sei? Vielleicht mag dies dem Sinn der Männer verständlicher und begreiflicher erscheinen. Vergeblich aber werdet Ihr die Frauen suchen, welche den Sinn Eurer Geschichte werden erfassen oder gar billigen wollen. Von den barbarischen Völkern des Ostens hörte ich die Erzählung, daß sie das Gefäß, aus welchem sie in einer glücklichen Stunde getrunken, zerschmettern, damit kein anderer sich desselben bedienen könne. Nie und nimmer könnte ich mir es denken, daß ein Mann, erzogen in den Sitten und dem Anstand unserer Nation, dergleichen tue. Und ebenso barbarisch und roh erscheint mir die Tat Masaccios. Nein, Ruggiero, mit dieser Geschichte werdet Ihr kein Glück bei den Frauen haben und nur Euren Ruf aufs Spiel setzen. Behaltet sie lieber bei Euch, anstatt sie zu verbreiten."

Die Worte Biancas verletzten Ruggiero in empfindlicher Weise, denn er verstand ihre Absicht nicht, und schon wollte er in einer Aufwallung seines Gemütes ihrer Meinung entgegentreten, um sie zu überzeugen, als Don Francesco ihm in das Wort fiel und sagte: „Ihr seid allzu hart, geliebteste Bianca. Es kann immerhin sein, daß der Sinn von Ruggieros Erzählung uns Männern verständlicher erscheint als den Frauen. Aber welche Frau würde nicht stolz sein auf eine Liebe, wie es diejenige des Masaccio war? Und welcher Mann, der eine Frau wahrhaft liebt, wäre imstande, ihren Besitz mit einem andern Manne teilen zu wollen?"

Da neigte sich Bianca zu dem Ohr des Herzogs und indem sie ihre weichen Arme um seinen Hals schlang, flüsterte sie ihm zu: „Wie wahr habt Ihr gesprochen, geliebtester Herr! Ihr wißt es ja, daß ich Euch ganz angehöre und zu eigen bin. Aber doppelt bitter und schmerzlich ist es für mich, daß ich Euch mit jener anderen teilen muß!" Und da sie sah, daß Don Francesco die Farbe wechselte, so zog sie ihn fester an sich und sagte flehend: „Oh, zürnet mir nicht, Geliebtester! Ihr müßtet denn meiner übergroßen Liebe zürnen!" Und laut zu Ruggiero gewendet sagte Bianca: „So sei Euch denn für diesmal in Gnaden vergeben, Ruggiero, und danket dies der Fürsprache Seiner Exzellenz. Aber ein andermal dürft Ihr unser Herz nicht mehr mit solchen Geschichten beschweren. Womit jedoch soll ich Eure Mühe und Euer Talent belohnen? Gold Euch anzubieten, hieße Euren Reichtum beleidigen wollen. So nehmet denn

diesen Kranz, den ich heute in einer müßigen Stunde im Garten spielend band, und laßt Euch damit bekrönen."

Da nun Ruggiero zu den Füßen der Bianca Capello niederkniete und sie ihm das Laubgewinde an die Schläfen drückte, sagte sie: „So kröne ich Euch, Ruggiero, zum Dichter der liebenden Frauen. Aber bleibet eingedenk, daß Euch dieser Preis nicht ward für die Verdienste, die Ihr Euch schon erworben, sondern für diejenigen, welche Ihr Euch erst um uns erwerben werdet. Bleibet, der Ihr wart, wenn Ihr in der Gunst der Frauen bleiben wollt, und verschonet uns fürder mit solchen Novellen, wie es die heutige war. Denn glaubet mir, Ruggiero, die Liebe ist ein Spiel; und Ihr werdet jeder Frauen Gunst verscherzen, so Ihr anderes von den Frauen verlanget!" Dabei stand Bianca auf und nachdem sie die Damen und Herren der Gesellschaft zum Abschied gegrüßt hatte, sagte sie zu Don Francesco, der sich gleichfalls erhoben hatte: „Wollet mir die Gunst erweisen, mein Gebieter, bei mir einzutreten," worauf beide den Palast betraten.

Die Gesellschaft verließ alsbald den Garten der Bianca Capello, nur Ruggiero stand noch eine Zeit gedankenvoll mit dem Laubkranze auf dem Kopfe allein da. Aber er faßte sich bald und indem er den Kranz in seinem Wamse barg, setzte er das samtene Barett auf, das er entgegen dem Geschmacke seiner Zeit und dem Ansehen seines Standes zu tragen pflegte, und verließ langsamen Schrittes den Garten. Das Benehmen der Bianca Capello hatte ihn in seiner Eitelkeit und in seinem Stolze verletzt, denn schon einmal, da er Gelegenheit hatte, in einer geheimen Zwiesprache ihr seine Liebe zu gestehen, glaubte er aus Biancas Worten entnehmen zu können, daß sie seinen Wünschen nicht abgeneigt sei. Und wenn nicht Barlacchia, der Narr des Herzogs, sie gestört hätte, so sagte er in seinen Gedanken zu sich, hätte Bianca Capello sich seiner Liebe gewiß nicht versagt. Um so mehr hatten ihn heute ihre Worte gekränkt, denn aus jedem derselben glaubte er nur Spott und Laune heraushören zu sollen. So gelangte er in seine Wohnung und da er nun den Kranz aus seiner Brust hervorzog, drückte er, von seiner Leidenschaft überwältigt sein Gesicht in die Blätter, denn er glaubte mit ihrem Geruche den Duft von Biancas Händen und ihren würzigen Atem in sich einzusaugen. So saß er an seinem Tische und seine Hände glitten spielend und zärtlich über die Blätter des Kranzes hin, als ob es Biancas Hände wären, denn dieser von den Frauen so verwöhnte Mann fühlte zum ersten Male die qualvolle Sehnsucht der Liebe. Indem er also mit dem Kranze wie mit einem Teile von Biancas geliebtem Körper spielte, gewahrte er einen Streifen Papier, der kunstvoll und unkenntlich in den Zweigen verschlungen war. Langsam und träumerisch löste er den Kranz und las: „Ich erwarte Dich um Mitternacht bei den drei Zypressen in meinem Garten. Die kleine Pforte wird Dir geöffnet sein." Ruggiero las die Worte zum andern und zum dritten Male und er vermochte kaum an die Wirklichkeit dessen, was er gelesen hatte, zu glauben; denn in seinen Gedanken hatte er bereits das Törichte und Gefährliche seiner Hoffnungen eingesehen und auf den Besitz Biancas verzichtet. Um so mehr mußte er jetzt ihre Schlauheit und ihre Kunst zu täuschen und sich zu verstellen bewundern, da er sah, daß sie noch heute seine Liebe belohnen wollte.

Der Garten der Bianca Capello war angefüllt von dem zitternden Licht des abnehmenden Mondes, als Ruggiero im Schatten der Gebüsche zu dem bestimmten

Orte schlich. Ehe er jedoch die Zypressen noch erreicht hatte, fühlte er sich von zwei weichen und verlangenden Frauenarmen umschlungen und von zwei warmen suchenden Lippen geküßt. So hielten sie sich, ohne ein Wort zu sprechen, fest umschlungen und in ihren Küssen war die Süße und die Bitterkeit einer lange zurückgehaltenen Leidenschaft. Ehe Ruggiero noch der Geliebten für ihre Nachricht und für ihr Kommen danken konnte, stieß ihn Bianca leise zurück und flüsterte erschrocken: „Hörtest Du nichts? War das nicht der schleichende Schritt des Barlacchia?" Und indem sie Ruggiero an den Händen festhielt, wandte sie den Kopf spähend nach allen Seiten und als sie in einem freien Laubgange den dunklen Umriß der Gestalt des Herzogs erkannte, begann sie laut und vernehmlich um Hilfe zu rufen. Don Francesco folgte raschen Schrittes der Richtung des Rufes. Bianca Capello aber stürzte ihm entgegen und warf sich stürmisch an seine Brust, indem sie wie von der größten Angst gepeinigt stammelte: „Helft mir, geliebter Herr, rettet mich! Ich konnte des Nachts keinen Schlaf finden, denn meine Gedanken waren bei Euch und von der Sehnsucht getrieben warf ich ein Nachtgewand um und ging in den Garten, meine Sinne zu beruhigen. Da stürzte aus einem Gebüsch Ruggiero hervor und wollte mir Gewalt antun. Und auch Barlacchia muß mit im Spiele sein, denn ich hörte seinen hinkenden Schritt auf dem Sande. Helft mir, geliebter Herr, helft mir und rettet mich vor diesen Bösewichtern," rief Bianca nochmals, indem sie den Herzog fest umklammerte und ihren weichen Leib an seinen Körper drückte.

Don Francesco griff nach einem kleinem Instrument, welches an einem seidenen Bande auf seiner Brust hing, und indem er es an die Lippen führte, entlockte er ihm dreimal einen hellen Ton, der täuschend den Schrei des Falken nachahmte. Alsbald erschienen vier von den bewaffneten Spähern, in deren Begleitung der Herzog stets seine nächtlichen Gänge zu machen pflegte und die an der Pforte des Gartens auf ihren Herrn gewartet hatten. „Einer von Euch eile zu Antonio an der Pforte und sorge, daß niemand das Haus und den Garten verläßt," gebot Don Francesco. „Ihr anderen durchsucht den ganzen Garten und den Palast und wenn ihr Ruggiero und Barlacchia findet, dann bindet und knebelt sie und verschließet jeden einzeln in den unterirdischen Gemächern." Dann geleitete Don Francesco die noch immer zitternde Bianca in den Palast und so konnten er und seine Geliebte es nicht mehr sehen, daß Ruggiero, welcher den ganzen Vorgang in einem Gebüsche versteckt mitangehört hatte, daraus hervortrat und seine Hände freiwillig den Spähern darbot.

Bevor Don Francesco an jenem Morgen den Palast der Bianca Capello verließ, stieg er noch zu den unterirdischen Gemächern hinunter und befahl, daß Barlacchia ermordet werde. Dann betrat er den Kerker des Ruggiero und nachdem er ihm die Hände hatte lösen lassen, befragte er ihn um seine Tat. Ruggiero aber, dessen Herz voll Trotz und Bitterkeit über die Falschheit und Verworfenheit der Bianca Capello war, verweigerte hochmütig und stolz dem Herzog jede Antwort, so daß dieser ihn auf das äußerste erbittert verließ und anordnete, daß dem Dichter vergiftete Speisen und Getränke gereicht würden.

Als man gegen Mittag das Gemach des Ruggiero öffnete, fand man die Speisen und den Wein noch unberührt. Er aber saß auf dem einzigen Stuhle des Kerkers, die Hände auf den Knien und das Blut floß an seinen Beinen herunter und bildete

zu seinen Füßen eine breite Lache. Ruggiero hatte sich mit einem kleinen Dolche, den er immer auf der Brust trug, die Adern geöffnet. Noch war nicht alles Leben aus seinem Körper geflohen und mit ersterbender Stimme und mit einem unbeschreiblichen Gesichtsausdrucke sagte er zu dem rohen und verständnislosen Schergen, der vor ihm stand: „Grüße mir Florenz und Toskana und die Hügel und den Arno und grüße mir die schöne Bianca, denn ich liebe sie noch, trotz ihrer Falschheit."

Denkmalbau.*

Von Josef Strzygowski.

Dem monumentalen Raumbau nahe verwandt ist der reine Denkmalbau. Der Unterschied ist im wesentlichen der, daß bei jenem der Nachdruck auf der für den Verkehr bestimmten Verteilung großer Innenräume liegt, das Denkmal dagegen vorwiegend Außenbau ist, ja zumeist eines Innenraumes überhaupt entbehrt. So ist, was zu wenig beachtet wird, der antike Tempel im Grunde genommen ein Denkmal. Er dient nicht der Ansammlung von Menschen, sondern lediglich der Aufstellung des Götterbildes. Bezeichnend ist, daß wir ihn uns immer nur als Außenbau vorstellen, und das mit gutem Recht. Das Säulenschirmdach, das ihm als Hauptschmuck dient, hat, sobald es um das ganze Gebäude herumgeführt ist, nur noch Denkmalwert; die innere Bestimmung und Raumverteilung, die ursprünglich an das volkstümliche Haus anknüpft, ist gänzlich in den Hintergrund getreten. Es ist daher ungesund, die antike Architektur ohne Beachtung dieses Umstandes rundweg in unseren monumentalen Raumbau herüberzunehmen.

Wir sollten, nachdem diese Sachlage erkannt ist, anfangen, uns wieder mehr mit dem Denkmalbau an sich, den zu ihm gehörigen Aufgaben und seinen Grundsätzen zu beschäftigen. Die rituell Gläubigen haben dem Gottessohne unzählige Kirchen gebaut. Wir, die Suchenden, sollten endlich anfangen, Christus Tempel zu errichten, die im Inhalt ihrer Form gestalteten, was seine Seele dieser Welt Unsterbliches geschenkt hat. In Christus werden sich heute noch Gläubige und Suchende die Hände reichen. Unzählige dürften auch noch zusammenströmen in einem Nationalheiligtum, das die Engländer Shakespeare, wir Deutschen Goethe errichteten. Die Schweiz sollte nicht zu lange mit ihrem Böcklintempel warten. Ich denke mir ihn in einem Hain, von tiefer Stille umschlossen, auf einer Seite geöffnet nach einem See, dessen Ufer jeder Jahreszeit eine Entfaltung zu voller, typischer Kraft gestatten. Und draußen im See eine Art Toteninsel, zypressenumrauscht, mit den sterblichen Resten des Schöpfers der „Bilder zum Träumen". Im Tempel aber, vereinigt an Werken, was den ewigen Pulsschlag seiner Kunst ausmachen wird.

Das sind Phantasien, entsprungen aus der Andacht im Betrachten und Aufnehmen dessen, was uns unsere Großen hinterlassen haben. Kürzlich ist ein solcher Traum halb und halb zur Wirklichkeit geworden — vorübergehend leider nur. Eine Künstlergemeinde

* Aus dem nächstens erscheinenden Buche „Die bildende Kunst der Gegenwart" (Leipzig, Quelle und Meyer, 1907), das aus einer Reihe von Vorträgen entstand, die der Autor im Sommer 1906 bei den Hochschulkursen für Lehrer in Bielitz gehalten hat.

weihte ihren bescheidenen Tempel für kurze Zeit einem unserer Heroen. Man hat in Wien Wochen hindurch zu Beethoven wallfahrten können. Es war freilich Stückwerk, denn es fehlte die Hauptsache: man vergaß, Beethovens Werke lebendig zu machen und denen, die den Tempel betraten, von vornherein in des Meisters Sprache Andacht zu gebieten. Die Wiener strömten neugierig herein, ahnungslos.

Und doch hat Wien, hat die jetzt gelöste Vereinigung bildender Künstler Österreichs das Verdienst, den ersten Schritt getan zu haben in einer Richtung, die weiteren Kreisen vorerst wieder ein Stützpunkt der Betätigung höherer Gesinnung im Kultus unserer großen Geister werden könnte. Sie hat ein Beispiel dafür gegeben — bewußt oder unbewußt, ich weiß das nicht —, in welche äußere Formen etwa dieser Kult zu kleiden wäre. Ich meine nicht Olbrichs Bau; ich meine vielmehr die Art, wie die Wiener Sezession Klingers Beethoven in ihrem Heim gehuldigt hat. Damit trat etwas in Erscheinung, das in ähnlicher Art der Ansatz zu etwas Neuem war, wie Wagners Festspielhaus auf dem Hügel bei Bayreuth. Was dieser Seher wollte, war, das Wesentliche seiner Kunst, den dramatischen Stil in der Musik, vor der hergebrachten Opernart retten. Man errichte eine musikalische Weihestätte, wie sie sich Wagner gedacht hat, gebe ihr die Richtung auf die Wahrung des Stiles der Beethovenschen Symphonie und baue hinter das Orchester ein Denkmal, worin Klingers Beethoven steht, und — das erste moderne Heiligtum wird vor uns stehen. Die neue Leipziger Aufstellung bringt die Statue zu würdiger Geltung, nützt sie aber nicht für einen neuen Gedanken aus.

Klingers Beethoven ist nicht nach den strengen Gesetzen der Bildhauerei geschaffen — davon später —, sondern als der plastische Brennpunkt eines Denkmalbaues zu denken. Er setzt einen Raum voraus, der ausschließlich zu seiner Inszenierung dient, also ein Denkmal in der Art etwa eines antiken Tempels, aber natürlich in moderner Gestalt. Das Bildwerk dürfte den Wienern noch in guter Erinnerung sein. Man sieht den Heros auf seinem wundervollen Thron; als Vermittler der beabsichtigten Wirkung erscheint vor ihm ein Adler, zurückschreckend vor dieser göttlichen Energie und Schöpferkraft. Man muß Klingers Beethoven zuerst von links her sehen, und der Raum, in dem er, er allein, als Dominante aufgestellt ist, muß einladen, nachdem man bei diesem Anblick seine Andacht verrichtet hat, leise um das Bildwerk herumzuschreiten und die Wunder zu genießen, die Meister Klinger am Thron vor uns ausgebreitet hat. In Wien kamen zu dem zentralen Saale noch Nebenräume, die für den Haupteindruck vorbereiteten. Was Gustav Klimt damals in seinem Fries geleistet hat, bleibt ihm unvergessen. Ich komme darauf in dem Abschnitte über Monumentalmalerei zu sprechen. Das Denkmal, das, Beethoven geweiht, in dem Klingerschen Kultbilde seinen Inhalt fände, ist noch zu schaffen.

Solche Bauten, unseren Heroen oder den großen aus der Masse auftauchenden Ideen als haltbietende Wahrzeichen errichtet, hätten in künstlerischer Hinsicht Eines vor den monumentalen Raumbauten voraus: die Einheit der Form als vorwiegender Massengestalt und die Klarheit des inhaltlichen Vorwurfs. Es ist denn auch charakteristisch, daß Entwürfe dieser Art von modernen Architekten, wie Rieth, Schmitz oder Schumacher, sich von vornherein in der Richtung solcher Programme bewegen. Ich nehme als Beispiel eine Architekturphantasie von Leopold Bauer in Wien, einem Wagnerschüler. Auf einem Felsgipfel erhebt sich über dem Stufensockel ein mächtiger Quaderbau. Wir sehen die massig in die Breite gehenden Mauern und das schwere ungegliederte Dach. Eine

endlose Treppe und die Kleinheit der Menschen darauf verrät die kolossalen Dimensionen des Ganzen. Zwei mächtige Obelisken nehmen einen Torbogen in die Mitte, der mit Fenstern und einer Tür in moderner Gestaltung gefüllt ist. Das Ganze ist offenkundig in der Masse komponiert, und was die Hauptsache ist, die Absicht des Künstlers geht auf einen bestimmten Inhalt los, der aus seiner Phantasie sprechen soll: unter dem Ganzen steht die Beischrift „Trauer". Das Denkmal ist also von der Art des Monument des morts von Bartholomé auf dem Père Lachaise zu Paris. Dieser Bildhauer hat den Inhalt durch Figurengruppen angedeutet und für den Aufbau zu der massigen Gestalt altägyptischer Fassaden gegriffen. Der Architekt Bauer dagegen drückt, was er will, in Bauformen aus, denkt sich nur nebenbei auf den Obelisken Trauerkränze und an ihrer Basis einen massig stilisierten Fries Leidtragender.

In der Tat bilden eine Hauptgruppe des Denkmalbaues einmal die Mausoleen in ihrer mehr architektonischen und dann die Grabmäler in einer mehr plastischen Gestalt. Man halte das Camposanto von Neapel und das von Genua etwa nebeneinander, dann hat man beide Gattungen in Hauptvertretern beisammen. Auf unseren Friedhöfen erscheinen gern beide Arten nebeneinander. Jeder weiß, welche Fülle von Geschmacklosigkeit uns da aufgetischt wird. Diese „Denkmäler" sind ganz der privaten Willkür preisgegeben, und auch wenn sie fertig vor die Öffentlichkeit kommen, muß Pietät das offene Urteil zurückhalten. Auf diesem Gebiete wird sich daher das Gesunde der modernen Bewegung am schwersten durchsetzen.

Es empfiehlt sich also, eingehender lieber bei der zweiten Hauptgruppe unserer Denkmäler zu verweilen: bei den Denkmälern schlechtweg, wie wir die auf unseren Plätzen stehenden Statuen zu nennen belieben. Daß es sich dabei nicht eigentlich um Denkmäler, sondern um im Freien und anspruchsvoll auf Sockel gestellte Porträtstatuen handelt, ist in letzter Zeit oft genug hervorgehoben worden. Mit der Bezeichnung „Denkmal" wird jetzt überhaupt nicht Maß gehalten. So ist es modern, von Naturdenkmälern ebenso selbstverständlich wie von Kunstdenkmälern zu sprechen. Die Sache ist nicht ganz unwichtig. Ein Denkmal muß dem Kopfe eines Menschen entsprungen, es muß von seinen Händen aufgerichtet sein. Was wir in der Natur sehen, ist alles, wie der Mensch selbst, gewachsen. Der richtige Ausdruck „Naturgebilde" hat daher wohl nur aus praktischen Gründen der unrichtigen Bezeichnung weichen müssen; was die Herren mit Naturdenkmal meinen, sind bedeutende Naturgebilde, das Muster eines alten, mächtig entwickelten Baumes, eine auffallend eigenartig oder typisch entwickelte Felsbildung u. dgl. Eher ist die Bezeichnung Naturdenkmal noch zulässig für Pflanzungen von Menschenhand, wie bei der Pineta von Pisa oder Ravenna. Nun sind manche sogenannte Naturdenkmäler allerdings ursprünglich Vorbilder für Kunstdenkmäler: die ägyptischen Pyramiden ahmen vielleicht die Tafelberge Oberägyptens und Nubiens nach, in denen man einst, wie später im Totental bei Theben, die Könige beigesetzt haben mochte. Auch die Hünengräber sind den natürlichen nachgeahmte künstliche Hügel, oder sie sind aus Riesensteinen aufgerichtet, wie man dergleichen auch in der Natur in gigantischen Massen aufgetürmt sehen kann.

Diese der Steinzeit angehörigen Denkmäler wirken durch die Eigenart, in der die Masse vorgeführt wird. Die Pyramide ist ein Kristall, der Hügel ein Kegel, das Steinmal eine Zusammenstellung formloser, gedrungener Massen. Alle diese Bildungen lagern

schwer auf dem Boden und sind undurchdringlich für den Blick; findet sich einmal, wie bei Steinmälern, eine Durchbrechung, dann ist sie im Verhältnis zu der im übrigen geschlossenen Masse kaum von Belang. Immerhin kommt es auch auf die Größe, doch nicht auf diese allein an. Hauptsache bleibt die Massigkeit, das Geschlossene der Wirkung. Man sieht solche Denkmäler vom Standpunkt der Kunst gern über die Achsel an — zum Schaden der Denkmalkunst. Durch mehr als zwei Jahrtausende ist so das Wichtigste in der Denkmalkunst, die Anwendung der Masse um ihrer selbst willen, vernachlässigt worden. Man glaubte, alles durch die Gestalt erreichen zu können und hatte dafür immer ein großes Vorbild vor Augen, das der Griechen.

Die Griechen haben von allem Anfang an darauf hingearbeitet, die Masse als solche aus der Kunst zu verdrängen und dafür die Gestalt oder Figur zur geradezu ausschließlichen Geltung zu bringen. Ihre besten Werke sind die, in denen dieses Ziel noch nicht völlig erreicht ist. Unbewußt stellen wir die noch in der Masse befangenen Werke der älteren Zeit bis herab auf die unnachahmlichen Schöpfungen des Phidias höher als diejenigen des Praxiteles. Mit Lysipp siegt die Figur vollständig über die kristallinische Masse, das griechische Relief hat von da ab seine zauberhafte Stille verloren. Immerhin machte erst die Neuzeit jenen tollen Schritt, die Bedeutung der Masse für den Denkmalbau ganz zu leugnen und in die Mitte großer Plätze Männchen auf Postamenten zu stellen. Es ist bezeichnend für das völlige Mißverstehen der Aufgabe, daß man sich am Anfang des vorigen Jahrhunderts darum streiten konnte, ob ein solches Männlein Hosen anhaben dürfe oder in antikem Kostüm gegeben sein müsse. Darauf kommt es bei einem Denkmal wahrhaftig nicht an. Nicht, wie eine solche auf einem Postament im Freien stehende Statue angezogen ist und wie der Dargestellte sich räuspert und spuckt, macht den künstlerischen Wert des Denkmals aus: über all diesen Dingen darf das Wesentliche, die durchschlagende Bedeutung des Massenaufbaues nicht vergessen werden.

Es ist eine große Täuschung, wenn man glaubt, den Mangel an Massigkeit durch gigantische Größe ersetzen zu können. Der Koloß von Rhodos wird ebensowenig wie die Renaissancegiganten in Florenz und Venedig, die Bavaria bei München oder die Statue der Freiheit in New York künstlerisch befriedigt haben. Das waren kindische Versuche, das verlorene Wesen des Denkmalbaues durch Vergrößerung der Gestalt wieder zu gewinnen. Den wahren Schlüssel zu dieser Kunstgattung hat erst die allermodernste Kunst wiederentdeckt, und es geschieht mit Absicht, wenn ich diese Gruppe von Kunstwerken nicht unter dem Abschnitt Bildhauerei behandle, sie vielmehr ihr eigenes Kapitel unmittelbar nach dem Monumentalbau und möglichst weit weg von der Plastik bekommt: das Publikum kann nicht eindringlich genug auf den modernen Umschwung in der Auffassung dessen, was ein Denkmal sein soll, hingewiesen werden und den Dutzendkünstlern kann das auch nicht schaden. Hoffentlich lesen diese Zeilen auch Mitglieder von allerhand Denkmalkomitees und lassen sich das Gesagte etwas durch den Kopf gehen. Ich habe jedenfalls bei der Scheidung Monumental- und Denkmalbau mehr diese Klärung auf dem Gebiete der Bildhauerei im Auge als die prinzipielle Unterscheidung zweier Architekturgattungen.

Als typisches Beispiel dessen, was während des 19. Jahrhunderts und heute noch gang und gäbe ist, führe ich Eberleins Goethe-Denkmal in Rom an. Der Leser lasse die ihm bekannten Denkmäler, Friedrich den Großen von Rauch, die zahllosen Reiterstatuen

Wilhelms I. und allerhand Statuen berühmter Männer an seinem Geist vorüberziehen, auch die schönen Wiener Denkmäler von Zumbusch, seinen Beethoven und die prächtige Maria Theresia zwischen den Hofmuseen — immer ist das Prinzip des Aufbaues dasselbe: die Statue wird durch einen hohen Sockel herausgehoben, um den herum Figuren gruppiert sind. Früher haben sie mehr oben am Sockel selbst gestanden, bei Eberlein und den Modernen liegen, sitzen und stehen sie auf den breit ausladenden Stufen unten herum, treten dem Beschauer auf Duzfuß handgreiflich nahe und erscheinen überlebensgroß unmittelbar vor seiner Nase, ihn zwingend, sie von allen Seiten zu beschnüffeln. Das wirkt alles im Freien, ohne den Schutz des Intimen der Menge ausgeliefert, ganz anders, als im Museum oder einem Innenraum. Am Goethedenkmal bieten Mignon und gegenüber die Römerin ihre schwellenden Formen dem Blick so aufdringlich dar, daß ich den Durchschnittsmenschen sehen möchte, der über ihren sinnlichen Reiz hinweg auch nur die Spur künstlerischen Empfindens aufbringen kann. Man sieht dann auch den Harfner links, die Faustgruppe rückwärts und die männliche Gestalt rechts bei dem Rundgang um diesen Goethe herum mehr darauf an, ob sie der Wirklichkeit entsprechen, als auf ihre künstlerische Form hin. Der Goethe oben über dem Kapitell ist dann auch noch da, von einer Einheit des Ganzen kann nicht die Rede sein.

Genau so hat es Eberlein bei dem Berliner Wagnerdenkmal gemacht. Da tritt Wolfram von Eschenbach als Festsänger an das Denkmal heran und blickt akklamierend zu Wagner auf. Tannhäuser wirft sich ohnmächtig auf die Stufen, Brünnhilde hat sich in Positur gestellt mit dem Leichnam Siegfrieds vor sich und Alberich hockt mit seinem Raube in Fluten, die mit einer der Rheintöchter über die Stufen herabrauschen. Canova ist ein Stümper gegen dieses Treppentheater in Stein. Aber derartige Geschmacklosigkeiten sind schließlich im Gebiete der Plastik so allgemein üblich, daß noch auf lange hinaus zu tauben Ohren predigt, wer solche Schöpfungen völlig unkünstlerische, versteinerte Wirklichkeit nennt. Für uns handelt es sich im Augenblick darum: ist das Goethedenkmal Kunst und wodurch wäre diese erreicht?

Der Gegenstand, das lebende Bild ist daran neben einer raffinierten Technik alles, mit ihm die Gestalten in ihrer die Natur womöglich übertrumpfenden Wahrheit. Die eigentlichen Formprobleme, die der Plastik anstehende Zurückhaltung in der Raumbildung, die Sammlung von Licht- und Schattengruppen zu bedeutenden Kontrasten usf. bestehen für Eberlein nicht. Vor allem aber läßt er unbeachtet, daß die Zeit der Figurenwirtschaft in der Denkmalplastik vorüber ist und daß wir endlich zur Einsicht kommen: monumentale Wirkungen können nicht durch die Gestalt, sie müssen durch die Masse erreicht werden. Alle Welt hat die lebenden Bilder und mehr noch die einzelnen armseligen Mannderln, die auf unseren Plätzen herumstehen, satt. Was wir verlangen, sind Denkmäler, die in einem Verhältnis zu der sie umgebenden Architektur oder der Landschaft stehen. Was da gefordert wird, läßt sich nicht durch Vergrößerung der menschlichen Gestalt, auch nicht durch allerhand architektonische Ausgestaltung erreichen, sondern nur durch Unterordnung der Einzelgestalt unter die Gesamtwirkung der geschlossenen Masse.

Ich stelle, um recht deutlich zu machen, um was es sich handelt, zwei moderne Bismarckdenkmäler nebeneinander. Nehmen wir zuerst die bekannten Bronzefiguren auf Granitsockeln vor dem Reichstagsgebäude in Berlin. Was ist das eigentlich für ein Verein,

dieser Mann da oben mit dem Atlanten vor, dem Schmied hinter seinen Sockel und den Frauen, die seitlich auf Tierleibern sitzen beziehungsweise stehen: soll das vielleicht eine monumentale Gruppe sein? Nein, diese großen Figürchen haben künstlerisch nichts miteinander gemein, man muß den Zusammenhang im Wege recht knifflicher Ausdeutung suchen. Trotz des vornehmen Aufwandes an prachtvollen Material ist die Masse als solche gar nicht vorhanden, sie zerflattert in alle Winde und der gute Bismarck selbst mit seinen gespreizten Fingern und dem vorschriftsmäßig ausgestatteten Säbelchen stellt mehr ein vielen noch von seinen Glanztagen her erinnerliches lebendes Bild, wie man es in Wachsfigurenkabinetten zu sehen gewöhnt ist, als daß er zu einem künstlerischen Wert geläutert wäre. Dem Bildhauer, Reinhold Begas, schwebte vielleicht bei der Komposition des Ganzen vor, daß er die Figuren entsprechend der dahinter liegenden Fassade in drei Gliedern bringen wolle, d. h. er überließ dieser Hintergrundkulisse die einigende Wirkung. Ich habe nicht gefunden, daß der Erfolg diese Voraussetzung erfüllt; für mich ist das Original noch unerträglicher, als die kleine Nachbildung in Photographie. Die Konsequenzen der Begasschen Willkür, die immerhin noch den Stempel selbstbewußter Kühnheit an sich trägt, kann man am Bismarckdenkmal in Dresden u. a. beobachten.

Dieser Berliner Schöpfung halte man das neue, jüngst enthüllte Bismarckdenkmal von Hugo Lederer und Schaudt in Hamburg entgegen. Ich fasse zuerst die Gestalt des Heros selbst ins Auge. So hat ihn schwerlich jemand dastehen sehen, die Hände über dem Reichsschwert gefaltet, in Panzer und Schultermantel, begleitet von zwei Adlern. Dabei barhaupt. Dieser Bismarck ist freilich 14·80 Meter hoch, also ein Riese; aber was wirkt, sind nicht diese Dimensionen allein. Es ist bezeichnend, daß die „Statue" auch in der kleinsten Abbildung — übrigens wie mancher Meunier oder Böcklin — den Eindruck des Kolossalen weckt. Sie stellt nicht Bismarck in irgendeiner Momentaufnahme dar, beschränkt sich auch nicht darauf, den Recken in idealer Auffassung so überzeugend zu geben, wie er nur irgend in unserer Phantasie leben mag. Die Hauptsache ist, dieses Bildwerk nimmt die gegebene Gestalt nur zum Anlaß, daran künstlerische Probleme zu lösen. Darauf muß hier etwas näher eingegangen werden. Lederer war von vornherein darauf bedacht, ein großdekoratives Denkmal zu schaffen. Dabei kommt es auf die Fernwirkung an und das ist nun jenes Gebiet, in dem man mit der Masse allein, nicht mit der Gestalt wirken kann. Bismarck tritt uns in Hamburg, könnte man sagen, kristallisiert entgegen, er bildet, im Grunde genommen, nur die Spitze eines riesigen Unterbaues, über dem er sich in zwei Stufen — den Adlern und Schultern — zu dem verhältnismäßig kleinen, aber deshalb keineswegs ungenügend betonten Kopfe verjüngt. An sich ist dieses Haupt nichts weiter als eine Art Knauf über der Spitze eines straff aufsteigenden Obelisken; man beachte, wie die hohe Lotrechte des Schwertes dieses Aufragen unterstützt und zugleich durch die Betonung der Wagrechten im Postament, den Adlerköpfen, Armen und Schultern der Eindruck des Schweren verstärkt wird, das zugleich massig wirkt, weil man nirgends zwischen den Armen und Beinen ins Leere hindurchblicken kann. Das nennt man großzügige Massenanordnung. Der Künstler war sich wohl bewußt, daß er keine für die Nahsicht gebildete Einzelstatue nach Art der Griechen zu schaffen hatte, sondern eben ein im Freien aufzustellendes Denkmal. Man sehe auch, wie er den Adler ganz in den Dienst der künstlerischen Aufgabe zieht: ein Zoologe oder Heraldiker wird freilich allerhand daran auszusetzen finden.

Und nun erst das „Postament", auf dem dieser Bismarck steht. Das ist nicht mehr ein dekorativer Untersatz, der die Statue zur Geltung bringen soll, kein Sockel zur Aufstellung von etwas Beliebigem, sondern ein richtiger Denkmalbau, der als Ganzes aufgefaßt und beurteilt sein will. Es ist unserer Zeit, glaube ich, zu wenig bewußt, daß die antike Kunst dergleichen auf dem Gebiete des Grabbaues und der Siegesdenkmäler kannte. Bei den Griechen waren das eben keine Arbeiten für Bildhauer, auch der Architekt allein konnte solche Aufgaben nicht lösen, sondern da muß es, zum mindesten, seit Hellas mit dem Orient in alexandrinischer Zeit in engere Berührung kam, eine eigene Gattung von Künstlern gegeben haben, deren Aufgabe die Denkmalbaukunst an sich war. Ihre Werke sind untergegangen bis auf die Mausoleen, unter denen dasjenige von Halikarnaß — auf griechischem Boden — wie es scheint, als bahnbrechendes Prototyp auftritt. Ich sehe davon ab, hier genauer darauf einzugehen, und nehme als Beispiel lieber die bekannten Triumphbogen vor.

Wodurch wirkt eine solche Straßenübersetzung: durch den einen Bogen, den die Straße wie ein Tor durchläuft? Oder die drei Bogen, in die der Verkehr zerteilt wird? Oder durch den Relief- und Statuenschmuck, die kaiserliche Quadriga obenauf? Oder durch die Inschrift? Gewiß durch keines von allen diesen Dingen. Man nehme auch die Triumphalsäulen: Kam es dabei vielleicht auf die Reliefs an, die doch niemand sehen konnte? Nein, bei diesen Denkmälern handelt es sich in erster Linie um die Auffälligkeit der Masse. Ein Triumphbogen wirkt gar nicht, wenn nur die drei Bogen dastehen und die Architektur noch so schön ist. Es kommt auf die Massigkeit der Pfeiler an, zwischen denen die Bogen erscheinen, auf die Wucht dessen, was über den Bogen liegt; diese selbst müssen als Durchbrechungen einer Masse, nicht freistehend für sich wirken.

Merkwürdig ist, daß Schaudt bei seinem Entwurf einem Denkmal sehr nahe gekommen ist, das die gelehrten Kreise seit etwa zehn Jahren beschäftigt. Es ist das Tropaeum Trajani in der Dobrudscha, das keinem einzelnen Helden, sondern ganz allgemein einem Siege galt. Auch da ist ein runder Unterbau mit Figurenschmuck genommen und eine konische Verdachung, die zu dem weithin sichtbaren Mittelstück überleitet. In Hamburg ist nur der Platz unendlich wirksamer gewählt: das Denkmal krönt einen Hügel und hebt sich für den die große Treppe Aufsteigenden mächtig über den Horizont hinaus. Jetzt wirkt der Sockel noch zu schwer; sind erst die Figurenreliefs daran ausgeführt, wird das Ganze, wie der Entwurf voraussehen läßt, mehr ins Gleichgewicht kommen.

Dieses Bismarckdenkmal ist nicht etwa die erste moderne Schöpfung auf dem Gebiete des Denkmalbaues, die durch massigen Aufbau zu wirken sucht. Man kann vielmehr sagen, daß diese gesunde Richtung jetzt glücklicherweise schrittweise an Boden gewinnt. Die großen nationalen Denkmäler am Rhein und das im Bau begriffene Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig z. B. bewegen sich bereits mit aller Entschlossenheit in dieser Richtung. Ich habe nur vereinzelt, etwa in Koblenz den Eindruck gehabt, daß in der Hauptgestalt noch zu viel Figürliches steckt und das naturwahre Detail im Reiter der imposanten Massigkeit des Gesamtwurfes zu sehr widerspricht. Darin geht das Hamburger Denkmal als gutes Beispiel einer monumentalen Einheit weitaus voran.

Man bilde sich aber ja nicht ein, daß die rohe Masse an sich ein Denkmal bedeutet. Erst die künstlerische Form, die ich der Masse gebe, macht sie dazu. Ein Felsblock, und er mag noch so groß sein, bleibt immer ein toter Stein; ihn für ein Denkmal benutzen, um

damit Bildhauerkosten zu ersparen, bleibt immer ein philiströser Mißgriff. Daß auch ein großer Künstler in einer ihm fremden Aufgabe irren kann, mag das Modell eines Lisztdenkmals von Hermann Obrist beweisen. Man sieht in der Vorderansicht ein Prisma, in dessen Kante oben sich Liszts Geist nach spiritistischer Art manifestiert. In der Seitenansicht zeigt sich rückwärts ein Felsengeschiebe, welches den armen Spirit derart in angstvolle Enge preßt, das er verzweifelt das Gesicht verzerrt. Solche Einfälle bleiben besser in den Mappen. Muß denn alles gleich in Kunstzeitschriften abgebildet werden?

Ich fürchte, Klingers neuestes Werk, ein Brahmsdenkmal, wird ähnlich beunruhigend wirken. Der Künstler läßt die Büste des Meisters in einem Faltenwurf versinken, aus dem dann nur unten, wie bei ägyptischen Bildwerken, die Füße hervortreten. Um diese verschwommene Masse ranken sich allerhand weibliche Phantasiegestalten. Möglich, daß ich mich über die Wirkung täusche. Rodin hat auf dem Gebiete des Denkmalbaues Fürchterliches geleistet; selbst Meunier versagt in dem Entwurf des Denkmales der Arbeit. Ein Bildhauer ist eben noch lange kein Denkmalbaukünstler. Es wäre an der Zeit, daß dies allgemein anerkannt würde. Es genügt auch nicht, wenn der Bildhauer sich mit dem Architekten zusammentut, der eine die menschlichen, der andere die architektonischen Gestalten schafft. Sie schieben dann nur die alten Formqualitäten zusammen. Das Entscheidende aber ist die Masse und die muß Einer durchkomponieren; Figuren und Architektur lassen sich dann leicht vereinigen.

Sache reiflicher Überlegung muß auch immer bleiben, wie man die Denkmäler mit ihrer Umgebung zusammenreimt. Da liegt noch ein Gebiet, das ein genialer Künstler bebauen müßte. Es gehört ein großes Vermögen von Abstraktion oder stumpfes Allesgewöhntsein dazu, eine Statue von dem Hintergrund einer banalen Mietskaserne oder vor einem leeren, großen Raumausschnitt genießen zu können. Entweder es überragt den Horizont, dann hebt es sich selbst über alles Alltägliche heraus, oder es wird durch massigen, in den Dimensionen gleichwertigen Pflanzenwuchs im gehörigen Abstand würdig umfangen, oder endlich die hinter ihm erscheinende Architektur nimmt von vornherein Rücksicht auf das Denkmal. Gelöst ist die Frage noch lange nicht.

Jeder monumentale Raumbau ist zugleich nach außen Denkmalbau, ließe sich daher dem Wesen nach, sollte man meinen, mit einem unmittelbar vor seiner Fassade angeordneten Denkmal in eine Einheit zusammenkomponieren. Man nehme das deutsche Reichstagsgebäude mit dem davorstehenden Bismarckdenkmal oder das Kaiser Friedrichmuseum in Berlin mit dem Denkmal Friedrichs III. davor auf der Spitze der Spreeinsel oder das Denkmal Wilhelms des Siegreichen vor dem königlichen Schloß in seiner fürchterlichen Enge: warum sollte sich bei entsprechenden Neubauten nicht Fassade und Denkmal in eine Einheit bringen lassen? Hätte man dergleichen beim Reichstag von vornherein im Auge gehabt, dann hätte Begas seinen Bismarck im Reliefstiel komponieren oder der architektonischen eine plastische Masse vorsetzen müssen. In beiden Fällen wäre vielleicht etwas Rechtes zustande gekommen.

———————

Carlo Goldoni.

(Zur Zweijahrhundertfeier seiner Geburt.)

Von Camillo V. Susan.

Unter den fremdländischen Bühnendichtern, die auf die Entwicklung des deutschen Theaters vielfach eingewirkt haben, nimmt Goldoni eine hervorragende Stelle ein. Man kann allerdings nicht sagen, daß sein Name bei uns eine ästhetische Fahne bezeichnet habe oder daß er bei uns offene Schule gemacht habe. Dafür war sein eigenes Schaffen nicht großzügig genug und selbst von fremden Mustern zu sehr abhängig oder zu italienisch-national gerade in jenen Stücken, in denen sich am glänzendsten seine Originalität offenbarte. Aber nach welcher Richtung hin wir immer das deutsche Theater des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus verfolgen, immer wieder stoßen wir auf den Namen Goldoni. Er gehörte zu den Stützen des deutschen Repertoires und ein Dramatiker, der so oft gespielt wurde, konnte nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung unseres Theaters bleiben. Aber seine Spuren lassen sich nicht im Großen verfolgen. Wir übernahmen von ihm nicht einen markanten Stil, da er ihn dank seiner naturalistischen Bestrebungen selbst nicht besaß, auch nicht eine eigenartige, außergewöhnliche Technik des dramatischen Schaffens, wie wir sie beide etwa von Shakespeare gelernt haben. Nicht durch poetischen Gehalt seiner Werke, wohl aber durch ihren sachlichen wirkte er auf unsere Bühne. Von Lessing bis auf Kotzebue und Gutzkow verdankt ihm das deutsche Lustspiel manches an Einzelheiten, Stoffen und Charakteren, ohne daß diese Beeinflussung immer offen zutage läge. Sein ganzes Schaffen breitete sich mehr wie ein wohl gefühltes, aber nicht greifbares Fluidum über die deutsche Lustspielproduktion. Charakteristisch für unser Verhältnis zu ihm ist es, daß er uns fast nie in eigentlichen Übersetzungen, sondern gewöhnlich in Bearbeitungen vorgeführt wurde. Man nahm den Kern seiner Handlung und seine Typen herüber und modelte frei an ihnen herum. So flossen seine Gestalten immer dünner und feiner in die deutsche Produktion hinein und nahmen neue Züge an, die an die Züge der Vorfahren zu erinnern scheinen, deren Herkunft in gerader Linie aber kaum zu erweisen ist.

Doch nicht nur durch unmittelbare Anlehnung an die Handlung oder die Charaktere seiner Stücke trug er zur Bereicherung unseres dramatischen Schaffens bei, vor allem auch durch den Hinweis auf das tägliche Leben. Wie er selbst seine Gestalten sich von der Straße, aus dem Kaffehause, aus dem Leben der bürgerlichen Familie holte, so regte er durch sein Beispiel auch deutsche Dramatiker an, sich ihre Charaktere nicht bloß aus der Literatur, sondern aus dem Leben selbst zu holen. Nicht daß er gerade unseren Lustspieldichtern den Blick für das Lächerliche besonders geschärft hätte. Aber er flößte ihren Händen den Mut und den leichten Griff ein, die lächerlichen Gestalten, wenn man so sagen darf, gewissermaßen beim Schopfe zu packen und ihr Leben auf den Brettern weiterleben zu lassen. Die Leichtigkeit und Lebendigkeit seines Dialoges, der ohne Stilkünsteleien sich der Sprache des Alltags anpaßte, ohne auf den Reiz künstlerischer Anmut zu verzichten, wirkte wie ein erfrischender Hauch gegen die oft allzu steife und konventionelle Sprache unserer alten Bühne. Nicht umsonst hat ein Mann wie Lessing, dem die deutsche Bühne die erste kunstvollendete Ausbildung des Dialogs verdankt, Goldoni bewundert, studiert, selbst bearbeitet und die Saalsche Übersetzung angeregt und gefördert. In dieser Anpassung an den Alltag, in diesem frischen Herausgreifen der Gestalten aus dem gewöhn-

lichen Leben liegt gewiß nicht der letzte Grund, daß Goldoni für das Wiener Theater, das vielfach noch im Volkstume und im heimatlichen Boden wurzelte, eine so große Bedeutung gewann.

Der Einfluß Goldonis auf das deutsche Theater kreuzt und verschlingt sich vielfach mit dem Frankreichs auf unsere Bühne. Daher ist es unmöglich, diesen Einfluß in starken Richtungslinien zu verfolgen, und nach dem großen Aufstieg unserer dramatischen Kunst läßt er sich eigentlich nur in der Nebenlinie zu unserem Klassizismus wahrnehmen.

Im allgemeinen kann man den Charakter der Kunst Goldonis als eine glückliche Mischung literarischer Überlieferung und des Lebens seiner Zeit bezeichnen. Die Sphäre dieses dargestellten Lebens ist allerdings sehr klein. Sie beschränkt sich fast ganz auf das Leben seiner Vaterstadt Venedig. Aber innerhalb dieses Kreises hat er sein Bestes, sein Größtes, sein Einzigartiges geleistet. Wenn man nach alten Mustern einer großen Heimatskunst Umschau halten wollte, müßte man ihn in erster Reihe nennen.

Die dramatische Kunstdichtung in Italien stand während des 17. Jahrhunderts hauptsächlich unter dem Einflusse des spanischen Theaters. Neben ihr erfreute sich die commedia dell'arte, die Stegreifkomödie, vollster Blüte. Mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts und später, vor allem nach der Abschüttelung der spanischen Herrschaft, machte sich der Einfluß des französischen Theaters bemerkbar. Italien erwachte von neuem zu nationalem Leben und nationaler Kunst und eroberte sich durch die Form des Melodrams und der Oper eine hervorragende Stellung in der europäischen Kultur. Zu jenen Männern, die sich in voller Klarheit das Ziel vor Augen gestellt hatten, die Wiedergeburt einer nationalen italienischen Kunst herbeizuführen, gehört vor allem auch Goldoni. In seinem Bestreben, das nationale Lustspiel zu begründen, ging er ebenso klug als vorsichtig zu Werke. Sein Genie, dem allerdings durch die eigentümlichen Theaterverhältnisse Italiens starke Fesseln angelegt waren, erkannte frühzeitig, daß die Kunstdichtung nur dann zu einem wahren nationalen Leben gelangen könne, wenn sie sich der volkstümlichen Überlieferung nicht ganz beraube. So stürmte er gegen die Stegreifkomödie nicht als pedantischer Polterer los, der nur in ihrer vollständigen Vernichtung das Heil der dramatischen Kunst sah, sondern übertrug ihre jahrhundertalten Formen und Typen in die Welt einer höheren und feineren Kunst.

Die Entwicklung der commedia dell'arte zur Kunstdichtung lag auch für Italien in der Luft. In Spanien hatte Lope de Vega, in England Shakespeare mit größtem Nutzen aus diesem Volksbrunnen geschöpft. Aber das glänzendste und größte Beispiel dieser Entwicklung bot das französische Lustspiel durch seinen unsterblichen Meister Molière. Dieser Dichter war es auch, der vor allem Einfluß auf Goldoni gewann, den Goldoni zeitlebens mit heiliger Ehrfurcht bewunderte und mit dem er sich selbst niemals auf eine Stufe zu setzen wagte. Aber wenn auch Goldoni einige Stoffe dem französischen Dichter verdankt, so muß man doch sagen, daß man von einer eigentlichen Abhängigkeit Goldonis von Molière nicht reden kann. Dieser steht vielmehr für seine Reform als großes Beispiel vor ihm da, das ihm die Mittel anzeigte, durch welche eine nationale reguläre Komödie geschaffen werden konnte. Hat auch Goldoni den Meister an poetischer Kraft, an Tiefe des Geistes, an Schärfe der Satire und an kunstvollendeter Form, wenigstens in jenen Stücken, die sich mit denen Molières berühren, nicht erreicht, so übertrifft er ihn doch durch die Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens, das er in seinen Werken entrollt, vor

allem aber durch die meisterhafte und milieuartige Darstellung der kleinen und leidenschaftlich bewegten Alltagswelt.

Aber nur dadurch konnte das Theater Goldonis in Frankreich, Deutschland, selbst in England und Spanien zu solchem Ansehen gelangen, daß Goldoni ein Vollblutkind der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und des französischen Geistes ist. Das klassische Altertum war noch nicht überwunden, die Gestalten des Terenz und Plautus winkten wie mit ewiger Lebensfülle den Lustspieldichtern dieser Epoche zu und wandelten gerade in Italien, wenn auch in vielfach veränderter Gestalt, doch immer noch erkennbar, in den Masken der Stegreifkomödie leibhaftig herum. Der Schrei nach Wahrheit und Natur, der überall in Kunst und Wissenschaft zu hören war, drang auch in seine Seele. Noch standen die alten Formen der klassischen Bühne in Ansehen und die Tragödie, die namentlich in Frankreich ganz der Antike verfallen war, wußte sich erst spät von ihnen zu befreien. Aber die Komödie und das bürgerliche Schauspiel lernten gar bald, sich der hemmenden Fesseln zu entschlagen. Denn sie vor allem waren dazu geeignet, das tägliche Leben selbst in sich aufzunehmen und den heißen Drang der Zeit, die Natur wahrheitsgetreu nachzuahmen, zu befriedigen. Immer wieder betont Goldoni in seinen „Erinnerungen", daß er nichts anderes angestrebt habe, als ein naturwahres Abbild des Lebens zu geben. Und Voltaire, der den Werken Goldonis die größte Bewunderung entgegenbrachte, wußte kein höheres Lob von ihm zu sagen, als daß er ihn den „Maler und Sohn der Natur" nannte. Goldoni bediente sich im Lustspiel und bürgerlichen Schauspiel gewöhnlich der Prosa, nur ausnahmsweise, aus besonderen Gründen, des Verses. Er verbannt das Couplet aus der Komödie und verwirft die Einheit des Ortes, alles, um der Sprache des täglichen Lebens so nahe als möglich zu kommen. Er schreibt seine prachtvollen, unsterblichen Meisterwerke, deren Stoffe aus dem täglichen Leben des venezianischen Volkes geschöpft sind, in dem Dialekte der kleinen Leute. Und wie er überhaupt ebenso aus dem Leben wie aus der Literatur schöpft, so hat er auch Eigenes und Erlebtes gern in seine Stücke herübergenommen. So hat er in dem „Ehrlichen Abenteurer" in manchen Zügen des Helden sich selbst geschildert, so hat er in dem Stücke „Der Lehnsherr" die köstliche Protokollszene Erlebtem nachgebildet oder in dem Lustspiel „Das neue Haus" die eigene Not und Unruhe beständiger Veränderung lustig dargestellt. In der „Eingebildeten Kranken" machte er sich den Spaß, seine Prinzipalin Frau Medebec zu zeichnen, die klug genug war, sich dieser Rolle, worin sie sich selbst mit großem Erfolge spielte, nicht zu entschlagen. Man hat es gesagt und man liest es auch heute noch, daß ihm das eigentlich Poetische gefehlt habe. Aber man darf ihn nicht nach den vielen matten und oft auch langweiligen Stücken, die er im Drange der Geschäfte schrieb und die er selbst verurteilte, richten, sondern nach denen, die wirklich sein Wesen bezeichnen.

Aber auch in anderer Beziehung ist Goldoni ein lebendiger Ausdruck seiner Zeit. Das Moralisierende vieler seiner Stücke, das ihm vorgeworfen wird und das wir heute nicht mehr vertragen, ist ebenso in seiner Epoche begründet, wie sein Drang nach wahrer Naturnachahmung. In England, in Frankreich, in Deutschland, überall begegnen wir in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus der uns unleidlichen moralisierenden Tendenz der Dichtung, insbesondere in der dramatischen. Aber diese Sucht, das Tugendhafte eindringlich vorzuführen, es dem Laster entgegenzustellen, ist, soweit sie in freien Geistern und nicht etwa wie später z. B. in Wien von Obrigkeits wegen zur Erscheinung kommt,

im Grunde genommen eine Vorbereitung der Kritik des ganzen Gesellschaftslebens, die dann gegen das Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Abrechnung durch die französische Revolution immer lauter und leidenschaftlicher wird. Wenn Goldoni das Lächerliche und Verderbte des Gesellschaftslebens seiner Vaterstadt mehr lächelnd als mit zorniger Entrüstung schildert, wenn er den gesunden, tätigen, wenn auch leidenschaftlich erregten Kindern des Volkes seine lächerlichen adeligen Windbeutler und gräflichen Nichtstuer entgegenstellt, so war das freilich noch lange keine zornsprühende oder gefährliche Satire, aber das erwachende, seiner Kraft sich bewußt werdende Bürgertum in Frankreich sowohl als in Deutschland nahm mit verwandten Empfindungen diese Keime gesellschaftlicher Kritik freudig in seinen Boden auf. So tief lag das Moralisieren im Blute der besten Männer jener Zeit, daß sogar ein so machtvoller und nichts weniger als sentimentaler Abrechner wie Beaumarchais seine Stücke davon nicht freizuhalten wußte.

Alles, was damals für die Entwicklung der dramatischen Dichtung in der Luft des 18. Jahrhunderts lag, finden wir bei Goldoni bereits in mehr oder minder offener Gestalt, vorhanden: das bürgerliche Schauspiel, wie z. B. „Der Familienvater", auf dem zum Teile Diderots berühmter, acht Jahre später erschienener „Hausvater" beruht, ebensogut wie das romantische Stück („Die persianische Braut") oder das sentimentale Drama, wie „Pamela", das, nach Richardsons Roman verfaßt, einen bedeutenden Erfolg errang. Die Neger- und exotischen Stücke hatten in Goldoni durch „Die schöne Wilde" (nach Prévost) ihre romantische Vorläuferin und das Künstlerdrama war bereits durch seinen „Molière", den Gutzkow benutzte, seinen „Terenz" und seinen „Tasso", der vielleicht sogar Goethe Anregungen gab, vertreten. Wenn Goldoni nicht so sehr als Führer wie als praktisches Muster wirkte, so liegt die Ursache hierfür vor allem darin, daß er nicht wie Diderot u. a. als großer Theoretiker die ästhetischen Anschauungen zu revolutionieren suchte. In manchen Vorreden zu seinen Stücken und später ausführlicher in seinen „Erinnerungen" legte er wohl öfter seine Gedanken über das Drama und dessen Reform nieder, aber er blieb vor allem der handwerkskundige Praktiker, dem es an der blinden Leidenschaft stürmischen Niederreißens durchaus fehlte.

Sein Kampf für das reguläre Drama mußte besonders in Deutschland, wo Gottsched ihn bereits siegreich durchgeführt hatte, sympathisch berühren. In Wien aber blühte die Stegreifkomödie noch lange fort und wußte sich trotz aller Anfeindungen und trotz des immer mehr nach alleiniger Geltung ringenden regulären Stückes zu behaupten. Als im Jahre 1751 Lopresti nebst der Leitung des kaiserlichen Theaters auch die Leitung des Kärntnertortheaters übernommen hatte, konnte er trotzdem nur zwei Tage der Woche dem deutschen regulären Drama widmen, während die übrigen Tage der Oper und der extemporierten Komödie vorbehalten waren. Dem Mangel an deutschen regulären Stücken half das überreiche Theater Goldonis ab. Seine Stücke gingen von da ab in ununterbrochener Folge bis weit in das 19. Jahrhundert hinein über die Burgtheaterbühne und für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist Goldoni geradezu der herrschende Dramatiker im Repertoire dieses Theaters. Das Moralisierende, die Sentimentalität, das Bürgertum und die Heiterkeit seiner Werke, die leicht übersehbare Einfachheit seiner Handlungen, die volkstümlichen Charaktere, die lustige Spaßmacherei seiner feststehenden Typen, vor allem aber die Mittelstellung vieler seiner Lustspiele zwischen regulärer und extemporierter Komödie befähigten ihn ganz besonders, der Lieblingsautor der Schau-

spieler sowohl als des Publikums zu werden. Auch der Umstand, daß Goldoni kein Tragiker war, daß er die Handlungen am Schlusse immer ins friedlich und philisterhaft Versöhnliche umbiegt, half ihm in Wien zum Siege. Jedenfalls wurde aber Goldoni auch von seiten des Hofes, dem er als Darsteller der Sitte und der Tugend und als überzeugter Vertreter der regulären Komödie besonders willkommen sein mußte, außerordentlich gefördert. Dazu kam wohl auch das südlichere Temperament des Wieners, die vielfachen Beziehungen zu Italien, was ihm hier in Wien bei aller Achtung und Bewunderung, mit der man ihm sonst in Deutschland entgegenkam, gewissermaßen ein größeres Hausrecht gewährte. Ja, eine Zeitlang, als Graf Durazzo oberster Leiter der Hofbühne war, trug man sich mit dem Plane, ihn nach Wien zu berufen und ihn für das Burgtheater zu verpflichten.

Besonders Wiener Theaterdichter und Schauspieler machten sich nebst vielen anderen in Deutschland an die Bearbeitung Goldonischer Stücke. Als im Jahre 1752 die extemporierte Komödie in Wien verboten wurde, suchten Weiskern, Huber, Mayberg, Kurz-Bernardon u. a. von der Stegreifkomödie zu retten, was zu retten war, und schufen sich unter anderm auch durch Umarbeitung von Goldonistücken ein den geänderten Verhältnissen angepaßtes Repertoire. Laudes, Weiskern, Heubel, Bock und Blum lieferten vor allem die Bearbeitungen für das Burgtheater, von berühmten Schauspielern des regulären Dramas haben sich Brockmann, Schröder und Iffland daran beteiligt.

Auch an den österreichischen Provinztheatern wurde Goldoni unter dem Einfluß des Wiener Repertoires gerne gespielt. In Graz hatte ein viele Jahre bestehendes italienisches Theater Werke von Goldoni gebracht. Im Lemberger Theater, das sich unter Kratters Leitung überhaupt von Wien führen ließ, spielte man außer den Wiener Bearbeitungen Goldonischer Stücke auch solche von Zehnmark, dem Professor der Geschichte an der Lemberger Universität.

Das reguläre Drama in Wien erstarkte an dem Beispiele Goldonis und für die Stegreifkomödie bedeutete sein Muster die größte Gefahr. Statt aber durch ihn zu lernen, sich die volkstümliche Überlieferung zunutze zu machen, wurde schließlich die extemporierte Komödie mit scharfen Dekreten einfach verboten und zur Flucht in die Vorstädte gezwungen. So wurde auch auf diesem Gebiete dem Zeitalter der Aufklärung mit kaltem Verstande Genüge getan, während Goethe noch im Jahre 1802 in seinem Aufsatze über das Weimarische Hoftheater die Frage aufwirft, ob es denn nicht möglich wäre, den vier Masken ihre ursprüngliche Anmut zu geben oder ihnen etwas Ähnliches an die Seite zu stellen und selbst noch im Jahre 1830 Eckermann gegenüber der außerordentlichen Wirkung der Masken des Gozzitheaters in Venedig fröhlich gedenkt.

Wie sehr Goldonis Gestalten nach dem Geschmacke des Wiener Publikums waren, beweist, daß viele seiner Stücke, in denen noch deutliche Spuren der commedia dell'arte enthalten waren, in die Hanswurstkomödie zurückversetzt wurden, wie wir auch aus überlieferten Titeln hierher gehöriger Stücke mehr oder minder sicher vermuten können. Dabei haben vor allem die auf dem letzten Posten kämpfenden Stegreifkomödianten, Kurz-Bernardon voran, zu diesem Zwecke Goldoni ausgebeutet. So haben wir einen „Hannswurst, der Diener zweier Herren", „Hannswurst, der eifersüchtige Geizige und Colombina, die geduldige Ehefrau", „Hannswurst, der dämische Dorfrichter zu Finsterberg, mit Leopoldel, dem von denen Bauren geprügelten gnädigen Herrn", ferner aus

dem Jahre 1764 das Hanswurststück „Die Philosophinnen oder der Kavalier in London zu seinem Unglücke". Auch für das Wiener Singspiel wurde Goldoni ausgebeutet, so z. B. seine „Kritische Nacht", ein Karnevalsstück, unter dem Titel „Die unruhige Nacht" (1783) aufgeführt. Und gerade jenes Stück, das ursprünglich als Plankomödie für den berühmten Harlekindarsteller Sacchi geschrieben worden war, „Der Diener zweier Herren", hat sich gegenüber allen anderen regulären Stücken und Charakterkomödien Goldonis als das einzige auf unserem Burgtheater bis in die neueste Zeit erhalten.

34 Stücke weist uns das Repertoire nach, die seit 1751 bis in die Gegenwart im Burgtheater zur Aufführung gelangten. Darunter erlebten einzelne eine ganz stattliche Anzahl von Wiederholungen. So wurde „Der gutherzige Murrkopf" (il burbero benefico) 32mal, „Geschwind, eh's jemand erfährt oder der besondere Zufall" (un curioso accidente) 48mal, „Die neugierigen Frauen", die ja in neuester Zeit durch die Oper Ferraris auch ins Operntheater einzogen, 43mal, „Der Diener zweier Herren" etwa 30mal, „Die Mirandolina (La locandiera)" 40mal aufgeführt. Auch auf dem Gebiete der Poesie sprechen Zahlen! Einzelne Stücke wurden in wiederholter Bearbeitung gegeben. So „Der gutherzige Murrkopf" in der Bearbeitung von Stephanie d. A. und später in der von Iffland („Der gutherzige Polterer"), „Der Diener zweier Herren" in der Bearbeitung Brockmanns und später in der Schröders. Die größten Schauspieler jener Zeit glänzten in Goldonirollen und im Jahre 1798 gewann Iffland mit seinem „Tauben Apotheker" (La finta ammalata) selbst den Beifall der Weimaraner.

Es ist klar, daß diese Bedeutung Goldonis für das Wiener Repertoire nicht ohne Gewinn für die Wiener dramatische Dichtung bleiben konnte. Aber man darf sich auch nicht verleiten lassen, diesen Einfluß zu überschätzen. Die Wiener dramatische Kunst entwickelte sich, hier vielleicht mehr als anderswo, wie ein buntes Gewebe aus tausend Fäden. Der Einschlag, der Goldoni bedeutet, wird da und dort deutlich genug zu verfolgen sein. Aber die innere Verwandtschaft des Goldonilustspieles mit dem Wiener Volksstücke, die ja beide vielfach in der Stegreifkomödie wurzeln, verleiht auch den späteren Werken der Wiener Volksbühne manche ähnliche Züge.

Goldonis historische Stellung in der Entwicklung des modernen Theaters ist ohne Frage eine hervorragende. Anders aber steht es mit seiner Bedeutung für die Gegenwart. Die meisten seiner Stücke sind verblaßt und veraltet, so frisch sie auch in Einzelheiten noch immer sein mögen. Das Äußerliche der Charakteristik, ihre veraltete Gedankenwelt, die sich über das Zeitliche seiner Epoche nicht erhebt, rücken sie uns immer wieder in die Vergangenheit zurück. Die Naturwahrheit, mit der er das Gesellschaftsleben seiner Vaterstadt immer wieder schildert und durch die er auch den literarisch überlieferten Gestalten Fleisch und Blut zu geben weiß, erhebt ihn zu dem Rang eines ganz einzigartigen Schilderers der Sitten Alt-Venedigs. An seinen besten Charakterstücken, wie an dem „Lügner", dem „Brummigen Wohltäter", dem „Spieler" kann man sich auch heute noch ergötzen und einzelne seiner Intrigenstücke, wie die prächtige „Locandiera", die durch die Duse bis in die jüngste Zeit herab auch in Wien noch immer triumphiert, oder das für die deutsche Bühne schwer zu gewinnende Meisterwerk „Der Fächer", sind auch heute noch in ihrer Mischung von Intrigen- und Charakterstück glänzende Bühnenschöpfungen. Zu lernen und zu gewinnen wäre noch immer genug aus ihm. Das Höchste jedoch, das Unvergängliche, das über jede Zeit Hinausgehobene, was er schuf, das sind die Stücke

aus dem Venezianer Volksleben. Hier ist er frei von Konventionellem und hier feiert die Naturalistik des 18. Jahrhunderts einen ihrer größten Triumphe. An diesen Werken hat sich auch in unserer Zeit die italienische Dramatik, wie sie zum Teile durch Ferrari, Martini, Bersezio, Giacosa, Verga und Torelli vertreten wird, belebende Kräfte geholt. Und auch hier hat wieder Wien ein frisches Lorbeerblatt in den Kranz hineingewunden, der Goldonis Stirne krönt, indem es den auch von Goethe rühmlich erwähnten „Baruffe Chiozzotte“, als sie durch die Truppe Giacinto Gallina während der Wiener Musik- und Theaterausstellung im Jahre 1893 aufgeführt wurden, den Sieg über alle damals dargestellten italienischen Volksstücke begeistert und bewundernd zuerkannte.

Die Schule und das historische Interesse der modernen Gesellschaft.

Von Prof. Dr. Eduard Castle.

Vor kurzem hat Prof. Dopsch in diesen Blättern (Bd. IX, S. 79 ff.) über den Mangel an historischem Interesse in der modernen Gesellschaft geklagt, Schule und Presse dafür verantwortlich gemacht, eine Reform unserer Anschauungs- und Bildungsmittel auf diesem Gebiete dringend verlangt.

Jeder Geschichtsfreund hat da aufgehorcht, aber gewiß nicht jeder dem hochgeschätzten Verfasser in allen seinen Ausführungen beigestimmt.

In der Tat, die Presse — und ich nehme die verschiedenen, bloß der wissenschaftlichen Kritik gewidmeten Literaturzeitungen hiervon nicht aus — verfährt bei ihrer Berichterstattung über historische Werke so unkritisch und daher so wenig erziehlich, wie bei ihren Besprechungen über alle anderen Zweige der Wissenschaft und Literatur: Zufall und persönliche Rücksichten walten vor, es mangelt regelmäßige Umschau, planmäßige Auswahl.

Dagegen sind die Leistungen der Schule, namentlich unserer Mittelschule, doch bedeutend höher, als sie Prof. Dopsch noch annimmt.

Es wird im praktischen Schulbetrieb immer und in jedem Gegenstand vorkommen, daß unbegabte, verständnislose Schüler den Text eines Lehrbuches „auswendig lernen“; es wird aber gottlob heute nur mehr selten vorkommen, daß der Lehrer, namentlich ein jüngerer Lehrer, eine solche Forderung stellt: dagegen sollte auch von den Schulaufsichtsorganen energisch eingeschritten werden. Freilich dürfte dann von dieser Seite nicht, wie es außerhalb Niederösterreichs geschehen sein soll, die unglaublich rückständige, von der Zentrale der Unterrichtsverwaltung selbst schon längst preisgegebene Auffassung ins Treffen geführt werden, der Lehrer sei verpflichtet, sich an das vorgeschriebene Lehrbuch zu halten, „weil sonst an die Stelle des approbierten Lehrtextes ein nicht approbierter Lehrvortrag träte“!

Stoff und Darbietung der Geschichte haben seit einem Jahrzehnt eine gründliche Umwandlung erfahren.

Jeder Geschichtslehrer, der sich auf der Höhe seiner Aufgabe befindet, sucht seinen Schülern eine Vorstellung von der Kulturbedeutung des alten Orients zu vermitteln.

Er verwertet die überraschenden archäologischen Funde der letzten Dezennien. Er führt in das Verständnis der antiken Kunst und Kultur ein auf Grund eines von Jahr zu Jahr verbesserten und immer reichlicheren Bilder- und Anschauungsmateriales, in dessen Herstellung die österreichische Lehrmittelindustrie mit der reichsdeutschen rühmlich wetteifert. Die Einrichtung archäologischer Kabinette, brauchbarer Münzensammlungen, die Beschaffung von Diapositiven für das Skioptikon ist vielfach erfolgt oder doch im Zuge. Bleiben kleinere Anstalten hinter diesen Anforderungen der Zeit zurück, so fehlt es gewiß in neunzig Fällen von hundert nicht an Verständnis und gutem Willen seitens des Fachlehrers, sondern an verfügbaren Geldern, da die von der Anstalt selbst aufzubringenden Lehrmittelbeiträge in keiner Weise mehr den gesteigerten Ansprüchen aller Lehrfächer genügen können, außerordentliche Subventionen von der Unterrichtsverwaltung aus budgetären Gründen nur selten gewährt werden. Nicht so selten kommt es vor, daß Lehrer Bücher und Bilder aus Eigenem beschaffen und selbstlos dem Unterricht zur Verfügnng stellen. Wesentliche Unterstützung erfährt der Lehrer der alten Geschichte am Gymnasium durch das Streben der klassischen Philologen, aus dem öden Grammatikdrill herauszukommen und an dessen Stelle eine möglichst umfassende Lektüre mit Berücksichtigung der Realien zu setzen. Bloße Staats- und Kriegsgeschichte tritt da naturgemäß immer weiter zurück.

An einem so treuen Bundesgenossen fehlt es bei der Behandlung des Mittelalters und der Neuzeit, wenn der Unterricht nicht mit dem in der deutschen Literatur vereinigt ist, eine Verbindung, deren Möglichkeit sich nach der bestehenden Prüfungsvorschrift leider immer seltener ergibt. Die politische Geschichte wird auch hier mehr und mehr zurückgedrängt von Übersichten über das Rechts- und Wirtschaftsleben, über die geistigen und materiellen Bestrebungen zu verschiedenen Zeiten in den verschiedenen Ländern. Eintritt der Germanen in die Geschichte, Rittertum, Renaissance, Reformation, Aufklärung, Klassizismus und Romantik sind die großen Kulturerscheinungen, deren Herausarbeitung und plastische Gestaltung für den denkenden Lehrer Hauptaufgaben seiner Unterrichtskunst bleiben. Wenn so mancher sein Ziel zur eigenen Unzufriedenheit nicht erreicht, möge man berücksichtigen, daß der ideale Betrieb des Geschichtsunterrichts an der Mittelschule ein enzyklopädisches Wissen voraussetzte, das vielleicht selbst Hochschullehrern fehlen dürfte, einen gelehrten Polyhistor und keinen Historiker mittleren Schlages, der an der Universität Spezialkollegien gehört, in ein Spezialfach sich eingearbeitet hat und nun auf einmal sein Fach universell beherrschen soll. Selbst den Versuch, in die historische Überlieferung einzuführen, hat man durch Zusammenstellung von Quellenbüchern für den Schulgebrauch bereits unternommen und ein eben im Erscheinen begriffenes, höchst beachtenswertes neues Lehrbuch der katholischen Religionslehre von Krauß verspricht durch geeigneten Lesestoff dem Historiker von dieser Seite willkommene Förderung. Dagegen kann sich die Schule auf geschichtsphilosophische Betrachtungen schlechterdings nicht einlassen: wenn jede Zeit immer wieder von neuem ihre Geschichte schreibt, d. h. die Vergangenheit eben nach jenen Richtungen prüft, die gerade im Vordergrunde ihres eigenen Interesses stehen, so soll die Schule doch nur den Kern von Tatsachen, von feststehenden Erkenntnissen darbieten zu solchen mehr oder minder subjektiven Erwägungen höherer Art.

Geschichte des 19. Jahrhunderts, ohne zeitliche Schranke, eine Darstellung der geltenden österreichischen Verfassung und Verwaltungsorganisation ist nicht bloß vorge-

schriebener, sondern doch wohl auch zumeist absolvierter Lehrstoff. Die Art und Weise, wie der Lehrer gerade diese Partie behandelt, wird immer seine Sache sein und für ihn eine hohe Schule des Taktes, aber von einer Furcht vor Aufklärung, einem hochoffiziösen Zuschnitt ist gewiß in österreichischen Lehrbüchern weniger zu verspüren als in manchen reichsdeutschen und ich kenne keine Verordnung, die mein lebendiges Wort fesselte oder auch nur einengte.

Auf die wechselseitige Beeinflussung der verschiedenen Evolutionsfaktoren untereinander aufmerksam zu machen, deren Funktion in Hemmung und Förderung der einzelnen Zeitströmungen erkennen zu lassen, das Bild der Vergangenheit mannigfaltiger, bunter und plastischer zu machen, ist also auch das Ziel unseres modernen Mittelschulunterrichts in der Geschichte. Darum muß es aber selbst dem besten Lehrer noch nicht gelingen, in allen seinen Schülern Interesse für den Gegenstand zu erwecken.

Übrigens ist es schwer zu sagen, ob in den breiteren Schichten gerade das Interesse fehlt — mit dem doch eigentlich in keinem Wissenszweig genug getan ist — oder wirkliches Wissen. Als Prüfer bei der Intelligenzprüfung für Einjährig-Freiwilligenaspiranten, zu der sich Besucher aller unteren und mittleren Schulkategorien melden, mache ich fast jedesmal die Erfahrung, daß es an der Kenntnis der Grundlagen unseres Staatswesens fehlt: die Ordnung der Thronfolge, die Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn ist ebenso wenig geläufig wie der bestimmende Gang der europäischen Ereignisse seit 1848. Da handelt es sich meines Erachtens nicht um bloße Mängel der Schulbildung, sondern, wie auch Prof. Dopsch andeutet, um einen empfindlichen Mangel an politischer Bildung, welchen in erster Linie das Elternhaus durch frühzeitige Gewöhnung der heranwachsenden Jugend zu rezeptiver Teilnahme an den Ereignissen des öffentlichen Lebens beheben müßte.

Die Schule ist nicht in der Lage, alle Lasten der Erziehung, alle heiklen Aufgaben den Eltern abzunehmen: so wenig, wie sie etwa die dringend nötige sexuelle Belehrung der Jugend besorgen kann, ohne in zahllose und unabsehbare Konflikte sich zu stürzen, so wenig kann in einem Nationalstaat, geschweige denn in einem Nationalitätenstaat die politische Bildung von ihr allein ausgehen. Das ist Sache anderer Faktoren, die eben vor allem sich an das der Schule entwachsene Alter, an die Familienmütter und Familienväter wenden müssen: gelingt es den „volkstümlichen Universitätskursen", hier Resultate zu erzielen, wird dies zweifellos auch auf die Resultate der Schule zurückwirken.

Selbst das Interesse für den heimischen Boden, für heimische Geschichte und Kunst wird die Schule nur wecken können, wenn die Eltern sie verständnisvoll unterstützen. Wie wenige Erwachsene kennen die Lokalgeschichte, die Lokalsagen Wiens! Wie wenige die Kunstschätze, die auf der Straße zu sehen sind! Wie wenige wissen z. B. etwas von dem Andromedarelief Donners im alten Rathaus, von dem einzigen schönen Renaissanceportal der Salvatorkapelle? Wie viele Kinder aus guten, ja vornehmen Häusern kommen alljährlich zu uns ins Gymnasium, ohne im Belvedere, auf dem Kahlenberg gewesen zu sein!

Hier aber beginnt die historische, die politische Bildung der heranwachsenden Jugend. — Eltern, sie ist in eure Hand gegeben, nicht in die des Lehrers!

Chronik.

Polnische Literatur.

. . . es gehört zum Österreichischen, daß wir von Borneo mehr wissen, als über unsere Nachbarn . . .

Hermann Bahr.

Vor etwa hundert Jahren wurde das Wort „Weltliteratur" geprägt. Herder, Goethe, Rückert u. a. widmeten ein gut Teil ihrer Wirksamkeit diesem neuen Begriffe und überließen dem XIX. Jahrhundert unübersehbares Eroberungsland. Indien, China, Persien, Syrien, Arabien, die nördlichen und südlichen Ausläufer des Kontinents sollten dem Kunstempfinden der kulturellen Welt erschlossen werden. „Die Poesie in allen Zungen ist dem Geweihten eine Sprache nur", lautete Goethes Spruch und Heine pries Herders Wirken in schwungvollen Worten: „Herder betrachtet die ganze Menschheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meisters, jedes Volk dünkt ihm eine besonders gestimmte Saite dieser Riesenharfe und er begriff die Universalharmonie ihrer verschiedenen Klänge." Bis nach . . . Borneo reichte also das Bestreben, die Äußerungen menschlichen Geistes aller Völker und Nationen in eine „Universalharmonie" zu verbinden. Und doch! Die Weltliteratur, die bis in die entferntesten Winkel menschlicher Kultur sich ihre Wege zu bahnen wußte, ging an den slawischen Völkern vorüber, ohne deren geistige Produkte für die „Riesenharfe" zu gewinnen. Der Weg nach den asiatischen Kulturfunden war kein bequemer Landweg. Eher eine umständliche Ballonfahrt. Die sarmatische Ebene, die Weichsel-Wolga-Dniepr-Länder blieben fast unberührt. Kaum daß phantastische Gerüchte, verschwommene Begriffe in den Köpfen spukten . . .

Es gibt kein zweites Beispiel einer solchen Gleichgültigkeit zweier benachbarter Kulturgebiete gegen einander. Selbstverständlich meine ich die rein künstlerischen Erscheinungen und schließe die sozialen und politischen Verhältnisse aus. Die letzteren sind in Europa zur Genüge bekannt; aber sind es auch die Künstler und Dichter, die in einer eines entwicklungsfähigen Staatslebens beraubten Nation den wichtigsten Nährstoff nationaler Existenz bilden? Gibt es ein richtiges Verständnis für die Kunst und Literatur Polens? Ja — wird man sagen. Wir kennen doch den Sienkiewicz, Tetmajer, Przybyszewski und wie sie alle heißen, diese Roman- und Novellenschreiber mit den unaussprechlichen Niesnamen. Dagegen läßt sich einwenden: die Kenntnis einiger Schriftsteller, deren Werke zufällig übersetzt wurden, gestattet kein Urteil über eine fremde Kunst und Literatur. Man liest in Deutschland eben diejenigen, die der Begriffswelt des Publikums keine besonderen Schwierigkeiten bieten. Und dann: man übersetzt nur diejenigen, die keine neue Gedankenwelt in ihrem künstlerischen Schaffen aufweisen. Kolorit und Namen sind da slawisch — der Geist aber nicht. Der deutsche Leser erhält überhaupt nur einen Bruchteil der geistigen Strömungen, die kreuz und quer durch die slawischen Nationen sich ergießen. Noch ein Umstand soll da hervorgehoben werden. Die rapide Umwertung der bestehenden Werte, die auch im Bereiche des Kunstgenießens erheblich zugenommen hat, hat es bewirkt, daß Geschmacksrichtungen, die ehedem Jahrzehnte vorherrschend waren, übers Jahr wechseln. Da gibt es keine Gelegenheit, Kunst intensiv zu genießen, keine Möglichkeit einer Vertiefung der empfangenen Eindrücke. Die Ausbreitung und Ausbeutung der Saisonsensationen liefert Belege genug für diese Verflachung des Kunstempfindens. Derselben Ursache entspringt auch das Interesse an den slawischen Schriftstellern. Nicht aus reinen Motiven ist es größtenteils erwachsen, sondern aus dem Verlangen, interessante, exotisch angehauchte, buntkolorierte, pour passer le temps-Literatur zu genießen. Ist denn Gorkij oder Sienkiewicz kein ebenso „moderner" Saisonschriftsteller, wie die blitzartig auflodernden und ebenso schnell in Dunkelheit untergehenden Meteore des internationalen Büchermarktes?

Nicht diese Rolle möchte ich die polnischen Schriftsteller und die polnische Dichtung in der Weltliteratur spielen sehen. Das Kriterium soll nicht an Mode und Sensation gebunden sein; es muß auf Wissen, auf Objektivität, auf Urteilsfähigkeit fußen. Weniger Übersetzungen einzelner Werke und mehr Kenntnis der allgemeinen Sachlage! Das möge das Losungswort für die Zukunft werden. Deshalb wird es nicht unangebracht sein, wenn ich in diesen Blättern die letzten Erscheinungen der polnischen Literatur einer kritischen Würdigung unterziehe, manchen unterschätzten und deshalb unbekannten Dichter hervorhebe und dadurch zur Kenntnis der Hauptströmungen in der literarischen Welt Polens beitrage.

* * *

Eine zweifache Entwicklung hat die polnische Literatur der letzten Jahre durchgemacht. Die erste ging vom Naturalismus zur reinen Kunst, die zweite führte von der Kunst zum Leben. Die erste fiel in die letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts und in die Jahre 1900—1903, die zweite begann mit dem Ausbruch der Revolution in Rußland.

Es sind acht Jahre her, daß Stanislaw Przybyszewski aus Berlin nach Krakau übersiedelte. Er kam schnaubend, polternd, vernichtend. Begann sofort literarische Götzenbilder umzustürzen, den poetisierenden Pfauen die Federn auszureißen, die Mittelmäßigkeit unbarmherzig zu verhöhnen. Daß dabei Lokalgrößen zu Falle kamen, darum kümmerte er sich gar nicht. Er brachte Gärung ins Land. Brachte neue Losungsworte: „Rückenmark wider Gehirn!" — „Das Höchste ist der Rausch!" — „Das Weib ist Satans Buhlerin!" — „Das Gehirn eine stupide Einrichtung!" — „Der Künstler steht über dem Leben, über der Welt, sein Reich ist unbegrenzt, durch keine menschliche Kraft beeinträchtigt." Ein Wirbelsturm der Entrüstung versuchte den Ketzer wegzufegen. Es ging nicht. Przybyszewskis Ansehen wuchs nicht so sehr durch das positive Ergebnis seiner dichterischen Wirksamkeit, als durch seine destruktive Tätigkeit. Nachdem er in Krakau die Luft gereinigt (seine Widersacher behaupteten: verpestet) hatte, zog er nach Lemberg und dann nach Warschau, überall auf gleiche Weise wirkend.

Przybyszewski öffnete das Fenster nach Europa. Das war seine Mission. Er war Förderer der modernen Strömungen, die in den westlichen Kulturstaaten bereits anerkannt waren. Er senkte den befruchtenden Keim in die Phantasie derer, die sich bisher von den Überresten der naturalistischen Schule seligen Andenkens genährt hatten. Er war der Johannes der polnischen Moderne. Unbekümmert um die Gesellschaft, oft sogar ihr den Rücken kehrend, entfalteten nun die „Jungen" eine rege Wirksamkeit. „Du warst mir früher ein Gott, o Menge" — kündigte ihr Wortführer, Jan Kasprowicz, an und seinen Worten folgte die Tat, folgten Leute und Werke. In Krakau wirkte die Zeitschrift „Życie" (Das Leben) im Sinne der neuen Kunstanschauungen, in Warschau übernahm die periodisch erscheinende „Chimera" (Chimäre) die Führerschaft der l'art-pour-l'art-Bewegung. In dieser Zeit schufen Stanislaw Wyspianski, Stephan Zeromski, Kasimir Tetmajer, Waclaw Sieroszewski, Leopold Staff ihre bedeutendsten Werke. Eine Reihe von Dichtern minorum gentium wurde aber zur Landplage durch ein unbeholfenes Herumwühlen im Requisitenkasten der Modernität, durch die Unfähigkeit, aus dem Zauberkreise hochtönender Phrasen herauszutreten.

Die Blütezeit dieser „Moderne" ist längst vorbei. Die Revolution im Osten Europas machte ihr den Garaus. Requiescat in pace.

* * *

Wenden wir uns also den darauffolgenden Zeiten zu und fixieren wir die literarische Produktion nach dem Ausbruche der Revolution. Der Wirbelsturm der revolutionären Ereignisse fegte die Nachzügler der l'art-pour-l'art-Bewegung aus der Literatur weg. Die nackte Wahrheit, die brutale Wirklichkeit, der Kampf um die Existenz, das Getose der platzenden Bomben, die Massendemonstrationen, die Barrikaden, der Galgen — haben Dichter und Publikum von der „reinen" Kunst zum Leben hinübergeführt.

Bevor wir die Einwirkung der Revolution auf die polnische Literatur der letzten Jahre kritisch feststellen, untersuchen wir vorerst die Frage, wie die Revolution selbst durch die Mittel, die der Kunst zu Gebote stehen, beschrieben wurde. Eine Reihe größerer und kleinerer Dichtungen begrüßte die Revolution. Es waren meist Gelegenheitsdichtungen, denen man keinen bleibenden Wert zuerkennen kann. Hervorzuheben sind aber einige größere Werke, vor allem drei Dramen, die durch Stoff und Handlung mit der letzten Revolution verknüpft sind. Diese Dramen bilden in Polen eine merkwürdige Erscheinung. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die polnische Literatur in ihrer ganzen Existenz und Dauer — von Einzelwerken und Ausnahmspersonen abgesehen — keine dramatische Produktion aufweisen kann. Während alle anderen Kunstarten reichlich vertreten sind, die lyrische Poesie in der klassischen und romantischen Zeit erblühte, der Roman besonders in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts gedieh — kamen die polnischen Dramenverfasser über schwächliche, meist mißlungene Versuche nicht hinaus. Das Drama ist eben die Achillesferse der polnischen Literatur. Nun kam die Revolution. Der Stoff schien dramatisch, ja tragisch. Und sofort versuchten sich an ihm drei bekannte Schriftsteller. Kasimir Tetmajer („Revolution"), Konstantin Srokowski („Helden"), Thaddäus Micinski („Fürst Patiomkin) trachten das revolutionäre Problem zu durchleuchten und dramatisch zu gestalten. Keiner von ihnen hat sich vorher im Drama recht versucht. Es besteht aber ein wesentlicher Unterschied bezüglich der Art, in welcher sie den Stoff auffaßten. Micinski ist Visionär, Tetmajer Phantast, Srokowski Realist. Dieser hat auch den richtigen Ton getroffen. Die Revolution hat in Wirklichkeit gigantische Motive genug, als daß man sie erst durch phantastisch visionäres Beiwerk zu dekorieren brauchte.

Micinski behandelt die Katastrophe des meuterischen Kriegsschiffes „Fürst Patiomkin", versteigt sich jedoch ins typisch slawische, mit Visionen operierende, mystische Element, baut Heiligentempel, wo kühle Strategik vorherrscht, breitet die Aureole des Märtyrertums aus, wo temperamentvolles Drauflosgehen, soziale Reibungen, Verwegenheit und Lebensverneinung die eigentlichen Motive der Handlung bilden.

Leutnant Schmidt und seine Genossen werden in eine Sphäre gerückt, die weder dem wahren Sachverhalte, noch einer künstlerischen Wirklichkeit entspricht.

Nicht viel mehr menschenähnliche Züge hat Tetmajer den Helden seiner „Revolution" gegeben. Er hat wenigstens an keine Tatsachen angeknüpft, sondern im allgemeinen von Revolution und Revolutionären geschwärmt. Er führt uns ins Bombenlaboratorium, auf die Barrikaden, veranschaulicht mit brutaler Offenherzigkeit die Zügellosigkeit der einmal befreiten Instinkte, gibt ein reiches Bild der Reibungen, die inmitten der revolutionären Parteien vorherrschen, zeigt die Kriecherei der um die Habe Bedrohten, die Borniertheit der Sichergestellten, die Korruption der einen, das Heldentum der anderen. Dabei kümmert er sich wenig um die logische Möglichkeit der Situationen: im Schlupfwinkel der Verschwörer wird laut gesungen, auf der Barrikade stundenlang debattiert, zwischen den einzelnen Salven und im Angesicht des drohenden Todes philosophiert. Tetmajer war es nicht darum zu tun, die Bilder, die er entwirft, wahrscheinlich zu machen, er rechnete nicht mit der Wirklichkeit, sondern folgte seiner poetischen Eingebung, die in seiner Seele das Abstruseste mit dem Naivsten, das Wahrscheinlichste mit dem Unmöglichsten verflocht. Seine Schilderung gibt nicht **die** Revolution, sondern **eine** Revolution, wie sie sich ein Dichter vorstellt.

Ganz anders ging Srokowski zu Werke. Das poetische Flitterwerk, die Kulissen des Scheines, das phantastische Element sind seiner Natur fremd. Er hält sich an die nackte Wirklichkeit und ungeschmückte Wahrheit. Sein Drama „Die Helden" zeigt die Fäden, die insgesamt zur Tat führen. Das Drama beruht auf der Erkenntnis, daß es Grenzen gebe, „die kein Held straflos überschreiten darf, weil sich dann das Heldentum an der menschlichen Natur zu rächen beginnt". Aus dem Zwiespalt zwischen der Natur des Menschen und seinem Drange nach Heldentum erwächst die Tragödie. Srokowski gibt die Psychologie des Heldentums. Er ist bestrebt, die Seelentragödie zu zeichnen, die hart an der Grenze des Pathologischen mündet. Eine heroische Manie bildet das tragische Merkmal jener, die „ihre Größe niederdrückt, würgt, zerreibt . . ." Leute, denen ihr Heldentum einen dämonischen Charakter verleiht, die daran verbluten, die sich täuschen, indem sie sich frei wähnen und doch ihren menschlichen Instinkten, ihrer Lebensbejahung nicht entsagen können, sind im Drama Srokowskis zum Mittelpunkt der Handlung geworden.

Die Revolution ist überdies mit verschiedenem Glück in belletristische Form eingekleidet worden. Aus der großen Reihe der Dutzendromane, die den Büchermarkt überfluteten, stechen zwei Werke hervor: „Die Revolutionäre" von Andreas **Niemojewski** und „Der Fürst" von Sophie **Rygier-Nalkowska**. Der Roman der Nalkowska erzählt von der Umwandlung der Frau unter dem Einflusse der gegenwärtigen sozialen Lage. Aus einer Salonpuppe, die die Welt und ihre Kämpfe auf das Terrain ihres Boudoirs zu beschränken gewöhnt war, wird ein Weib, zur positiven Arbeit, sogar zur Tat fähig. Niemojewski ist seit jeher eine Kampfesnatur. Er verkörpert in der polnischen Literatur die äußerste Linke, den Geist der Empörung. Seine Revolutionäre sind stählerne Charaktere, unbeugsame Naturen, denen die Autorität nichts, unbeschränktes Walten des freien Individuums hingegen alles bedeutet.

* * *

Wenn wir nun die Revolution, diesen reichlichen und ausgiebigen Nährstoff der dichterischen Phantasie, ausscheiden und unser Augenmerk den übrigen geistigen Produkten, die während der Revolutionsjahre entstanden, zuwenden, dann fällt uns sofort ein Mißverhältnis zwischen der gelehrten und schönen Literatur auf. Während früher das Gros der Produktion der Poesie und dem Roman angehörte, beginnt jetzt eine überaus rege wissenschaftliche, kritische Wirksamkeit. Wir geben nun eine kurze Übersicht über die einzelnen literarischen Gattungen und wollen die Hauptvertreter in allgemeinen Zügen charakterisieren.

Die führende Stellung in der Poesie hat Jan **Kasprowicz** inne. Przybyszewski nannte ihn den Erdensohn. Die polnische Bauernhütte ist der Nährboden, aus dem Kasprowicz' Individualität emporschoß. Wie keiner bisher, wußte dieser Dichter den Bauer künstlerisch zu verwerten. Während die bisherigen Bauerndarsteller entweder Paradegestalten zeichneten, die mit der Wirklichkeit einen grellen Kontrast bildeten, oder am Herabzerren der Dorfbewohner in einen moralischen und kulturellen Pfuhl ihre Freude hatten, versinnbildlichte Kasprowicz den Bauer, wie er in Wirklichkeit dastand, mit allen seinen Fehlern und Vorzügen, seiner kulturellen Naivität und ethischen Reinheit, aber auch mit seiner durch jahrhundertelanges Sklaventum bewirkten Ausartung, mit allen seinen Rassenfehlern, seinem Dünkel und Stumpfsinn. Später fand in der Seele des Dichters ein radikaler Umschwung statt. Aus dem Dichter des Alltags wurde ein dithyrambischer Dionysiker, aus dem Darsteller äußerer Vorkommnisse ein Seher, der das allerheiligste Gut der Menschheit, die Seele, in ihren geheimnisvollen Regungen und Handlungen nachzuempfinden weiß:

Gesegnet sei die Stunde,
die uns der Seele Abendlied gebiert,
der keuschen, stillen, demutvollen Seele ...

Der Ewigkeitston ist für den Dichter charakteristisch. Das buddhistische Prinzip „Tat twam asi" ist das fördernde Moment seiner Denkkraft. In der Allnatur erkennt er Mächte, die seinen eigenen entsprechen; er identifiziert sich daher mit der Weltschöpfung, spricht im Namen des Alls, leidet für dieses. Selbst die Liebe nimmt da keine faßbaren Formen an. In der ganzen Produktion Kasprowicz' gibt es keine Frauengestalt, die mit individuellen Eigenschaften ausgestattet wäre. Die Liebe symbolisiert er in Formen, die das empirische Sein sprengen. Salome „gepflückt von der Hand der Sünde"; Maria, die Ägypterin, von Wollust, Sehnsucht, Martern gepeinigt und den Weg zum Heiland suchend: „die aus dem Paradies verbannte Seele", die mit Luzifer den ewigen Bund geschlossen: die Liebe als Schmerz, als vernichtende Kraft und Höllenwerkzeug — das sind Kasprowicz' Visionen. Und über allen Symbolen der Liebe, die Kasprowicz geschaffen, thront das Bild, das die Urmutter der Schuld und der Sünde plastisch konterfeit:

„... mit den Fingern kämmt sie das Gold
ihrer Haarflechten,
und deckt mit der Flut des goldigen Haars
ihre Nacktheit
und küßt und küßt mit roten Lippen den
blauen Mund des Satans,
der die sterbende Welt mit seinem Schatten
umhüllt hat.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
und ihr unzüchtiger Leib windet sich in
Wollustkrämpfen
und atmet mit unersättlichem Verlangen ..."

Diesen Schwung der schöpferischen Phantasie erreicht der viel jüngere Dichter Leopold Staff nicht. Seine Dichtung ist durchtränkt von Verstandeselementen, ist kühler, überlegter, gekünstelter. Staff ist ein Produkt westlicher Kultur. Während der autochthone Kasprowicz aus der lokalen Beschränktheit zum Weltbürger sich entwickelte, hat Staff sehr fleißig von den modernen Deutschen und Franzosen gelernt. Seine Erlebnisse sind selten unmittelbar, sind größtenteils poetische Verarbeitung von Gedanken, wie sie die westliche Kultur zeugte. Staff steht unter dem Einflusse Verlaines und Hofmannsthals, D'Annunzios und Nietzsches. Seine Dichtungen sind kühl bis ans Herz hinan, gediegen, mustergültig in Form und Inhalt, im Arbeitszimmer entstanden, rein und makellos.

Kasimir Tetmajer hat als Lyriker ausgesungen. Das Weib und die Natur sind die Schaffenselemente, die den Dichter im Zauberkreise halten, den Weg seiner Entwicklung hemmen, ein ewiges Einerlei, stete Wiederholung derselben Motive hervorrufen. Die Sinnlichkeit, in subtile, raffinierte Form poetisch eingekleidet, machte den Dichter seinerzeit berühmt; prickelnden Reiz atmeten seine erotischen Gedichte. Mit der Zeit wurden sie monoton. Dann begann Tetmajer die Natur zu beschreiben, wählte sich das Tatragebirge als operatives Terrain und fand eine Goldmine, die er mit Eifer ausnutzte. Jetzt hat er nichts mehr zu sagen.

Viel hat hingegen der Satiriker Jan Lemański mitzuteilen, weiß leider jedoch nicht: wie. Seine ironischen Fabeln und satirischen Gedichte leiden an Überfülle der Gedanken und Unbeholfenheit der Gestaltung. Einer der nüchternsten Köpfe, ein Kritiker erster Gattung, geißelt er Schwächen und Vorurteile mit der Spießrute seiner eindringlichen Ironie. Und doch übt er wenig Einfluß. Eine bewährte Tatsache: es genügt nicht, tüchtig Moral zu trompeten, Wunden zu entblößen, Heuchelei und Philistertum zu demaskieren — man muß es auch den Menschen so zu servieren verstehen, daß sie die bittere Pille verschlucken, als ob sie ein Zuckerl wäre. Diese Gabe besitzt Lemański nicht und deshalb steht er vereinsamt.

Von der Plejade der Dichterlinge, der Unsterblichkeitskandidaten, die auf Denkmäler warten, einstweilen aber jahrjährlich erschreckend viele Gedichtbände erscheinen lassen, wollen wir lieber gar nicht sprechen.

Der neueste Roman hat in Stephan Zeromski seinen besten Vertreter. Von seinen Erzählungen („Sisyphusarbeiten") und Romanen („Obdachlose Leute") läßt sich auf ein reiches Dichtergemüt schließen, eine subtile Anlehnung an die sozialen Fragen der Gegenwart. Den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit erreichte Zeromski in dem vor zwei Jahren erschienenen historischen Roman aus der napoleonischen Zeit „In Schutt und Asche". In einer für die polnische Nation ungemein wichtigen Periode spielt die Handlung des Romans. Seine politische Selbständigkeit hatte Polen eben eingebüßt. Einige Wallungen, einige Proben blutiger Reaktion des gewaltsam zerrissenen Organismus — und dann Totenstille. Auf die nervenerschütternde Aufregung folgt eine Reihe von Jahren, wo gleichsam die Kräfte der Nation lahmgelegt scheinen, die Gemüter nur zur Kontemplation befähigt. Plötzlich: ein Gewitter, Sturm! Napoleon. Ein belebender Funke durchzuckt die Ermatteten. Ein neues Europa feiert seine Geburt. Über dem alten scheint sich ein Trümmerhaufen auszubreiten. Es entsteht ein Kampf zweier Generationen, zweier Weltanschauungen. Ein schöpferisches Moment für einen Epiker. Die Polen besitzen auch ein Meister-

werk, das die Stimmung dieser herrlichen Zeit wiedergibt: „Pan Tadeusz“ von Mickiewicz. Hundert Jahre sind seit dieser Zeit verflossen. Nun greift der bedeutendste polnische Romancier der Gegenwart, Zeromski, dieses Thema wieder auf. Doch welcher Unterschied! Er ist eben um die Erfahrungen des 19. Jahrhunderts reicher, ist sich der Errungenschaften desselben bewußt, ist im Verhältnis zu den Epikern der Napoleonischen Zeit ein L'homme desillusionné! Zeromskis Werk unterscheidet sich eben dadurch von einem typischen „historischen Roman“ (z. B. Sienkiewicz' Trilogie oder Quo vadis?), daß es nur die historische Perspektive aufweist, sonst aber ein modernes psychologisches Dokument ist. Von Sienkiewicz bis Zeromski ist ein viel weiterer Weg wie von Knut Hamsun zu Zeromski. Wo die nichtendenwollenden Romane Sienkiewicz' und seiner Nachahmer aufhörten, da setzt eben Zeromski ein. Jene gaben ein farbensattes Bild eines historischen Zeitalters und verwebten darin eine individuelle Handlung, gewöhnlich erotischer Natur. Dieser geht weiter: er trachtet psychologisch zu ergründen, in welchem Verhältnisse die einzelnen Individuen zur Gesamtheit der fortrollenden Geschichte standen.

Henryk Sienkiewicz vollendete gleichzeitig mit dem Ausbruche der russischen Revolution seinen Sobieski-Roman: „Auf dem Felde der Ehre.“ Das Werk fand in Polen keine Beachtung, kaum daß sein Erscheinen bemerkt wurde. Dies hat Sienkiewicz nicht nur dem Umstande zu verdanken, daß sein letztes Werk bedeutend schwächer ist, als seine früheren, sondern auch der allgemeinen Enttäuschung, welche der Überschätzung des vielgelesenen Modeautors naturgemäß folgen mußte. Sienkiewicz hat keinen Kontakt mit der Gegenwart und den sozialen Strömungen, die sie durchqueren; er steckt über und über in der Vergangenheit, in dem Zeitalter des höchsten Aufschwunges des polnischen Adels. Wenn er dieses Gebiet verläßt, schafft er Karikaturen und Parodien. Eine Parodie des Christentums war „Quo vadis“, eine Karikatur der mittelalterlichen Verhältnisse waren seine „Kreuzritter“, eine Parodie und Karikatur der Gegenwart sein „Ohne Dogma“. Er versteht die Gegenwart ganz einfach nicht. Bei allseitiger Anerkennung seiner schriftstellerischen Tüchtigkeit verschwindet er mählich von der Tagesordnung.

Ein ganz anderes Los ist Elise Orzeszko beschieden. Ihr vierzigjähriges Schriftstellerjubiläum, das eben in Polen gefeiert wird, brachte sie dem Herzen der Nation noch näher. Die Orzeszko verdankt dies der Tatsache, daß sie „das Gewissen“ der Nation versinnbildlicht, daß ihre Werke der Abglanz der nationalen Entwicklung in den letzten Jahrzehnten sind. Jeder Roman, den die Orzeszko veröffentlicht, ist ein Ereignis und bietet einen Beitrag zur Lösung eines Problems, das eben die Gesellschaft beschäftigt. Für Elise Orzeszko gibt es einen hohen poetischen Begriff und dies ist die Poesie der Pflicht. Sie kennt eine Idee, die himmelhoch auflodert — und dies ist die Idee der Humanität. Sie erstrebt eine geistige Steigerung und dies ist die Kulturrevolution. Sie begeistert sich für Umbildung — und dies ist die Umwertung der motorischen nationalen Werte. Sie schwärmt fürs Gefühl — und dies ist jene Ökonomie, die Gefühl mit Verstand paart. Sie anerkennt die optimistische Weltauffassung, aber nur jene, welche auf dem Idealismus fußt, dabei aber mit der Logik der Tatsachen in Einklang ist.

Vaclaw Sieroszewski vertritt in der polnischen Literatur die exotische Richtung. Ein polnischer Rudyard Kipling und Pierre Loti. Doch hat Sieroszewskis Exotismus einen ganz anderen Charakter. Während Kipling mit dem Vollbewußtsein der Weltmacht des Anglikanismus und der Oberhoheit seiner Kultur der „Wildnis“ entgegentritt, während Loti das exotische Element der Schönheit wegen vortreten läßt, das Ästhetische hervorhebt und sich daran ergötzt — haben Sieroszewskis „Sibirische Erzählungen“, seine „Flucht“, „Rückkehr“, seine Jakuten- und Czukczengeschichten einen ethischen Grundcharakter. Sieroszewski hebt das Menschliche, das Allzumenschliche inmitten der Kulturöde, auf exotischem Boden hervor. Er verpflanzt die Seelenregungen der modernen Europäer auf die weiten sibirischen Ebenen. Seinen Romanen geht die Tragödie des Helden voran. Während die anderen Belletristen das Werden und den Aufschwung des tragischen Motivs bis zur Katastrophe führen und in die Handlung einverleiben — gehört bei Sieroszewski die eigentliche Katastrophe zur Vorgeschichte der Handlung, die mit dem ethischen Standpunkte einsetzt und den Kampf des Menschen mit der Natur, der tristen Zukunft, mit den Reminiszenzen aus der Vergangenheit beschreibt.

Und wieder — wie bei der Lyrik — müssen wir von den zahlreichen Salonblattprodukten, Reise- und Schauerromanen absehen, von der Graphomanie der gelangweilten alten Jungfrauen und den Fabrikaten der Unterhaltungslieferanten für Tagesblätter.

Wenn wir nun zur literarischen Kritik übergehen, müssen wir vorerst zwei Standpunkte scharf unterscheiden. Wie nirgends vielleicht hat sich leider in Polen eine unüberbrückbare Kluft zwischen den Wortführern der literarischen Kritik und der Literaturgeschichte gebildet. Zwei feindliche Lager stehen da einander gegenüber. Die Kritiker sprechen den Historikern das Recht

ab, Literatur zu betreiben — die Literaturprofessoren („professionisten" sagen die vom feindlichen Lager) wollen die Daseinsberechtigung der anderen durchaus nicht anerkennen. Die Fehde, die da besteht, ist selbstverständlich künstlich hervorgerufen, weil ansonsten beide Stellungen ineinanderfließen sollten: Literaturgeschichte läßt sich ja ohne kritischen Geist nicht begreifen, Kritik fußt wiederum unbedingt auf gründlicher Kenntnis der Literaturgeschichte. Da wir aber die Sachen so hinnehmen, wie sie sind, müssen wir beide Schaffensgebiete besonders betrachten, obwohl wir ihre Trennung nicht anerkennen.

In der ersten Reihe der literarischen Kritiker steht gegenwärtig Ignaz Matuszewski. Einer der besten Kenner der modernen Literatur des Auslandes, hat er das schönste Buch über Słowacki geschrieben, ein Werk, das die modernen Kunstideale in einem kausalen Zusammenhang mit der Romantik auffaßt und zu verblüffenden Resultaten gelangt. Seine Urteile über die zeitgenössische in- und ausländische Literatur sind die maßgebendsten in Polen. Viel weniger verläßlich und maßgebend, aber desto glänzender, schwungvoller verfaßt sind die Urteile, die Wilhelm Feldmann über die neuesten Literaturerscheinungen veröffentlicht. Sein umfangreiches Werk „Das Schrifttum der letzten zwanzig Jahre" liest sich wie ein Roman, mutet auch oft unglaublich wie ein Roman an. Der wort- und phrasenreiche Essayist liefert ein prächtiges Bild, das sich jedoch mit der Wirklichkeit nicht deckt, schiebt fortwährend zwischen den besprochenen Autor und den Leser seinen sich allzu aufdrängenden Subjektivismus und schädigt so den Gesamteindruck seiner Beweisführung. Adolf Nowaczynski ist der gefürchtetste Pamphletist und der geistreichste Causeur der Moderne. Sein Witz kennt keine Grenzen, seine Ironie schlägt oft ins Brutale um, aber sein esprit fort ist blendend. Unter den jüngsten Kritikern ragt besonders Stanislaus Brzozowski hervor. Ein Mann von großem Wissen, großer Belesenheit in der Philosophie, dabei radikal bis aufs äußerste, übt er besonders in den fortschrittlichen Kreisen große Wirkung aus. Sein letztes Werk „Über den polnischen Roman der Gegenwart" zeigt eine gediegene Feder und hohen Schwung. Brzozowski war es hauptsächlich, der so sehr gegen Sienkiewicz loszog und gegen eine Überschätzung des Meisters wetterte und wenn Sienkiewicz auf die ihm gebührende Stellung immer mehr verwiesen wird, so ist dies ein Verdienst Brzozowskis.

Die Literaturhistoriker können auf tüchtige Leistungen auf dem Wege zur Kenntnis der Uranfänge der polnischen Literatur zurückblicken. Den Bemühungen der Professoren Brückner, Kallenbach, Bruchnalski, Wierzbowski, Ptaszycki u. a. ist es gelungen, manche Dunkelheit, die die Anfänge der polnischen Literatur bedeckte, zu zerstreuen, waghalsige Hypothesen durch sichere Beweise und Belege zu ersetzen. Besonders reich an wissenschaftlichen Arbeiten zur Kenntnis des XVI. Jahrhunderts waren die letzten zwei Jahre schon deshalb, weil aus Anlaß des 400-jährigen Geburtstages des Altmeisters der polnischen Literatur, Nikolaus Rej, Jubiläumspublikationen allerorten vorbereitet wurden. An der Spitze dieser Publikationen stehen das Werk des Berliner Slawisten Alexander Brückner über Nikolaus Rej, die Monographie Ignaz Chrzanowskis über einen halbvergessenen Dichter Martin Bielski, Stanislaus Dobrzyckis Analyse der lyrischen Gedichte Kochanowskis, Roman Plenkiewicz' Studie über Reys Ethik usw.

Auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Kritik der klassischen Epoche der polnischen Literatur wurde überaus rege gearbeitet. Die erste Stelle nehmen hier zwei Werke ein: Josef Kallenbachs „Krasinski" und Josef Tretiaks „Słowacki". Doch wenn das erste Werk, das einer Gesamtausgabe der Werke Krasinskis vorausgeht, einstimmig als letztes Wort der literarischen Kritik betrachtet wird, das Wesen und die Schöpfung des Dichters meisterhaft durchleuchtet — bildet die Monographie Tretiaks einen Zankapfel, der auf die Arena kritischer Turniere geschleudert, einen hartnäckigen Kampf und leidenschaftlichen Meinungsaustausch hervorrief. Als nämlich die Krakauer Akademie der Wissenschaften das Werk preiskrönte, protestierten die fortschrittlichen Elemente gegen die merkbar hervortretende Absicht Tretiaks, das Andenken Słowackis zu verunglimpfen, Mickiewicz als Trumpf gegen die „Verworrenheit" und „Charakterschwäche" des genialen Romantikers auszuspielen. Trotz dieser Tendenz, die sich manchmal allzusehr aufdrängt, ist Tretiaks Monographie doch ein großangelegtes, wissenschaftlich gediegenes Buch.

Einen Zusammenhang zwischen deutschen und polnischen Literaturprodukten trachten zwei Abhandlungen zu erweisen. Stanislaus Kossowski sucht die Quellen, aus denen der erste polnische Übersetzer slawischer Volkslieder Kasimir Brodzinski schöpfte, zu erforschen und gelangt in glänzender Textanalyse zu wirklich interessanten Ergebnissen. Unter anderen Vorlagen, die Brodzinski benutzte, spielten Herders Übersetzungen die wichtigste Rolle. Die „Stimmen der Völker" waren seine Hauptquellen. Brodzinski war ein enthusiastischer Verehrer Herders. „Wenn Herder noch lebte" — schrieb er — möchte ich ihn auf den Knien bitten, die slawischen Sprachen zu erlernen. Herder ist ein Schriftsteller, den ich wie einen Freund liebe . . ."

Den Einfluß Werthers auf die polnische Literatur untersucht Konstantin Wojciechowski und trachtet zu den Ursachen zu gelangen, warum der gefeierte Roman auf seinem Siegeszuge durch Europa just in Polen sich nicht akklimatisieren konnte. Während nämlich in Westeuropa die Wertherfigur durch Jahrzehnte die Gemüter beschäftigte und endlose Nachahmungen, Umgestaltungen, Neuschöpfungen zeugte, steckte die polnische Literatur noch lange in einer nicht zu bannenden Abhängigkeit vom pseudo-historischen französischen Roman. Überall wucherten Abenteuerromane aus der „galanten Welt", fanden de Riccaboni, de Lavalle, Marquis d'Argens enthusiastische Aufnahme. Selbst die „Leiden des jungen Werther" konnten diese chinesische Mauer nicht durchbrechen. Erst fünfzig Jahre nach seinem Erscheinen wurde der Roman ins Polnische übersetzt, übte aber keine Wirkung, weil man ihn nicht vom künstlerischen, sondern vom sozialen Standpunkte auffaßte und Gedenken, deren Immoralität man befürchtete, Einlaß verweigerte.

Berthold Merwin.

Besprechungen.

Die deutsche Jahrhundertausstellung. Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775 bis 1875 in der königlichen Nationalgalerie Berlin 1906 Herausgegeben vom Vorstand der deutschen Jahrhundertausstellung. Katalog der Gemälde. Mit 1137 Abbildungen. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. 1906.

Der zweite Band des Ausstellungswerkes ist kürzlich erschienen und nun liegt eine monumentale Publikation abgeschlossen vor, wie sie in gleicher Bedeutung die kunstgeschichtliche Literatur nicht häufig aufweist. Die Redaktion des Werkes stand vor einer schwierigen Aufgabe. Es handelte sich darum, zwei Bände zu schaffen, von denen jeder, verschiedenen Anforderungen entsprechend, für sich allein bestehen kann und die sich dennoch zu einer höheren Einheit organisch ergänzen. Diese Aufgabe erscheint auf das glücklichste gelöst. Der erste Band hatte in historischer Anordnung, fast durchwegs in größeren Reproduktionen, eine Auswahl der hervorragendsten Bilder geboten, vom Guten das Beste, die interessantesten Werke der interessantesten Künstler und sich daher als für den herzlich teilnehmenden Kunstfreund zunächst bestimmt erwiesen. In gleichem Sinne war Hugo v. Tschudis ausgezeichnet informierende, klug anregende Einleitung gehalten. Der zweite Band stellt sich dagegen als wissenschaftlicher Katalog aller ausgestellt gewesenen Gemälde dar und bringt ihre Abbildungen, 1137 an Zahl, sofern sie eben nicht schon im ersten Bande veröffentlicht wurden. Er enthält die nach dem Alphabet folgenden Namen der Maler mit prägnant angefügten biographischen Notizen darauf die Titel der einzelnen Bilder und bei jedem die von Julius Meier-Graefe mit gleicher Feinheit des Sehens wie Schärfe des Ausdrucks verfaßte summarische Beschreibung der Farben, schließlich die Angabe der Bezeichnung, der Dimensionen, der Technik und des Besitzers. Kam demnach der erste Band allen Kunstfreunden sehr willkommen, so ist der zweite geradezu unentbehrlich für jeden, der sich beruflich mit der deutschen Malerei des XIX. Jahrhunderts beschäftigt. Wie reichhaltig das hier zusammengetragene Illustrationsmaterial ist, machen ein paar Zahlen am überzeugendsten deutlich. So ist von den beherrschenden Meistern des Jahrhunderts Böcklin mit 54, Feuerbach mit 52, Leibl mit 43, Marées mit 32, Menzel und Liebermann mit je 20, Trübner mit 31, Thoma mit 29 Reproduktionen vertreten. Die mehr oder minder vergessenen Maler, die durch die Jahrhundertausstellung zu bleibender Bedeutung gelangten, sind gemäß der neuen Schätzung berücksichtigt: von Blechen werden 15, von Dahl 22, von Friedrich 31, von Hausmann und Kersting je 8, von Wilhelm v. Kobell 15, von Krüger 33, von Rayski 20 Arbeiten gezeigt. Auch den Leistungen lokaler Kunstübung, besonders der hamburgischen, wird gebührend Rechnung getragen. Unter den Wienern erscheinen Amerling, Canon, Daffinger, Danhauser, Fendi, Füger, Fertbauer, Gauermann, Hansch, Jettel, Kastner, Krafft, Kurzbauer, Makart, Rahl, Ranftl, Ritter, Romako, Schindler, Schuch, Schwindt, Straßgschwandtner, Waldmüller — der zuletzt genannte Meister seiner nun auch in Deutschland wachsenden Wirkung entsprechend, mit 36 Reproduktionen.

Hugo Haberfeld.

Helene Bettelheim-Gabillon: Lilith und Eva und andere unmoderne Betrachtungen. Konegen, Wien 1906.

Ein Buch, dessen zwölf Skizzen kaum unter einen Hut zu bringen sind, und das doch das Bild einer Persönlichkeit gibt. Man hört eine kluge Frau sprechen, wohlgemerkt: sprechen, nicht plaudern. Eine Frau, die selbständig denkt und Gelesenes neu erworben hat, die ohne Absicht beobachtet, das heißt sieht, wo andere nicht sehen, und aus dem Beobachteten Schlüsse zu ziehen versteht, die Sinn für Humor und Satire hat und dabei — im besten Sinne — weiblich fühlt. Diese „unmodernen Betrachtungen" machen einen liebenswürdigen Eindruck dadurch, daß sie so wenig „Metier" an sich haben. Sie beschäftigen sich wohl viel mit Kunst, Theater und Literatur, aber nicht in der Art der Schriftsteller, der Kritiker. Mehr in der Art eines Lesers oder Zuhörers, der sich seinen Ärger vom Herzen spricht, rechts und links Hiebe austeilt und es gar nicht bemerkt, daß er sich all-

mählich von seinem Ausgangspunkt weit entfernt hat, daß er begonnen hat sich über die Kommentatoren lustig zu machen, und plötzlich bei der Kindererziehung angelangt ist. Vielleicht erinnern diese Skizzen auch deshalb so wenig an das Handwerk und seine Kniffe, weil ihre Urheberin so gar nicht das Rechnen und Sparen versteht. Sie verschwendet ihre Einfälle. Für Betrachtungen von wenigen Seiten verbraucht sie Stoffe, die, mit den üblichen Zutaten ausgestattet, für Novellen ausgereicht hätten, und aus dem Thema einer Broschüre („Zur Gymnasialfrage") macht sie ein mit echter Wärme und echter Entrüstung geschriebenes lesenswertes Feuilleton. Sie nimmt auch nicht die geringste Rücksicht auf das, was gerade „marktgängig" ist, denn — im Gegensatz zu den meisten Büchern von Frauen — beschäftigt sich keine einzige dieser Skizzen mit dem „Weh und Ach", das „aus einem Punkte zu kurieren ist".

G. Sch.

Toni Schwabe, Bleib jung meine Seele. Roman. Axel Juncker, Verlag in Berlin.

Man ist geneigt, von dem Eintreten der Frauen in die Literatur neue Offenbarungen über die weibliche Psyche zu erwarten. In diesem jüngsten Buch der Toni Schwabe, das alle Vorzüge ihrer f üheren und einen mehr, die energischere Problemstellung, besitzt, kündigt sich etwas Ähnliches an. Zum mindesten wird die weibliche Psyche darin nicht unter dem Gesichtspunkt betrachtet, den die männliche Erotik mit der Ehre und Moral des Weibes identifiziert. Es ist ein freies und kühnes Buch, das von einer freien und kühnen Seele handelt. Sie streift alle konventionellen Bande ab, um das Ziel ihrer künstlerischen Begabung zu erreichen — schließlich auch jenes Band, das man die weibliche Ehre nennt. Das ist mit bewunderungswü diger Keuschheit und großem Adel dargestellt. Dennoch bleibt diese Wendung als Seelenvorgang bei einer stolzen und feindifferenzierten weiblichen Persönlichkeit unverständlich; und trotz der Kunst der Darstellung, von der dieses Buch getragen wird, legt man es mit geteilten Empfindungen aus der Hand.

Rosa Mayreder.

Damenkalender für gute und für schlimme Damen. Verlag Karl Marhold, Halle a. S.

Eine Sammlung von 366 Zitaten, die alle „das Weib" betreffen; die „schlimmen" sind weitaus in der Mehrzahl, denn die meisten Dichter und Denker sind theoretische Weiberfeinde. Aber neben Aussprüchen von Nietzsche, Schopenhauer, Hartmann bringt der Damenkalender doch auch ein paar galante Komplimente von Schiller und ähnlichen wohlwollenden Idealisten. — Die sehr nette Ausstattung macht das Büchlein zu Geschenkzwecken geeignet. Man darf es aber nur solchen Damen unter den Weihnachtsbaum legen, deren Rache man nicht zu fürchten braucht.

K. H.

Feuilleton.

Der Tugendpreis.

Es soll hier von der Tugend als einem sozialen Phänomen die Rede sein. Den Anlaß bietet der Ehrentag, den Frankreich in jedem Spätherbste der Tugend bereitet. Viele solcher Ehrentage erlebt sie ja ohnehin nicht, denn unter uns gesagt, sie ist ein armes Ding, mit dem sich nicht viel Staat machen läßt. Nächstenliebe, Hingebung, Selbstaufopferung, still und anspruchslos geübt, nur für Gotteslohn, und um ihrer selbst willen — du lieber Himmel, das ist ja recht schön, aber herzlich uninteressant. Man frage doch nur unsere Bühnendichter, was sie mit dieser fatalen Tugend anfangen sollen, man frage sie, ob nicht ein einziges pikantes Verbrechen, eine elegante Perversität, eine Ausschreitung des übermütigen Snobtums ihnen wertvoller ist, als jenes Heldentum des Alltags, dessen Taten sich innerhalb der Wände einer armseligen Hütte abspielen. Oder man frage die Zeitungen, die doch so gut wissen, was das Publikum will. Tagtäglich füllen sie die Spalten mit Berichten über antisoziale Handlungen, die lokale Chronik, die Gerichtssaalrubrik ist der unermüdliche Herold aller Exzesse von Selbstsucht und Leidenschaft, von Neid und Haß, von Bosheit und Scheelsucht, von Gewinnsucht und Niedertracht. Wann kommt man dazu, von der Tugend zu sprechen, wer nimmt die Mühe auf sich, ihren Heldentaten nachzuforschen, wer sucht das Blümchen auf, das furchtsam im Verborgenen blüht? Aber nicht nur die Neugier geht achtlos an ihr vorbei, auch die Wissenschaft behandelt die Tugend als quantité négligeable, in den Lehrgebäuden volkswirtschaftlicher und soziologischer Forschung ist ihr eine Aschenbrödelrolle zugewiesen, sie zählt kaum mit unter den Triebkräften des sozialen Lebens. Und die praktische Sozialreform strebt sogar als höchstes und letztes Ziel einen Zustand an, der die Tugend ganz entbehrlich macht; denn niemand soll auf Liebe, Wohltun und Fürsorge des Nächsten angewiesen sein, ein sinnreiches und universelles System von Assekuranzansprüchen, das allen Wechselfällen des Lebens gerecht wird, soll jede Art von Mitleid, Hilfsbereitschaft und Herzensgüte überflüssig machen.

Kurzum, der armen Tugend geht es schlecht. Seltsamerweise ist es gerade Frankreich, dieses spottsüchtige, weltlich gesinnte Frankreich, das wenigstens an einem Tage des Jahres der Tugend seine offizielle Huldigung bereitet. Da hält bekanntlich die französische Akademie ihre glänzende Jahressitzung ab, und einer der vierzig Unsterblichen nimmt das Wort, um jene bescheidenen Taten der Menschenliebe zu preisen, die im ablaufenden Jahre mit dem Tugendpreise belohnt worden sind. Es ist, wie Ernest Rénan einmal bitter meinte, der einzige Tag, an dem die Tugend belohnt wird; es ist ein feierlicher Krönungsakt, wobei der Redner mit allen Feinheiten und Eleganzen des kultiviertesten Geistes der schlichten Tugend seine Reverenz macht. Freilich fehlt es schon seit langem nicht an heimlichem Lächeln, an diskretem Spott; man findet die Prozedur der Preisverteilung altfränkisch und überholt, und die meisten Akademiker sehen mit Bangen dem Augenblick entgegen, wo an sie die Reihe kommt. Wie ein Gotteswunder hat man es bestaunt, daß Meilhac, dieser sprudelnde, weltliche Geist, sich zur Ehre gedrängt hat, bei der Verteilung der Tugendpreise die Festrede zu halten; und gerade er kam nicht dazu, denn der Tod hatte ihn vorher abberufen.

Man findet die besten Namen Frankreichs unter den Festrednern. In den letzten Jahren waren es Graf Albert de Mun, Henry Houssaye, Thureau-Dangin und Paul Deschanel. Fast alle wiederholten sie den Gedanken, daß die zeitgenössische französische Literatur fast nur die amüsante Niedertracht, die imposante Schurkerei pflegt, und daß es deshalb einem literarischen Institute wohl anstehe, wenigstens einmal des Jahres einen Bußgang ins Land der schlichten Tugend zu unternehmen. Deschanel erinnerte an die oft ausgesprochene und auch von einem österreichischen Juristen (Dr. B. F. in der „Wiener Abendpost" Nr. 91 vom 20. April 1905) fein durchgeführte Idee, daß wir neben unserem raffinierten System von Strafbestimmungen für Übeltaten auch ein Rechtssystem von Belohnungen für Guttaten brauchten. In Wirklichkeit hätte der Staat viel weniger zu strafen, wenn er etwas mehr auf die Belohnung edler Handlungen bedacht wäre. Man nehme einen konkreten Fall. Ein armer Teufel, ein Hungerleider, der nie in einer guten Stube geschlafen, nie einen warmen Rock und ein Paar ganzer Stiefel besessen hat, findet des Nachts am einsamen Orte, wo kein menschliches Auge ihn sieht, eine große Geldsumme, ein Vermögen. Erliegt er der Lockung, behält er den Fund für sich, dann tritt der Staat mit seiner ganzen Grandezza, mit dem Schwergewicht seiner strafenden Machtvollkommenheit in Aktion. Wenn aber der arme Kerl, ohne eine Sekunde lang sich zu bedenken, das Rechte tut, den Fund abliefert, dann bleibt die öffentliche Gewalt stumm und teilnahmslos. Der Anspruch auf Finderlohn? Das ist eine privatrechtliche Sache, ein nüchternes, trockenes Geschäft, wie irgendein Mietvertrag oder eine Erbteilungssache. Der Staat selbst kümmert sich nicht um den rechtlichen Sinn, um den sozialen Instinkt, um die Seelengröße, die in solchem Handeln sich äußert. Wäre es gar so absurd, ähnliche Taten zum Gegenstand öffentlicher Anerkennung, feierlicher Belobung, wohl auch materieller Belohnung von Staats wegen zu machen?

Diesmal war es Paul Bourget, der in der Sitzung der Akademie vom 30. November die Rede über die Tugendpreise hielt. Bourget, der als Schriftsteller längst den Weg vom Romancier zum Soziologen zurückgelegt hat, zeigte sich auch bei diesem Anlasse als tiefschürfender sozialer Denker, er wußte die schlichten Guttaten des bürgerlichen Lebens nach hohen Gesichtspunkten zu ordnen. Bei dem Tatsächlichen der belohnten Akte hielt er sich nicht lange auf. Das war geschmackvoll. Denn so bewundernswert sie im einzelnen sind, so eintönig sind sie in ihrer Gesamtheit. Wohl zeigt jede einzelne Tat der Nächstenliebe ihre Nuancen, ihre Raffinements, aber im großen und ganzen begegnet man doch immer wieder denselben Kategorien. Da haben wir auch heuer wieder die heldenmütigen Mädchen, die durch ihre kaum glaubhafte Opferfähigkeit eine vom Untergang bedrohte Familie aufrecht erhalten. Da ist irgendeine armselige Schneiderin, Weißnäherin, Modistin, die als Waise zurückgeblieben ist, kraft ihrer tapferen Arbeit ein Halbdutzend jüngerer Geschwister aufzieht, und wohl auch noch ein paar hilflose Kinder aus der Verwandtschaft dazunimmt. Der Fall wird doppelt rührend — und er kehrt alle Jahre wieder, — wenn die Heldin selbst von einer grausamen Natur schwer heimgesucht ist; bald ist es eine Blinde, bald eine Gelähmte — in diesem Jahre heißt sie Françoise Couteau in Champtocé — die solche Wunder vollbringt. Auch begegnen wir wieder dem kinderreichen Ehepaare, das selbst kaum zu beißen hat, aber keinen Augenblick sich besinnt, auch noch die Kinder verstorbener Geschwister an dem kargen Tische teilnehmen zu lassen. Dann aber greift die Tugend hinaus über den Kreis derer, die durch Bande des Blutes verknüpft sind, aus der Verwandtenliebe wird die Menschenliebe. Auch hier Jahr für Jahr dieselben typischen Erscheinungen. Diesmal ist die markanteste unter ihnen die 65jährige Witwe Mathurine Lamour zu Moréac in der Bretagne, die Wohltäterin der ganzen Umgebung. Für solche edle Seelen findet der Volksmund

immer die anmutigsten Ehrennamen. Im Jahre 1901 erhielt die begeisterte freiwillige Krankenpflegerin Rosalie Lambert einen Tugendpreis; die Gute war an jedem Krankenlager im Städtchen Antrain zu finden und die dankbare Bevölkerung nannte sie „Notre Dame de partout“. Unsere Mathurine hat den Ehrentitel „L'Éleveuse“ erworben, man nennt sie auch scherzend „Die Mutter der 72“, denn wo es ein kleines Geschöpf zu retten gibt, wo Vater und Mutter verschollen oder in Schande und Elend verkommen sind, da ist Mathurine auf dem Platze, nimmt die Kleinen in ihrer dürftigen Lehmhütte auf, und immer hat sie wenigstens ein Halbdutzend solcher armer Würmer bei sich. Kein Mensch weiß, wie sie das finanziell zu leisten vermag. Hie und da bekommt sie einen Bettel für ein Kind, vielleicht 5 Franken im Monat oder eine Maß Weizen, am häufigsten aber gar nichts. Doch das ficht die Frau nicht an, sie arbeitet, wo und was immer es zu tun gibt, um für ihre Schützlinge Geld zu verdienen. Dann ist die dritte Art von Heldentum, welche die Versöhnung der Klassengegensätze praktisch und ohne jedes theoretische soziale Bewußtsein betreibt. Wieder finden wir in diesem Jahre das ergreifende Beispiel der Dienstboten, die jahrzehntelang in einem und demselben Hause gedient haben und bei der verarmten Herrschaft treulich ausharren, oft die kargen Ersparnisse mit ihr teilend, oft noch Arbeit außerhalb des Hauses suchend, um etwas Geld in die Wirtschaft zu bringen.

Die Beispiele des männlichen Heroismus, der mit Einsetzung des eigenen Daseins ein fremdes Leben rettet, hat Bourget in seiner Rede völlig übergangen. Sicherlich waren auch unter den diesjährigen Prämiierten viele jener wackeren Küstenbewohner von der Bretagne und Normandie, die die Lebensrettung bei Schiffbrüchen mit einer fast sportlichen Leidenschaft betreiben. Aber Bourget hat das hochklingende Lied vom braven Mann nicht angestimmt, weil er es vornehmlich auf die soziale Funktion der Tugend abgesehen hatte, die am schärfsten in jenem weiblichen Heldentum hervortritt. Er versenkte sich tiefer in das Wesen der Tugend, doch ohne sie zu ergründen; er findet in ihr ein großes Welträtsel. Denn in einer menschlichen Gesellschaft, die, gleich der lebendigen Natur, vom ewigen Kampf ums Dasein, vom Sieg der Starken über die Schwachen beherrscht ist, erscheint plötzlich wie ein Mirakel die Selbstentsagung, die freiwillige Aufopferung jedes berechtigten Egoismus. In dieses Leben, dessen oberstes Gesetz der rücksichtslose Wettbewerb ist, ragt die Tugend hinein wie ein Bote anderer Welten, wie ein Sendling höherer Sphären, wie ein Mysterium. Und dieser Engelsbote soll wirklich einmal vor die Türe gesetzt werden, weil Liebe und Mitleid durch verbriezte Rechtsansprüche werden entbehrlich werden? Nun, das hat vorläufig seine guten Wege; aber auch dann noch gibt es vielerlei Kummer und Leid, dem durch die beste soziale Versicherung, durch den reichlichsten Schutz vor dem Erhungern nicht abgeholfen ist. Es gibt eine Art von Not und Jammer, wo nur eine teilnehmende Seele, ein fühlendes Menschenherz notwendig ist, und das wird keine soziale Fürsorge jemals ersetzen können. Es wäre auch schade, wenn es anders wäre, denn eine der glänzendsten Offenbarungen seelischer Schönheit ginge der Welt verloren.

Dr. Emil Löbl.

Rundschau.

8. Jänner. Die Ausgleichsfachkommissionen beenden in einer Konferenz in Budapest die erste Lesung der zur Grundlage der Verhandlungen dienenden Elaborate. — Der niederösterreichische Landtag fordert die Regierung auf, einen Gesetzentwurf betreffend die allgemeine Volksversicherung auszuarbeiten und wird sodann vertagt. — Schlußsitzung der ungarischen Delegation.

9. Prof. F. G. Piffl wird zum Abt des Chorherrnstiftes Klosterneuburg gewählt. — Königin Marie von Hannover (geb. 1818) in Gmunden †. — 469. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Gesetz betreffend die Herkunftsbezeichnung des Hopfens (2723. Beil. d. St. Pr.) wird im Dringlichkeitswege angenommen. Der Präsident verkündet die Zurückziehung einer großen Anzahl von Dringlichkeitsanträgen. Die Regierung legt zwei Gesetzentwürfe betreffend die Bezüge der Staatsbeamten vor (2776 und 2777). — Eröffnung des internationalen wirtschaftlichen Kongresses in London.

10. Die landwirtschaftliche Zentralstelle beschließt eine Reihe von Forderungen betreffend die Lieferungen an das Heer. — 470. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Gesetzentwurf betreffend die Einführung eines numerus clausus für die lebenslänglichen Mitglieder des Herrenhauses (2768. Beil. d. St. Pr.) wird im Dringlichkeitswege angenommen.

11. Feier des 80. Geburtstages des Erzherzogs Rainer. — Der Kaiser begibt sich von Budapest nach Wien. — Großindustrieller Artur Faber (geb. 1859) in Wien †. — 68. Sitzung des Herrenhauses: Die Gewerbegesetznovelle (389. Beil. d. St. Pr.) wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. — 471. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Zweite Lesung des Gesetzentwurfes betreffend den Schutz der Wahlfreiheit (2773. Beil. d. St P.). — Erzherzog Franz Ferdinand übernimmt das Protektorat über den niederösterreichischen Gewerbeverein.

12. 472. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Gesetzentwurf betreffend den Schutz der Wahlfreiheit wird angenommen.

13. Alpenländischer deutscher Volkstag in Leoben. — Vertrauensmännertag der alldeutschen Partei in Wien. — Kongreß für Mutterschutz in Berlin. — Dr. Artur Pserhofer (geb. 1873 in Wien), Schriftsteller, in Berlin †.

14. Wilhelm R. v. Hartel (geb. 1839) in Wien †. — 473. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Berichte des Justizausschusses betreffend die Pupillarsicherheit der Pfand-

briefe der Bukowinaer Landesbank (2766. Beil. d. St. Pr.) und die Exekutionsfähigkeit der vor Vertrauensmännern aus der Gemeinde abgeschlossenen Vergleiche (2707) werden im Dringlichkeitswege erledigt.

15. Prof. Hans Schmitt (geb. 1835) in Wien †. — 474. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Gesetzentwurf betreffend die Abänderungen der Bestimmungen über die Immunität (2752 Beil. d. St Pr.) wird an den Ausschuß zurückverwiesen, jener betreffend den Hausierhandel (2771) in zweiter und dritter Lesung angenommen. — Der ständige Ausschuß der drei zentralen industriellen Verbände beschließt das Wahlprogramm der Industrie.

16. Rosa von Gerold (geb. 1825) in Wien †. — 475. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Gesetzentwürfe betreffend den Schutz gegen unlauteren Wettbewerb (2644. Beil.) und die Abänderung der Gewerbeordnung (2806) werden im Dringlichkeitswege in zweiter und dritter Lesung angenommen.

17. In Erwiderung des Besuches des Dr. Lueger in Bukarest trifft der Bürgermeister von Bukarest Fürst Cantacuzino und eine Abordnung des Gemeinderates dieser Stadt in Wien ein. — 476. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Gewerbereform (2791. Beil.) wird in dritter Lesung erledigt.

18. Hofrat Dr Franz Hector v. Arneth (geb. 1818) in Wien †. — 477. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Gesetzentwurf betreffend den Verkehr mit Wein (2804. Beil.) wird im Dringlichkeitswege angenommen.

19. Franziska v. Wertheimstein (geb. 1844) in Wien †. — 478. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Dringlichkeitsantrag der Abg. Dr. v. Roszkowski und Genossen betreffend die Abänderung des Urheberrechtsgesetzes wird angenommen. Beginn der Debatte über die Beamtengehaltsvorlagen (2796. Beil.).

21. Hofopernsänger Karl Maria Wolf (geb. 1820) in Wien †. — 69. Sitzung des Herrenhauses: Der Gesetzentwurf betreffend die Abänderung des Grundgesetzes über die Reichsvertretung wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. — 479. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Beratung der Beamtengehaltsvorlagen. — In einer Konferenz der ungarischen Unabhängigkeitspartei wird dem Justizminister Polonyi mit Rücksicht auf die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen das Vertrauen votiert.

22. Dr. Josef Kopp (geb. 1827) in Wien †. — 480. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Gesetzentwürfe betreffend die Regelung der Gehälter der Beamten und der Lehrpersonen (2811. Beil.) werden im Dringlichkeitswege in zweiter und dritter Lesung angenommen. — Eine Anzahl ungarischer Abgeordneter protestiert dagegen, daß die Unabhängigkeitspartei dem Justizminister ihr Vertrauen ausgesprochen habe, sie erachten es als unumgänglich notwendig, daß der Justizminister seine Beleidiger gerichtlich belange.

23. Ruthenische Demonstrationen an der Lemberger Universität. — 481. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Kongruavorlagen (2699 und 2700 Beil.) werden in zweiter und dritter Lesung angenommen. — Im ungarischen Ministerrat wird beschlossen, daß der Justizminister Polonyi gegen seine Ankläger den Prozeß einzuleiten habe.

24. 70. Sitzung des Herrenhauses: Die Vorlagen betreffend die Beamtengehalte, den Schutz der Wahlfreiheit und die Gemeindevermittlungsämter werden angenommen. — 482. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Militärkreditvorlage (2794 Beil.), das Militärtaxgesetz (2770 Beil.) und das Pensionsgesetz für die Militärwitwen und -Waisen (2809) werden angenommen.

25. 483. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Rekrutengesetz (2810 Beil.), der Lloydvertrag (2775 Beil.) und das Gesetz zur Förderung der Handelsmarine (2823 Beil.) werden angenommen.

26. Die Mittelpartei des Herrenhauses wählt den Grafen von Meran zu ihrem Obmann. — 71. Sitzung des Herrenhauses: Das Rekrutengesetz, das Gesetz über die Versorgung der Militärwitwen und -Waisen, das Hopfenprovenienzgesetz und das Gesetz über den Verkehr mit Wein werden angenommen. — 484. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Vorlagen betreffend den dalmatinischen (2821 Beil.) und den brasilianischen (2822 Beil.) Schiffahrtsverkehr sowie mehrere Lokalbahngesetze und das Automobilhaftpflichtgesetz (2805 Beil.) werden angenommen. — Prof. Dr. Viktor Max Ritter v. Mor zu Sunneg (geb. 1828) in Graz †.

27. Reichskonferenz der deutschösterreichischen Sozialdemokratie in Wien.

28. 72. Sitzung des Herrenhauses: Die Schiffahrtsvorlagen, die Lokalbahngesetze, die Urhebergesetznovelle werden angenommen. — 485 (Schluß-)Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Vorlage betreffend die Ausübung der Gerichtsbarkeit bei den Oberlandesgerichten und dem Obersten Gerichtshof (2772 Beil.), die Generalakte von Algeciras (2815 Beil.), die Triester Hafenbauten (2690 Beil.) und einige Notstandsangelegenheiten werden angenommen. Nach den Schlußreden des Präsidenten und des Abgeordneten Dr. Kathrein wird die Sitzung geschlossen.

29. Karl Ritter Kobierski v. Prus und Curzyna (geb. 1848), Maler, in Wien †. — 73. (Schluß-)Sitzung des Herrenhauses: Die Kongruavorlagen sowie die Vorlagen betreffend die Gerichtsbarkeit bei den Obergerichten, die Generalakte von Algeciras und die Triester Hafenanlagen werden angenommen. Dem Automobilhaftpflichtgesetz wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. Nach den Schlußreden des Präsidenten und des Grafen Friedrich Schönborn wird die Sitzung geschlossen.

30. Die „Wiener Zeitung" verlautbart die sanktionierten Wahlreformgesetze und ein kais. Patent, durch welches das Abgeordnetenhaus aufgelöst und die Einleitung von Neuwahlen angeordnet wird. — Die rumänische Kammer spricht dem Bürgermeister von Wien Dr. Lueger den Dank für den glänzenden Empfang der rumänischen Delegation aus. — Sektionschef a. D. Dr. Karl Wurmb (geb. 1850) in Wien †.

31. Der Wiener Gemeinderat spricht in einer außerordentlichen Sitzung dem Kaiser den Dank für die Sanktionierung der Wahlreformgesetze aus. — Professor Dr. Nikolaus Nilles (geb. 1828) in Innsbruck †. — Die Bürgerstube im Wallensteinmuseum in Eger wird durch einen Brand zerstört. — Im ungarischen Abgeordnetenhaus erklärt Polonyi seiner Stelle als Justizminister zu entsagen. Abgeordneter Paul Hoitsy gibt namens der Unabhängigkeitspartei die Erklärung ab, daß die Partei den Rücktritt Polonyis bedauere, seine politischen Verdienste anerkenne und vertrauensvoll der Entscheidung des Gerichtes entgegensehe.

1. Februar. In Lemberg werden 160 ruthenische Studenten wegen der Exzesse an der Universität verhaftet. — Der Kirchenkongreß in Karlowitz erklärt, daß der Patriarch Brankovic wegen Unregelmäßigkeiten in der Rechnungsgebarung seiner Stellung unwürdig sei.

2. Dr. Anton Günther wird an Stelle Polonyis zum ungarischen Justizminister ernannt.

3. Deutschfortschrittlicher Parteitag in Brünn.

4. Die Regierung erklärt das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht für die Wahlen des Stadtrates in Triest nicht bewilligen zu können, da diese Vertretung eine administrative Körperschaft sei.

•

Politische Übersicht. Der 30. Jänner, an dem die neuen Wahlrechtsgesetze publiziert wurden, wird einen bleibenden Markstein in der Geschichte Österreichs bilden. An diesem Tage wurde auch das letzte nach Kurien gewählte Abgeordnetenhaus durch ein kaiserliches Patent formell für aufgelöst erklärt. Die Neuwahlen werden im Frühjahr erfolgen und mit ihnen eine neue und hoffentlich glückliche Ära beginnen. Große Aufgaben harren der neuen Männer. Unsere Gesetzgebung bedarf wichtiger Reformen. Die Hauptaufgabe des neuen Parlamentes aber wird die Regelung des Verhältnisses mit Ungarn bilden, eine Frage, die ebenso dringend als schwierig ist.

Die Wahlreform hat die numerische Position der Deutschen für die Zukunft ungemein geschwächt. Geringer an Zahl werden sie im neuen Haus vertreten sein und ihr Einfluß wird hauptsächlich von ihrer politischen Klugheit abhängen. Für keine der vielen Nationen unseres Vaterlandes werden daher die künftigen Wahlen von so grundlegender Bedeutung sein als für die Deutschen. Sie müssen sich wappnen, ihre besten Männer in den Kampf senden, vor allem aber unter sich einig sein. Nur wenn sie geschlossen auftreten, werden sie sich ihren Einfluß erhalten können, werden sie Erfolge erringen. Als große deutsche Partei, aber nur als solche, werden sie die Bundesgenossen finden, deren sie bedürfen. In diesem Sinne sind die Äußerungen eines der bewährtesten Führer der Deutschen, des Freiherrn Johann v. Chlumecky, und die Beschlüsse des deutschfortschrittlichen Parteitages in Brünn auf das freudigste zu begrüßen. Diese beiden Enunziationen zusammen mit den Beschlüssen der alpenländischen Deutschen in Leoben haben ein starkes Fundament gelegt, auf dem weitergebaut werden kann. In jeder politischen Versammlung Deutscher muß in den künftigen Wochen der Gedanke der Einigung propagiert und zum Ausgangspunkt aller weiteren Schritte gemacht werden.

Der glänzende Empfang, der den Abgesandten der Stadt Bukarest in Wien bereitet wurde, fand ein freudiges Echo in Österreich und in Rumänien. Rumänien hat in den letzten Jahren einen außerordentlichen Aufschwung genommen und sich zu einem Faktor entwickelt, der gehört werden will und gehört werden muß. Es weiß aber auch, was ihm eine enge Freundschaft mit einer Großmacht nützen kann und vertrauensvoll reicht es uns die Hand. Es wäre ein arger politischer Fehler wollten wir uns hier spröde zeigen. Die Handelsvertragsverhandlungen stehen unmittelbar bevor, sie werden Gelegenheit geben, Rumänien an uns zu knüpfen und je mehr wir ihm entgegenkommen, je besser werden wir unsere Interessen, insbesondere für die Zukunft wahren.

Admiral Mirabello hat der italienischen Kammer — wie ein Artikel im vorigen Heft dieser Zeitschrift es bereits voraussah — einen Gesetzentwurf vorgelegt, mit dem ein Extrakredit von 160 Millionen Lire für den Ausbau der Kriegsflotte votiert werden soll. Die neuen Turmschlachtschiffe dürften voraussichtlich den Kern für das geplante Adriageschwader bilden. Diese fortschreitenden Rüstungen Italiens verdienen unsere aufmerksamste Beachtung, der auch der eigentümliche Umstand nicht entgehen sollte, daß jener Marcora, der früher als Kammerpräsident durch seine ungehörige Bezeichnung des Trento Anlaß zu einem peinlichen und übermäßig in die Länge gezogenen Zwischenfall mit Österreich-Ungarn gab, nun fast nur infolge des Hochdruckes der italienischen Regierung neuerlich zu dieser Würde berufen wurde. Goetz.

*

Karl Wurmb †. Wurmb war ein Oberösterreicher. Sein Vater hatte in Neumarkt bei Grieskirchen ein großes bäuerliches Anwesen. Der Name Wurmb in seiner altertümlichen Form ist in der dortigen Gegend durch Jahrhunderte verbreitet. Aus dem Vaterhause nahm er ein starkes bodenständiges Heimatsgefühl mit in die Welt; er war stolz darauf, erzählen zu können, wie er stets in der Ferienzeit mit den Knechten hinausging, den Acker zu bestellen, die Ernte einzubringen, und wie in seinem Vaterhause ein starkes patriarchalisches Regime herrschte. Wen er auf seiner Wanderung als engeren Landsmann fand, dem wurde er gar bald zum Freund. Er hatte den geraden selbstbewußten Gang, das offene in die Ferne blickende Auge des Landmannes, der Herr auf seinem Gute ist und nur sich und seinem Gotte dient. Trotz seiner Genialität haftete ihm die Schwere der Scholle an; die Findigkeit, die die Leichten in die Höhe bringt und ihnen den Erfolg ihrer Arbeit sichert, die hätte er doch nicht aufbringen können.

In München und Zürich absolvierte er seine technischen Studien, er wurde Ingenieur im besten Sinne des Wortes. Schon beim Bau der Arlbergbahn, bei der Durchbohrung des Arlberges, war er hervorragend beteiligt, dann beschäftigte er sich bei verschiedenen Bahnbauten im Privatdienst. Als man anfangs der neunziger Jahre, und zwar zuerst in der Steiermark — nicht zum wenigsten durch seine Initiative — dem Bau von Lokalbahnen ein regeres Interesse zuwandte, da wurde er leitender Direktor des steiermärkischen Landeseisenbahnamtes. Unter ihm entstand in Steiermark eine Reihe schmalspuriger Bahnen, die ihre befruchtenden Arme tief in die Gebirgstäler hineinerstreckten. Mit Wurmbrand kam er ins Handelsministerium und seine Tätigkeit erstreckte sich nun über das ganze Reich. Ein unter seiner Mitwirkung entstandenes Lokalbahngesetz gab den äußeren Anstoß für die kräftige Entwicklung des Baues von Lokalbahnen in allen Kronländern. Der Bau derselben stand zum größten Teil unter der Ingerenz des staatlichen Lokalbahnamtes und man kann sich vorstellen, welche Arbeitslast hiermit für Wurmb verbunden war. Dabei trat immer mehr die Frage der zweiten Eisenbahnverbindung nach Triest in den Vordergrund. Daß man die Tauern im Gasteinertal durchbohren werde, war trotz der verschiedenen möglichen Varianten schon von Anfang an ziemlich sicher. Schwieriger stand die Frage im Süden; die natürliche Einbruchsroute ins Isonzotal ist der Predil. Gegen diese Route

machten sich aber militärische Bedenken, dann aber, und zwar mit ausschlaggebendem Gewichte Bedenken jener Interessenten geltend, welche die Linie möglichst weit nach Osten gerückt sehen wollten. Wurmb hoffte die militärischen Kreise für eine von der Predillinie nur wenig abgehende Bahnroute durch den Mangart zu gewinnen. Allein die Zeit drängte; es hieß, das Parlament durch wirtschaftliche Vorlagen zu fruchtbringender Tätigkeit zu bringen, und so mußten technische und finanzielle Bedenken beiseite rücken, um eine die politischen Faktoren befriedigende Lösung der Bahnfrage zu erzielen.

So kam es im Süden zur Durchquerung zweier Gebirgsketten: die Karawanken- und Wocheinerbahn mit ihren großen Tunnelen wurden beschlossen. Die Schwierigkeit der Aufgabe ließ Wurmb leicht vergessen, daß nicht die ihm richtiger erscheinende Lösung gefunden wurde. Mit dem ganzen Elan seiner unglaublichen Arbeitskraft ging er an das Werk, überall die richtigsten Männer zur Mitarbeit heranziehend und sie mit seinem Schwung und seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit zur höchsten Leistung begeisternd, gleich gerecht und anerkennend gegenüber den Arbeiten der leitenden Ingenieure, wie gegenüber jenen der Bauunternehmer. Kein Wunder, daß sie alle in ihm nicht ihren Vorgesetzten, vielmehr ihren warmen Freund erblickten, den sie fast abgöttisch verehrten.

An fünf Orten zugleich wurden große Gebirgsbahnen begonnen, außer jenen zweien im Süden die Tauernbahn und die Pyhrnbahn und eine in Galizien behufs neuerlicher Durchquerung der Karpathen. Schier unglaubliche Aufgaben für einen einzigen Verantwortlichen. Doch Wurmb ertrug die Aufgaben anscheinend leicht und als er im Mai 1904 mit einem freudigen „Durch" den Durchschlag des Wocheinertunnels, des gefürchtetsten aller im Bau begriffenen Tunnels, melden konnte, da stand er am Zenit seines schaffensfreudigen Lebens. Dann aber kamen bald die Widrigkeiten: im Karawankentunnel gab es mehrfach schlagende Wetter mit Verlusten an Menschenleben, es blähten sich die Karbonschiefer und drückten die eingebauten Holzstämme wie Zündhölzer drei-, viermal und öfter noch zusammen; auch im Tunnel durch den Bosruck fand eine Explosion, die Menschenleben erforderte, statt. Dann kam noch die Sorge um die Aufbringung der weiteren, nur bis 1905 sichergestellten finanziellen Mittel. Bei der Einbringung der Vorlage waren nämlich die Kosten der Bahnbauten naturgemäß — da kein Detailprojekt vorlag —noch nicht fest ermittelt, sondern lediglich der voraussichtliche Geldbedarf bis zum Jahre 1905 angesprochen worden. Das restliche Erfordernis mußte vom Parlament erst bewilligt werden, es war weitaus höher, als eine approximative Schätzung erwarten ließ; es involvierte aber keine Überschreitung des gesetzlich festgesetzten Bauerfordernisses aus dem einfachen Grunde, weil es ein solches überhaupt nicht gab. Daß dem so war und daß man sich dessen bei Bewilligung der Vorlage auch bewußt war, das vergaß man später, als man im Parlamente die Angriffe wegen „Kostenüberschreitung" bei den Alpenbahnen gegen Wurmb erhob. Durch die ungeheuere Last der Arbeit und der Verantwortung in seinem Innern erschüttert, nur gewohnt mit den Gewalten der Natur und nicht mit den Widerständen der Menschen zu kämpfen, senkte er diesen Angriffen gegenüber den Degen und gab wohl seine Demission.

Weit weg von den menschlichen Wohnstätten, auf der Höhe der Radstättertauern — wo seit Jahrtausenden ein Fahrweg aus Italien nach Deutschland führt — suchte er die Stätte, wo er seiner ungestümen Arbeitskraft ein kleines ungestörtes Feld der Betätigung bieten konnte. Er wollte wieder Landwirt werden und nebenbei den vorüberziehenden Touristen ein idealer Gastwirt sein. Das Jahrhunderte alte Wisenegger-Anwesen Obertauern gestaltete er binnen Jahresfrist zu einem heimlichen, bequem und kunstsinnig eingerichteten Gasthofe um. Bloßhäuptig, mit der kurzen Lederhose und der Steirerjoppe begrüßte er — ein prächtig schöner Anblick — vor dem Tor seine Gäste, von denen manch einer es sich nicht träumen ließ, daß es ein wirklicher k. k. Sektionschef war, der ihn da in das Haus geleitete.

Dort hinauf trug er auch seine schönsten Erinnerungen an sein schaffensreiches Leben; an den Wänden der Stuben hingen die Bilder aus seiner Arbeitszeit: das beflaggte Villach, wie es seine Freude über das Gesetzwerden der Alpenbahnvorlage zum Ausdruck brachte, die kühngeschwungene, steinerne Isonzobrücke und viele andere. Am Obertauern auch erreichte ihn die freudige Nachricht seiner Ernennung zum Ehrendoktor der Wiener Technik.

Dort oben wollte er auch seine Augen schließen: auf dem einsamen Friedhof auf der Tauernhöhe, der gar manchem müden Wanderer die Rast bot, sollte seine Ruhestätte sein. Das Schicksal wollte es aber, daß seine trauernden Freunde ihm an der Stätte seiner Wirksamkeit das Abschiedsgeleite gaben.

Sektionsrat Dr. Robert Grienberger.

*

Die Wertheimsteinstiftung. Franzi v. Wertheimstein hat die Stadt Wien zur Erbin ihres Besitzes in Döbling eingesetzt. Nicht nur ein ungemein wertvoller Besitz ist es, der aus der Hand einer teuren Toten der Allgemeinheit zufließt — nicht nur die Widmung eines schönen Parkes zum öffentlichen Gebrauch, eines Herrenhauses zur Bibliothek. Diese Schenkung ist vielmehr ein bewundernswerter Versuch in der Richtung, der „Masse" anderes als Masse zu

bringen und was in der Wärme eines schönheitsreichen Familienheimes durch Generationen herangereift ist, als ein künstlerisches Ganzes der Gesamtheit darzubieten.

Von berühmt schöner Lage am Eingang eines alten Parkes ist dieses Haus durch die im alten und im neuen Wien bestehenden Beziehungen seiner jeweiligen Besitzer zu den bedeutendsten Künstlern und Gelehrten von lokalhistorischer Bedeutung. Von Josephine v. Wertheimstein und ihrer vor wenigen Tagen heimgegangenen Tochter berichten die Biographien von Bauernfeld, Lenbach, Ferdinand v. Saar.

Die von Wertheimsteins zu erzählen wissen, haben Wilbrandt, Unger, Frau Karoline Gomperz-Bettelheim und so viele andere dort getroffen, sei es als junge Talente, sei es als schon berühmte Leute. Dem in prachtvollen Räumen untergebrachten alten Wiener Heim teilte sich viel von diesem geistigen Reichtum mit und selbst dem uneingeweihten Beschauer muß sich die Empfindung aufgedrängt haben, dieses Heim mit seinen Porträts vertrauter Freunde — Porträts, die ebenso in einer österreichischen Ruhmeshalle hängen könnten — sei im Begriffe, seiner Bestimmung als Familienhaus zu entwachsen. Einer nach dem andern sind die Gäste dieses Hauses dahingegangen, ihre Werke sind Gemeinbesitz geworden, die Indiskretion des Todes hat ihr Lebensbuch vor uns aufgeschlagen und damit hat das Haus in Döbling seinen Platz in der Geschichte gefunden, es ist zur historischen Stätte geworden.

Wie konnte nun die Vergangenheit zu neuem Leben erweckt, wie konnten die zahlreichen Fäden, die dieses abgeschlossene Haus mit der Außenwelt verknüpfen, erhalten bleiben? Die einsame Letzte ihrer Familie hat die Frage meisterhaft gelöst. Denn wem könnte diese geweihte Stätte besser dienen, als den Lernfreudigen, den Bildungshungrigen, wie könnte der vielbesungene Park besser verwendet werden, als dazu, jene Leser vom Lärm des Alltags abzuschließen, die nach den Mühen der Arbeit geistige Erholung suchen?

Mit spielender Grazie hat Franzi v. Wertheimstein das Problem der ästhetischen Durchführung sozialer Pflichten gelöst. Sie zeigt uns — und möge ihr Vorbild die Nacheiferung finden, die es verdient — daß dem beziehungsreichen, historisch Gewordenen auch für die Propagierung der Bildung ein größerer Wert innewohnt, als den noch so geschickten Einrichtungen für Volksbildungszwecke — weil diesen gar zu leicht ein schulmeisterliches Gepräge anhaftet. Sie zeigt uns aber auch die Notwendigkeit, mehrfache Eindrücke zusammenzufassen und dafür zu sorgen, daß der von seinem Buch aufblickende Leser nicht auf den Trubel der Straße zu schauen brauche, daß die Umgebung der Bücherwelt, nicht aber den heute noch so traurigen Lebensverhältnissen der meisten Leser angepaßt sein solle.

Der Besitz in Döbling gehört, wie das Belvedere zu jenen stillen Höhenpunkten des Wiener Landschaftsbildes, deren Schönheit in der Bodenformation begründet ist, die ihren besonderen Reiz auch dann beibehalten, wenn die Stadt um sie herumgewachsen ist.

Die Verquickung von landschaftlichem Reiz mit einer Bildungsgelegenheit wird jene Gruppe müder Arbeitsmenschen befriedigen, deren schwächere Konstitution oder besonders schwere Arbeit ihnen den Aufenthalt in frischer Luft zur unerläßlichen Pflicht macht, die vernachlässigt, sonst die physische Unmöglichkeit des Bibliothekbesuches zur Folge hätte. Ist doch die freie Zeit des Arbeiters, des Handelsangestellten, des Handwerkers so kurz bemessen, daß ein scheinbar geringfügiges Detail — wie Unzulänglichkeit der Wascheinrichtungen am Arbeitsorte, die ihn nötigen, ins Volksbad zu eilen, bevor er sich in volkstümlichen Vorlesungen zeigen kann — bereits genügt, um den bildungseifrigen und lesehungrigen Menschen von jeder Lernmöglichkeit auszuschließen.

Die Wertheimsteinstiftung wird es beschäftigten Menschen ermöglichen, wenigstens zwei von den Zwecken, für die ihr kurzer Abend ausreichen soll, zu vereinigen — körperliche Erfrischung, geistige Erholung.

Die Wertheimsteinstiftung ist ein vielleicht einzig dastehender Beweis dafür, daß die von ästhetischen Gesichtspunkten geleitete Lebensführung, wenn sie nur folgerichtig durchgeführt wird, zu einer sozialreformatorischen Kraft wird. Nicht bloß die Fachmänner auf den Gebieten des Wissens und der Kunst, auch die bloß Genießenden sind berufen, die Gesichtspunkte, von denen sie ihr Leben beeinflussen lassen, sozial zu verwerten, wenn es auch nicht immer zu so vollkommenen Schöpfungen führen mag wie in diesem Falle. —

Noch eine kurze Frist für das pietätvolle Verklingenlassen eines reichen Lebens, noch eine kurze Spanne Zeit für die Verwirklichung eines großen und schönen Gedankens — und Wien wird um ein einzig geartetes Werk reicher sein.

Ilse v. Arlt.

*

Die Neuinszenierung der „Walküre“ in der Hofoper hat gerade durch die bewunderungswürdigen Bühnenbilder die Frage in den Vordergrund gerückt, ob denn nicht gerade die Eindringlichkeit des szenischen Rahmens die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenke und sich so in Aufdringlichkeit wandle. Zunächst wird wohl die Wirksamkeit des ersten Augenblicks stark überschätzt und ohne innere Berechtigung auch auf einen längeren Zeitraum übertragen. Es ist ja wahr, wer jetzt in der Hofoper die „Walküre“ beschaut, wird

viel zu tun haben, seine optischen Eindrücke zu ordnen, bevor er sich der Musik und gar einem Gesamteindruck hingeben kann. Es geht uns nicht anders wie jenen, welche die allererste Aufführung der „Walküre“ miterleben durften; auch damals wird es wohl vor allem ein Schauen, dann erst ein Hören und zum Schluß ein Aufnehmen gegeben haben. Wir haben jetzt szenisch eine neue „Walküre“ bekommen, die trotz aller Einzelheiten, die man sich anders wünschen möchte, Lob und Preis verdient. Lang, überlang währte der Jammer der alten, vernachlässigten Aufführung. Nun ist es anders geworden. Für den ersten Augenblick ist manches neu und befremdlich, am befremdendsten aber, daß es nun so ganz anders, nämlich gut geworden ist. Sollte man nicht hoffen dürfen, daß wir als Selbstverständlichkeit empfinden lernen, was jetzt noch das ganz Besondere ausmacht, die künstlerische Ebenbürtigkeit der Szene? Hoffentlich kommt bald die Zeit, wo man das Gegenteil unerträglich fände, gar bei einem Werke Wagners. Denn zum zweiten — was ist denn eigentlich die „Hauptsache“ beim Wagnerschen Musikdrama? Beruht es nicht gerade in der vollkommenen Gleichstellung des Musikalischen, Poetischen und Szenischen? Was Richard Wagner forderte, beginnt sich zu verwirklichen. Das geht nicht ohne Versuche, nicht ohne Wagnisse, selbst nicht ohne Gewaltsamkeiten ab, doch man darf sich freuen, einem Ziele nähergerückt zu sein, das in manchen Punkten nichts anderes zu sein schien, als ein immer weiter zurückreichendes Ideal. D. B.

*

Wiener Theater. Zwei bewegte Theaterwochen, reich an Gastspielen und Erstaufführungen. Nicht weniger als sieben Abende hat davon Frau Desprès in Anspruch genommen.

Vortritt dem Gastel Frau Desprès, die diesmal im Bürgertheater abgestiegen ist, zeigte ihre Kunst in fünf neuen Rollen und in zwei Stücken, die in Wien noch unbekannt waren. Von diesen zwei Stücken zu sprechen verlohnt es sich kaum. Abgesehen von ihrer Minderwertigkeit, gaben sie der Künstlerin nicht einmal Gelegenheit, sich von irgendeiner neuen Seite zu zeigen. Im Gegenteil: durch beide Stücke schlich die feine Kunst ihrer stumm-beredten Passivität wie ein Mädchen aus der Fremde, das keine Ahnung hat von den Effektmittelchen der französischen Theatralik. In „Rosine“ von Capus vertrödelte Frau Desprès ihr seelenvolles Spiel auf sentimentale Nichtigkeiten, die wie Lämmerwölkchen entstehen und vergehen, ohne eine elementare Entladung der gebundenen Kräfte herbeizuführen, und in „L'Aînée“ von Jules Lemaitre war ihr die gleiche Aschenbrödelrolle zugewiesen und sie spielte sie auch ohne besondere Differenzierung: in der Theorie, wie in der Praxis ein Abklatsch der Duse. Um so erfreulicher berührte ihr Erfolg als Hilde Wangel in Ibsens wundersam ergreifendem Schauspiel „Baumeister Solneß“, das mit ihr zum ersten Male in französischer Sprache auf einer deutschen Bühne erschien. Es war der größte Erfolg ihres diesjährigen Gastspieles, doppelt ehrenvoll für sie, weil er in dem Werke eines ihrer Nation fremden Dichters errungen ward. Hier bewährte Frau Desprès — man muß dies eigens betonen — auch in einer aktiven Rolle die Tugenden ihrer zarten, nach innen gewandten Schauspielkunst, die lieber zu wenig, als zu viel tut. Nach dem ewigen Einerlei von stiller Duldung und wehmütiger Ergebung, das die Grenzen ihrer Kunst schon bedenklich eng erscheinen ließ, hätte man ihr den Dämon der Hilde, der den Baumeister Solneß zum Turm- und Todesaufstieg antreibt, kaum mehr zugetraut. Es war eine künstlerische Überraschung, die sie in dem Augenblicke bot, wo man schon im Begriffe stand, abzuwinken und der Überschätzung ihrer Fähigkeiten Einhalt zu gebieten. Hatte die Künstlerin bisher nur con sordino gespielt, so gab sie hier alles, was sie ihrer allerdings nicht starken Psyche und Physis abzuringen vermochte, und es hätte gar nicht erst noch ihrer Nanetta in der „Roten Robe“ oder ihrer Therese Raquin bedurft, damit man erkenne daß ihre Künstlernatur echt genug ist, um auch auf einem ihr fremden Rollengebiet den Zuschauer in ihren Bann zu zwingen, ihn den bloßen Schein des Theaters vergessen und die Vorgänge auf der Bühne als ein persönliches Erlebnis mitempfinden zu lassen.

Und nun im Fluge durch den Novitätensegen der letzten Tage. Rasch genossen, rasch vergessen, ist angesichts der Fülle von Vergänglichem wahrhaftig nicht der schlechteste Grundsatz. Neben dem Burgtheater, das mit einem Max Bernstein-Abend die Wiener Tageskritik in große Verlegenheit stürzte, und neben der Hofoper, die zwei oder gar schon drei Jahre nach der „Rheingold“-Erneuerung ihre szenisch vom Grund auf erneuerte „Walküre“ zur Diskussion stellte, waren fast alle Wiener Bühnen an jenem Segen oder wenn man will, Platzregen werktätig beteiligt. Es müßte als ein Wunder bezeichnet werden, wenn er nicht auch ein Stück von Oskar Wilde angeschwemmt hätte. Der englische Bühnenplauderer ist jetzt in Mode und die Aktien seines aphoristischen Witzes steigen auf der Wiener Theaterbörse von Tag zu Tag. Wo das Josefstädter Theater im Zeichen seines aristokratischen Geistes Jubiläen forciert, als wäre Oskar Wilde Franz Lehár und hätte die „Lustige Witwe“ komponiert, und wo selbst das Bürgertheater mit dem Fächer seiner Lady Windermeere ein Publikum, das die moderne englische Literatur nur aus den Über-

setzungen der Hermine Frankenstein kennt, zum Aufhorchen zwingt, begreift es sich nur zu leicht, daß das Deutsche Volkstheater, das mit den Aufführungen seiner „Salome“ und seiner „Trivialen Komödie“ die ersten Lanzen für ihn gebrochen hatte, diese günstige Wildekonjunktur nicht versäumen wollte und darum auf eine ältere Komödie von ihm zurückgriff, darin er in einem Anfall von Wut und Boshaftigkeit das englische Publikum dort packte, wo es am leichtesten zu haben ist: bei seiner Vorliebe für die Spannungen und Sentimentalitäten eines Kolportageromans. Sie nennt sich in der deutschen Übersetzung „Die Frau ohne Bedeutung.“ Im Anfang gibt zwar Oskar Wilde dem erwartungsvollen Zuschauer deutlich genug zu verstehen, daß die Handlung ihm keineswegs die Hauptsache ist, sondern nur ein Vorwand, um seine Paradoxe über echte und falsche Moral an den Mann zu bringen, und in der Tat sitzen seine Leute, gleich den drei Nornen in der „Götterdämmerung“, zwei Akte lang spazieren. Nur werfen sie sich kein Seil zu, sondern nichts als Worte, Sottisen und Aphorismen. So kommt es, daß man sich kaum einen größeren Gegensatz zu denken vermag, als zwischen den handlungsbaren ersten zwei Akten und den beiden Schlußakten, die bis an den Rand gefüllt sind mit theatralischen Aktionen und Empfindsamkeiten. Es ist, als wollte Wilde hier nachholen, was er dort versäumt hat. Frau Hetsey vom Raimundtheater führte sich in der Titelrolle auf das glücklichste als zukünftiges Mitglied des Deutschen Volkstheaters ein. Ihrer ruhigen Würde und verhaltenen Kraft gelang es, die große Kluft zwischen Melodram und Konversationsstück, so gut dies ging, zu überbrücken.

Noch sind an Erstaufführungen zu verzeichnen: im Raimundtheater ein Schwank von Marco Brociner und S. Fritz: „Ein politisch Lied.“ Eine Neuauflage von Karlweis' Posse „Der kleine Mann.“ Ein harmloser Fezfabrikant wird von seiner ehrgeizigen Gattin wider Willen in eine Gemeinderatskandidatur gedrängt und das politische Lied endet für ihn mit einem schrillen Mißklang. Reuig kehrt er zu seinem Vogelwerkel zurück. Einige gut erdachte und gut gespielte Episoden verhalfen der dreiaktigen Harmlosigkeit zu einem unbestrittenen Heiterkeitserfolg. Dann im Bürgertheater ein vieraktiges Schauspiel „Aus Polenkreisen“ von Adam Müller-Guttenbrunn. Auch ein politisch Lied, das beifällige Aufnahme fand. Dies verdankte es zum Teil dem aktuellen Versuche, einen Zipfel von den Geheimnissen der polnischen Trinkgelderpolitik zu lüften, zum Teil aber auch einem sentimentalen Liebeshandel, dessen Zuschnitt und Führung so lebhaft an Augiers Schauspiel „Der Schwiegersohn des Herrn Poirier“ erinnern, daß es einem schwer wird, an eine zufällige Ähnlichkeit zu glauben. Im Gegensatz zu Augier huldigt jedoch der Verfasser dem Grundsatz: Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß. So endet, was als satirisches Strafgericht begonnen, als konventionelles Rührstück, in dem zum Schlusse der Edelmut epidemisch um sich greift und alles in Wohlgefallen auflöst.

Was ein aus echt satirischem Geist geborenes Werk ist, das lernte man dagegen in der Komödie „Familienväter“ von Dietrich Eckart kennen, mit deren Aufführung die Freie Volksbühne neuerdings ihre Daseinsberechtigung und wohl auch ihre Daseinsnotwendigkeit bewies. Ohne ihre mutige Initiative hätte man diese kühne Komödie eines jungen Berliner Schriftstellers sowenig auf irgendeiner Wiener Bühne zu sehen bekommen, wie in Berlin, wo ihre Aufführung von allen Theaterdirektoren aus Rücksicht auf die darin unbarmherzig gegeißelte siebente Großmacht abgelehnt wurde. Die Komödie geht in der Tat gegen die Presse scharf ins Zeug, d. h. nicht gegen die Presse an sich, sondern gegen ihre rein geschäftsmäßige Entartung, die sie durch die Inseraten- und Abonnentenpolitik gewissenloser Plusmacher erfahren hat. Ihre Stärke liegt weniger in der Handlung, als in der impressionistisch-lebendigen Art, wie der korrumpierende Einfluß der industriellen Zeitungsmache geschildert wird, und von Otto Ernsts stofflich verwandtem Schauspiel „Gerechtigkeit“ unterscheidet sie sich vorteilhaft durch den frischen Mut, womit sie immer nach dem Schwarzen zielt, ohne sich jemals auf Kompromisse oder Konzessionen einzulassen.

Erwähne ich noch, daß das Lustspieltheater einem vor dreißig Jahren in Paris ausgezischten Schwanke Emile Zolas — er betitelt sich „Die Rosenknospe“ und sein Grundgedanke stammt aus den „Contes drolatiques“ von Balzac — zu einem flüchtigen Kuriositätserfolg verhalf und daß das Carltheater eine neue Girardi-Operette — „Der selige Vinzenz“, Text von Alexander Landesberg und Leo Stein, Musik von Raoul Mader — auf seinen Spielplan gesetzt hat, dann ist die Liste der Neuheiten erschöpft und ich brauche mir keinen Vorwurf zu machen, etwas übergangen zu haben, was gewürdigt zu werden verdiente.

Theodor Antropp.

Redaktion: Wien, I., Bräunerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. ◻ Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.

Notizen.

Le Traducteur (16. Jahrg.) und The Translator (4. Jahrg.) Halbmonatsschriften zum Studium der französischen, englischen und deutschen Sprache. Bezugspreis je Fr. 2·50 halbjährlich. Probenummern kostenlos durch den Verlag des „Traducteur" oder des „Translator" in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

Wer sich auf angenehme Weise in der einen oder andern der oben genannten Sprachen vervollkommnen will, dem empfehlen wir ein Abonnement auf diese praktischen Lehrschriften, deren Vorzüge sind: Zweckmäßige Anordnung, Vielseitigkeit des Stoffes, gediegene Übersetzungen und Anmerkungen. Sie gestatten eine möglichst mühelose Bereicherung des Wortschatzes und führen den Lernenden in einfachster Weise in die eigentümlichen Redewendungen der fremden Sprachen ein. Außerdem wird den Lesern Gelegenheit geboten, mit Franzosen oder Engländern in Briefwechsel zu treten.

*

K. k. Polizeibeamtensozietät. Mit heutigem Tage schließt die Trefferausfolgung der von der Sozietät pro 1906 veranstalteten Lotterie. Die vielen Treffer, vor allem der erste Haupttreffer, welcher von einem hiesigen Geschäftsmanne im VI. Bezirke gewonnen wurde, haben durch ihre solide Ausführung und Vollwertigkeit die größte Zufriedenheit der Gewinner hervorgerufen Die Sozietät erlaubt sich auf diesem Wege allen Gönnern und Freunden, welche durch Abnahme von Losen die humanitären Zwecke des Vereines so wesentlich gefördert haben, den besonderen Dank mit der höflichen Bitte auszusprechen, dem gemeinnützigen Unternehmen auch weiterhin gewogen zu bleiben.

Büchereinlauf.

„Jahrbuch der bildenden Kunst 1906/7." Herausgegeben von Willi Pastor. Verlag Fischer & Franke, Berlin W., 1906.

Hermann Bahr „Ringelspiel", in drei Akten. S. Fischer, Verlag, Berlin, 1907.

Artur Holitscher „Leben mit Menschen." Bard Marquardt & Co., Berlin, 1906.

Verlag von F. Tempsky, Wien, 1907. Bielig-Czerny, Fibel, Lesebuch, Ausgabe für Volksschulen, II und III. Teil.

Dr. Baron v. Brockdorff, „Die philosophischen Anfangsgründe der Psychologie." Verlag von A. Lax, Hildesheim, 1905.

Anton Schlossar „Anastasius Grün." Sein Leben und Schaffen. M. Hesses Verlag, Leipzig, 1907.

Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie von Erich Wassermann. Dritte, stark vermehrte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1906.

„Drei Erzählungen": Ein schlichtes Herz. — Die Sage von Sankt Julianus. — Herodias. Von Gustav Flaubert. (Ins Deutsche übertragen von Ernst Hardt), II. Auflage. Insel-Verlag, Leipzig, 1907.

„Pflanze, Tier, Mensch." Ein naturwissenschaftl. Glaubensbekenntnis von K. Raumer. Seitz & Schauer, München, 1907.

Aufklärungen über das Wesen der Nerven- und Herzkrankheiten und die neueste Methode ihrer Behandlung. Von Dr. L. Raab, II. veränderte Auflage. Seitz & Schauer, München.

Die Mutter als Kinderärztin. Von Johanna Elberskirchen und Anna Eysoldt. Seitz & Schauer, München.

„Volkspolitik." Von Anton Menger. Verlag von Gustav Fischer, Jena, 1906.

Geschichte der österr. Gewerbepolitik von 1740—1860. Auf Grund der Akten. Von Karl Přibram. I. Band: 1740 bis 1798. Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig, 1907.

Die Bozener Märkte bis zum Dreißigjährigen Kriege. Von Gerhard Bückling. Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig, 1907.

Zerreiß die Binde vor deinen Augen, liebe Schwester! Ein offener Brief an jedes erwachsene junge Mädchen. Von Dr. L. Bergfeld. Seitz & Schauer, München.

Ein Buch für Eltern. Den Müttern heranreifender Töchter, den Vätern heranreifender Söhne. Von Dr. med. F. Siebert, III. unveränderte Auflage. Seitz & Schauer, München.

Wie sag' ich's meinem Kinde? Gespräche über Entstehung von Pflanzen, Tieren und Menschen. Von Dr. med. F. Siebert. Seitz & Schauer, München.

Saitengold und Lieder. Gedichte von Paul Tschurtschenthaler. Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung, Innsbruck 1907.

„Das Leben der Seele." Von Ernst Schur. Oesterheld & Co Berlin 1906.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien, I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Verlosungsverlust. Am 1. März findet die Ziehung der Kommunallose sowie mehrerer anderer Lose und Obligationen statt, deren Verlosung mit dem kleinsten Treffer, bezw. Nominalbetrage, bedeutende Verluste verursacht. Die Versicherung gegen diese Verluste übernehmen die Zentraldepositenkasse und Wechselstube des Wiener Bankvereines sowie dessen Filialen in Prag, Graz, Brünn, Aussig an der Elbe, Budapest, Lemberg, Czernowitz, Bielitz-Biala, Klagenfurt, Pilsen, Konstantinopel, Karlsbad, Teplitz, die Exposituren und Zweiganstalten in den Wiener Bezirken. Näheres im Inseratenteil.

„Österreichische Rundschau", X., 4.
Redaktionsschluß 13. Februar 1907.
Ausgegeben 16. Februar 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy.
Redakteure: Dr. Karl Glossy, Dr. Hugo Haberfeld.

nseratenannahme durch die Administration, Wien, I., Bräunerstraße 4/6, durch die Verlagsbuchhandlung Friedr. Jasper, Brünn, Liechtensteingasse 7, und durch alle Annoncen-Bureaus.

nsertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12·—, 1/8 Seite K 20·—, 1/4 Seite K 35·—, 1/2 Seite K 6[illegible] Seite K 60·—, 1/1 Seite K 100·—. Inserate im redaktionellen Teil K 1·20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.

Die Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung



(Organ des Vereines zur Pflege des Jugendspieles in Wien)

kämpft für wahre Reform des gesamten Erziehungswesens (von der Elementar- bis zur Hochschule) in Beziehung auf

Jugendspiel, Turnen im Freien, Baden, Schwimmen, Schülerreisen, Landerziehungsheime, Schulärzte, Handfertigkeitsunterricht, Koëdukation und Ferienfürsorge.

Redaktion und Administration: Wien, XIV/2, Denglergasse 5.

Redakteure: **Dr. Leo Purgerstein, Dr. Viktor Pimmer.**

Preis: ganzjährig 4 Kronen.

„OBSERVER"

Telephon Nr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I., Concordiaplatz 4

liest sämtliche **Wiener Tages-Journale,** ferner **alle** hervorragenden Blätter der **österr.-ung. Monarchie** und des **Auslandes** (welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen) sowie alle wichtigeren **Fach-** und **Wochenschriften** und versendet an die Abonnenten jene

Zeitungsausschnitte

welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren. Der

„OBSERVER"

ist in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des Kontinents und Amerikas seinen Auftraggebern **Preßstimmen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema** schnellstens zu liefern.

ALLGEMEINE DEPOSITENBANK.

Der Verwaltungsrat beehrt sich hiermit, die stimmberechtigten Aktionäre der Allgemeinen Depositenbank zur

35. ordentlichen Generalversammlung

welche **Donnerstag den 21. Februar 1907, vormittags 11 Uhr, im Sitzungssaale des Anstaltsgebäudes (I., Schottengasse 1)** stattfinden wird, einzuladen.

Tagesordnung:

1. **Rechenschaftsbericht und Bilanz für das Geschäftsjahr 1906.**
2. **Bericht der Revisoren.**
3. **Beschlußfassung über die Verwendung des Reingewinnes.**
4. **Wahl von zwei Mitgliedern des Verwaltungsrates.**
5. **Wahl des Revisionsausschusses, bestehend aus drei Mitgliedern und einem Ersatzmanne.**

Die Herren Aktionäre, welche ihr Stimmrecht ausüben wollen, werden eingeladen, nach § 18*) der Gesellschaftsstatuten ihre Aktien wenigstens 8 Tage früher, d. i. bis spätestens inklusive 13. Februar 1907, bei der Allgemeinen Depositenbank in Wien (I., Schottengasse 1) zu hinterlegen.

Der Rechnungsabschluß pro 1906 wird den zur Generalversammlung legitimierten Herren rechtzeitig zugesendet werden.

Wien, 4. Februar 1907. **Der Verwaltungsrat.**

*) § 18. — Jeder Aktionär ist in der Generalversammlung zu so vielen Stimmen berechtigt, so vielmal er 10 Aktien besitzt. — Aktien, auf Grund deren in einer Generalversammlung ein Stimmrecht ausgeübt werden soll, müssen samt den noch nicht fälligen Coupons wenigstens 8 Tage vor dem Tage der Versammlung an einem vom Verwaltungsrate kundgemachten Orte deponiert werden.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Kundmachung.

Die stimmberechtigten Herren Aktionäre der

Niederösterreichischen Escompte-Gesellscha[ft]

werden hiermit zu der am Montag den 4. März d. J. um 5 Uhr abend[s] im Gebäude der Gesellschaft, Freiung Nr. 8, stattfindenden

54. ordentlichen Generalversammlung

eingeladen, in welcher folgende Gegenstände zur Verhandlung gelang[en] werden.

1. Vortrag des Rechenschaftsberichtes des Verwaltungsrates und V[or]lage des Bilanzabschlusses pro 1906.
2. Berichterstattung des Revisionsausschusses über den Rechnung[s]abschluß des Jahres 1906.
3. Beschlußfassung über die Verwendung des Reinerträgnisses d[es] Jahres 1906.
4. Wahl von Mitgliedern des Verwaltungsrates.
5. Wahl von vier Mitgliedern in den Revisionsausschuß zur Prüfu[ng] der Rechnungsabschlüsse des Jahres 1907 (§ 52 der Statuten).

Die stimmberechtigten Herren Aktionäre, welche als solche d[rei] Monate vor dem Zusammentritte der Versammlung in den Aktienbüch[ern] der Gesellschaft eingetragen waren und an der Generalversammlung t[eil]zunehmen beabsichtigen, werden hiermit eingeladen, ihre Aktien v[om] 7. Februar l. J. angefangen bis längstens

18. Februar, 4 Uhr nachmittags,

bei der Liquidatur der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft erlegen.

Die Aktien sind arithmetisch geordnet, mittels einer einfachen K[on]signation einzureichen und wird dem Einreicher hierüber eine Empfan[gs]bestätigung erfolgt, gegen welche nach abgehaltener Generalversammlu[ng] die Aktien rückgestellt werden.

Je zehn Aktien geben das Recht auf eine Stimme. Wünscht [ein] Aktionär sein Stimmrecht durch einen andern stimmberechtigten Aktio[när] auszuüben, so hat er die betreffende, auf den Namen des gewählt[en] Vertreters lautende Vollmacht auf der Rückseite der Legitimationska[rte] auszustellen.

Wien, am 7. Februar 1907. **Der Verwaltungsrat.**

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Die Wirkungen des allgemeinen gleichen Wahlrechtes auf den grundbesitzenden Adel.

Von Ferdinand Erbgraf von und zu Trauttmansdorff-Weinsberg.

Von den verschiedensten Seiten aufgefordert, mich über die Stellung zu äußern, welche der Großgrundbesitz angesichts der Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes für den Reichsrat in Hinkunft einnehmen soll, will ich nun daran gehen, einige Betrachtungen anzustellen und zu Papier zu bringen. Ich muß aber von vornherein bemerken, daß ich insofern von der mir gestellten Aufgabe abweiche, als ich nicht von der Stellungnahme des Großgrundbesitzes im allgemeinen sprechen werde, sondern lediglich die Wirkungen erläutern will, welche die Wahlreform auf den landbesitzenden Adel ausüben muß, und ferner anführen werde, wie ich mir das weitere Verhalten desselben in Hinkunft denke. Dabei wird es aber gut sein, um ein klares Bild zu entwerfen, eine kurze Geschichte der Entstehung und Entwicklung des Adels vorauszuschicken.

Der Adel, wie er heute im Gebiete des alten römisch-deutschen Reiches in seinen Verschiedenheiten besteht, leitet seinen Ursprung aus der Zeit der Völkerwanderung ab und ist in seinen Urgründen ein germanisch-fränkisches Institut. Das Altertum kannte eine solche Form nicht, wenn auch innerhalb der gesellschaftlichen Schichtungen gewisse Rangs- und Klassenunterschiede vorhanden waren. Es ist uns bekannt, daß innerhalb dieser Völker aus der Zeit, wo sie die Macht des alten römischen Reiches zu brechen suchten und schließlich auch überwunden haben, überall und durchweg die Scheidung zwischen Freie und Unfreie zu finden ist. An der Spitze und als oberste Stufe dieser Freien stand der Herzog und seine Familie. Diese Stammeshäuptlinge, welche auch den Oberbefehl im Kriege führten, waren die Adeligen und dieser Adel vererbte sich auf deren Nachkommen. Sie mögen ursprünglich durch Wahl als die besten aus der Zahl der Freien gewählt worden sein, zur Zeit der Völkerwanderung war die Herzogswürde erblich. Als Illustration möge hier das bayrische Volksrecht angeführt werden. Dieses unterscheidet Adelige, Gemeinfrei, Halbfrei und eigene Leute. Titel III „de Genealogiis et eorum compositione" dieses Volksrechtes führt nur fünf Familien neben den herzoglichen Agilolfingern als zum Adel gehörig an, und zwar die „Huosi, Drozza, Fagana, Hahiligga, Aniona" und räumt ihnen das Vorrecht des doppelten Wehrgeldes gegenüber den Gemeinfreien ein. Sie hatten das Anrecht auf die Herzogswürde und sind allem Anscheine nach die mediatisierten Fürsten der zum bayrischen Stamm gewordenen verschiedenen Völkerschaften. Ihnen zur Seite standen mit gleichen Rechten ausgestattet die Freien.

Aber weder die Adeligen noch die Freien bilden die Stammväter des heutigen Adels und der Mitglieder der heute regierenden Häuser.

Alle Herzogsfamilien sind ausgestorben und die Freien gingen im Laufe der Zeiten, sofern auch sie nicht ausgestorben sind, in dem neu erstandenen Adel auf, wie ich es im Laufe der Darstellung entwickeln werde.

Schon der erste Kaiser Karl der Große war kein Nachkomme einer alten Herzogsfamilie. Wir wissen, daß er aus der Familie der Maior domus der Merowinger stammt, deren letzter König Childerich III. unter Zustimmung des Papstes abgesetzt wurde. Dieser in den Augen der alten Herzogsfamilien neue Emporkömmling hat sofort einen Vernichtungskrieg gegen die anderen ihm benachbarten Stämme und deren Herzoge begonnen und auch glücklich geführt. Karl der Große vernichtet das Langobardenreich, er unterwirft die Sachsen, hebt das Herzogtum Bayern auf. Überall werden karolingische Beamte angestellt — Grafen genannt. Zuerst eine Würde ad personam, wissen diese Grafen sie erblich und sich sogar, wenn ich so sagen darf, souverän zu machen, in dem Augenblicke, als die königliche Macht abnimmt.

Die Karolinger werden von den Kaisern aus sächsischem Hause abgelöst. Wieder der Kampf mit den neu erstandenen Herzogtümern, wieder Besetzung durch dem sächsischen Hause ergebene Leute. So erhält z. B. 944 Konrad der Rote Lothringen, der als Ahnherr des fränkisch-salischen Hauses in seinen Nachkommen das sächsische Haus ablöst.

Von Otto II. erhält Liutpold der Babenberger die Ostmark als Markgraf zur Verwaltung. Auch dessen Nachkommen ist es gelungen, sich von ihren unmittelbaren Vorgesetzten, den Herzogen von Bayern, möglichst zu befreien.

Die Franken-Salier werden von den Hohenstaufen abgelöst, bis endlich Rudolf I., selbst ein Graf, als erster habsburgischer König den Thron besteigt. Aber nicht alle Grafen hatten das Glück, Herzoge oder Kaiser zu werden. Gar manche Familie pflanzte ihren Grafentitel und die allmählich damit verbundene Macht auf ihre Nachkommen fort und bildet die Stammutter der heute unter dem Namen Dynastien bekannten hochadeligen Familien.* Diese sind entweder karolingischer, sächsischer, fränkischer oder staufischer Adel, je nachdem ihr Ahnherr unter dem einen oder andern Geschlecht der Kaiser kaiserlicher Beamter (Graf) geworden war.

An diese reiht sich jene Klasse des Adels, die wieder als Uradel bezeichnet wird, zum Unterschiede vom Brief- oder Papieradel. Uradel ist somit jener Teil des Adels, der seinen ursprünglichen Adel nicht durch Verleihung, sondern aus dem sich allmählich bildenden Ständeverhältnis heraus ableiten kann.

Dieser Bildungsprozeß ist im gesamten Deutschen Reich in seinen großen Zügen ziemlich gleich. Doch gibt es territoriale Verschiedenheiten, die insbesonders für Österreich wichtig sind. Zusammen findet sich diese Entwicklung bei uns und dem Deutschen Reiche von dem Zeitpunkte an, als die Habsburger ständig Kaiser wurden.

Ich will mich hier speziell auf die österreichischen Verhältnisse beschränken und nur fallweise ins Reich hinübergreifen. Auch in Österreich fanden die Babenberger freie Leute, die eigentlich den ersten Stand bildeten. Aber bald fühlten sich die Babenberger als Souveräne und hatten ein Interesse daran, sich einen ihnen ergebenen Adel zu schaffen

* Es sind dies z. B. neben einigen regierenden Häusern die Croy aus der Picardie, Hohenlohe, Fürstenberg, Rechberg aus Franken, Oettingen, Solms aus dem Breisgau, Wied aus dem Lahngau, Isenburg aus dem Rheinischen.



Sie statteten ihre Ministerialen mit Reichtum und Macht aus, so daß diese bald den Stand der Landherren bildeten und die minder bemittelten Freien, um sich zu erhalten, gezwungen waren, sich unter diesen Stand zu mischen, ja sogar sich unter den Schutz dieser neuen Landherren zu stellen. So verschwand in Österreich der Stand der Freien, und es bildeten die Landherren den ersten Stand. Zu diesen gehören z. B. von den noch lebenden Geschlechtern aus Steiermark die Stubenberg, aus Niederösterreich die Liechtenstein. Als zweite Stufe des Uradels sind alle jene zu rechnen, die von den rittermäßigen Familien dieser Zeit abstammen. Diese standen als einschildige hinter und unter den Landherren. Von solchem rittermäßigen Uradel sind die meisten unserer ersten österreichischen Familien. Dabei mag nur kurz erwähnt sein, daß die Rittermäßigkeit durch den Beruf des Kriegsdienstes mit Waffenrecht bedingt war und daß sich Freie wie Unfreie zum Stand der Ritter verbanden. Die Vorbedingung zur Rittermäßigkeit war der Nachweis, daß Vater und Großvater den ritterlichen Kriegsdienst geübt haben. So rekrutierte sich die Ritterschaft teils aus unbemittelten Freien, teils aus den ritterlichen Knechten, die selbst wieder aus dem reicheren Bauernstand sich ergänzten. Später, als das Ständewesen zum Durchbruch kam, war das Aufsteigen aus einem Stand in den andern sehr erschwert und bedurfte der Zustimmung des Standes, in den der Bewerber aufgenommen werden wollte.

Bevor ich weitergehe, muß ich noch erwähnen, wieso es kommt, daß sich auf österreichischem Boden keine Dynastenfamilien erhalten haben. Der Grund ist sehr einfach. Die exponierte Lage der Ostmark duldete es nicht, daß innerhalb des Gebietes der Babenberger andere ihnen gleichberechtigte und nicht untergeordnete Grafen leben, waren sie ja selbst nur Angestellte des Kaisers. So war es ihr und ihrer Nachfolger Streben, alle exterritorialen Gebiete auf irgendeine Weise zu erwerben, und schon Rudolf IV. der Stifter hat die letzten Freien, die Grafen von Schaumberg, durch Kauf seiner Gewalt unterordnet. Freilich kam den Babenbergern die ihnen sehr bald verliehene außerordentliche Stellung dem Reiche gegenüber sehr zustatten, die ihnen die volle Souveränität über ihre Länder gab. So blieb der Uradel in Österreich bis ungefähr zur Zeit, als die Habsburger dauernd Kaiser wurden, gegliedert in Herren, Ritter und rittermäßige Knechte. Von da an beginnt die Zersetzung dieses landschaftlichen Uradels mit seiner in dem langererbten Grundbesitze fußenden Bedeutung durch einen neuen Adel, den Briefadel, merklich zu werden.

Mit dem immer zunehmenden Kampfe zwischen den Landständen und der Herrschermacht und dem allmählichen Obsiegen der letzteren begannen die habsburgischen Beamten immer größeres Ansehen zu gewinnen, und es wird nicht selten, daß Beamte und reiche Bürger vom Kaiser zu Freiherren, ja selbst zu Reichsgrafen ernannt wurden. Das erste solche Grafendiplom in Böhmen an die Schlik datiert von 1433. [Maximilian erhebt 1482 die Lodron, 1489 die Prueschent zu Grafen, Karl V. die Thurn 1530, die Roggendorf 1537. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts mehren sich die Fälle immer mehr. Es beginnt der rittermäßige Uradel um Besserung des Standes und Wappens anzusuchen, und wiesehr auch der landsässige Uradel den neuen Beamtenadel verachtet, so wird er doch gezwungen, um diesem standzuhalten, selbst in die Beamtenschaft einzutreten. Anderseits schließt er sich zusammen und soweit er die Aufnahme des Adels neuen in die Stände nicht verhindern kann, erschwert er sie nach Möglichkeit. Es entstehen die Landschaftsmatrikeln, und die Teilnahme an den Landtagen wird von der Eintragung in jene abhängig gemacht. Aber bald nimmt der Landesherr die Verleihung der Landmannschaft als sein

Recht in Anspruch. Immer stärker wird die Opposition der Landstände gegen den Landesherrn, die in der Zeit der Gegenreformation für den landständischen Adel in ungünstigster Weise gebrochen wurde.

Mittlerweile hatte sich, besonders seit der Vereinigung Böhmens und Ungarns mit Österreich unter Ferdinand I. 1526, ein Hofadel gebildet, der sich aus adeligen Vertretern aller dieser Länder zusammensetzte. Nicht allein, daß sie am Hofe des Kaisers zusammentrafen, sie beginnen in anderen Ländern seßhaft zu werden, erlangen dort das Inkolat und beschleunigen die von den Habsburgern beförderte Verschmelzung. Den ersten entscheidenden Schritt gegen den opponierenden landständischen Adel tat Ferdinand I. gleich nach seiner Thronbesteigung durch das Neustädter Blutgericht 1522. Das schüchterte zwar ein, doch trachtete der Adel nach Bundesgenossen. Hierzu kam ihm der in den österreichischen Ländern stark auftretende Protestantismus wohl zustatten und wir sehen vor uns das Schauspiel der Reformation und Gegenreformation, das sich abspielte in dem Kampf zwischen einerseits der katholisch-landesherrlichen und anderseits der protestantisch-ständischen Macht, und welcher mit dem Untergang der letzteren endet. Geradezu katastrophal gestaltete sich dieser Kampf für den ständischen Adel Böhmens. Interessant wäre es wohl in diese Zeit näher einzugehen, es würde mich aber allzuweit von dem mir gestellten Thema ablenken.

Es war selbstverständlich, daß in diesem Kampfe sich der katholisch gebliebene Adel eng an den Herrscher anschloß, und es war keine Seltenheit, daß ein Protestant im Laufe der Zeit, sei es aus Überzeugung, sei es aus Vorteil, zum katholischen Glauben übertrat und sich dem katholischen Teil des Adels anschloß. So verstärkte sich dieser Hofadel immer mehr und es blieb eigentlich nur mehr dieser Reichsadel übrig, denn der protestantisch gebliebene Teil des Adels mußte, wollte er nicht strengere Behandlung gewärtigen, von dem „flebile privilegium emigrationis“ Gebrauch machen. Aber nicht allein die Verschiebung der Bedeutung des Adels war die Folge dieses Kampfes. Eine Änderung der Auffassung von Herrscherrecht und Selbstverwaltung, die Kräftigung des Reichseinheitsgedankens einerseits, anderseits die Heranziehung der Bürger und Bauern, die dem Herrscher Matthias abgerungene Anerkennung der Städte und Märkte als Stand waren weitere Folgen.

Damit war der Einfluß und die Macht des ständischen Adels, der sich wohl wieder nach Beendigung der Reformationskämpfe als katholischer Adel zusammenschloß und das Standesbewußtsein pflegte, auf die Länder beschränkt und in sehr geschwächtem Maße. Denn der siegreich begonnene Kampf gegen die landständische Macht wurde mit Energie weitergeführt und das Obsiegen des absolutistisch-zentralistischen Reichseinheitsgedankens erlangte unter Josef II. seinen Höhepunkt. Eine teilweise Restauration des ständischen Einflusses der Länder unter Leopold II. hatte wenig Bedeutung. Wohl sehen wir am Hofe des Kaisers Vertreter des hohen Adels als Staatsmänner und Militär, diese gehören aber fast ausschließlich zu dem vorhin erwähnten Hofadel. Beiden gemeinsam, dem Hofadel wie dem sogenannten ständischen Landadel, war die Stellung, die sie als Grundherren auf ihrem Besitz hatten, verschieden aber die Taktik, wie sie ihren Einfluß zur Geltung zu bringen trachteten. Während der Hofadel durch engen Anschluß an den Kaiser, durch Besetzung der wichtigsten Posten im absoluten Regime seinen Einfluß zur Geltung zu bringen trachtete, blieb der landsässige Adel auf der Basis der ständischen Verfassung stehen und reklamierte durch die Länderautonomie einen höheren Einfluß für sich.

Da kamen die Umwälzungen der Jahre 1848 und 1849. Auch hier will ich mich strenge an die Folgen halten, welche sie für den grundherrlichen Adel hatten. Die Aufhebung der Erbuntertänigkeit und aller damit verbundenen grundherrlichen Rechte hatte einen gewaltigen Einfluß auf die Stellung des Adels am Lande selbst, während die Aufhebung der ständischen Verfassungen seinen politischen Einfluß gewaltig reduzierte. Was zum Schlusse erübrigte, war die Kurienvertretung im Reichsrate und in den Landtagen. Aber auch da zeigte sich die Verschiedenheit in der Auffassung bei den zwei Parteien im Adel selbst. Der sogenannte Hofadel, welcher sich enge an den Monarchen angeschlossen hatte und durch den Einfluß der ganzen absolutistischen Ära liberalisiert und durchaus deutsch war, schloß sich zur zentralistisch gesinnten verfassungstreuen Gruppe zusammen, während der konservative landsässige Adel, seinen Prinzipien treu, den autonomistischen Länderstandpunkt gegen den zentralistischen Reichsstandpunkt verteidigend, nur sehr spät unter Aufrechthaltung seiner Prinzipien sich ins Unvermeidliche fügte. Die Phasen von 1848 bis 1861, welche eine schwankende Regierungsmethode bekunden, sind dabei ganz nebensächlich. Die Verfassung brachte für Österreich eine Teilung der bis dahin dem Monarchen absolut zustehenden Zentralgewalt zwischen Monarch und Volk, wobei nur der kleinste Teil dieser Macht auf die Länder übergegangen ist.

Die diversen politischen Kämpfe, Krisen usw. der Zeit unserer Verfassung bis heute zu beleuchten, liegt außerhalb meiner Absicht. Schließlich führte die Regierungskunst zur Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes. Ich bin weit entfernt, nur ein Wort noch darüber zu verlieren, da ich annehmen kann, daß meine Ansicht den freundlichen Lesern dieser Zeilen genugsam bekannt sein dürfte.

Ich will nur kurz ein Bild entwerfen, aus dem zu sehen sein wird, in welcher Situation der Adel sich heute befindet. Und hierbei betone ich ausdrücklich, daß ich den mit Grundbesitz versehenen Adel im Auge habe. Vor allem müssen wir sehen, ob er imstande war, bei Hof seinen Einfluß soweit zu erhalten, daß er, den Traditionen des ehemaligen Hofadels folgend, die vornehmsten Posten im Staate gewinnen und festhalten konnte. Das muß entschieden verneint werden. Mit dem Aufhören des Absolutismus und Beginn des Parlamentarismus unter der Konstitution gebühren die ersten Stellen der Staatsverwaltung den aus dem Parlamente hervorgehenden hervorragendsten Männern. Bei normaler Entwicklung hätte der Adel immerhin noch einen gewissen Perzentsatz durch das Haus der Abgeordneten zu höheren Posten bringen können. Die parlamentarischen Verhältnisse haben aber das Heft der Regierung in die Hand der Bureaukratie der Wiener Zentralbehörden gespielt und heute hält diese es fest, und ob das allgemeine gleiche Wahlrecht die Macht der Beamtenschaft nicht noch vermehren wird, wollen wir der Zukunft überlassen. Heute ist diese Beamtenschaft ein geschlossener Körper, der jeden wegzubringen weiß, der sich ihr nicht ganz anpaßt. Und wenn darin mancher Freiherren- und Rittertitel zu finden ist, so sind und bleiben deren Träger immer nur Beamte, selbst wenn man sie unter einen Sammelnamen fassen wollte, den des sogenannten Militär- und Beamtenadels. In der Armee, jener Institution, der der Adel traditionell seine besten Kräfte seit jeher gewidmet hat, sieht es noch schlechter aus, denn nach 1866 beeilte man sich recht rasch mit dem Adel aufzuräumen, dem man die Schuld an Königgrätz in die Schuhe schob. Ob mit Recht? Das wird die Geschichte einmal lehren.

So blieb dem Adel nur noch das zweite, das Kurienprivileg im Reichsrat und in den

Landtagen. Aber auch dieses hatte für ihn nicht mehr die ursprüngliche Bedeutung, da dieses Wahlprivilegium zwar an bestimmten Besitz gebunden war, wodurch aber, weil der Besitz jedermann zugänglich gemacht wurde, sich der Machtanteil des Adels stark verschob.

Nun hat aber dieses Privilegium für den Reichsrat, somit der Adel als politischer Machtfaktor für das Reich zu existieren aufgehört und in den Landtagen dürfte über kurz oder lang dasselbe eintreten. Die Folgen, die dies für den Staat haben wird, wird die Zukunft lehren.

Die Frage ist nun: Was soll der grundbesitzende Adel tun und welchen Weg soll er einschlagen, um überhaupt politisch wirksam tätig sein zu können?

Vor allem muß man sich die geänderte Situation vor Augen halten. War es früher die erste Pflicht des Adels als Stand treu zum Herrscher zu halten, und hat der Adel als politischer Faktor diese seine Ehrenpflicht bis jetzt treu ohne Rücksicht auf sein eigenes Interesse erfüllt, so stellt sich die Sache so, daß die Treue zum Herrscher von jetzt an nur mehr ein persönliches Attribut des ferneren Wirkens des Adels sein kann, wie überhaupt sein Wirken für das Gesamtwohl nur mehr ein persönliches sein wird. Wie sieht es aber mit den Vorbedingungen aus, um eine solche Tätigkeit beginnen zu können?

Und da muß man sagen, im Großen und Ganzen sehr ungünstig. Der Grund liegt erstens in den allgemeinen Verhältnissen, dann aber auch beim Adel selbst.

Was nun die allgemeinen Verhältnisse betrifft, kann ruhig behauptet werden, daß unter den jetzigen Verhältnissen die Zugehörigkeit zum Ade überhaupt für jegliche politische Betätigung nicht nur nicht gleichgültig, ja im Gegenteil geradezu nachteilig wirkt. Seit Jahrzehnten muß der Adel als Sündenbock für vieles herhalten, was er weder zu befördern noch zu hindern jemals in die Lage kam. Die Presse hat redlich dazu beigetragen, jeden Fehler, viele nicht zu entschuldigende Taten einer oder der andern Einzelperson dem Gesamtstande zuzuschreiben, um so diesen in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren. Über alles Gute und Edle, was Vertreter des Adels für Wohltätigkeit, Hebung und Unterstützung der Kunst, durch sein Wirken am Lande, durch sein Verhalten in der Kurienvertretung des Großgrundbesitzes für den Staat und die Regierung geleistet haben, wird stillschweigend hinweggegangen, dafür mit um so größerer Breite jeder Fehltritt hervorgehoben.

Ich will damit nicht sagen, daß der Adel durchweg von der richtigen Auffassung seiner Stellung zu Staat und Volk sich hat leiten lassen, auch er besteht nur aus Menschen, welche gegen die zwingende Macht der Verhältnisse allein siegreich nicht ankämpfen können. Die Verkehrtheit der Auffassung, ich möchte sagen, das Sich-nicht-Losmachen-können von der traditionellen Ansicht, die erste Pflicht des Adels sei, sich um die Person des Herrschers zu scharen, hat ihn um vielen Einfluß gebracht. Politisch hat ihn dies zu der von mir oft bekämpften Auffassung der regierungsfreundlichen Politik zugunsten der sogenannten Staatsnotwendigkeiten, sozial zu einem tatenlosen Großstadtleben geführt, das ihn von der Quelle seiner Existenzbasis des ländlichen Besitzes allzusehr abgezogen hat. Und nun auf einmal wird dem Adel gesagt, daß die Auffassung seiner Standespflichten falsch und unzeitgemäß ist, nicht so sehr durch den Verlust seines Privilegiums, sondern vielmehr durch die große Deutlichkeit, mit der ihm gezeigt wurde, daß dieses Standesbewußtsein und seine daraus entspringende politische und soziale

Tätigkeit für die Weiterentwicklung des modernen Staates nicht mehr erforderlich, ja veraltet, sogar schädlich ist. Und damit ist ihm die Grundlage seiner bisherigen Tätigkeit genommen und er wird plötzlich einer neuen Situation entgegengestellt, von der heute noch niemand weiß, was daraus werden kann. Die Axt wurde dadurch an ein Gebäude gelegt, von dem ich ruhig zugestehen muß, daß es auf der Straße moderner Staatsentwicklung ein wenig vorgestanden ist. Ob aber die österreichische Monarchie nicht daran einen kleinen Halt gehabt hat und vielleicht noch weiter hätte haben können, das will ich nicht erörtern.

Zurückgerückt und in gerade Linie gesetzt, muß im modernen Bauplan alles werden. Nur muß nun dieses Gebäude, das auf dem alten Platze stehen soll, neu aufgebaut werden und das braucht Zeit; auch muß es einen guten Baumeister haben, um schön und zugleich dauerhaft zu werden. Und wenn Monarch und Regierung heute vom Adel fordern, mitzuwirken im politischen Leben, so muß ich rufen: Lasset uns erst Zeit, ein neues Gebäude zu errichten, dann werden wir sehen, was wir tun können.

Und nun will ich versuchen, ein paar Bausteine zu diesem Neubau zu liefern.

Einen bescheidenen Anfang habe ich schon gemacht, als ich meine Ansicht, wie der deutsche Großgrundbesitz in Böhmen sich in Hinkunft zu verhalten haben wird, in einer Rede niederlegte, die ich am 14. Oktober 1906 in Prag anläßlich einer Wählerversammlung des deutschen Großgrundbesitzes in Böhmen hielt. Da diese der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist,* will ich hier nur einige Ergänzungen anfügen.

Ich habe früher erwähnt, daß der grundbesitzende Adel in Verfolgung seiner Auffassung sich von seinem ländlichen Besitze, als seiner wesentlichsten Existenzbasis, allzusehr entfernt hat, und ich glaube, daß eine Annäherung an Land und Leute eines der Hauptmomente ist, um erst die Vorbedingungen zur weiteren Tätigkeit zu schaffen. Nur fest auf diese Grundlage gestützt, wird es für den landbesitzenden Adel möglich sein, weitere Erfolge für das Gesamtwohl zu erzielen. Gewiß wird es schwer gehen und man wird mit dem Unverstand und auch mit der absichtlichen Verhetzung unter der Landbevölkerung rechnen müssen, gar manchen Undank wird man ernten, wie es ja bis jetzt auch der Fall war. Aber man darf sich dadurch nicht abschrecken lassen. Endlich muß doch die gute Absicht, die ehrliche Bemühung anerkannt werden und es wird das Vertrauen gerade so fest werden, wie heute das Mißtrauen besonders in bäuerlichen Kreisen stark ist. Dazu ist aber vor allem notwendig, daß der landbesitzende Adel sich gewöhne, nicht mehr, wie so viele seiner Vertreter es tun, das Um und Auf seiner Tätigkeit in der En gros-Verwaltung seiner Güter, im übrigen aber darin zu erblicken, gesellschaftlich eine Rolle zu spielen. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit muß auf das Land verlegt werden. Die Sorge und Anteilnahme an der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Landbevölkerung muß sein Ziel sein. Es muß das Bewußtsein geweckt werden, daß der landbesitzende Adel höhere Aufgaben hat, als nur innerhalb des engeren Kreises seiner Standesgenossen zu glänzen, sei es als guter Schütze oder als Jagdherr usw. Es muß der Jugend schon eingeimpft werden, daß des Lebens Zweck nicht Vergnügen, sondern Arbeit ist und daß der junge Mann schon deshalb, weil er einen schönen, klangvollen Namen trägt, doppelt verpflichtet ist, diesen klaglos zu führen.

* Konservative Korrespondenz Nr. 280, vom 20./X. 1906.

Eines mögen alle, die noch Herz und Liebe für den Adelsstand haben, zur Kenntnis nehmen: daß heute ein adeliger Name allein nichts bedeutet, aber getragen von einem tüchtigen Manne, doppelt und dreifach schwer in die Wagschale fällt.

So wäre der erste Schritt, der zu machen wäre, Veredelung der Auffassung der sozialen Mission des landbesitzenden Adels und deren Verlegung auf das Land.

Ein zweites ist die wirtschaftliche Tätigkeit selbst. Hierin muß sich der adelige und nichtadelige Grundbesitzer finden, daß seine Arbeit sich nicht auf die gute Bewirtschaftung seiner Güter allein beschränken darf, sondern sich einfügen muß in die Sorge für das Gedeihen aller landwirtschaftlicher Berufsgenossen, ob groß ob klein, durch eigene fleißige Mitarbeit.

Dann, dann mag es möglich sein, daß es dem landbesitzenden Adel durch einzelne seiner Vertreter wieder gegönnt sein wird, ersprießlich für das Gesamtwohl in den politischen und sozialen Kampf einzutreten und entscheidend zu wirken.

Heute will ich meine Betrachtungen mit dem Rufe schließen: „Zurück zur Scholle, die uns ernährt!"

Neue Erziehungsideale in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts.

Von Karl Lamprecht.*

Der Philosoph Tetens, einer der weitblickendsten Köpfe der Zeit, stellte in den siebziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts als Forderungen staatlicher Reformen auf: erstens Gewerbefreiheit; zweitens soziale Erleichterungen für die unteren Schichten, insbesondere Verkürzung der Arbeitszeit auf täglich neun bis zehn Stunden und entsprechende Erhöhung des Arbeitslohnes, damit Muße für Bildung von Verstand und Herz geschaffen werde; drittens Gedankenfreiheit; viertens Jugendbildung im subjektivistischen Sinne.

Es ist ein für die Zeit charakteristisches Programm; aus wirtschaftlichen und sozialen Forderungen erhebt es sich zur Forderung der Gedankenfreiheit als wichtigsten, wenn nicht einzigen Menschenrechts und für den richtigen Gebrauch dieses Rechtes fügt es nur eine Kautel hinzu: die einer zeitgemäßen Erziehung.

Wie Tetens empfanden alle der Zukunft zugewandten Geister, wenn sie auch die notwendigen Postulate nicht immer in gleich klarer Weise formulierten; und so versteht es sich, daß sie in den Erziehungsproblemen die im Grunde wichtigste und durch positives Wirken am leichtesten und unmittelbarsten zu lösende Frage der Zeit sahen. In der Tat war diese Frage weitaus die populärste schon um 1750 und während des Frühsubjektivismus, dann aber erst recht in der Zeit jenes auch sittlich und philosophisch schon reiferen Subjektivismus, der gleichzeitig etwa mit der Abklärung der Dichtung zu klassischen Leistungen in den neunzig:r Jahren auftrat; und sie hat eben darum in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts die stärksten Leidenschaften und die

* Aus dem IX. Bande von des Verfassers „Deutscher Geschichte", der im Laufe des Jahres erscheinen wird.



temperamentvollsten Bemühungen entfesselt, wie sie denn auch die Zeit am ehesten mit jenem Selbstbewußtsein wirklicher Leistungen erfüllte, das schon auf die nächst zurückliegende Vergangenheit als eine überwundene zurückblickt.

Was aber erwartete man nicht auch von der Lösung eben dieser Frage; welche Kraft traute man nicht der Erziehung zu! Kant meinte kurzweg: „Der Mensch ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht." Und Pestalozzi hat erklärt, für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Erdteil sei Rettung überhaupt nur noch durch Erziehung möglich. Jedem Patrioten aber schwoll nach einer Meinungsäußerung Gedikes, des Prorektors am Friedrich-Werderschen Gymnasium in Berlin, die Brust bei den Aussichten, welche die Durchführung der subjektivistischen Erziehung eröffne; „mit Entzücken und Sehnsucht sehe er die herrliche Ernte heranreifen". Aber schon im Jahre 1778 waren die pädagogischen Hoffnungen der Zeit einmal gleich enthusiastisch zusammengefaßt worden:* „Gott wird sich durch eine Erziehungsreform der ausgearteten Menschen annehmen. Es werden wieder Sprecher aufstehen, die die Rechte der Menschheit in ihren Schutz nehmen, Licht und Erkenntnis ausbreiten, ein verweichlichtes Geschlecht wieder abhärten und zur Menschenwürde erheben, unter welche es so tief herabgesunken war. Bessere Erziehungsanstalten werden allen Arten von Tyrannen Grenzen setzen. Der gesunde Menschenverstand wird seine Rechte behaupten, Stand und Geburt nicht mehr Verdienst, nicht mehr Konterbande sein. Die Großen werden aufhören, die Geißel der Niederen, und Menschen werden aufhören, eine Ware zu sein. Einfalt der Sitten, Menschenliebe und Freiheit werden wieder ihren Wert erhalten und Titel, Bänder, Sterne und Würden nicht mehr vor Verachtung schützen. Der Deutsche wird, von neuem Nationalgeist beseelt, sich des fremden Plunders schämen und selbst Original sein."

Mit welchen Mitteln aber, unter welchen genaueren Zielen wollte man nun diese paradiesischen Ideale heraufbeschwören? Die letzten Zeilen der eben angeführten Stelle deuten die Lösung, in der Sprache ihrer Zeit, schon an. Der Deutsche soll Original werden.

Der Mensch hatte schon den primitiven Subjektivismus alsbald zu interessieren begonnen: ist doch das neue Geistesleben bei weitem mehr von einem vertieften Studium des Menschen als der sonstigen Welt der Erscheinungen ausgegangen. Von vornherein aber lief dies Studium nicht so sehr auf bloße Kenntnis als auf praktische Anteilnahme hinaus; nicht eine vertiefte theoretische, sondern eine praktische Psychologie war das Endziel. Ist aber praktische Psychologie nicht Pädagogik im weitesten Sinne? Es waren Zusammenhänge, die mit dem vollen Durchbruche des Subjektivismus immer deutlicher hervortraten. Im Jahre 1785 spricht z. B. Blessig den moralischen Zweck seiner psychologischen Studien dahin aus, daß er die Bildung des Charakters, auf Grund der Selbsterkenntnis, als Ziel hinstellt. Und Feder fordert 1790, in Vertiefung der Studien, die mit Lavaters „Physiognomik" begonnen hatten, daß eine Spezialpsychologie als Wissenschaft von den Verschiedenheiten der Menschen in Ansehung der Gemütseigenschaften begründet werde. Diese Psychologie müsse als Vorbedingung jeder vertieften praktischen Psychologie bezeichnet werden, die dann ihrerseits wieder die Grundlage einer neuen Staatslehre sein werde.

* „Pädagogische Unterhaltungen" 1778, S. 5.

Ist es da verwunderlich, wenn von Maurer, in seiner „Wissenschaft vom Menschen", schon im Jahre 1782 der Versuch gemacht wurde, eine innerhalb der Erziehung und des Staatslebens verlaufende Charakterentwicklung zur Grundlage einer Art von Sozialpsychologie zu machen?

An erster Stelle aber kam doch die Erziehung des Einzelmenschen als solchen auf Grund einer neuen Kenntnis des Seelenlebens in Betracht. Und da konnte denn der Weg kein anderer sein als der, daß man die neuen naturalistisch gefundenen Gegebenheiten des Seelenlebens in irgendeiner Weise zu veredeln trachtete. Ein praktischer Idealismus der Erziehung also setzte ein und sein Ziel war Veredelung des neuen Menschen, oder, insofern man den neuen Menschen noch nicht als geschichtlich geworden, sondern als absolut gegeben empfand, die Darstellung reinster, höchster Menschlichkeit in ihm. Zu ihr den Menschen hinzuformen, das erschien der Zeit mithin als wunderbarste Aufgabe alles Menschendaseins: diesem praktischen Ziele hat sie mehr als irgendeinem andern mit ihrem Herzblute gelebt.

Und was erwartete man nicht für Ergebnisse! Immer und immer wieder taucht der Gedanke auf, daß die Vollendung dieser Erziehung eigentlich jeden Zwang und damit jeden Staat unter den Menschen überflüssig machen müsse: und am Ende der Zeiten erscheint damit eine edle Anarchie als letztes Ziel alles Menschlichen. Oder sollte dies Ideal gar schon in absehbarer Nähe erreichbar sein? Der Illuminatenorden hat geraden Weges die Absicht verfolgt, durch energische Erziehung der einzelnen die Staaten, die bei dem niedrigen Stande der Tugend jetzt noch notwendig seien, entbehrlich zu machen. Ähnliche Neigungen erwachten auch bei den Freimaurern. Später hat Friedrich Perthes, den man in seiner Jugend als getreuen Spiegel der Gedankenwelt der gebildeten Kreise jener Zeit betrachten darf, mindestens die vollste bürgerliche Freiheit als notwendige Folge der Herrschaft über sich selbst, der „einzigen, wahren individuellen Freiheit" erwartet. Und ist nicht in der Tat, so sehr auch dies letzte Ziel im Grunde unerreichbar blieb, die Zeit dennoch ausgezeichnet gewesen durch eine ungemeine Fülle von Menschen stärkster Selbsterziehung, von Friedrich dem Großen und Goethe hinab bis in die kleinsten Kreise? Das Gedrungene des Ausdrucks, die klassische Marmorruhe auf so vielen Bildnissen der Zeit sprechen hier auch heute noch deutlich genug, selbst wenn sie nur Modezüge der Porträtkunst gewesen sein sollten.

Wenn man aber das Erziehungsideal der Darstellung reiner Menschlichkeit entwickelte, so näherte man sich seiner praktischen Durchführung auch im Rahmen dessen, was der Zeit möglich war, doch nur langsam.

Die Zeit des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts hatte außer der Berufserziehung schließlich fast nur noch eine intellektualistische Bildung gekannt. Es war natürlich, daß von diesen beiden Zielen noch vieles in das neue Zeitalter hinein bestehen blieb und erst langsam abstarb. Zwar daß die Erziehung sich allgemein nach Berufsidealen regeln müsse, daß mithin Fürstenerziehung sozusagen grundsätzlich etwas anderes sei als Adelserziehung, und Adelserziehung etwas anderes als Erziehung von Bürgern, das haben wohl nur noch die älteren Philanthropinisten behauptet: allgemein und rasch drang das Ideal einer Menschenerziehung als solcher durch. Viel schwerer war es dagegen, den Intellektualismus der früheren, der individualistischen Zeit praktisch zu beseitigen. Gewiß: daß die Bildung des Verstandes durch eine solche des Herzens ergänzt werden

müsse, war schon eine immer wieder emphatisch vorgetragene Lieblingsforderung der frühsubjektivistischen Zeit. Allein, daß aus der Erziehungskunst als solcher der Intellektualismus zu bannen sei, war ein Gesichtspunkt, der z. B. den Philanthropinisten noch keineswegs einleuchtete: auch insofern stehen Basedow und seine Genossen mit mindestens einem Fuße noch im individualistischen Zeitalter. Indes selbst später war die intellektualistische Lehrmethode noch weit verbreitet: da wurde denn z. B. dem Zögling noch immer, als Urgrund gleichsam alles Wissens, seine Seele als erstens eine einfache, daher fürs zweite unteilbare und darum drittens unsterbliche vernünftige Substanz mit Vernunftgründen bewiesen und nicht minder auch der liebe Gott als eine analoge Substanz, nur ungleich höherer Art, ausdemonstriert. Diesem Logizismus hat eigentlich erst Pestalozzi mit durchschlagendem Erfolge das Prinzip der Anschauung, das heute den Unterricht beherrscht, entgegengestellt: Pestalozzi, der drei Jahrzehnte hindurch keinerlei Bücher gelesen hat.

Allein die nächsten Aufgaben der späteren Zeit des XVIII. Jahrhunderts bestanden nicht so sehr in der Durchbildung des unterrichtlichen wie des Erziehungsideals. Und hier war man wenigstens in einem Punkte durchweg einig. Die Knaben der besseren Stände der Rokokozeit und des ausgehenden Individualismus hatten nicht selten, die Männer noch häufig Schnürbrüste getragen; mit Strümpfen an den Füßen zu schlafen war gewöhnlich, Friedrich dem Großen wird es als Beweis der Abhärtung angerechnet, daß er es nicht tat. Jetzt wollte man Freiheit, Natürlichkeit, Frische zunächst der körperlichen Ausbildung; ein Feldzug gegen Stubenhocken und Verzärtelei begann: manch längst vergessener Sport, wie Schlittschuhlauf und Baden im Freien, überhaupt Beschäftigung mit dem Elemente des Wassers, kam auf und den Höhepunkt dieser Bewegung hat die echt deutsche Entwicklung einer disziplinierten Anstrengung des Körpers, das Turnen Friedrich Ludwig Jahns, gebildet.

Darüber hinaus aber galt es alsbald auch sittliche Ideale zu entwickeln. Und hier ist nun zunächst die alte aufklärerische Richtung in der Übergangszeit, als dem jungen Subjektivismus erst mehr Trieb als Willen, mehr Tendenz als Ziel zur Verfügung stand, noch einmal zu Worte gekommen. Da haben denn die Philanthropinisten das alte rationalistische Programm der direkten Ausbildung fürs praktische Leben zu guter Letzt noch einmal ins Feld geführt: natürlich vergebens. Den lehrreichsten Versuch aber, die neue, noch unklare Bewegung auch geistig zu beherrschen, hat wohl Friedrich der Große gemacht. Er wollte zunächst in seinem Alter nichts mehr von utilitarischen Lebensidealen, und seien es auch wissenschaftliche, hören: „Das hält die moralische Welt nicht im Gleis, und gute Sitten sind für die Gesellschaft mehr wert als alle Beweise Newtons.“ War das nicht eine starke Annäherung an den Geist des Frühsubjektivismus? Nun glaubte der König aber für eine neue Grundlegung der Erziehung die Basis im Egoismus gefunden zu haben: einem sittlichen Egoismus analog dem wirtschaftlichen Adam Smiths! Aus richtig verstandenem Egoismus leitete er jetzt jenen ihm längst schon teuern Spruch des Evangeliums: „Tue nichts, wovon du nicht wünschest, daß es dir die andern auch täten,“ darin sich Kant nähernd, als ausreichendes altruistisches Prinzip ab: und baute darauf u. a. jenen Begriff des Patriotismus, den er in späteren Jahren immer dringender von seinen Untertanen gefordert hat. Und gewohnt, nicht bloß zu betrachten, sondern zu handeln, versuchte er seinen

Prinzipien innerhalb Preußens auch in den praktischen Fragen der Erziehung bald genug Geltung zu verschaffen. So schrieb er als Katechismus gleichsam der neuen Erziehungslehre den „Dialogue de morale à l'usage de la jeune noblesse", den er dem Kommandeur der Berliner Kadettenanstalt zustellte. Vor allem aber ging er von seinem Standpunkte aus an eine Schulreform, indem er zunächst in dem „Discours de l'utilité des sciences et des arts dans un Etat" vom Jahre 1772 als Ergänzung zu seinen ethischen Anschauungen seine Stellung zu den Lehrstoffen intellektuellen und ästhetischen Charakters festlegte und dann Zedlitz als ersten preußischen Kultusminister zur Durchführung seiner Absichten berief. Zeigte schon diese Berufung, daß es dem König dabei vornehmlich um eine Einwirkung auf die Mittelschulen zu tun war, in denen in der Tat auch die neuen Erziehungsprobleme, insofern sie vom Staate aufgenommen wurden, am leichtesten Verwirklichung finden konnten, so war es andererseits fast selbstverständlich, daß des Königs Absichten sich in diesem Zusammenhange mit der Entwicklung des Neuhumanismus, der ja eben zum guten Teile von den Gymnasien ausgegangen war, berühren und kreuzen mußten. Es war eine dem König keineswegs unangenehme Konstellation, wenn auch schwer festzustellen sein wird, bis zu welchem Grade sein Verhältnis zum Neuhumanismus ein wirklich innerliches gewesen ist. Soweit indes dabei das besondere Erziehungsideal des Königs in Betracht kam, unterlag es sehr bald den bedeutendsten Abwandlungen durch die Einwirkung des klassischen Humanitätsideals und ist unter dem Einflusse dieser Einwirkungen kaum zu größerer Geltung gelangt. Das Prinzip des Egoismus selbst aber wurde von der fortschreitenden allgemeinen pädagogischen Bildung der Nation rundweg beseitigt.

Denn eben gegen den Egoismus machte man instinktiv und darum aufs entschiedenste Front. Im „Eigennutz" sah schon Moser, hierin völlig einig mit Luther, die Kraft, die recht eigentlich das Reich zersetze; und als Gottes größtes Gnadengeschenk an die Nation erschienen ihm Männer, die sich „nicht aus bloßem Ehrgeiz und Tagelöhnersart, sondern aus warmem Herzen hingeben". Rehberg hat dann den „groben Eigennutz" als das Übel bezeichnet, das die Nation nach Auflösung aller Körperschaften mit ihren besonderen Vorrechten und Würden schmählich nivellieren werde, und Brandes hat die Habgier der Erwerbsstände für staatsgefährlicher gehalten als den Hochmut des Adels. Es ist der Zusammenhang, aus dem heraus sich auch die fast ausnahmslose Ablehnung der nationalökonomischen Lehren Smiths seitens der deutschen Theoretiker durch fast zwei Jahrzehnte hindurch erklärt.

Was von der öffentlichen Meinung mit stets wachsender Einmütigkeit und immer zunehmender Stärke als positives Ziel erzieherischer Entwicklung reiner Menschlichkeit erklärt wurde, war vielmehr, ganz in Übereinstimmung mit den tiefsten Lebensprinzipien des Subjektivismus, ein altruistisches Ideal.

Und dies Ideal einer stark altruistischen Sittlichkeit sah man in dem verwirklicht, was die Zeit Menschlichkeit, was sie in besonderem Hinblick auf die Kultur der Alten Humanität nannte. Später hat man den Zusammenhang dieses Ideals mit der Antike nicht selten übertrieben; so hat z. B. Passow in den Jahren nationaler Erniedrigung, um 1807, geglaubt, die Wiederherstellung des deutschen Volkstums der Hauptsache nach durch das Studium des Griechischen herbeiführen zu können. In den guten Zeiten des XVIII. Jahrhunderts dagegen, in den achtziger und neunziger Jahren, ver-

stand man unter humanem Wesen nicht bloß einen Charakter, in welchem die ästhetischen und intellektuellen Fähigkeiten zu dem gesteigert wären, was besondere Anlage und menschlicher Typ, speziell auch nach dem Muster der Alten, an höchster Ausbildung zu erreichen gestatteten, sondern in dem vor allem die sittlichen Eigenschaften des Herzens, Freundlichkeit und Liebe, Mitleid und Erbarmen, edelste Erziehung zum allgemein Menschlichen erfahren hätten.

Dabei ist nicht zu leugnen, daß dieses Ideal, das man vielleicht auch als das der moralischen Freiheit bezeichnen kann, noch etwas wenig Umschriebenes, etwas im vagen Sinne des Wortes Kosmopolitisches hatte. Und es versteht sich, daß sich diese Unklarheit auch auf die Auffassung der nationalen Pflichten, ja des nationalen Charakters übertrug. Das ist die Erscheinung, die Schiller in dem verzweifelnden „Xenion" geschildert hat:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens:
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Und noch später hat die Romantik diesen Zusammenhang in dem Satze vorgetragen: „Die Deutschheit ist wohl darum ein Lieblingsgegenstand des Charakterisieurs, weil eine Nation, je weniger sie fertig, um so mehr Gegenstand der Kritik ist und nicht der Historie."

Für die nationale Entwicklung aber ergab sich daraus die Notwendigkeit, nicht dem Rate Schillers zu folgen, den er übrigens auch selbst praktisch wenn nicht verschmäht, so doch eingeschränkt haben würde, sondern hart und streng nach dem zu streben, was dem neuen Erziehungsideal eben noch fehlte, nach seiner nationalen Bestimmtheit.

Es ist ein Prozeß, der schon früh beginnt; der aber, soweit er wirksam wird, zunächst eine wesentlich staatliche Färbung annimmt. Denn praktisch betrachtet sind „Bürger und Mensch einander nicht entgegengesetzt, wie Rousseau behauptet",* sondern eins. Und hier wird nun eine Verbindung zwischen Staat und Erziehung zunächst dadurch angebahnt, daß man fordert, eben der Staat solle die sittliche Erziehung der Einzelperson, ihre Aufklärung, ihre Veredlung durchführen: wobei dann ohne weiteres Zugeständnisse an eine auch politische Erziehung im Sinne eben des Staates gemacht werden. Es war bis zu einem gewissen Grade der Standpunkt schon Basedows und der frühen Philanthropinisten, ohne daß freilich schon die Gemüts- und Willenserziehung stärker betont worden wäre. Aber hierüber ging dann die jüngere, braunschweigische Gruppe der Philanthropinisten, also Campe und andere, bereits hinaus: bei ihnen machten sich schon die spezifisch subjektivistischen Ideale, deren konkret pädagogische Vertretung bis dahin noch gefehlt hatte, bemerklich: die Einzelperson soll von sich aus, im Bereiche ihres Lebenwollens und Lebenkönnens, gefördert werden in allen ihren Richtungen; geschähe das selbstlos seitens des Staates, so werde sich dabei eben auch das richtige Staatsleben einfinden. Und wiederum eine etwas höhere Stufe subjektivistischer Forderungen wird dann in den neunziger Jahren vornehmlich erreicht; vertreten ist sie z. B. durch Stephani, Zöllner, Zachariae, Pölitz, Krug; und charakteristisch kommt sie in Vossens „Versuch über die Erziehung für den Staat als Bedürfnis unserer Zeit zur Beförderung des Bürgerwohls und der Regentensicherheit" (1799) zum Ausdruck. Da wird eine Erziehung der freien Einzelperson nicht so sehr

* Trapp (Philanthropinist) im „Braunschweig. Journal" 1788, 2. Stück, S. 269.

durch den Staat wie für den Staat in Betracht gezogen; der Staat habe nicht bloß zu geben, sondern auch zu fordern: der einzelne, ein in sich verantwortliches Subjekt, bedürfe zum Ausgleiche seiner Selbständigkeit gegen die Forderungen des Gemeinwohls einer regulierenden Erziehung zu den sittlichen Pflichten des Patriotismus. Dabei war zunächst und der Hauptsache nach nur an die Erziehung zum partikularen Patriotismus in irgendeinem der deutschen Staaten und Stätchen gedacht. Aber konnte man dabei stehen bleiben? Ganz und groß trat aus dieser langsamen Entwicklung schließlich die Idee einer allgemeinen deutschen Vaterlandsliebe hervor, wie sie Männer wie v. Zedlitz, v. Rochow, v. Bonstetten geahnt, wie sie Humboldt und in seinen letzten Jahren Schiller, wie sie Fichte und Arndt später in drangvoller Zeit verkündet haben.

Es war der Weg, auf dem sich das sittliche Ideal überhaupt und das Humanitätsideal im besonderen immer mehr mit konkretem Inhalt füllten, bis dieser in Gedankengängen wie denen von Fichtes „Reden an die deutsche Nation" in einer Lehre von tausend Einzelpflichten zutage brach. Diese Erfüllung des neuen Ideals aber mit sittlichen wie auch ästhetischen und intellektualistischen Vorschriften wurde doch der Hauptsache nach, soweit sie von gründlicher Wirkung war, im Verlaufe der Erziehungsgeschichte selbst, in der Durchbildung neuer Typen der Hoch-, Mittel- und Elementarschule erreicht: und der Staat wurde zu dieser Entwicklung an erster Stelle nur insofern herangezogen, als man volle Bewegungsfreiheit für die Entwicklung dieser Schultypen beanspruchte.

Es sind im Grunde die ersten fundamentalen und konstitutionellen wirklichen Freiheiten, die man in Deutschland überhaupt gefordert hat! Der Bereich der allgemeinen Menschenrechte an erster Stelle begrenzt auf den Gedanken der Erziehungsfreiheit! Und es ist das vielleicht die bezeichnendste Erscheinung überhaupt der besonderen subjektivistisch-freiheitlichen Entwicklung, die Deutschland gezeitigt hat: wie weit weicht dieser Bildungsgang ab von den Entwicklungsformen der Engländer oder der Franzosen und der süd- und westeuropäischen Völker! Aber freilich: gerade die feinsten Blüten einer generellen Freiheit subjektivistischen Geisteslebens umfaßt dieser Bildungsgang ganz und hat eben sie durch entschiedenste Geltendmachung der öffentlichen Meinung dauernd und mehr als sonst bei vielen Völkern gesichert: Freiheit des Glaubens, Freiheit des Denkens, Freiheit des Wortes und Freiheit der Presse.

Probleme des dramatischen Schaffens.

Von Dr. Max Graf.

Der Dichter ist der Wissende des „Unbewußten".
Richard Wagner.

Ich habe in einem früheren Aufsatze* vom Kampf der Affekte, widerstrebenden Neigungen, vom Streit der Leidenschaften als der Grundlage alles dramatischen Schaffens gesprochen. Niemandem aber kann es entgehen, daß damit nur eine vor-

* Siehe den Aufsatz „Richard Wagner und das dramatische Schaffen" (Bd. IX., S. 111 der „Österr. Rundschau"), mit welchem dieser Essay durch ein gemeinsames geistiges Band verknüpft ist. Beide sind Bruchstücke aus einer größeren Arbeit.



läufige Formel gefunden ist, ein ganz primitives und rohes Schema, und die Frage drängt sich auf, welche psychischen Kämpfe verbergen sich hinter den Bildern, die der Dichter gestaltet? Ist jedes Drama eine geistige Projektion des Zwiespaltes im Innern des Künstlers und die Katharsis dieser Leiden, die Lösung dieser Spannungen, woher stammen dieser Zwiespalt, diese Leiden, diese Spannungen? Soll die Formel, mit der wir bisher gearbeitet haben, nicht leer erscheinen, so müssen wir sie jetzt mit Inhalt füllen und das unbekannte X der Gleichung zu finden suchen.

So sei denn der Schritt gewagt in die dunklen Tiefen des Seelenlebens, wo Bilder aus dem Formlosen sich gestalten, wo die Affekte sich regen, der Schritt ins Unbekannte, Grenzenlose und Verschwimmende. Mit Bescheidenheit, aber ohne Zagen wagen wir jenen Abstieg zu den „Müttern", denn gelingt es uns, in den nächtigen Tiefen auch nur flüchtig etwas zu erspähen, scheint uns dieser Versuch erfolgreich zu sein.

Das Lichtreich des Bewußten scheint uns klein gegen das unermeßliche Reich der unbewußten Gedanken und Strebungen. Man denke sich eine große Höhle von einem kleinen Öllämpchen erhellt; der kleine Lichtkreis, der sich um die Öllampe bildet, das sind unsere bewußten Gedanken und Neigungen, die schwarze Nacht das Unbewußte. Der Inhalt unseres Bewußtseins wechselt, immer neue Bilder drängen sich heran, Vergessenes wird wieder lebendig, ein Wort zieht wie mit einem Faden ein ganzes Bündel Gestalten und Formen aus der Tiefe. Jahrzehntelang haben wir der Stadt nicht gedacht, wo wir unsere Jugend verlebt haben; jetzt kommen wir als Männer auf dem Bahnhofe an und betreten die Stadt wieder; beim ersten Schritte aus der Bahnhofshalle steigen alle längst vergessenen Bilder auf; die Plätze, wo wir gespielt, sehen wir mit unserem geistigen Auge; wir gehen die Straßen entlang, ohne eines Führers zu bedürfen, kennen wir doch jedes Haus, nichts ist uns verloren gegangen. Es ist, als ob alle Bilder aus jahrzehntelangem Schlafe erwacht wären. Nennen wir diese Gedankenbilder, welche den Lichtkreis des Bewußtseins umschweben und jederzeit in das Bewußtsein eintreten können, nach dem Vorgange des Professors Freud:* das „Vorbewußte". Das Vorbewußte sind also die Erinnerungen und Gedächtnisbilder, der Vorrat an Vorstellungen, über den wir verfügen. Den Künstler denken wir uns reich an solchen Gedächtnisbildern, sie sind von größter sinnlicher Schärfe und leicht beweglich. Er schafft sich diesen Vorstellungsvorrat durch unermüdliche Beobachtung. Ein ausgezeichnetes Gedächtnis von großer sinnlicher Stärke ist die Voraussetzung aller künstlerischer Phantasie. Goethe nannte dies einmal: das Auswendiglernen der Natur. Alle großen Künstler haben in reichem, tätigem Leben Weltstoff in sich aufgenommen, Menschen, Handlungen, Schicksale in sich einverleibt, die griechischen Tragiker als Soldaten oder Staatsmänner, Cervantes als Sekretär eines päpstlichen Legaten, als Soldat, als Gefangener, Goethe als Minister, Naturforscher, Reisender, Gelehrter, Sammler. Shakespeare hat in seinen Gedichten und Schauspielen 15.000 Wörter angewandt, während der Engländer in seiner Umgangssprache 3—4000 Worte gebraucht, das bedeutet für Shakespeare eine riesige Masse an Beobachtungen und

* Die psychologischen Erkenntnisse Professor Freuds sind niedergelegt in den Werken „Die Traumdeutung", „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten", „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", „Zur Psychopathologie des Alltaglebens" und in einer Reihe kleinerer Schriften.



Erinnerungen, eine Haftbarkeit der Gedächtnisbilder, der sich nichts vergleichen läßt. Für die Stärke dieses Gedächtnisses spricht schon die große Frische der Kindheitserinnerungen; wie spielt die Landschaft um Stratford in den Shakespearschen Dramen mit ihren sanften Hügeln, den Büschen und Obstgärten, dem Fluß, den alten Schlössern, wo Grabdenkmäler von Kämpfen und Morden erzählten, wie treu bewahrt Goethe das Lied seiner Jugendzeit, wie wirkt bei Grillparzer Erinnerung nach an Volksstücke, die er im Leopoldstädter Theater gesehen hatte. In dieser starken Kraft der Jugenderinnerungen zeigt sich schon die erhöhte Empfänglichkeit des jungen Dichtergemütes. Gewisse Manieren, Ticks eines Künstlers lassen sich oft erklären durch die Haftbarkeit solcher Kindereindrücke. Nichts ist z. B. in den Symphonien Gustav Mahlers charakteristischer als die merkwürdigen Militärmärsche und Trompetensignale; der Komponist selbst hat später erklärt, daß er als Kind einen großen Teil des Tages zu jenen Kinderzeiten in der Kaserne zugebracht und daß sich ihm die Bilder der Soldatenmärsche, des Zapfenstreichs, der Reveille tief eingeprägt. Seine Neigungen für das Volkslied erklärt er selbst damit, daß er als vierjähriges Kind Hunderte von Volksliedern sang, die ihn eine Magd lehrte. So ließe sich gewiß auch aus den Werken unserer Klassiker vieles herausschälen, was nichts anderes wäre, als die poetische Umkleidung solcher Kindererinnerungen. Man denke etwa an die Gestalt des Paters Moser in den Schillerschen „Räubern", man denke an die Jugendbeschäftigung Goethes mit Astrologie und Kabbala, die auf den „Faust" einwirkt, an das Puppentheater im „Wilhelm Meister", jene poetische Reproduktion von Erinnerungen an das großmütterliche Haus, man denke an die Schilderung mittelalterlichen Stadtlebens, an den Osterspaziergang, den Schäfertanz im „Faust", die Goethes Frankfurter Jugendtage wieder lebendig machen. Erinnerungen an den Lieblingsdichter seines Vaters, den Tasso, haben später Goethe, als er für seine Weimarer Erlebnisse eine Einkleidung suchte, entscheidend beeinflußt. Wieviele von den Volksliedern, die Shakespeare seinen Dramen einfügt, stammen aus seinen Stratforder Jugendtagen und in seinen Königsdramen werden jene Phantasien fruchtbar, die in dem jungen Shakespeare aufstiegen, wenn er die Türme des Schlosses Warwick sah und das Grab des Königsmachers Warwick. Immer wieder schweifen die Gedanken des Londoner Theaterdichters nach Stratford zurück und wenn er in seinem Lustspiel „Wie es euch gefällt" die Gesellschaft der Edelleute schildert, die sich im Ardennenwald mit Jagd, Gesang und Mahlzeiten vergnügt, so sind das sehnsüchtig gefärbte Erinnerungen an die Zeit, wo er als Kind Feld und Wald durchstreifte und sich glücklicher fühlte als in dem qualmigen London. Wenn Wagner innere Erlebnisse in der Form des Mythos und der Sage darstellte, so steckt ihm diese Neigung von Kindheit an im Blut und gewinnt in jenem Augenblick volle Gewalt, wo er den Drang in sich spürt, was ihn belastet, im Kunstwerk auszusprechen.

So drängen sich beim Künstler Bilder, Gestalten, Erinnerungen an die enge Pforte, die zum lichten Reich des Bewußtseins führt, ein Geisterheer, das nach Leben verlangt. Das Kunstwerk nimmt sie auf, diese im Dämmer schwebenden Bilder des Vorbewußten, dieser einst geschauten und wieder vergessenen, jetzt aber wieder ins Bewußtsein aufgestiegenen Vorstellungen. Die Philologen haben sich oft mit Erfolg bemüht zu zeigen, woher die Bilder der Poeten stammen, die ersten Anregungen, die Erinnerungen. Sie weisen darauf hin, wie sich in der Gestalt Tassos die Bilder von Goethe

und Lenz verweben, wie in der Gestalt der Herzogin Eleonore Züge der Frau v. Stein hervortreten, in Herzog Alfonso jene des Herzogs Karl August usw., sie zeigen, welche Erinnerungen an die Teplitzer Landschaft in der Goetheschen „Novelle" wiederkehren. Man weiß, wieviel Ähnlichkeit die Gestalt Pogners mit Otto Wesendonck hat, wie die Terrasse der Wesendonckschen Villa im Szenenbild des zweiten Tristanaktes Bedeutung gewinnt, wie die Klänge eines Responsoriums, das Wagner in Dresden gehört, im „Parsifal" als Gralmotiv auftauchen. Besonders die Goethephilologie hat mit diesen Deutungen der Erlebnisse und vorbewußten Erinnerungen, welche in Goetheschen Dichtungen zum poetischen Bild werden, Glück gehabt. Alle diese Deutungen bleiben aber an der Oberfläche. Sie beschäftigen sich mit der obersten Schicht der Dichtwerke, mit dem leicht zu Enträtselnden, mit dem, was dem Blicke des Zuschauers entgegenkommt. Wir fragen aber weiter: was gruppiert diese Bilder des Erlebten, was zieht sie an sich, was verbirgt sich hinter ihnen? Wir denken uns, jedes Kunstwerk sei ein Mittel, dessen sich ein Künstler bedient, um sich zu entlasten; er muß es gestalten, alles drängt ihn, oft gegen seinen Willen dazu, sich im Schaffen zu befreien, die Dichtermythologie sagt: ein Dämon, ein Gott spreche aus ihm, eine höhere Macht, deren Werkzeug er ist. Der Künstler hat nicht die Wahl, ob er schaffen wolle oder nicht, er kennt nur den Zwang und die Qual des Schaffens. Wäre er nicht begnadet, zu sagen, was er leidet, müßte er zugrunde gehen. Wir kennen genug Fälle einer solchen unterdrückten geistigen Entbindung, die Krankheit und Tod jener Männer zur Folge hatte, welche nicht vermochten im Kunstwerk sich vom Drucke der Gedanken und Affekte zu befreien. Am interessantesten sind jene Fälle, wo es von zwei ähnlich organisierten Brüdern dem einen gelang, sich durch das Kunstschaffen innerer Konflikte zu entledigen, dem andern nicht; so war es von den Brüdern Grillparzer dem Dichter Franz möglich, im Kunstwerk die Katharsis seiner Leiden zu finden, dem jüngsten Bruder Adolf, der durch Selbstmord endete, nicht. In seinem Nachlaß fand sich ein Fragment eines Ritterschauspiels („Sodenberg, der leidende, oder die Erlösung"), der nicht geglückte Versuch, sich poetisch zu entlasten. Hebbel spricht darüber einmal tiefsinnend in den Tagebüchern: „Die erste Bitte, mit der ich in diesem angefangenen neuen Jahre vor den Thron der ewigen Macht zu treten wage, ist die Bitte um einen Stoff zu einer größeren Darstellung. Für so mancherlei, das sich in mir regt, bedarf ich eines Gefäßes, wenn nicht alles, was sich mir aus dem Innersten losgerissen hat, zurücktreten und mich zerstören soll." Wieviele Künstler, wie Lenz, Günther, Marlowe, Grabbe, gingen in wildem, wüstem Leben unter, das die heftigen Spannungen ihrer Natur verrät, die sich im Kunstschaffen nicht ganz sänftigten. Sie sind fragmentarische Genies gewesen, in deren Werken nicht das Naturgesetz des vollen Geistes wirkt, sondern nur stoßweise durchbricht.

* * *

Welches also ist die Macht, die den Künstler zwingt, das Kunstwerk zu gestalten, welche den Bildern und den Gestalten aus dem Reiche des Vorbewußten den Impuls gibt, der sie über die Schwelle des Bewußtseins hebt?

Es sind die vom Bewußtsein abgedrängten Gedanken, Regungen und Affekte, die nicht wie jene Erinnerungen und Bilder unter günstigen Umständen ins Bewußt-

sein treten können, trotzdem aber im Gesamthaushalt der Seele nicht verloren gehen und ihre Wirkungen ausüben. Es ist das Unbewußte, dem bewußten Denken Fremde, das Verdrängte, dessen Reich wir jetzt betreten. Man kann diese Ordnung der psychischen Mächte, die sich derart überbauen, etwa der Einteilung einer Burg vergleichen: oben die offenen Hallen, die lichten Gemächer, die allgemein zugänglichen Zimmer: das Bewußte; darunter die Küchen- und Vorratsräume, die Waffensäle, wo Geräte und Waffen zum momentanen Gebrauche bereitstehen: das Vorbewußte. In der Tiefe die dunklen Verließe, wo an Ketten geschmiedet Gefangene liegen: das Gebiet des Unbewußten. Gefangene, die in dunkler Kerkernacht hausen, deren niemand denkt und die dennoch leben und sich bewegen, das sind unsere unbewußten Gedanken, Neigungen und Affekte; wer hat sie in jene Verließe geworfen und hält sie an Ketten geschmiedet fest? Sitte, Erziehung, die Entwicklung. Von frühesten Kindertagen an sind wir gewohnt, einen Teil unserer Neigungen und Affekte vom Bewußtsein abzudrängen und mit Gewalt im Unbewußten festzuhalten; was wir Entwicklung nennen, ist der immer aufs neue wiederholte Versuch, einen Teil unserer Anlagen zu unterdrücken, ihrer Macht zu berauben und an die Kette zu legen und unser Charakter ist die Art und Weise, wie wir des Unbewußten Herr geworden sind. Groß ist der Aufwand an Kräften, den jeder einzelne machen muß, um jene Neigungen und Affekte, die man böse, sündhaft oder unsittlich nennt, ins Unbewußte zu schieben. Die Kindheit ist so glücklich und unbeschwert, weil dieser Verdrängungsaufwand nicht groß ist, weil alle Anlagen unverkümmert sind, alle Affekte sich austoben können. Die geistige Belastung des Erwachsenen, der eine solche Masse von Neigungen und Gedanken im Unbewußten niederzuhalten hat, wäre unerträglich, wenn er nicht von Zeit zu Zeit Gelegenheit hätte, sich in glückliche Jugendtage zurückzuversetzen. Der Humor, das Spiel, die Geselligkeit, die Liebe, der Rausch, nicht zuletzt die Kunst sind solche hygienische Mittel, für Momente wieder ein Kind zu werden, d. h. sich auf jene Stufe zurückzuversetzen, wo Bewußtes und Unbewußtes voneinander nicht geschieden sind und alle Kräfte des Menschen nach jeder Seite frei ausgreifen können. Dem einzelnen Menschen ergeht es nicht anders wie der ganzen Menschheit. Auch diese hat eine ganze Reihe ihrer Anlagen unterdrücken, vom Bewußtsein abdrängen müssen und die Summe dieser Hemmungen heißen wir: Kultur. Immer wieder aber, wenn die Spannung der unterdrückten Neigungen zu groß und der darauf lastende Druck der Kultur nur mehr mühsam aufrechterhalten werden kann, erschallt der Ruf: zur Natur, d. h. also zur unbeschwerten Kindheit der Menschheit.

Die Neigungen, welche im Interesse einer kulturellen Erziehung der Menschheit der Verdrängung, dem Sturze in das Unbewußte anheimgegeben werden, gehören zu den ältesten, den unzerstörbaren des Menschengeschlechtes. Sie gehören dem Affektleben an, Regungen des Hasses, der Zerstörungslust, der Grausamkeit. Eine große Rolle spielt der Affekt der Auflehnung gegen die natürliche Autorität des Vaters. Die größte und wichtigste Rolle spielen jene Regungen der Erotik, welche der Unterdrückung verfallen. Gelingt diese Unterdrückung, so werden jene Affekte sublimiert und ins Geistige erhoben: die Grausamkeit verfeinert sich zum Mitleid, das wie die Grausamkeit aus den Qualen des Nebenmenschen in edler Form Genuß zieht; die Auflehnung gegen die erste Autorität, den Vater, wird zur wissenschaftlichen Kritik, zum geistigen

Freiheitssinn, die verschiedenen Formen der Erotik werden zur Liebe, in ihrem feinsten Auszug zur Menschenliebe, zum Weltbürgertum, in anderer Sublimierung: zur Schönheits- und Kunstliebe. Der ganze menschliche Idealismus ist so gleichsam eine geistige Verdünnung der unterdrückten Affekte des Menschengeschlechtes und die tiefste Erkenntnis dieses Zusammenhanges aller edlen Bestrebungen mit den bösen Veranlagungen der Menschen spricht aus Otto Ludwigs Worten:

„Mein Schlechtes ausgeschnitten
Nähm' meines Guten Bestes mit sich fort."

* * *

Die interessanteste Form, in der sich die vom Bewußtsein abgedrängten Regungen des Menschenherzens äußern, ist der Traum. Im Schlafe sind die Mächte, welche das Unbewußte unterdrücken, nicht aufgehoben, aber sie sind schwächer geworden. So wagen sich denn alle verhehlten Wünsche, alle bösen Triebe, alle im Tagleben gefesselten Neigungen hervor, freilich in sonderbarer Verkleidung, die Wächter täuschend, welche an der Grenze des Bewußten und Unbewußten Wache halten. Die sonderbaren, wirren, zusammenhangslosen und sich widersprechenden Bilder, welche der Traum zeigt, sie sind nichts als die Masken, welche sich die Wünsche und Regungen des Unbewußten vorgebunden haben. Nur die Angst, welche uns oft im Traume überfällt, mahnt uns daran, daß hinter dem bunten Farbenspiel der Träume sich oft böse Affekte verbergen, vor denen uns graut. Wir sehen teure Freunde auf der Bahre liegen und die Angst, die uns die Kehle einschnürt, lehrt uns, daß dieser Traum vielleicht einem gehässigen, ins Unbewußte geschobenen Wunsch entstammt, vor dem uns schaudert. Der so häufige Inzesttraum mahnt uns daran, wie künstlich diese Schranke ist, welche die Kulturentwicklung aufgerichtet hat. Mit der Unerschrockenheit des Griechen weist Sophokles im „König Ödipus" auf die Häufigkeit solcher Träume hin:

„Die Mutterehe vollends fürchte nicht,
Die hat so mancher schon im Traum vollzogen."

Derart aus Regungen des Verdrängten, des Unbewußten keimen alle unsere Träume, die holden und die bösen, die logischen und die wirren, wie es Goethe einst erkannt:

„Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

So ist der Traum nicht nur ein Wächter des Schlafes, wie ihn jener Mann genannt hat, der zuerst die Trugbilder des Traumes zu ihrer Wurzel im Unbewußten verfolgt hat (Professor Freud „Die Traumdeutung"),* sondern auch ein Wächter des Lebens und der Gesundheit, denn er verstattet jenen oft schädlichen Wünschen der nächtlichen Tiefe einen Ausgang, er lockert diesen unglücklichen Gefangenen die Ketten, er gönnt ihnen ein Atemschöpfen.

Die tiefen Beziehungen des Traumes und des Kunstschaffens sind oft genug geschildert worden. Von den Philosophen wie von den Künstlern selbst. „All Dicht-

* Die Deutung des Ödipusmythos, welche Hugo v. Hofmannsthal in diesem Buche fand, hat wesentlich auf seine Ödipusumdichtung eingewirkt.

kunst und Poeterey ist nichts als Wahrtraumdeuterei" hat Wagner gedichtet und diese Worte gewiß aus innerer Erfahrung gesprochen. Öfter als uns bekannt ist, mögen die typischen Träume der Künstler und ihre Kunstwerke einander geglichen haben, so auf eine gemeinsame Wurzel deutend. Die Erscheinung der Jungfrau Maria schildert Raffael selbst als seinen immer wiederkehrenden Traum und in seinen Madonnenbildern suchte er dieses Traumbild festzuhalten. Dürfen wir die Vermutung wagen, daß es die Sehnsucht nach seiner Mutter war, welche ihm die Gestalt der Madonna vor Augen stellte? Raffaels Mutter starb, als der Knabe acht Jahre alt war, und hieß Maria. Zu den tiefsten Mysterien des Menschenlebens gehört es, wie der Beziehung des Sohnes zur Mutter, der der Tochter zum Vater das erotische Element die zarte Farbe gibt. Wenn die Mutter das Kind streichelt, küßt und wiegt, das Kind sich an die Mutter schmiegt, so sind diese Formen der Zärtlichkeit von innen durchglüht von Erotik; immer wieder sucht später der erwachsene Mann das Bild der Mutter in der Geliebten, immer wieder wird die Mutter geneigt sein, die Beziehung des Sohnes zu einer Frau zu stören suchen. Immer wieder aber wird diese erste kindliche Liebesbeziehung, dieses zarteste aller Verhältnisse, wenn das Kind reift, als Wunsch teilweise ins Unbewußte geschoben, verdrängt werden und es bleibt nur eine zärtliche Sehnsucht. So wurde Raffael schon als Kind wehmütig, wenn der Name der Mutter Gottes ausgesprochen wurde, und wenn man der Zärtlichkeit gedenkt, mit der Raffael immer wieder aufs neue malt, wie sich das Kind in die Arme der Mutter schmiegt, so erkennt man daran die Sehnsucht des Knaben nach der Mutter. Der Wunsch nach der Mutter verbirgt sich hinter dem Bilde der jungfräulichen Maria, sein höchster Wunsch war es nach eigenem Geständnis, die himmlische Jungfrau zu malen, Tag und Nacht hat er an ihr Bild gedacht und aus dem Wunsch des Unbewußten gestaltete sich der Traum und das Kunstwerk. Gerade bei den größten Künstlern ist diese Beziehung des Sohnes zur Mutter von außerordentlicher Wärme. Kind und Mutter sind besonders innig verbunden, wie denn Genialität immer ein Erbteil von seiten der Mutter ist. Vielleicht gerade deshalb ist die Beziehung des Künstlers zum Vater meist getrübt. Wie wenig Zärtlichkeit spricht aus der Art, wie z. B. Goethe, Grillparzer, Hebbel ihren Vater schilderten. Der Liebe zur Mutter entspricht die Abneigung gegen den Vater und beide Affekte werden bei normaler Entwicklung im Unbewußten fixiert. Bei anormaler Entwicklung, wenn jene Neigungen schlecht verdrängt, als Krankheit aus den dunklen Tiefen der Seele wieder auftauchen, steigen sie unverhüllt, den Leidenden und die Umgebung erschreckend hervor. Aber auch bei vollkommener Unterdrückung, wie sie normal erscheint, regen sich jene Kindergefühle; nicht bei Tage, im Leben der Wirklichkeit, sondern bei Nacht, in der Verhüllung des Traumes. Dieser Wunsch aus dem Unbewußten lautet dann: „Könnte ich mich an die Stelle des Vaters setzen," oder in eine Formel gefaßt: „Den Vater beseitigen, die Mutter heiraten." Daß die Sage des „Königs Ödipus" aus solchen unbewußten Wünschen heraus gedichtet ist, daß sie die Erfüllung dieses Wunsches im dichterischen Bilde zeigt, ist um so wahrscheinlicher, als Sophokles selbst des Traumes von der Mutterehe gedenkt.*

* Der Traum von der Mutterehe war auch Cäsars typischer Traum. Nach Sueton hat ihn Cäsar geträumt, als er in Gades als Quästor weilte: Plutarch wieder berichtet, daß ihn Cäsar träumte, bevor er den Rubico überschritt.

Aber diese verdrängte Kindheitsphantasie, dieser unserem Bewußtsein fremde oder entfremdete Wunsch ist nicht nur in griechischer Vorzeit ein Motiv der Dichtung geworden. In einer ganzen Reihe Schillerscher Dramen kehrt die Auflehnung, der Haß des Sohnes gegen den Vater als Hauptmotiv wieder; so in den „Räubern", in „Kabale und Liebe", im „Karlos". In der letzten Dichtung erhält dieser Haß sogar seine deutliche Motivierung; Philipp, der Vater des „Don Karlos", hat seinen Sohn der Geliebten beraubt, indem er sie geheiratet hat. In voller Nacktheit tritt hier der Sinn und die tiefere Bedeutung jenes Wunsches aus dem Unbewußten zutage. Von den ältesten Mythen an bis zu den modernen Lustspielen erweist sich das Motiv: der Sohn als Rivale des Vaters als wirksam, da es dem Ewigen menschlicher Entwicklung entsprießt. Eine der herrlichsten Balladen, die schottische Ballade „Edvard", ist nichts anderes, als eine Umkleidung jenes unbewußten Wunsches: Beseitigung des Vaters durch den Sohn, der durch die Mutter dazu gewonnen wird. Anderseits ist die Umkehrung dieses Motives: Liebe der Mutter zum Kind, das ihr der Repräsentant des Gatten ist, eines der fruchtbarsten Dramenmotive, vom „Hippolytos" des Euripides angefangen, bis zur neuesten Zeit.*

Aber nicht nur im Verhältnis des Sohnes zur Mutter, der Mutter zum Sohne, des Vaters zur Tochter wird man jene Beimengungen sublimierter Erotik erkennen, welche zur Verdrängung, zum Untertauchen dieser Regungen ins Unbewußte führt, auch in der Beziehung der Geschwister wird sich selbst bei ganz normaler Entwicklung die Erotik, als die Grundkraft aller menschlicher Neigungen, fixieren und ich gedenke hier eines der Größten, bei dem sich davon eine Spur durch sein Schaffen und Leben zieht: Goethes.

Goethe wuchs mit seiner Schwester Kornelia in einer liebevollen Vertrautheit auf, die nur verknöcherten Goethephilologen frei erscheinen mag von erotischer Beimengung. Goethe selbst dachte darüber anders und hat es in „Wahrheit und Dichtung" mit jenem Freimut ausgesprochen, der kleinliche Seelen erschrecken mag. Ich zitiere diesen Absatz, den sämtliche Goethebiographen übersehen haben oder nicht sehen wollten. „Und sowie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachstum und Bildung den Geschwistern völlig gemein waren, so daß sie sich wohl für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwicklung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistigen Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnlichen Gestalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber ... manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, teilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollen, nur immer gewaltiger auseinanderhielt." Wenn aber Goethes und Kornelias Beziehung das erotische Moment und wie man hier sieht, die geistige Vertrautheit mit sexuellen Fragen und Neigungen, wie sie das Reifen der Menschen in der Pubertätszeit mit sich führt, nicht gefehlt hat, so ist das Benehmen beider, wenn Goethe oder Kornelia sich anderweitig finden, völlig wie das Liebender. Als

* „Die Mutter" von Hermann Bahr.

Goethes Verhältnis zu Gretchen zerriß, tröstete ihn seine Schwester desto ernstlicher „als sie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin losgeworden zu sein" und, wenn Goethe immer wieder über den Verlust Gretchens verzweifelte, so erregte seine Verzweiflung „über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niebesessene, Mißlungene und Vorübergestrichene solcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns beide grenzenlos unglücklich fühlten, und dies um so mehr, als in diesem Falle die Vertrauenden sich nicht in Liebende umwandeln durften." Goethe wieder sagte, als Schlosser ihm von seiner Werbung um Kornelia Mitteilung machte: „ich bemerkte nun erst, daß ich wirklich auf meine Schwester eifersüchtig war: eine Empfindung, die ich mir um so weniger verbarg, als seit meiner Rückkehr von Straßburg unser Verhältnis noch viel inniger geworden war." Er meint, Kornelia habe dem Werben Schlossers nachgegeben, da sie sich von ihrem Bruder vernachlässigt fühlte. „Ich mußte mich nun wohl darein ergeben und meinem Freunde sein Glück gönnen, indem ich mir jedoch heimlich mit Selbstvertrauen zu sagen nicht unterließ, daß, wenn der Bruder nicht abwesend gewesen wäre, es mit dem Freund so weit nicht hätte gedeihen können." Für Goethe werden alle Beziehungen zu Frauen Inkarnationen seiner Beziehung zu seiner Schwester. Er sucht in allen seine Schwester und Frau v. Stein gewinnt eine solche Macht über ihn, weil sie dem Dichter der Ersatz für Kornelia wird. Gerne nennt sie Goethe in der ersten Weimarer Zeit seine „Schwester" und dichtet Verse, wie diese, welche an das verdrängte Liebesgeheimnis rühren:

„Sag' was will das Schicksal uns bereiten?
Sag' wie band es uns so rein genau?
Ach du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau."

Was war es, was Goethe besonders um 1775 mit bangen Schuldgefühlen und Gewissensqualen belastete, daß er „in aller Welt, nie findet Ruh' noch Rast", daß er sich als den „Flüchtling, den Unbehausten, den Unmensch, ohne Zweck und Ruh'" fühlte und die „unsichtbare Geißel der Erinnyen" durch die Luft sausen hörte? Wohl nichts anderes als der Kampf zwischen der Sehnsucht nach der Schwester und der inneren Flucht von ihr. Wenn sich Wilhelm in den „Geschwistern" von den Geistern getäuschter oder verlassener Geliebten umgeben sieht, schildert sich Goethe in ihm, der seine Geliebte, seine Schwester verlassen hatte. „Warum stehst du da? (ruft Wilhelm aus) Und du? Just in dem Augenblicke. — Verzeiht mir, hab' ich nicht gelitten dafür? ... du liegst schwer über mir, vergeltendes Schicksal" ... Geschwisterliebe wurde, aus dieser Wurzel unbewußter Neigungen stammend, das Motiv von Dichtungen, der „Geschwister" und der „Iphigenie", in denen nicht sein Verhältnis zur Frau v. Stein, sondern tiefer wirkend das zu seiner Schwester dichterische Gestalt gewinnt. Wenn sich Goethe mit dem Tasso so sehr identifizierte, so war vielleicht der Hauptgrund der, daß Tasso, gleich ihm, eine einzige innig geliebte Schwester hatte. Sie hieß ebenfalls Kornelia. Das Verhältnis mit der Frau v. Stein schließt, wie jede Liebesbeziehung Goethes bis zur italienischen Reise, mit einer Flucht. Immer wieder flieht Goethe von seiner Schwester.

Wenn es aber Goethe gegeben war, sich von jener Neigung, die ins Unbewußte gestoßen, ihn ängstete und in Verwirrung setzte, im dichterischen Schaffen zu

befreien, ging Kornelia an dieser Liebe zugrunde. Ihre verdrängten Wünsche bezogen sich auf den innigst geliebten Bruder, mit dem sie so viele Jahre hindurch im engsten Vertrautsein gelebt hat, und indem sie jene Wünsche gewaltsam ins tiefste Verlies hinabstieß und als Gefangene an die Kette legte, unterdrückte sie ihre ganze Sinnlichkeit. Wieder lassen wir, um nicht den Vorwurf gewaltsamer Kombinationen hören zu müssen, Goethe selbst reden: „Sie war ein merkwürdiges Wesen, sie stand sittlich sehr hoch und hatte nicht die Spur von etwas Sinnlichem. Der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, war ihr widerwärtig und man mag denken, daß aus dieser Eigenheit in der Ehe manche unangenehme Stunde hervorging... Ich konnte daher meine Schwester auch nie als verheiratet denken, vielmehr wäre sie als Äbtissin in einem Kloster recht eigentlich an ihrem Platze gewesen." Als asexuelle Frau, die sich der sinnlichen Hingabe an den Mann entzog, war Kornelia in der Ehe mit Schlosser nicht glücklich gewesen. Sie floh die Gemeinschaft der Ehe und sparte die letzte Zärtlichkeit, die sie gewähren konnte auf. In der Ehe, in der Hingabe noch floh sie den Bruder... Welche Rolle in Goethes unbewußten Phantasien jene Beziehung zu seiner Schwester Kornelia noch in späteren Zeiten spielt, sieht man im „Wilhelm Meister". Die rätselhafteste und geheimnisvollste seiner Dichterfiguren ist die Mignons. Mignon ist aber das Kind eines Inzestes, der Geschwisterliebe, des Verhältnisses des Harfners zu Sperata... Es wäre lohnend, dieses Motiv der Geschwisterliebe in den alten Mythen und der Dichtung zu verfolgen. Wenn es bei Euripides, bei Byron, bei Schiller, bei Wagner dramatisch verwendet wird, wenn es durch soviel Jahrhunderte mit den Menschen gelebt hat und noch weiter mit ihnen leben wird, so ist es, weil es der tiefsten uns allen gemeinsamen Schicht des menschlichen Fühlens angehört. Die Entwicklung der Kultur und der Sitte haben diese Regung ins Unbewußte geschoben. Trotzdem aber ist sie nicht verloren gegangen. Die farbige Blüte der Poesie sprießt aus Wurzeln, die in nächtliche Tiefen der Seele hinabreichen.

* * *

In ähnlicher Weise, wie es hier mit einigen bedeutenden Motiven, die uns in Träumen, in der Sage, in den Dichtwerken immer wieder begegnen, geschehen ist, müßten die anderen typischen poetischen Motive auf ihren Ursprung im Unbewußten des Menschen zurückgeführt werden. Hier ist die große Vorratskammer alles künstlerischen Schaffens; hier leben jene Regungen, Affekte und Wünsche, welche während der geistigen Entwicklung des einzelnen und der Menschheit ihrer Macht beraubt, abgedämmt, unwirksam gemacht werden. Jene verdrängten Regungen sind mit einem großen Druck belastet; sie werden mit Gewalt niedergehalten, damit sie nicht einbrächen in das Reich des bewußten Denkens. Daß das Schaffen der Künstler in Verbindung steht mit jenen unterirdischen Regungen, beweisen die seelischen Widerstände, welche sich allem Kunstschaffen entgegensetzen. Dieselbe Kraft, welche die Regungen des Unbewußten im Gewahrsam hält, widersetzt sich auch der dichterischen Umwandlung derselben. Wie schwer trennt sich Goethe von seinen größeren Werken! Das „Paria"gedicht trug er jahrzehntelang mit sich herum, alle größeren Werke entstehen in wiederholten Ansätzen, als sträubte sich etwas gegen ihre Veröffentlichung. Lange

zögerte Goethe die letzte Feile an ein Werk zu legen. Wie rangen Beethoven, Michelangelo mit diesen inneren Gewalten, welche die Bahn zum Kunstschaffen nicht frei geben wollten. Bei Michelangelo sind die Widerstände, welche sich der künstlerischen Gestaltung seiner unbewußten Phantasien entgegensetzten, so groß, daß er sich oft mit dem rohen Heraushauen des Blocks begnügte und das Werk unvollendet stehen ließ. Man sagt, der Künstler bedürfe der Stimmung und diese Stimmung ist nichts anderes als jener Gemütszustand, wo sich der Druck lockert, der auf den verdrängten Gedanken und Stimmungen lastet. Der Riegel ist zurückgestoßen, die Türe, welche zu den Sälen des Bewußten und Vorbewußten führt, ist leise angelehnt. Den Künstler überkommt ein Gefühl, das ihm sagt, jetzt sei der Augenblick, wo jene geheimsten Affekte Befreiung finden könnten. Sie drängen an die Türe, schleichen sich heran wie die Gefangenen, denen die Gefängnispforten sich öffnen, mischen sich unter die lichteren Gestalten und Erinnerungsbilder des Bewußtseins. „Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung seines Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfnis nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Erziehung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt," schreibt Schiller und er fühlt etwas Musikalisches in diesen Momenten der Vorbereitung; das Wort „Stimmung" stammt ja aus dem Vorstellungskreis der Musik, dieser mächtigsten Kunst des Unbewußten.

> „Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
> Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich,
> Es schwebt um mich in unbestimmten Tönen
> Mein lispelnd Lied, der Äolsharfe gleich."

Mit diesen Worten schildert Goethe die Konzeption des „Faust"; hatte er sich doch auch, während er an der „Iphigenie" dichtete, ein Quartett kommen lassen, um „die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden". „Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische" — lauten Worte Otto Ludwigs — . . . „dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält und eine Art körperliche Beängstigung mich in Händen hat." . . . Was wir die Technik eines Künstlers nennen, ist nichts als der gewohnte Griff, mit der er jenen Riegel an dem Tore des Unbewußten zur Seite stößt und die Pforte öffnet.

Bei dem gut organisierten Menschen schließen sich Bewußtes und Unbewußtes zu vollkommen harmonischem Baue. Wenn aber die Verdrängung jener unbewußten Affekte nicht geglückt ist, dann treten sie dem Tagesleben der Seele als etwas Fremdes, als ein zweites Ich entgegen, das ihm selbst ein Fremder scheint, erschreckt, verdüstert. Er fühlt sich in zwei Persönlichkeiten gespalten, als Schlachtfeld zweier kämpfenden Parteien. Dieser seelische Konflikt, der entsteht, wenn Bewußtes und Unbewußtes sich nicht zur Einheit zusammenfügen, sondern einander feindlich gegenübertreten, heißt man seelische Krankheit, Psychose. Die innere Verwandtschaft zwischen Traum, Kunstschaffen und Seelenkrankheit ist längst anerkannt und sie sind nur in dem verschiedenen Verhältnis, indem sich Bewußtes und Unbewußtes überbauen unterschieden. Der Traum und die große Psychose sind Geschwister, jener von milder Gemütsart, diese von wilder. Im Traume schleichen sich einzelne unbewußte Regungen in sonderbaren Masken in einer Zeit ins Bewußtsein, wo die Aufmerksamkeit der Wächter nachgelassen hat; in der Psychose überwältigen sie diese Wächter bei Tage,

brechen aus dem Kerker, nehmen Besitz vom Gebiete des Bewußten. Der Künstler selbst gleicht bald mehr dem Träumer, bald mehr dem psychisch Erkrankten. Dem Träumer ist der Epiker verwandt, dagegen gleicht der Dramatiker mehr dem Neurotiker. Wie dieser ist er von widersprechenden Affekten zerwühlt, wie dieser leidet er unter dem Konflikte zweier „Ich", wie dieser zerreibt er sich im Kampfe der Leidenschaften. Und wenn wir gefragt haben, woher der „Kampf der Affekte, die widerstrebenden Neigungen, der Streit der Leidenschaften" stammen, welche zum dramatischen Kunstwerke werden, so können wir jetzt, jene Formel erweiternd, sagen: die eine Gruppe der Kämpfer entstammt dem dunklen Grunde des Unbewußten, die andere dem Reiche des Bewußten und wenn am Schlusse einer Tragödie der Held erliegt, so hat der Künstler mit dem Helden jene unbewußten Affekte, die ihn belasteten, getötet, ihrer Wirksamkeit beraubt. Er fühlt sich jetzt wieder eins, fühlt sich als Genesener und hat an seiner eigenen Seele die κάθαρσις τῶν παθημάτων vollzogen, deren er auch die Zuhörer teilhaftig werden läßt.

Das ewige Licht.

Eine Erzählung von Mathilde Gräfin Stubenberg.

„Was der Buckl-Franzl wohl hat, daß er so dreinschaut, wia wann er a glücklicher Mensch wär," meinte die Hofbäuerin und sah vom Eßtisch, an dem sie mit ihren Kindern und dem Gesinde zum Abendessen saß, durch das Fenster nach dem gegenüberliegenden Schweinstall, vor dem auf einer wackligen Bank ein altes, verwachsenes Männlein hockte, das aus einer Schüssel seine magere Wassersuppe auslöffelte.

„Der Einleger Tepp hat's nöti, das Großthan mit an lachenden G'sicht", sagte Murl, der Großknecht, während er phlegmatisch einen umfangreichen Knödel aufspießte und in seinen weitaufgerissenen Rachen verschwinden ließ.

„I, wenn i an Einleger müaßt wer'n auf meine alt'n Täg, ehender dahenk' i mi. So an ölendig's Dasein im Einlegerstall, mit an Saufutter zum Mittagess'n und an Fuaßtritt zur Jauf'n. No, da wär i scho gar liaber a Viech sölba. So an Ochs bei mir, der hat's bereits besser, wia der Buckl-Franzl bei da Hofbäuerin." Diese lange Rede brachte Murl langsam zwischen dem Kauen seines „zwerchen" Knödels heraus und begegnete, ohne zu blinzeln, dem zornig strafenden Blick der Hofbäuerin, den ihm diese bei den letzten Worten zuwarf.

„No, da Buckl-Franzl kann si bei mir g'wiß nöt beklag'n, sunst schauet er nöt so lachet drein, wia hiazt bei sein Ess'n" erwiderte die Bäuerin spitz.

„Weg'n sein Ess'n lacht er g'wiß nöt so vergnüagt, Muata," fing nun Reserl, die rotwangige Älteste der Hofbäuerin, mit wichtiger Miene an. „I wer' Eng sag'n — mi ziembt er hat was g'hoams, über was er so in sich hineinlacht, so was, über das er nöt red'n mag, sunst wär's kei Freid mehr, wann's die andern a wüßten."

„Geh' zua und plausch nöt gar so g'scheit, Du hörst allaweil 's Gras wachs'n," höhnte Wastl, der jüngere Bruder.

„Was soll denn der Buckl-Franzl für was G'hoams hab'n, über das er lach'n kinnt! Er is halt a Tepp, und die lach'n allweil, weil 's Dummsein gar a so a viel schöne Sach is."

„Der Buckl-Franzl is nöt dumm, das woaß i besser," ereiferte sich Reserl, „der hat gar so guate, frumme blaue Aug'n, und so a sanfte, demüatige Stimm', daß ei'm völli wurlet wird, und was er sogt, is g'wiß nöt dumm: der is gscheiter als mir alle mitanand."

Wastl wollte eben in nicht gerade schmeichelhaften Worten der erregten Schwester erwidern, aber die Hofbäuerin schloß ihm mit dem energischen Druck ihrer Rechten den eben geöffneten Mund: „No, no, no, i bitt Eng tuats Eng do nöt streitn weg'n so an lumpigen Einleger, der obendrein no an Buckl hat; da hört sich do alles auf."

„I wer' eahm aber heut amol frag'n, warum er si dös lachete G'sicht herausnimmt," nahm der Großknecht Murl wieder das Wort, „damit 's ös endli amol a Ruah gebts mit dem armen Kerl. Es is a Spott und a Schand, daß so a gotsjämmalicha Einlegerhascher nit amol mehr lach'n derf, wanns eahm g'freit, ohne daß eahm dös a no vorg'rechn't wird."

Damit stand er vom Tische auf und ging mit langsamen, plumpen Schritten aus der Eßstube und über den Hof auf das bucklige Alterchen zu.

Dieses hatte mittlerweile sein elendes Mahl beendet, wischte sich mit seinem Rockärmel die hängenden Tropfen aus seinem langen, grauen Bart, der ihm wirr und ungepflegt über die mißgestaltete Brust hing, stellte die Schüssel neben sich auf die Bank und schaute mit sichtlichem Erstaunen auf den nahenden Knecht.

Reserl hatte Recht, seine blauen, leuchtenden Augen gaben seinem Antlitz einen eigentümlich anziehenden Ausdruck.

„Gelt, Franzl, i kann mi a wengerl zu Dir setzen," redete der Großknecht ihn freundlich an. Erschrocken und verlegen schaute Franzl zu ihm auf.

„Jessas mei, der Herr Großknecht wird si do nöt zu mir aufs Saubankl setzen woll'n, dös war' viel z'viel Ehr."

„Geh' zua, Alter, und mach' koane Umständ," erwiderte Murl gutmütig, „bist do a a Mensch, und daß i der Großknecht von der Hofbäuerin bin, die Ehr is just a no zum datrag'n; alfo mach nur a Platz da!"

Franzl zog rasch sein einziges Taschentuch, welches noch selten mit Wasser und Seife in Berührung gekommen war, aus seinem defekten Rocke und rieb die Bank energisch ab, ehe er Murl gestattete, sich neben ihn zu setzen.

„Sag Herr Murl, was gibt mir denn heut' die Ehr, daß Du Di zu mir setzen tuast", fragte Franzl demütig den Großknecht, der mit wachsendem Interesse in das blasse, tiefgefurchte Antlitz des Einlegers schaute.

„Woaßt Franzl", begann Murl stockend, „i möcht' Di holt gern was frag'n, aber Du muaßt halt nöt bös wer'n. Wann Du's nöt sag'n magst, nach'r bist halt stad, i wer' Dir's nöt nachtrag'n. A jeda Mensch hat a Fleckl in sein Herz'n, was koaner eahm nöt anrühr'n derf, weils eppa was G'hoams oder gar was Heiligs is, wos koaner nöt z'wissen braucht — — als unser Herrgott und mir sölba.

No schau, Franzl, und Du .... hm .... i woaß nöt, wia i's eigentli aussa bring'n soll ... mi ziembt, Du hast halt a so was Ghoams, so kimmts mir für, und i muaß mi allweil z'Tod irgern, wann dö da drinn si's Maul drüber z'reißen, daß Du's Lachen no nöt valernt hast, grad Du, woaßt? Und da möcht' i halt amol denen da drinn sag'n kinnen: A so und so a so is die G'schicht mit'n Franzl, und hiazt gebts an Fried."

Franzl konnte sich vor Staunen gar nicht fassen, Man hatte sich also mit seiner Person „da drinnen" beschäftigt, hatte überhaupt seine Existenz beachtet und sogar gewisse Eigentümlichkeiten seines Wesens besprochen.

Lächelnd erwiderte er: „Ja woaßt, Herr Großknecht, i kann mir's wohl denk'n, daß die Leut si wundern, daß so a armseliger Hascher, wia i 's Lach'n no nöt valernt hat. Freili wohl, wiß'n tua i's scho warum, aber i moan dös kann Niamd verintressier'n, s'is ja nur a G'schichtl aus'n armen Buckl-Franzl sein Leben, sunst nix."

„Wann i Di aber heunt ganz b'sunders drum anred," erwiderte Murl, „da magst scho red'n."

„No also, in Gotts Nam', begann Franzl, so wer i Dir halt von den sölbigen g'hoamen Fleckl im Herz'n hiazt vazähl'n:

„Ös andern, die ös grad g'wachs'n seids, ös wißt's nöt, was dös für a Fluach is, der auf so an armen Menschenkind liegt, das verwachsen is, aber i, i kann davon red'n! Mei Voda war der Fischertoni am See. Alle meine G'schwistert war'n grad g'wachs'n, grad i hab' von kleinauf mein Buckl g'habt, und das war mei Unglück. Die G'schwistert hab'n mi g'schimpft und g'schlag'n, da Voda hat koa Freid an den Krüppl Kind nöt g'habt, und wenn oaner von die andern was ang'stellt hat, war's halt allaweil i, der die Sünden von die andern auf mein armen Buckl hab auflad'n müaß'n. Die Muata .... ja die Muata, die war guat für mi, ... so viel guat!"

Franzl hielt unwillkürlich den Atem an und starrte vor sich hin, als wollte er jetzt noch das Bild dieser lieben, mitleidigen Mutter, die um seinetwillen so viel Tränen vergossen hatte, vor seine Seele zaubern, und seine Augen schimmerten feucht, als er fortfuhr:

„Sie hat mi nia nöt g'schlag'n und immer in Schutz g'nummen, wenn die andern über mi herg'fall'n sein; und ihr'n letzten Kreuzer hat's hergeb'n und is mit mir zu alle Dokter g'loff'n, aber koaner hat mir helf'n kinnen. Und da is sie allaweil trauriger wor'n und mitleidiger zu mir .... und endli dann ... is sie gsturb'n."

Ein halb erstickes Schluchzen hob Franzls Brust, als er zu diesem düsteren Abschnitt in der Geschichte seines Lebens kam, und mit ganz veränderter, leiser Stimme nahm er dann seine Erzählung wieder auf, als wollte er all' die schrecklichen Erinnerungen, die sich an diese Zeiten knüpften, nicht erwecken.

„Dann is das Leb'n für mi erst hart g'wor'n, umg'stoß'n und g'schimpft hab'ns mi dahoam, umg'stoß'n und g'schimpft hab'ns mi in da Schul, und auf da Gass'n hab'n die Kinder mir nachgschrie'n: Bucklfranzl, Bucklfranzl, und hab'n mir Stoaner und Schmutz nachg'wurf'n, daß i mi bei Tag gar nöt mehr aus'n Haus traut hab."

Den Vodan freili, den hat's g'wurmt, daß sei Bua zu gar koan Erwerb recht taugli war. I aber hab' in mein Hirn nur oan G'dank'n, oan Wunsch g'habt .... Fischer hab' i wer'n woll'n, Fischer wia da Voda! Und wenn i mit eahm oft aussig'fahr'n bin auf'n See und all's so still war und die Fisch umananda g'schoss'n sein im blau'n Wasser, da hat mir's Herz pumpert, und wann da Voda erst an Fisch g'fang'n hat .... da war's glei aus bei mir vor lauter Stolz! Wann i aber hab'n hab' wöll'n, daß der Voda mir sein Angelstock leicht, daß i a das Fisch'n lern', da hat er niamals nix wiss'n wöll'n davon, daß i sein Stock anrühr; da war er wia a Teufel drauf. „Ja du, mit deine ung'schickten Arm," hat er g'sagt, „du wirfst mir den Stock no ins Wasser mit samt den Fisch, und i hab' koa Geld, daß i mir jed'n Tag an neich'n Stock kauf, so wia der is, den hat mir amol da Herr

Dechant g'schenkt und der is sei Geld wert." Und mi hat's aba g'juckt in alle Fingerspitzeln, so gern hätt' i mög'n zuagreif'n. Aber freili wul da Voda hat ja recht g'habt. Mei Passion fürs Fisch'n is aber mit jed'n Tag größer wor'n, ja das war scho a förmliche Krankheit; und wia i amol in da Gass'n ober uns in an Lad'n an Fischstock g'seh'n hab, nöt z'groß und nöt z'kloan, so grad recht zum Halt'n für meine armen, magern Bratz'ln, da hab i überhaupt Tag und Nacht an nix anders mehr denkt als an den Stock. Jed'n Weg hab' i mir so einz'richt'n g'wußt, das i hab' dort vorbeikemman müaß'n, und da bin i g'stand'n und hab' durch das Schaufenster einiguckt auf den Angelstock, als wann meine Aug'n die Angeln war'n und da Stock a Fischerl, das i hätt' fang'n mög'n.

Un halt amol .... aber i moan' i tua di nur langweil'n, Herr Großknecht, i moan', i hör' liaber auf?"

„Was fallt Dir denn ein, Franzl, i hör allaweil zu, red' Du nur fort", sagte Murl und wiegte seinen großen, borstigen Schädel gedankenvoll hin und her.

„Na also, guat is ... und halt amol, da bin i wieda durch die Gass'n gang'n, wo da Lad'n war, und hab an den schönen Stock denkt, so recht inig hab' i an eahm denkt, daß mir's Wasser im Mund z'sammgloff'n is; und da is mir auf amol wia a Gebet über die Lippen kummen: Liaber Herrgott, hilf Du mir zu den schönen Angelstock, der dort drüben im Schaufenster lahnt, und wannst mir'n verschaffst und i fang den erst'n Fisch damit und vakauf' eahm, dann kriagst von den Geld a schön's Opferlicht in St. Martinkapelln ...

Und siachst, Herr Murl, wia i so aufblinz'l in mein Gebet ... da schau i just in zwoa so liabe, guate, mitleidige Aug'n eini, daß i schier g'moant hab', da liabe Herrgott sölba schaut auf mi und is kämmen, weil i eahm so schön ang'ruf'n hab, und i bin vor Schreck'n ganz z'sammgrumpelt. Da Herrgott ... denn er is wirklich g'we'n, meiner Seel ... der hat mi aber so still und liab ang'schaut mit densölbigen mitleidigen Blick, wia mei Mutterl sölig und da is mir im Hals auf amol ganz eng g'wor'n und g'schluckt hab i und g'schluckt, weil i nöt hab' wöll'n, daß da Herrgott mi flennen siacht, das schickt si doch nöt, hab i bei mir denkt!"

„Und wia hat denn der Herrgott sunst ausg'schaut, Franzl?" unterbrach ihn Murl, der für diese sonderbare Erscheinung des Einlegers das größte Interesse an den Tag legte.

„Ja, woaßt, Herr Großknecht" meinte Franzl und kraute sich zweifelnd hinterm Ohr ... „wia a Herrgott hat er freili nöt ausg'schaut, wia er so auf die Büldln auf-g'mal'n is, er hat an schwarz'n Rock ang'ghabt und an grauen Huat am Kopf ... aber hörst, Murl, er hat, halt ja, a G'stalt ang'nummen, g'wiß a. Da Herrgott is steh'n blieb'n und hat mi treuherzi ang'sproch'n, und wia i mei Kappl vom Kopf g'riss'n ha', hat er mir seine Hand aufg'legt und g'sagt:

„Wie heißt du, mein Kind?"

Ehvor i no hab' antwurt'n kinnen, hab'n aber scho a paar Buab'n, die neb'n meiner steh'n blieb'n sein, g'schrie'n: „Bucklfranzl hoaßt er, Bucklfranzl" und i bin dag'stand'n und hab' mi so g'schamt über mein Buckl, daß mir die groß'n Tränen nur so nunter-kugelt sein. Da hätst aber sehen soll'n, was der Herrgott g'macht hat. G'redt hat er nix, aber ang'schaut hat er die Banda mit an still'n ernst'n G'sicht, daß auf und davong'loff'n sein. Dann hat mi aber der Herrgott bei da Hand g'nummen und g'sagt: „Franzl, soll ich Dir eine Freude machen?" ...

„Was? I hab eahm ganz verstattert ang'schaut. Mir a Freid mach'n? Was war dös?

I hab's erst gar nöt recht kapier'n mög'n, was da Herrgott moant; aber wia i koa Antwurt geb'n hab', hat er wieda g'fragt: „Soll ich Dir vielleicht etwas kaufen, was Dir Freude macht?"

„Meinen Ohr'n hab' i nöt traut . . . Is woahr mir was kauf'n! No dös kann nur der Herrgott sölba sein, der den Buckfranzl was kauf'n will, hiazt hab i's aba a ganz g'wiß g'wußt, daß er's is.

Und da hab' i meine Aug'n fest zudruckt, weil's mir ganz entrisch war, daß da Herrgott so nahet vor mir steht . . .Aber auf amol is mir da Stock eing'fall'n und da hab i a glei die Angst vorm Herrgott vagess'n. Seine Hand hab' i packt und so schnell mi meine kurz'n Fiaß hab'n trag'n kinnen, bin i g'loff'n und da Hergott hinter mir drein bis zu den Lad'n. Und wia mir hinkommen sein, da hab' i gar nöt mehr schnauf'n kinnen und hab' nur mit'n Finger deut't auf den Stock und g'stammelt: den Stock, liaber Herrgott, i bitt', den Stock!" Und da is er halt ja mit nir einigang'n und hat mir den Stock kaft und an Dutzend Haken dazua! Aber wia i wieda aussikämmen bin und hab' mein Stock so fest mit beide Händ an die Brust andruckt und mir denkt, der g'hört jetzt mein und jetzt kann i a a Fischer wer'n . . . . da is mir auf amol g'we'n, als ob die Sunn als ganzer in mei Herz g'fall'n wär, und . . . . . . das war der glückseligste Augenblick in mein ganz'n Leb'n! . . . . . .

Und wann damaln da Kaisa sölbst zu mir g'sagt hätt: „Franzl, ich gib dir meine Kron' und mein Reich" . . . . i hätt' eahm g'antwurt't: „Liaba Kaisa, behalt' du dei Kron' und Dei Reich, mei Herrgott hat mir was Bess'res geb'n."

I aber hab' die Händ von Herrgott küßt und bin davon g'rennt mit mein Stock zum See und hab' in der Stund noch mein ersten Fisch g'fang'n!

Das Liachtl aber, was i den Herrgott vasproch'n g'habt hab', dös hat er si an den Tag akrat sölba in mein Herz'n anzund'n . . .

Und was dann no alles über mi kämmer is . . . . und weni hat mir das Schicksal daspart . . . . dös oane große Glück von damaln is wach blieb'n in mein Herz'n neb'n Kummer und Sorg' und Not. Und is mir oft gar zu schwar, daß i völli nimmer aus weiß vor lauter Wehdam, nacha druck i schnell d'Aug'n zua wia an den selig'n Tag und da wacht dös Liachtl wieda auf in mir und leucht und scheint für mein Herrgott wia 's ewige Liacht auf sein'm Altar.

Und siachst Murl, wanns amol mit mir zum Sterb'n kimmt, dann will i zum Himmelvoda sag'n:

„Liaba Herrgott, da bin i, weil Du mi g'rufen hast und da bring i Dir a fein was mit . . . woaßt das g'weichte Liachtl, was Du in mir anzund'n hast damaln bei da oanzig'n Freid, mit der Du mi in mein ganz'n Leb'n g'segn't hast. Und i sag' dir tausendmal vagelt's Gott dafür!" Franzl schwieg erschöpft von dem ungewohnten langen Sprechen. Der Großknecht erhob sich langsam, reichte Franzl die Hand und ging mit seinen trägen, schleppenden Schritten nachdenklich dem Hause zu.

Franzl aber saß noch lange auf seiner Bank, bis die Schatten des Abends über ihn sanken und blickte mit verklärtem Lächeln zum Himmel hinauf auf die tausend leuchtenden Sterne, die im Dunkel auf ihn herunterglitzerten. Und das ewige Licht im Dome seiner Menschenseele hielt stumme Zwiesprach mit diesen mystischen Boten einer höheren Welt.

Eine Nordlandsfahrt.

Tagebuchskizzen von Guido Freiherrn v. Call.

Auch auf dem Gebiete des modernen Reisewesens kommt das Assoziationssystem mehr und mehr zur Geltung. Im Vergleiche mit einer selbständig unternommenen Tour geben Gesellschaftsreisen, die mehr oder weniger mit dem Verzicht auf die individuelle Bewegungsfreiheit verbunden sind, gewiß nicht immer genügend Raum für ruhigen Naturgenuß, für ein halbwegs eingehenderes Kennenlernen von Land und Leuten. Touristen aber, welche ihre knapp bemessene Reisezeit möglichst ausnutzen, auf bequeme Art vieles — wenn auch nur im Fluge — sehen wollen, werden bei den im vorhinein bis in einzelne fixierten Routen, wie sie die Programme verschiedener Transportunternehmungen, darunter auch der Hamburg—Amerika-Linie, zur Wahl stellen, ihre Rechnung finden. Daß dabei unliebsame Überraschungen hinsichtlich des Kostenpunktes vermieden bleiben, die dem Einzelreisenden rücksichtlich seines Präliminars wohl leicht begegnen, daß somit auch mancher Ärger und Verdruß erspart wird, sei nur nebenbei bemerkt.

Eine solche Gesellschaftsreise führte mich im Spätsommer 1906 von Hamburg über Edinburg, das schottische Hochland, die Orkney- und Farörinseln nach Island, dann zum Nordkap und entlang des Küste Norwegens zurück.

Einige Eindrücke dieser, ab Hamburg und bis dahin zurück 22 Tage in Anspruch nehmenden Exkursion mögen durch die nachfolgende Skizze festgehalten werden.

Etwa 180 Reiseteilnehmer, unter welchen Reichsdeutsche und Nordamerikaner das Gros, Angehörige der Monarchie das in Anbetracht der bei uns noch wenig entwickelten Reiselust relativ namhafte Kontingent von 10 Touristen bildeten, fanden sich am 4. August in der mit Flaggen aller Nationen geschmückten Passagierwartehalle auf dem großen Grasbrook in Hamburg ein, von wo aus um 1 Uhr nachmittags die Abreise mittelst eines Tenders der Hamburg—Amerika-Linie erfolgte.

Schon durch den kolossalen Verkehr auf der Elbestrecke abwärts von Hamburg bietet die Fahrt ein fesselndes Bild; es entbehrt aber keineswegs auch der landschaftlichen Schönheit, namentlich gilt dies von dem rechten Ufer, wo die Hügel von Blankenese mit ihren Gärten und Villen nahe an den Strom herantreten.

Nach $1^1/_2$ Stunden war Brunshausen, der Hafenort der hannoverschen Stadt Stade, erreicht; dort fand die Überschiffung auf die mitten im Strome ankernde „Oceana" statt, die nun für mehr als drei Wochen unser Heim sein sollte.

Schon von weitem gesehen macht dieser Dampfer von nahezu 8000 Tonnen bei einer Länge von über 150 Metern einen imposanten Eindruck, der noch verstärkt wird, wenn man an Bord gekommen, die riesigen Raumverhältnisse im Innern überblickt.

Bald hatten sich geräuschlos und kaum bemerkbar die Maschinen in Bewegung gesetzt; in rascher Fahrt, vorüber an den rechter Hand deutlich sichtbaren Schleusenwerken von Brunsbüttel, die das südliche Einfahrtstor zum Nordostseekanal bilden, ging es der Nordsee zu. Die Strombreite, in welcher das Fahrwasser durch zahlreiche Bojen und Landmarken kenntlich gemacht ist, wird bald so groß, daß die Ufer dem Gesichtskreis zu entschwinden beginnen. Die Färbung des Wassers wird dunkler, der Wellengang allmählich stärker, wir passieren Cuxhaven mit seinen freundlichen Häusern, die vom

gelben Lichte der dem Untergehen nahen Sonne übergossen sind, und haben die Nordsee erreicht.

Vom Doppelscheine der noch nicht ganz verglommenen Abenddämmerung und des eben aufgegangenen vollen Mondes magisch beleuchtet, kam gegen 9 Uhr die Steilküste von Helgoland in Sicht, dann blieb für mehr als 24 Stunden der Horizont nur von Himmel und Wasser begrenzt, bis spät abends am 5. August die Feuer, welche die Einfahrt nach Leith, der Hafenstadt von Edinburg, markieren, aufleuchteten.

Bei einem hellen, wenn auch etwas nebligen Morgen, welcher die in leichten Dunst gehüllten Umrisse des weit ausgedehnten Meeresarmes Firth of Forth und die ihn abgrenzenden Inseln gut erkennen ließ, erfolgte am 6. August die Landung an dem aus Pfahlwerk erbauten, mit Rücksicht auf die starke Niveaudifferenz zwischen Ebbe und Flut in Etagen angelegten Victoria-Quai in Leith. Nach kurzer Fußwanderung, vorüber an mehreren Hafenbassins, wo vollbeladene Kohlenwaggons von mächtigen Krahnen gehoben und in die Schiffe ausgeschüttet wurden, kamen wir zum Bahnhof. Dort wartete ein Spezialzug, um die Reisegesellschaft in die Gegend der schottischen Seen zu bringen.

In raschester Fahrt durcheilte der Zug die beiden, völlig ineinander verwachsenen Städte Leith und Edinburg und erreichte bald darauf bei South-Queensferry die berühmte Riesenbrücke über den vorgenannten Meeresteil, nach deren Passierung wir über Dunfermline, Alloa und Stirling in Callander, dem Endpunkt der vormittägigen Bahnfahrt, eintrafen.

Der Landstrich, der vor den Coupéfenstern an uns vorüberzog, ist überaus wohlangebaut und fruchtbar, auch die Industrie ist stark vertreten. Zahlreiche, jahrhundertealte Bauten, darunter das die Umgebung beherrschende Schloß in Stirling, ehemals eine Residenz der schottischen Könige, die dortige alte Bogenbrücke über den Forthfluß, erinnern an die historischen Ereignisse, die sich einst hier abspielten, sowie an die auf diese Szenerie gestellten Romane Walter Scotts. Einen Teil des Hochlandes, das dieser in ganz Schottland die größte Popularität genießende Dichter in seiner „Lady of the Lake" poetisch schildert, sollten wir, — freilich nur flüchtig, — im Laufe des Tages kennen lernen.

Eine entsprechende Anzahl von Mail Coaches stand zur Beförderung der Reisenden nach Trossachs (12 Kilometer) am Bahnhofe bereit. Die vorzüglich gehaltene Chaussee führt von Callander aus, an freundlichen Villen vorbei im Tale des Leny River sachte aufwärts. Das klare Wasser des in seichtem Kiesbett langsam strömenden Baches belebt die von üppigen Weiden und von Laubholz bekleideten Berglehnen, denen ab und zu größere Schafherden als Staffage dienen; bald erblickt man den Loch Vennachar, einen 6 Kilometer langen, $1^1/_2$ Kilometer breiten Gebirgssee; der Weg führt an dessen nördlichem Ufer entlang, dann zu dem kleinen Loch Achray, am westlichen Ende desselben ist auf einer Anhöhe, die eine schöne Aussicht auf den See und die ihn umsäumenden Berge bietet, das in schottischem Stile mit Rundtürmen erbaute, sehr wohnlich aussehende Trossachs-Hotel gelegen.

Reger Verkehr herrscht dort auf den Straßen der Umgegend; zu Fuß und zu Pferde, in Equipagen wie in vierspännigen Mail Coaches kommen und gehen größere oder kleinere Gesellschaften. Die Saison steht augenscheinlich auf ihrem Höhenpunkte.



Eine viertelstündige Fußwanderung bringt uns über den Paß von Trossachs, inmitten malerischer Felspartien, durch schattigen Wald zu dem romantischen Loch Katrine. An dem östlichen, durch eine Insel eng umrahmten Steilufer dieses Sees, in dessen dunklem Wasser Felsen und Bäume sich spiegeln, nimmt ein Dampfer die Gesellschaft auf und befördert sie in dreiviertel Stunden querhinüber nach Stronachlachar. Bald tritt links über näheren Vorbergen der Ben Lomond, 973 Meter, eine der höchsten Erhebungen des Grampiangebirges, hervor; die dem schottischen Hochlande eigene Klarheit der Luft gewährt eine weite Fernsicht auf die sehr anmutige Landschaft. Dem mitunter dithyrambisch erklingenden Lob der Schönheit des schottischen Hochlandes gegenüber scheint mir aber, bei vollster Objektivität, doch eine gewisse Einschränkung geboten; ich wenigstens möchte vergleichsweise den Szenerien an so manchen unserer Alpenseen den Vorzug geben, nicht bloß ihrer abwechslungsreicheren und erhabeneren Reize wegen, sondern auch darum, weil die schottische Landschaft so viel ärmer ist an menschlichen Niederlassungen, als die heimische. Meilenweit erstreckt sich vor unseren Augen das Weideland ohne Dorf oder Haus. Das ganze Terrain ist der extensiven Viehzucht und noch mehr dem Zwecke der Jagd, speziell jener des Heidehuhnes (Grouse), gewidmet. Charakteristisch für die sorgsame Pflege dieser Jagd sind die in kurzen Distanzen an den Telegraphenleitungen angebrachten Holztäfelchen, welche die Vögel auf den gespannten Draht aufmerksam machen und sie davor bewahren sollen, bei ihrem Fluge, daran anprallend, Schaden zu nehmen.

Die weitgehende Konzentration des ertragsfähigen Bodens in den Händen weniger Großgrundbesitzer, die damit verbundene Stillegung der Bauernwirtschaften und die Entvölkerung der Almböden — Übelstände die ja auch bei uns nicht unbekannt sind, — treten hier auffällig vor Augen; begreiflich, daß die Frage der schottischen „Crofters" beziehungsweise das Studium der Mittel, um durch die Gesetzgebung diesem Prozeß entgegenzuwirken, die englische Agrarpolitik ernstlich beschäftigt.

Vom Landungsplatze in Stronachlachar geht es wieder im Mail Coach weiter, an dem kleinen Loch Arklet vorbei und dann steil abwärts nach Inversnaid am Loch Lomond, dem größten, etwa 150 Quadratkilometer messenden schottischen See, der als „Queen of the Scottish lochs" bezeichnet wird. Nahe beim Quai bildet der vom Arkletsee herabströmende Bach gleichen Namens einen sehenswerten, in zwei Stufen in den See stürzenden Wasserfall.

Am Fuße des Ben Lomond vorbei nimmt der zur Weiterfahrt benutzte Dampfer den Kurs nach Süden, landet an mehreren Stationen mit größeren Hotels und gelangt in zwei Stunden zur Eisenbahnstation Balloch. Der See erweitert sich in seinem südlichen Teile, zahlreiche schönbewaldete Inseln, darunter die größte, Inch-Murrin, dem Herzog von Montrose gehörig, die ausschließlich als Wildpark dient, und prächtige Villen erhöhen den Reiz der Fahrt.

Es war gerade Bankfeiertag, das Schiff daher durch zahlreiche Ausflügler aus den nahen Städten stark besetzt; zumeist junge Leute beiderlei Geschlechts, fröhlich gestimmt, — frei vom Zwange der Berufspflicht — einen Tag in der schönen Natur zubringen zu können; die Unbefangenheit ihres Verkehres, der sich stets in den Grenzen vollendeten Anstandes hielt und ihr jugendlich frisches heiteres Wesen, voll Sinn für den Naturgenuß, mußten jeden Beobachter sympathisch berühren.

In Balloch wartete der Zug, der uns über Dumbarton, die am Clyde nahe bei Glasgow gelegene, durch ihren Schiffbau bekannte Hafenstadt, dann vorüber an bedeutenden Steinkohlengruben, über Falkirk und Linlithgow (Geburtsort Maria Stuarts) in zwei Stunden nach Leith zurückbrachte.

Der folgende Tag (7. August) war der Besichtigung Edinburgs und seiner Umgebung gewidmet.

Die Hauptstadt Schottlands — das nördliche Athen genannt — malerisch zwischen Felsenhügeln und dem Meere gebettet, verdient den Ruf, eine der schönsten Städte zu sein.

Über St. Andrews Square und Waterloo Place erreichten wir Holyrood Palace, das ehemalige, nach der Zerstörung unter Cromwell restaurierte Residenzschloß Maria Stuarts; die Fassade, von starken Rundtürmen flankiert, nimmt sich sehr stattlich aus. Die Wohnzimmer der unglücklichen Herrscherin, ihr Baldachinbett, die Stelle, wo der Sänger Rizzio von Mörderhand fiel, eine Gemäldegalerie, zu welcher der Pinsel eines phantasievollen Malers „Porträts" schottischer Könige, bis weit in die vorchristliche Zeit zurück, geliefert hat, sind dort zu sehen. Die an das Schloß anstoßende gotische Kapelle liegt in Ruinen, der Himmel wölbt sich über dem ehemaligen Kirchenschiffe mit seinem altersgrauen Pfeilermaßwerk und kunstreichen Fensterrosen; verwitterte Grabsteine bedecken den Boden.

In der zur Altstadt Edinburgs gehörigen Canongatestreet, die wir dann passieren, geben die engen, himmelanstrebenden Häuser mit ihren trüben Fensterscheiben ein schon von außen das Elend der Bewohner verratendes düsteres Bild und kontrastieren lebhaft mit den benachbarten eleganten Bauten der modernen Stadtteile.

Die gotische St. Gileskathedrale, aus dem 15. Jahrhundert stammend, ist mit bemerkenswerten alten Glasgemälden geschmückt: der redselige Sakristan erzählte von dem dort erfolgten Auftreten des Reformators Knox und seiner trotzigen Haltung.

Auf demselben Platze erhebt sich der Palast des ehemaligen schottischen Parlamentes, der jetzt eine Bibliothek enthält.

Steil aufwärts führt dann der Weg nach dem fast im Zentrum der Stadt auf einem hochragenden Felsen erbauten Castle, in vergangenen Zeiten nicht nur Residenz, sondern auch Festung. Über eine Zugbrücke und durch ein altes Tor führt der Weg ins Innere. Jetzt exerzieren Highlanders in ihren malerischen Uniformen auf den Höfen, welche, von mächtigen, mit Schießscharten durchbrochenen Wällen umrahmt, dem Publikum frei zugänglich sind; die Innenräume dienen als Kasernen, zu einem Teile als Museum. Auch die schottischen Reichskleinodien werden dort verwahrt. Von den Bastionen aus genießt man einen herrlichen Ausblick auf die Stadt und ihre Umgebung. Auf einem Felsenvorsprung fällt eine Terrasse durch eine Reihe kleiner Monumente und Gedenktafeln auf, die Anlage ist der Beerdigungsort von Hunden, die Eigentum der Hochländerregimenter waren.

Mitten im Getriebe der Neustadt, an einer ihrer belebtesten Straßen, der Princes Street, ist das von einem gotischen Baldachin überdachte Denkmal Walter Scotts, das hervorragendste unter vielen Monumenten der Stadt, aufgerichtet; unweit davon, nur durch ein Gitter von der lärmerfüllten Straße getrennt, liegt —

eine stille Insel — der alte, längst nicht mehr benutzte Calton-Friedhof, die Ruhestätte David Humes und anderer Berühmtheiten. Seltsamerweise sind manche alte Gräber mit starken Eisengittern, wie ich vernahm, zum Schutz gegen unbefugte Exhumierungen, versehen; da nämlich puritanische Geistliche strengster Observanz die Verwendung von Leichen zu Anatomiezwecken als der Bibel widerstreitend perhorreszierten, sei die heimliche Eröffnung von Gräbern behufs Beschaffung des benötigten Studienmaterials in jenen Zeiten nichts Seltenes gewesen.

Links abbiegend gelangt man von dieser Straße auf die, eine freie Aussicht bietende Anhöhe Calton Hill; neben dem dort befindlichen Nelsondenkmal erinnert ein mit figuraler Zier versehenes Bronzegeschütz, das den Namen Philipp II. von Spanien trägt, an einen älteren Waffenerfolg der englischen Seemacht.

In zweistündiger Wagenfahrt durch die Vororte der Hauptstadt, dann durch wohlkultiviertes Hügelland und an prächtigen Landsitzen — darunter Dalmenypark, Besitztum des Earl of Rosebery — vorbei, erreichten wir den südlichen Ausgang der tags zuvor passierten Forthbrücke. Den Eindruck, den das gigantische Bauwerk mit seinen aus mächtigen Sparrenkonstruktionen bestehenden drei Bogen auf den Beschauer ausübt, ist womöglich noch bedeutender, wenn es vom Meeresufer aus in Augenschein genommen wird. In den Jahren 1883—1890 mit einem Kostenaufwand von $3^1/_4$ Millionen Pfund Sterling erbaut, hat die zweigeleisige Eisenbahnbrücke eine Länge von über $2^1/_2$ Kilometern; das Material — Stahl und Eisen — wiegt 54.000 Tonnen; bei einem Arbeiterstand von durchschnittlich 4000 Mann ereigneten sich über 500 Unfälle, darunter nicht weniger als 57 mit tödlichem Ausgang. Die Höhe der Brücke über Flutwasser beträgt 50 Meter, so daß sie kein Hindernis für den Verkehr auch der größten Schiffe im Firth of Forth bildet; tatsächlich sahen wir eine Abteilung größerer Kriegsschiffe im inneren Raum dieses Meerarmes vor Anker liegen.

Wir benutzten zur Rückkehr einen Tender, der unter der Brücke durchsteuerte; die oben passierenden Züge nahmen sich wie Spielzeug aus. Nach $1^1/_2$ stündiger Fahrt waren wir wieder an Bord der „Oceana"; sie lichtete abends die Anker und sollte frühmorgens am 8. August vor Kirkwall, dem Hauptorte der Orkneyinseln eintreffen, die Ankunft verzögerte sich indes infolge ziemlich starken Nebels bis zum Nachmittag. Die ganze Nacht hindurch ertönte in kurzen Intervallen die Dampfpfeife, der jene anderer Schiffe bald in größerer bald in geringerer Entfernung Antwort gaben. Auch nach Anbruch des Tages blieb bei fast spiegelglatter See der Gesichtskreis so eng begrenzt, daß, vom Deck aus betrachtet, die Umrisse des im Mastkorbe Auslug haltenden Matrosen ganz verschleiert erschienen. Die von unsichtbar bleibenden Schiffen aus allen Richtungen her ertönenden Signale, das langsame und vorsichtige, an das Tasten eines mit verbundenen Augen den Weg Suchenden gemahnende Tempo unserer Fahrt, die wegen der Gefahr einer möglichen Kollision erfolgte Schließung der schweren Eisentüren zwischen den wasserdichten Abteilungen des Schiffes — dies alles war etwas nervenanspannend und machte es auch dem Laien verständlich, daß der Seemann Sturm und Wellen weit weniger scheut als den tückischen Nebel.

Einige Zeit nach dem Mittagssignal ward es etwas heller, die Nebel ballten sich zu einzelnen Wolkenbänken zusammen, eine Bergspitze tauchte aus dem Dunste auf. Bald nähern wir uns der steil abstürzenden, vielfach zerrissenen Felsenküste, auf der weit-

gedehnte Triften und weidende Schafherden zu unterscheiden waren. Bei der Weiterfahrt zwischen der Hauptinsel und der Insel S h a p i n s a y tritt auf dieser ein von weitläufigen Parkanlagen umgebenes Schloß, der Familie des ehemaligen Premiers B a l f o u r gehörig, hervor; dann wendet sich der Kurs nach Süden, K i r k w a l l mit seinem vom weitem sichtbaren Dom liegt vor uns.

Obschon die Breite des die schottische Küste von der Südspitze der Orkneyinseln trennenden Meeresarmes kaum mehr als 7 Seemeilen mißt, kam doch erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die schottische Herrschaft auf diesen Inseln zur Geltung. Sie hatten, vor mehr als tausend Jahren vom norwegischen König Harald Harfagar erobert, Jahrhunderte hindurch einen Teil des skandinavischen Reiches gebildet.

Wie Sachkenner behaupten, weichen noch heute Sitten und Gebräuche der Inselbewohner von jenen des benachbarten Königreiches auffallend ab; als Illustration des lange bestandenen Mißmutes gegen die Zugehörigkeit zu Schottland wird die ehemals in Orkney landläufige Sentenz zitiert, die Insel hätte von dorther nichts bekommen als teure Lebensmittel und schlechte Minister.

Der eilige Besucher kann nur den Eindruck der Wohlhabenheit konstatieren, den, so wie die 4000 Einwohner zählende Stadt Kirkwall mit ihren verkehrsreichen Straßen und wohnlich aussehenden Häusern, auch die freundliche Umgebung hervorbringen.

Unter den Baudenkmälern verdient die in normännischem Stil aus rötlichem Sandstein erbaute St. M a g n u s k a t h e d r a l e, deren Gründung ins 12. Jahrhundert zurückreicht, das größte Interesse. Ein Teil des hohen, die umliegenden Häuser mächtig überragenden Kirchenschiffes dient als Mausoleum berühmter Persönlichkeiten. Der etwas düstere, durch Säulen abgeteilte Raum wird durch eine kunstvolle große Fensterrose erhellt. Finstere, ungemein enge Treppen, teilweise in die Mauern selbst eingelassen, führen im Turm empor, der in quadratischer Grundfläche angelegt ist und von dessen offener Galerie aus sich ein guter Ausblick auf die Stadt sowie Land und Meer ringsum eröffnet.

Neben dem Dom erheben sich die Ruinen des gleichfalls aus Sandstein ausgeführten ehemaligen B i s c h o f s p a l a s t e s mit einem gewaltigen Rundturm an der Seite.

Die abends angetretene Weiterfahrt war von klarerem Wetter begünstigt, so daß die „Oceana“, die Verspätung einbringend, am nächsten Vormittag (9. August) programmgemäß die F a r ö r inseln erreichte.

Niederhängende Wolken, welche die Spitzen der Berge verdeckten, ließen die aus dunkeln Felsmassen bestehende Steilküste, an der die Brandung hoch hinaufschlug, noch unwirtlicher erscheinen. Der Baumwuchs fehlt vollständig, auf ausgedehnten Grashängen weiden Schafherden, die dank dem durch den Golfstrom temperierten Klima auch im Winter keiner Stallwartung bedürfen. Von diesem Zweige der Viehzucht haben die Inseln ihren Namen — Far-Ör = Schafinseln — er bildet nebst der Fischerei die wichtigste Erwerbsquelle.

Der Hauptort, den wir betreten, T h o r s h a v e n, auf S t r ö m ö, der größten Insel des Archipels gelegen, sieht mit seinen ebenerdigen, zumeist ein Dach aus Rasenziegeln tragenden Holzhäusern eher ärmlich aus; charakteristische Typen von Fischern, die Mützen ähnlicher Form und Farbe tragen, wie die neapolitanischen, betrachten mit Gleichmut die Landung der vielen fremden Gäste; ein dabei stehender junger Mann, der

fließend deutsch sprechend sich als Student an der Kopenhagener Universität auf Ferien in seiner Heimat vorstellt, macht, als er ein paar mit Schmissen gezeichnete deutsche Korpsbrüder in unserer Gesellschaft erblickt, die laute Heiterkeit weckende Bemerkung, diese Herren seien wohl Studenten und dürften Bier trinken; dies täte er auch, aber das Duellieren lasse er bleiben.

Der Verkehr dieser Inseln mit der Außenwelt ist derzeit ein recht mangelhafter, der nächste Dampfer nach dem Kontinent sollte erst in 12 Tagen abgehen; um so freudiger sieht man der demnächst bevorstehenden Eröffnung der Telegraphenleitung entgegen, welche Kopenhagen mit den Farörinseln verbinden und von diesen nach Island weiterführen wird, so daß auch diese weltferne Insel des Anschlusses an den modernen Nachrichtendienst teilhaft wird.

Hier wie auch in den anderen skandinavischen Ländern, die wir später besuchten, fällt — eine erfreuliche Wahrnehmung — das vollständige Fehlen des Straßenbettels auf.

Zwischen den Inseln durchsteuernd, deren Felsenufer sich ein paar hundert Meter hoch steil erheben, kam die „Oceana“ nahe an einer gleich einem Riesentore sich öffnenden Höhle vorbei; ein Schuß und der schrille Ton der Dampfpfeife bewirken, daß ungezählte Tausende der dort nistenden Seevögel wie eine Wolke aufflogen, um im dunkeln Schlunde Zuflucht zu nehmen.

Dank der lange währenden Tageshelle des nordischen Sommers blieben die bizarrgeformten Felsgrate der Inseln geraume Zeit am südöstlichen Horizont in Sicht, während unser Schiff, den Kurs auf die Südspitze von Island gerichtet, die mächtig hinanrollenden Wogen des Atlantischen Ozeans durchfurchte.

Am Nachmittage des folgenden Tages (10. August) konnten wir einen ebenso herrlichen als selten sich darbietenden Anblick genießen; wir hatten Kap Portland, den südlichsten Punkt Islands, noch lange nicht erreicht, als östlich davon der sonst fast vollständig von Wolken umzogene mächtigste Gletscher der Insel, Vatna Jökull, und seine im Süden vorgelagerte Spitze Öräfa Jökull (über 2000 Meter) auftauchte. Die den hohen Breitegraden eigentümliche Durchsichtigkeit der Luft und die besonders günstige Beleuchtung ließen die kolossalen Schneefelder näher gerückt erscheinen, von der Sonne beschienen, hoben sie sich wunderbar von der blauen Luft ab und machten trotz der Entfernung einen imposanten Eindruck. Zur vergleichsweisen Beurteilung der Größe dieses Eismeeres, das 8000 Quadratkilometer bedeckt und das natürlich nur zu einem kleinen Teil sichtbar war, sei bemerkt, daß der ausgedehnteste Gletscher unserer Ostalpen, die Pasterze, nur 32 Quadratkilometer mißt.

Stundenlang begleitete uns das fesselnde Bild; in der Gegend des Kap Portland belebten zahlreiche kleine Fischdampfer die See, dann erreichte unser Schiff die Vestmannainseln und fuhr, sie südlich lassend, in dem Meeresarm weiter, der sie von Island trennt. Auf diesen Inseln, in deren nächster Nähe wir vorbeikamen, wie auf den sie umgebenden Felsenriffen nisten Massen von Seevögeln; steile dunkle Felswände, die gleich kolossalen Mauern aus der See aufsteigen, mit den ihnen vorgelagerten, von der Brandung glatt gewaschenen Blöcken, die bald wie der gewölbte Rücken eines urweltlichen Riesentieres aussehen, bald freistehenden Türmen oder auf der Meeresfläche schwimmenden Trümmern gleichen, geben der Landschaft ein ganz eigenartiges phantastisches Gepräge.

Bald darauf war an der isländischen Küste ein bis zum Meere herab reichender weißer Streif, einem Schneefleck ähnlich, bemerkbar; der von unten aufsteigende Wasserstaub zeigte aber, daß es sich um einen mächtigen Wasserfall handelte, gebildet von einem der zahlreichen Küstenflüsse, der dort in seiner ganzen Breite abstürzt.

In der Nacht zum 11. August fuhr die „Oceana" in den Hafen von Reykjavik ein; an einem ziemlich klaren herbstlich kühlen Morgen betraten wir den sagenreichen, altgeschichtlichen Boden Islands.

Ihrer relativ geringen Entfernung von Grönland nach eigentlich eher zu Amerika als zu Europa gehörig, hat die Insel einen Flächeninhalt, der mehr als doppelt so groß ist, wie jener Böhmens, erreicht aber dabei an Zahl der Bewohner noch lange nicht die Bevölkerungsziffer von Brünn.

Die gut gehaltenen breiten Straßen der Stadt dehnen sich am nördlichen, sachte ansteigenden Ufer des Faxa Fjords aus, die ehemals üblichen Dächer aus Rasen sind nun fast ausnahmslos durch solche aus Wellblech ersetzt und da dieses Material häufig auch zur äußeren Verkleidung der Häuser Anwendung findet, während die vereinzelten Steinbauten architektonisch nichts Bemerkenswertes bieten, ist das Stadtbild ein recht nüchternes.

Der deutsche Honorarkonsul Thomsen, ein Isländer, der das Deutsche perfekt spricht, Chef eines bedeutenden Handelshauses, hatte alle Vorkehrungen getroffen, um den Reisenden die Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebung zu erleichtern. In dem zu diesem Zwecke eingerichteten Touristenbureau stellten sich junge Leute, die des Deutschen oder Englischen kundig waren, in liebenswürdigster Weise für Führerdienste zur Verfügung; im Bureau standen Landesprodukte, wie Felle, Eiderdaunen, Arbeiten aus Silberfiligran, Steinwaren u. dgl. zum Kaufe, dem modernen Bedürfnis der Absendung von Ansichtskarten wurde durch eine reiche Auswahl an solchen sowie durch die Aufstellung einer größeren Anzahl improvisierter Schreibtische, die fleißigsten Zuspruch fanden, genügt.

Zuerst wurden die eine halbe Stunde Weges außerhalb der Stadt entspringenden heißen Quellen, Laugar genannt, deren Dampfwolken von weithin sichtbar sind, besucht. Das ganz klare, dem Geröll entströmende Wasser kommt als kleiner Bach hervor, die Temperatur dürfte nicht unter 70 Grad Celsius messen; es dient, in einen langen Trog gefaßt, der zum Schutz gegen Hineinstürzen mit Eisenstäben überdeckt ist, zum Reinigen der Wäsche.

Eine östliche Richtung einschlagend, gelangen wir zu dem Ellidaar-Foß genannten Wasserfall; interessanter als dieser selbst bei seiner geringen Höhe und Mächtigkeit ist das Lavafeld, in welchem der Bach dieses Namens dahinfließt. Steintrümmer vulkanischen Ursprungs bedecken weite Strecken, dort wo der Humus zu Tage tritt, bildet er Unebenheiten gleich Maulwurfshügeln und produziert spärlichen Graswuchs, an sumpfigen Stellen wird Torf gestochen und nur in der Nähe der Stadt hat die Kultur Wiesenland gewonnen, das in Ermanglung billigen Stangenholzes mit Eisenstäben und Draht eingefriedet wird. Ausgedehntere Bodenmeliorationen scheinen durch die Höhe des Taglohnes, — für einfache Erdarbeiten $3^1/_2$ skandinavische Kronen, d. i. mehr als 4 Kronen unserer Währung — unrentabel zu sein.

Den klimatischen Verhältnissen entsprechend ist die Vegetation eine ärmliche, der Baumwuchs fehlt vollständig. In einem besonders gut gepflegten Garten zeigte mir

der Besitzer mit Stolz ein paar kümmerlich aussehende Rosen, niedrige Johannisbeersträucher mit kleinen noch ganz grünen Früchten und Levkojen die, — Mitte August — unter Glasschutz standen.

Der Ritt auf den kleinen ausdauernden Island-Ponies hatte zwei Stunden in Anspruch genommen. Daran schloß sich die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt.

In einigen Räumen der Landesbank, eines stattlichen Steinbaues, ist das isländische Altertumsmuseum untergebracht; es ist reich an allerlei Hausrat, darunter an alten eigentümlich geformten, mit Schnitzereien verzierten Holztruhen wie an Gold- und Silberfiligranarbeiten, die noch heute eine Spezialität des einheimischen Gewerbefleißes bilden. Bemerkenswert ist auch die Kollektion alter Heiligenstatuen, Meßgewänder und anderer kirchlichen Gerätschaften, Überreste aus dem Besitzstande der durch die Reformation depossedierten katholischen Kirchen des Landes.

Das gleichfalls aus solidem Material erbaute Althingshaus, das an einem grasbewachsenen, mit einem Miniaturstandbild Thorwaldsens geschmückten Platze steht, ist der Sitz des jedes zweite Jahr zu einer kurzen Session zusammentretenden Parlamentes; seine Mitglieder waren kürzlich aus Kopenhagen zurückgekehrt, wo sie als Gäste des neuen Königs geweilt hatten.

Das erst vor kurzem begründete, derzeit noch recht bescheiden installierte naturhistorische Museum gewährt eine gute Übersicht über die auf der Insel vorkommenden Mineralien und Tiere, die große Sammlung von Eiern einheimischer Vögel verdient besonderes Interesse.

Auf einem Hügel im Westen der Stadt erhebt sich weither sichtbar der Holzbau der kleinen katholischen Kirche, umgeben von dem anspruchslosen Pfarrgebäude, einem Kranken- und einem Schulhaus. Vom Pfarrer, einem gebürtigen Rheinländer, erfuhr ich, daß die Zahl der in Reykjavik vorhandenen Katholiken wohl nicht mehr als 40 betrage, daß aber auch die nichtkatholischen Einwohner von dem vortrefflich eingerichteten Krankenhause und der Schule — Anstalten, an welcher französische Schwestern wirken — gern und zunehmend Gebrauch machen. Der hingebungsvollen Tätigkeit der katholischen Mission wird allgemein das beste Zeugnis ausgestellt, sie erfreut sich der vollen Sympathie auch in protestantischen Kreisen.

Eine halbe Wegstunde östlich der Stadt liegt ganz isoliert am Meeresufer das Lepraspital. Zur Bekämpfung des auf Island bekanntlich endemischen Aussatzes wurde die obligatorische Spitalsbehandlung der von der Krankheit befallenen Einwohner der Insel gesetzlich verfügt; die diesem Zwecke dienende Anstalt in Reykjavik ist eine Widmung der Stadt Kopenhagen, sie beherbergt gegenwärtig 74 Patienten beiderlei Geschlechts. Einfach, doch nicht ohne allen künstlerischen Schmuck ausgestattet — so weist die Eintrittshalle schöne Wanddekorationen aus hellblauem dänischen Porzellan auf — macht das Krankenhaus, soweit ein Laienurteil gestattet ist, den Eindruck einer mustergültigen, mit den modernsten Behelfen ausgestatteten Anstalt. Auch die Pfleglinge scheinen mit ihrer Behandlung zufrieden und selbst solche, bei denen der Krankheitsprozeß bereits zu argen Entstellungen geführt hat, lassen keine Klage über ihre grausames Schicksal laut werden. Den Kranken, welche sich mit Verrichtungen im Spitalsgarten nicht mehr beschäftigen können, sucht man durch leichte Handarbeit, dann durch Spiele

und Gesang Zerstreuung zu bieten. Fast jeder Krankensaal ist mit einem Harmonium ausgestattet. Selbstverständlich ist auch für Lektüre gesorgt; ich warf einen neugierigen Blick auf den Titel des Buches, das ein armer schwerkranker Pflegling mühsam in seiner durch die Lepra deformierten Hand hielt, und las „Alfred Dreyfus". Die Ärzte hoffen, daß vermöge der strengen Kontrolle, der die Kranken nunmehr unterliegen, und ihrer rationellen Behandlung die Seuche von der Insel ganz verschwinden werde.

Auf dem oberhalb der Stadt, nahe dem kleinen See Tjörnin gelegenen Terrain wohnten wir nachmittags einem Pferderennen bei. Hunderte umsäumten den mit dänischen und deutschen Flaggen geschmückten Rennplatz und verfolgten aufmerksam bei dem Spiele des Orchesters der „Oceana", das sich dort produzierte, den Verlauf des Sportfestes. Man hatte Gelegenheit, die sowohl im Galopp wie im Paßgang ersichtlichen vorzüglichen Eigenschaften der einheimischen Pferderasse, zugleich auch den Ordnungssinn der Bevölkerung wahrzunehmen, welche ohne Intervention irgendeines Aufsichtsorganes aus eigenem Antrieb in Reih und Glied stand. Zum Schluß zog das ganze Publikum unter den Klängen des von der vorausmarschierenden Schiffskapelle flott gespielten Radetzkymarsches nach der Stadt zurück.

Einen hervorragenden Kunstgenuß bot das von isländischen Amateuren im Saale Barubud abends veranstaltete Vokalkonzert. Isländische Volkslieder und Kompositionen einheimischer Tondichter wurden von gemischten Männerchören, dann von Damen als Duette und Soli vorgetragen. Es war eine Freude wahrzunehmen, mit welcher Begeisterung die Mitwirkenden ihre Kunst betreiben, wie sie, dank einer eifrigen Schulung und in der Mehrzahl über hervorragend schöne Stimmen verfügend, eine künstlerische Vollendung bekunden, die einen Vergleich mit den Leistungen anderer Gesangvereine — wenn überhaupt — gewiß dann nicht zu scheuen hat, wenn erwogen wird, wie klein der Kreis ist, aus dem dort die Sänger sich rekrutieren. Augenscheinlich erfreut sich das isländische Volk einer angeborenen Veranlagung für Gesangskunst.

Eine in den herrlichsten Farben langsam verglimmende Dämmerung, die zauberhafte abwechslungsreiche Reflexe auf das Meer und die Gebirge warf, verschönte den Abend dieses an Anregungen so reichen Tages. Seinen Abschluß bildete ein an Bord veranstalteter Ball, an welchem auch die Damen und Herren des Gesangvereines teilnahmen. Erstere erschienen in den pittoresken Nationalkostümen, die schon beim Konzert zu sehen waren, einige in der Brauttracht, deren charakteristisches Kleidungsstück ein über einen dragonerhelmartigen Wulst herabwallender, durch einen goldenen Stirnreif festgehaltener weißer Schleier bildet, andere in dunkeln Kleidern mit dem dort allgemein üblichen Kopfputz, bestehend aus einer schwarzen anliegenden Haube in Handtellergröße mit einer großen von einem Silberring zusammengehaltenen Quaste.

Mitternacht war längst vorüber, als die „Oceana" den Anker lichtete, um die Fahrt längs der West- und Nordküste Islands fortzusetzen.

Am Morgen des 12. Augusts steuerte das Schiff nahe dem großen Snaefellsjökull vorüber, der sich auf einer gegen Westen ziehenden Halbinsel zu 1500 Metern Höhe erhebt. Dieser Gletscher blieb fast so lange in Sicht, bis die äußerste Westspitze der Insel passiert war und der Kurs entlang der dort tief eingerissenen Küste nach Nordosten genommen wurde. Keine Spur menschlicher Niederlassung war während der vielstündigen Fahrt zu erblicken. Eine Reihe der in die Fjorde steil abfallenden, kulissenartig

hintereinander gereihten Felsvorsprünge wies eine ganz merkwürdige Übereinstimmung der Form auf, anderswo zeigte sich eine vollkommen symmetrisch abgestutzte Pyramide wie ein Riesensockel, bestimmt für ein gigantisches Monument. Deutlich war auch das seewärts offene Halbrund eines Kraters zu unterscheiden, dessen andere Hälfte ins Meer abgestürzt sein mußte.

Im Laufe des Nachmittags fuhr die „Oceana" in den breiten Isafjord ein, und zwar zuerst in einen südlich abzweigenden Seitenfjord bis vor die kleine Fischerniederlassung Hafjördur, dann im südöstlich sich erstreckenden Hauptfjord weiter, bis zu der Stelle, wo sich ein schöner Ausblick auf den Dranjajökull, einen direkt bis zum Meere herabreichenden Gletscher, eröffnet. Wasserfälle stürzen in großer Zahl von den die Bergketten krönenden Schneefeldern zu den öden steinigen Ufern ab.

In dieser vom Golfstrom nicht mehr erreichten Gegend stieg die Temperatur mittags nicht über 8 Grad Celsius, sie wurde ganz winterlich, als wir gegen Abend die isländische Nordwestspitze erreichten. Es ist dies das Kap Horn, auch Nordkap genannt, ein scharf geschnittener, steil abfallender, schwärzlicher Felsgrat, auf welchem in halber Höhe ein senkrecht emporstrebender hornförmiger Kegel zum Himmel starrt.

Bei Anbruch des nächsten Morgens (13. August) befanden wir uns bereits in dem weit nach Süden hinziehenden Ejafjord, in dem sich mehrere Fischerboote zeigten, und erreichten vormittag Akureyri, die zweitgrößte Stadt Islands. Am Endpunkte des Fjords in windgeschützter Lage erbaut, bildet dieser Ort mit der nördlich davon gelegenen Niederlassung Oddeyri eine zusammenhängende, dem Ufer entlang sich hinanziehende Gruppe von durchweg aus Holz erbauten Häusern. Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Fang, das Einpökeln beziehungsweise Trocknen der dort in Mengen vorkommenden Fische. Die für die Verpackung erforderlichen Fässer sowie das Salz werden aus Norwegen bezogen. Die fertige Ware, von der ein eben am Quai liegender norwegischer Dampfer viele Hunderte von Fässern an Bord nahm, geht größtenteils nach Spanien.

Bei herrlichem frühlingswarmen Wetter wurde ein Spaziergang zu dem Gleria-Wasserfall unternommen; der starke Bach dieses Namens durchströmt, ehe er bei Oddeyri sich ins Meer ergießt, das wellenförmige Plateau im Westen des Ortes und bildet dort, über Felsen abstürzend und in einer Schlucht weiterfließend, einen ganz sehenswerten Katarakt. Jenseits des Plateaus, wo an einzelnen versumpften Strecken Torf gewonnen wird, steigen grasbewachsene Hügel an; von der Höhe des einen, den wir erklommen, bot sich ein orientierender Ausblick auf die freundliche Umgebung der Ortschaft, den langgedehnten Fjord und die Gebirgswelt im Süden.

Nach einem Aufenthalte von 6 Stunden setzte die „Oceana" die Fahrt fort. Hiermit begann die längste Etappe der Reise, zirka 1000 Seemeilen, die bis zum Nordkap, der nächsten Station, zurückzulegen war.

Um 9 Uhr abends wurde das Passieren des Polarkreises durch ein Signal der Dampfpfeife angekündigt; in eindringlicherer Weise machte sich der Übergang in das Nördliche Eismeer durch stärkeren Wellengang und Abnahme der Temperatur bemerkbar. Tags darauf wurde das Ereignis mit scherzhaften Zeremonien und Aufzügen der als Neptun mit Gefolge kostümierten Matrosen gefeiert, ähnlich wie dies beim Passieren des Äquators üblich ist.

Während voller 60 Stunden blieb das Land außer Sicht; in jener abseits von den großen Verkehrswegen gelegenen Meeresregion war eine Begegnung mit anderen Schiffen kaum zu erwarten, der Eindruck der Weltabgeschiedenheit blieb ein vollständiger. Ein niedriges, wolkenbedecktes Firmament, die grünlich graue See mit ihren weißen Wellenkämmen und zwischen Himmel und Wasser — ein Punkt auf der endlosen Fläche — unser Fahrzeug, scheinbar bewegungslos inmitten der stets gleichbleibenden Ebene. In dieser äußeren Umgebung vollzog sie die weite Überfahrt.

Um die Mittagsstunde des dritten Tages nach der Abreise von Island tauchten fern im Nordosten die gezackten Umrisse der norwegischen Gebirge empor. Das Schiff fuhr auf weite Distanz der Küste entlang, nahm den Kurs gegen Land, als die Höhe des Nordkaps erreicht war, und ankerte gegen Abend bei ziemlich stürmischem Wetter in der durch den Ostabhang dieses Kaps begrenzten kleinen Bucht von Hornwyk.

Tief herabhängende Wolken ließen zunächst nur das nahe gelegene, durch steilaufsteigende schwarze Schieferfelsen gebildete Ufer sehen, an welchem der weiße Gischt der Brandung hinaufspritzte; bald trat aus dem durch einen scharfen Nordwind zeitweise zerrissenen Wolkenschleier die charakteristische Gestalt des Nordkaps hervor, welches, sowie das gleichnamige im Nordwesten Islands, ein auf halber Höhe senkrecht aufragendes Horn trägt.

Ein Teil der Reisenden ließ sich durch den starken Seegang und wiederholte Regenschauer nicht abhalten ans Land zu gehen; war schon das Hinabsteigen in die auf- und abtanzenden Bote nicht gerade bequem, so erwies sich die Überfahrt, bei welcher die remorquierende Dampfbarkasse durch Wellenberge dem Blicke zeitweise entzogen ward, recht ungemütlich und nur mit Mühe gewann man Halt an der am Ende der Hornwykbucht errichteten primitiven Landungsbrücke.

Von dort führt ein Fußsteig weiter, erst ziemlich eben, dann in steilen Windungen in die Höhe. An den geschützteren Stellen des engen Tales ist einiger Graswuchs mit in lebhaften Farben leuchtenden Feldblumen zu sehen. Zur Erleichterung des Aufstiegs über brüchigen Schiefer und Geröll sind an Eisenstangen Stricke gezogen, die aber gerade an ein paar kritischen Stellen zerrissen waren. Nach einstündigem Klettern, an einem Schneefeld vorüber, ist das Plateau erreicht und nun geht es auf ebenem, teilweise sumpfigem Boden zur vordersten Spitze des Nordkaps, eine Strecke, die etwa 20 Minuten erfordert. Hier heißt es gegen einen orkanartigen, eisigen Nordsturm ankämpfen, der dem Wanderer die Wolken ins Gesicht bläst. Die Orientierung auf der öden, mit Schiefer- und Quarztrümmern bedeckten Hochfläche wäre unter solchen Umständen schwierig, wenn nicht ein gespannter Draht als Wegweiser diente. Der auf der Höhe des Kaps erbaute Kiosk bot willkommenen Schutz gegen Sturm und Kälte; eine Steinsäule daneben erinnert an den Besuch König Oskars II. In dem trüben Wetter war ein weiterer Ausblick nicht geboten. Um 11 Uhr abends, bei noch andauerndem Tageslicht, erreichten wir wieder den Dampfer; ein Mitreisender, unter welchem die Landungsbrücke durch den Anprall des von den Wogen umhergeschleuderten Bootes zusammengebrochen war, hatte die Expedition mit einem unfreiwilligen kalten Bad zu bezahlen.

Hammerfest, unsere nächste Station, wurde am Morgen des 17. August erreicht; die Häuser der Stadt, die sich dem Hafen entlang und eine Anhöhe hinan ziehen, sind

durchweg aus Holz erbaut. Als Stapelplatz für Fische und Tran weist der Ort einen lebhaften Verkehr auf; unter den vor Anker liegenden Schiffen waren mehrere Segler aus Archangel.

Hammerfest ist bekanntlich die nördlichste Stadt der Erde (70 Grad 40 Min. nördl. Breite), während die südlichste, Punta-Arenas in der Magelhaesstraße, unter dem Parallelkreis 54 Grad 10 Min., somit um 16½ Breitengrade oder 1830 Kilometer der gemäßigten Zone näher liegt. Dabei hat Hammerfest, dank dem Golfstrom, ein relativ mildes Klima, von Vegetation ist allerdings auch hier nur Graswuchs zu sehen.

Auf dem Gipfel der erwähnten Anhöhe, Sadlem genannt, ist eine Empfangsstation für drahtlose Telegraphie installiert, die mit der damals auf Spitzbergen befindlichen Expedition Wellmann in Verbindung stand; der Punkt bietet Aussicht auf einen nahe gelegenen kleinen Berg und darüber hinaus auf die umliegenden Schneeberge sowie auf die Stadt und den Hafen.

Nachmittags wurde die Fahrt fortgesetzt, erst durch den Sörö-Sund zwischen den Inseln Sörö und Seiland, dann durch eine nach Norden gegen das Polarmeer ganz freie Strecke bis zur kleinen Insel Loppen, wo einige Häuser zu sehen sind. An dem weit nach Süden sich hinziehenden Lyngenfjord quer vorbei geht der Kurs durch den Gröt-Sund nach Tromsö, unserer nächsten Station, die abends erreicht wird; die steilen felsigen Höhen der Inseln weisen zahlreiche Gletscher auf.

Am folgenden Morgen (18. August) wurde unter den Klängen unserer Volkshymne zu Ehren des Allerhöchsten Geburtsfestes die große Flaggengala auf der „Oceana" gehißt. Ein vom Kapitän auf das Wohl Sr. Majestät ausgebrachter Trinkspruch fand die begeisterte Zustimmung der ganzen internationalen Tischgesellschaft.

Die Stadt Tromsö, deren Straßen wohlassortierte Kaufläden, namentlich Niederlagen von Pelzwaren aufweisen, erinnert in ihrer Bauart an Hammerfest, doch gibt es hier einzelne aus solidem Material hergestellte Häuser.

Im Hafen herrscht lebhafter Verkehr; auch der norwegische Kreuzer „Harald Harfagar" lag dort vor Anker. Die Anhöhe, an der die Stadt sich hinzieht, trägt einige Baumgruppen. Der erste Anblick dieser Art seit unserer Abreise von der englischen Küste. Dem Höhenrücken entlang, an freundlich gelegenen Landhäusern und Parks vorüber — das Eingangstor des einen bemerkenswert dadurch, daß die Einrahmung aus zwei Knochen eines urweltlichen Tieres bestand — gelangt man nach dem schönen Aussichtspunkt Charlottenlund.

Zum Besuche des Lappenlagers in Tromsdal setzte die Reisegesellschaft in Booten über den Sund nach dem Festland über, dann ging es zu Fuß oben ins Tal hinein, an dessen Hang rechts ein Wasserfall herabströmt. Nach ¾ Stunden ist in einer Talerweiterung, die von einem Kranze schneebedeckter Berge abgeschlossen ist und durch welche rauschend ein starker Bach fließt, das Lager erreicht. Es besteht aus einigen unansehnlichen Hütten und einer Hürde, in der dicht gedrängt ein paar hundert Renntiere im Kreise sich bewegen. Die anwesenden Lappen präsentieren sich als ein kleiner und wenig schöner Menschenschlag. Beide Geschlechter tragen eine ähnliche Tracht, deren Hauptbestandteil ein mit bunten Tuchflecken aufgeputzter Pelzrock bildet. Renntiergeweihe und aus den Knochen dieser Tiere kunstlos geschnitzte Kleinigkeiten, dann auch — wohl wenig mit dem Milieu harmonierend — Ansichtskarten werden im Lager feilgeboten. Das

Aneinanderreiben der Geweihe der Renntiere und das diesen Tieren eigentümliche Knacken der Hufe verursacht ein charakteristisches Geräusch. Die Tiere sind derart zahm, daß auch die Damen der Gesellschaft sich nicht scheuen, mitten unter die Herde zu treten. Ein recht pittoreskes Bild entrollte sich vor unseren Augen, als die vielen Renntiere, ihren Hirten folgend und von großen Hunden umkreist, den Gebirgsbach durchquerten, um auf die Weiden zurückzukehren.

Vor unserer Abfahrt war abends die „Prinzessin Viktoria Louise" der Hamburg—Amerika-Linie, auf einer Vergnügungstour nach dem Nordkap begriffen, im Hafen eingelangt; von diesem wenige Monate später vor Jamaika verunglückten Dampfer wie von dem unseren wurde anläßlich der Begegnung ein Feuerwerk abgebrannt.

Am Morgen des 19. August hatte die „Oceana" bereits den größeren Teil des Weges bis zu unserem nächsten Aufenthaltsort zurückgelegt und fuhr längs der großen Insel Hindö in stellenweise ungemein engem Fahrwasser gegen Digermulen.

Ungefähr im Scheitelpunkt des von der nordwestlich hinziehenden Inselkette der Lofoten mit der Festlandsküste gebildeten Winkels, am südlichen Ausgang des großartigen Raftsund gelegen, ist Digermulen unstreitig einer der schönsten Punkte der Lofotenlandschaft. Ringsum sieht man tiefeingeschnittene Fjorde, begrünte Inseln mit einzelnen Höfen, dann wieder steile Felsen mit hochalpinen Zacken und Schneefeldern. Eine zweistündige Rundfahrt in Booten ließ uns den Troldfjord kennen lernen, an dem beiderseits turmhohe Felsenwände senkrecht emporsteigen und der durch eine kesselartige Talerweiterung mit einem schönen Wasserfall abgeschlossen ist. Auf der Rückfahrt war uns das prächtige Schauspiel eines in allen Farben leuchtenden Doppelregenbogens geboten.

Der Westfjord, welchem die „Oceana" nunmehr zusteuerte, ist im Westen durch die bei 300 Kilometer lange Kette der Lofoteninseln begrenzt, deren felsige Zacken bei herrlicher Beleuchtung von der Meeresfläche sich abhoben. Während der Nacht zum 20. August fuhr das Schiff wieder durch offene See, passierte abermals den Polarkreis und als der Morgen anbrach, durch ein Wirrsal kleinerer und größerer Inseln, wobei die Richtung der Fahrt in den oft sehr engen Kanälen fortwährend wechselte. Zur Bezeichnung des Fahrwassers zwischen den häufig kaum über die Meeresfläche emportauchenden Riffe sind zahlreiche Leuchttürme und Seezeichen angebracht. Hier herrscht nicht mehr die ernste Hochgebirgsnatur wie in den Lofoten, die minder schroff ansteigenden Ufer, auf denen ab und zu Felder und Häuser bemerkbar sind, sehen vergleichsweise fruchtbar aus.

Einen interessanten Anblick bietet der Berg Torghatten auf der Insel Torgen; in halber Höhe hat sich in der Felswand eine Höhle gebildet, welche die ganze Breite des Berges geradlinig durchsetzt, so daß man wie durch einen Tunnel hindurchblickt.

In den offenen Meeresteilen, durch den die Route sodann ging, machte sich ein stärkerer Seegang geltend, der im Laufe der Nacht derart zunahm, daß ein, wie es scheint, nicht hinreichend befestigter Anker sich losriß und mit seiner ganzen Kette in Verlust geriet.

Das Schiff passierte an dem Fjord von Drontheim vorüber, die Nähe dieses Hafens machte sich durch eine größere Zahl von Dampfern und Fischerbooten, die in Sicht kamen, bemerkbar; am Morgen des 21. August befanden wir uns schon nahe bei Merok.

Auf dem Wege dahin, durch den Sunelofjord nach Südwest fahrend, wendet sich das Schiff vor Hellesylt im scharfen Winkel nach Ost und tritt in den schmalen Gejrangerfjord ein, eine der großartigsten Fjordlandschaften. Aus dem dunkelgrünen spiegelglatten Wasser steigen beiderseits die Felsen wie Riesenmauern fast senkrecht auf, aus der schwindelnden Höhe — oft noch während des Sturzes zu Staub aufgelöst — gehen zahllose Wasserfälle nieder, darunter auch jener, der nach der Anzahl der dicht nebeneinander herabrieselnden Wasseradern die Sieben Schwestern heißt. Unmittelbar vor Merok nimmt der Fjord eine südliche Richtung; von den kulissenartig sich vorschiebenden Steilufern eingeengt, gleicht er einem kleinen Gebirgssee, etwa dem Königssee; vor uns liegen, an der Mündung des über Steintrümmern rauschend dahinstürmenden Storfoß, die Häuser des kleinen Ortes Merok, umgeben von einem Kranze malerisch geformter Berge, unter welchen das Flydalshorn hervortritt.

Eine vor wenigen Jahren vollendete Fahrstraße führt von Merok aufwärts über das Gebirge ins Innere. Des wiederholt einsetzenden Regens wegen beschränkten wir uns auf eine kurze Fußtour auf diesem trefflich geführten Wege, sie genügte immerhin, um einen Einblick in die hervorragend schöne, durch viele prächtige Kaskaden belebte Landschaft zu gewinnen.

Die nachmittags angetretene Weiterfahrt bot Gelegenheit, die abwechslungsreiche Fjordszenerie bei veränderter Beleuchtung nochmals zu bewundern; bis vor Alesund nämlich, wo der breite Storfjord zum Ozean abzweigt, machten wir denselben Weg zurück.

Frühmorgens am 22. August war das Schiff in Sognefjord schon weit östlich gekommen und wendete sich südlich dem Aurlandsfjord zu. Auch hier erheben sich beinahe senkrechte, von Wasserrissen durchfurchte Felswände, von denen da und dort smaragdgrüne Matten abstechen. Südwestlich zweigt der Naröfjord ab, in welchem die „Oceana" bei Dördal vor Anker geht; die halbe Stunde erfordernde Weiterfahrt bis Gudvangen, dem Endpunkte des Naröfjord, wird auf einem kleinen Dampfer zurückgelegt da die Enge des Fahrwassers für das Wenden großer Schiffe keinen Raum läßt.

Von Dördal ab gleicht der Fjord einem schmalen in ein Felsenbett eingeengten Fluß; rechts und links steigen die Felswände mehrere hundert Meter hoch, und von den zahlreichen, auf den Höhen sichtbaren Schneefeldern gespeist, strömen Wasserfälle bald wie Silberfäden bald als wasserreiche Kaskaden herab. Da und dort ist auf scheinbar unzugänglichen Vorsprüngen der Berge oder an den knappen Ausbuchtungen im Meeresniveau ein Hof mit ein paar kleinen Feldern sichtbar. Häufig scheint es, als ob eine Felswand jeden Weiterweg versperrte, bis eine plötzliche Wendung ihn unvermutet freigibt.

Ähnliche Szenerien, was Enge der Passagen und Steilheit der Felspartien betrifft, finden sich auch an unserer dalmatinischen Küste, so z. B. in der Strecke, welche den Canal della Montagna mit dem Mare di Novigradi verbindet. sowie im Défilee, das von diesem nach Obbrovazzo führt, mit dem Unterschied freilich, daß in den sonnenverbrannten Bergen Dalmatiens die moosgrünen Matten und die zahllosen Wasserläufe fehlen, welche die norwegischen Fjorde kennzeichnen, Dazu kommt, daß der leicht verwitternde Kalkstein an der Adria ganz andere Formationen aufweist, als die aus Urgestein bestehenden Felsen in Norwegen.



Gudvangen, an der Mündung des Narödalselv in dem Naröfjord gelegen, besteht nur aus einigen Höfen mit einem Hotel. Von dort ging es auf vorzüglich gehaltener Straße zu Wagen weiter. Die einspännige sogenannte Stolkjarr, das in Norwegen gebräuchlichste Vehikel, ist ein zweiräderiger Karren, der Kutscher hat seinen Platz auf einem kleinen hinten angebrachten Sitz, unter welchem etwas Raum für das Gepäck ist. Die Zügel laufen zwischen den vorn sitzenden zwei Fahrgästen durch. Bei gutem Wetter ist diese Beförderungsart, die freien Überblick nach allen Seiten gewährt, ganz praktisch.

Dem Fluß entlang steigt die Straße mäßig an, überschreitet ein von der linken Bergwand abgestürztes Trümmerfeld, rechts erscheint die mächtige graue Kuppe des Jordalsnut — in der Form und seiner die benachbarten Berge beherrschenden Lage nach — an den Grimming im steierischen Ennstal erinnernd. Nach einstündiger Fahrt haben wir die Stalheimsklev, eine das Tal abschließende, 300 Meter hohe Felsenwand erreicht, an der die Straße in Serpentinen hinaufführt. Die Steigung ist keine übermäßige, gleichwohl dürfen auf behördliche Anordnung die Wägen nur leer hinauffahren, eine Vorschrift, die nicht überraschen kann in einem Lande wie Norwegen, wo auch die Kutscher durch eine erfreuliche Tierfreundlichkeit sich auszeichnen.

Schon während des 3/4stündigen Aufstieges, abwechselnd an den beiden mächtigen Wasserfällen Sivlefoß und Stalheimsfoß vorbei, die sich am Fuße der Terrasse vereinigen, sieht man eine herrliche Landschaft mit dem imposanten Fordalsnut im Mittelpunkt. Von dem am Rande der Talstufe erbauten Hotel Stalheim aus ist die Aussicht noch großartiger, da das Bild durch den Blick auf die in der Richtung unserer Route gelegenen schneegekrönten Berge und auf das freundliche Tal vor uns ergänzt wird.

Bald nach der Weiterfahrt vom Hotel Stalheim gelangt man nach Opheim, einem kleinen mit seiner Kirche am gleichnamigen See gelegenen Ort. Dem See entlang führt der Weg weiter über die Ortschaften Vinje und Trinde; in der Nähe der letzteren kommt rechts ein schöner Wasserfall zu Tal. Die Straße senkt sich, dem bewaldeten Ufer des Rundalselv folgend, der sich in den Vangssee ergießt, und erreicht den am Ostende desselben gelegenen, industriereichen Ort Voß oder Vossevangen. An der uralten aus Stein erbauten Kirche vorbei kamen wir in unser jenseits des Dorfes gelegenes Nachtquartier.

Von der Hotelterrasse aus umfaßt der Blick ein fesselndes Bild; im Vordergrund der dunkelgrüne See mit reicher Vegetation an seinen vielfach eingebuchteten Ufern, dahinter eine Kette von Bergen, auf deren Kämmen nackte Felsen und Schneefelder hervortreten.

Voß ist Station der von der Stadt Bergen nach Myrdal führenden Schmalspurbahn, deren Fortsetzung nach Kristiania geplant ist. Diese Bahn benutzten wir am nächsten Morgen zur Fahrt nach Bergen (108 Kilometer); die dreistündige Fahrt gehörte zu den Glanzpunkten der ganzen Reise. Die Trasse folgt dem Ufer des Vangssees und dem diesem entströmenden Vosseelv, geht dann dem Evangersee entlang, welcher den genannten Fluß aufnimmt, und erreicht bei Bolstad den gleichnamigen engen Fjord, den äußersten Ausläufer des Sörfjords. Die außerordentliche Menge des Wassers und seine vielartige Erscheinungsform verleihen der Gegend

einen ganz eigentümlichen Reiz. Tiefdunkle, in zahlreiche Buchten verzweigte Seen, mächtige Flußläufe, die brausend, in starkem Schwall in ihrem Felsenbett dahinschießen, dann wieder so gemächlich strömen, daß unter dem kristallklaren Wasser der Grund, je nach der Tiefe, bald wie durch farbloses Glas, bald in allen Nuancen, bis zum dunkelsten Grün gefärbt, sichtbar ist. Wasserfälle, die von den Höhen herabrauschen, bringen fortgesetzt reiche Abwechslung in das an sich sehr anziehende Landschaftsbild. Ähnliche Licht- und Farbeneffekte kann man wohl — — freilich bei weit geringeren Wassermengen — auch bei uns, z. B. im Oberlaufe der Save und Traun beobachten. Die ganz besondere Klarheit der norwegischen Flüsse erklärt sich durch die felsige, humusarme Beschaffenheit des Bodens, den sie in ihrem kurzen Laufe durchströmen.

Der Bolstadfjord, an dessen südlichem Ufer die Trasse hinzieht, gleicht, rings von Bergen umschlossen, einem Gebirgssee. Die Bahn wendet sich, diesen Fjord verlassend, durch ein enges Felsendefilee, das die Anlage zahlreicher Tunnels, deren einer fast die Länge des Semmeringtunnels erreicht, erforderlich machte, dem Sörfjord zu. Diesem Meeresarm folgt sie erst in südlicher, dann in westlicher Richtung, wobei sich fortwährend schöne Ausblicke auf die freundliche Uferlandschaft mit vielen Ortschaften und Industrieetablissements bieten.

Das letzte Stück der Route geht wieder landeinwärts, führt neben dem Haukelandselv ansteigend und dem See gleichen Namens entlang zur höchstgelegenen Stelle der Bahn und geht dann im Langedal stark abfallend erst nach Nestun, einem Villenvorort von Bergen, zuletzt durch eine parkähnliche Gegend an kleinen Seen vorüber nach der genannten Hafenstadt, wo die „Oceana" am Morgen desselben Tages bereits eingetroffen war.

Unser Aufenthalt dort währte nur bis zum nächsten Abend, war somit zu kurz bemessen, um die an Sehenswürdigkeiten reiche zweitgrößte Stadt Norwegens (über 70.000 Einwohner) eingehend zu besichtigen.

Durch die $1^1/_2$ Kilometer weit in nordwestlicher Richtung in den Byfjord vorspringende Halbinsel Nordnäs wird der Hafen in zwei Teile geschieden; um den nördlich gelegenen, Vaagen genannt, der durch einen Wellenbrecher geschützt ist und vorwiegend dem Lokalverkehr dient, gruppiert sich der ältere Teil der Stadt; sie ist vorwiegend auf Hügelterrain erbaut, zwischen den Häusern tritt häufig der Felsengrund zutage.

Reger Geschäftsverkehr und lebhafte Bautätigkeit geben sich allgemein kund; neben den alten kirchlichen Baudenkmalen und den malerischen Resten ehemaliger Befestigungen sind moderne Bauten erstanden, welche die ehemals üblichen Holzhäuser mehr und mehr verdrängen. Reges Treiben herrscht in den Straßen und in den teilweise großstädtischen Verhältnissen entsprechenden Kaufläden, wo unter anderem Pelzwaren in reichster Auswahl und Spezialitäten Bergener Kunstindustrie, nämlich Gold- und Silberarbeiten sowie Emailbijouterien in trefflichster Ausführung feilgeboten werden. Allerorten sind Bilder des neuen Königspaares und Embleme der jüngst errungenen Selbständigkeit des Landes zur Schau gestellt. Hiernach zu schließen scheint die friedlich durchgeführte Umwälzung in Bergen sehr populär zu sein; hierbei mag vielleicht auch der zufällige Umstand etwas ins Gewicht fallen, daß der jetzige norwegische Ministerpräsident Michelsen, welcher bei der Lösung des staatsrechtlichen Zusammenhanges

mit Schweden eine führende Rolle innehatte, zu den angesehensten Bürgern dieser Stadt zählt.

Ein bequemer, gut angelegter Weg führt in 1 Stunde auf die Flöjen, eine im Nordwesten der Stadt gelegene Anhöhe, die einen guten Rundblick auf Bergen, den Hafen und über die vorliegenden Inseln bis ins freie Meer hinaus, dann landeinwärts auf die abwechslungsreiche Kultur- und Seelandschaft der nächsten Umgebung, endlich auf die das Panorama abschließenden felsigen Gebirgszüge gewährt.

Als nicht minder reizvoll erwies sich eine dreistündige Wagenrundtour an den großen Marineetablissements in Solheimsviken vorbei nach dem Villenort Fantoft und zurück, dem See Store-Lungegaard entlang über Kalfarvei zum altertümlichen Stadttor Stadsport. Eine üppige Vegetation, freundliche Landhäuser und wohlgepflegte Gärten und Parks säumen beiderseits die ganze Strecken ein. In einer dem deutschen Konsul gehörenden ausgedehnten Besitzung nächst Fantoft erhebt sich auf einem Hügel die Stavekirke, ein uraltes düsteres Holzbauwerk in norwegischem Stil, das von Fortun, einer nahe dem Ende des Sognefjords gelegenen Ortschaft, hierher übertragen und restauriert wurde.

Bei Einbruch der Dämmerung, die sich — ein in der regenreichen Gegend von Bergen seltener Fall — in der vollen Schönheit nordischer Sommerabende zeigte, verließ die „Oceana" den Hafen, um die letzte Etappe unserer Rückfahrt anzutreten. Es war bereits vollständig Nacht geworden, als bei bewegter See ein Boot herangerudert kam, um den norwegischen Lotsen, der das Schiff bis dahin geführt hatte, an Land zu bringen. In der Nordsee herrschte stürmisches Wetter, das auch während des folgenden Tages (25. August) anhielt; seiner großen Dimensionen ungeachtet unterlag unser Schiff recht fühlbar der Wirkung der mächtig heranrollenden Wogen. Die Tafelrunde an Bord wies manche Lücke auf und das in der darauffolgenden Nacht sichtbar werdende Aufblitzen des Leuchtfeuers von Helgoland wurde als willkommenes Zeichen der Nähe des Reisezieles freudig begrüßt.

Früh morgens am 26. August wurde Cuxhaven passiert, nach 10 Uhr traf die Gesellschaft wieder in Hamburg ein. Die schöne, an interessanten Eindrücken so reiche Reise war zu Ende.

Österreich und der Krimkrieg.

Von Dr. H. Kretschmayr.

Wie stattlich stand nach aller Wirrsal der vergangenen Tage im Jahre 1852 der Bau von Österreich! Es gebot in Italien und Deutschland, hatte die Magyaren bezwungen; seine Fahnen wehten 1851 an den Gestaden der Nordsee; eine Lösung der „deutschen Frage" schien nur in seinem Sinne möglich. Aber zugleich bereitet sich jene Entwicklung vor, die schließlich den Hohenzollernkönig auf den deutschen Kaiserthron geführt hat, und mit gutem Grunde hat immer die seltsame Schaukelpolitik des Reiches im sogenannten Krimkriege als seiner Stellung und seiner Zukunft verhängnisvoll gegolten. Es verlor seinen politischen Halt nach Ost und West. Nur daß die gewundenen Wege jener Politik bisher nicht ausreichend erhellt waren. So darf man erfreut sein, hierüber einen so be-

rufenen Forscher und Darsteller wie den Verfasser des „Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland" zu vernehmen.* Mit bewährter Kunst und Kritik** wird das bunte Bild des Gegen- und auch Durcheinanderwirkens der Wiener maßgebenden Personen bei Hofe, in den Ministerien und in der Generalität entrollt, Erklärung für vieles, wenn nicht alles Sonderbare jener Zeiten. Mancher Seitenblick streift die kaum weniger seltsame, aber doch in ihrem Gesamtverlaufe stetigere Politik Preußens, fällt auf das werdende Regiment des dritten Napoleon, auf die Absichten der von Lord Palmerston geleiteten englischen Regierung, auf Kaiser und Minister des Zarenreiches. Da und dort grollt der Donner der Stimme Bismarcks, wetterleuchten seine Gedanken.

Im Frühjahre 1853 brachte der Versuch des russischen Zaren Nikolaus I., das „Testament Peters des Großen" zur Tat und mindestens die europäische Türkei zum russischen Lehnstaate, wenn nicht zur russischen Provinz zu machen, ganz Europa, vor allem aber England und Österreich in Erregung. Am 2. Juli 1853 besetzte ein russisches Heer die Donaufürstentümer (Rumänien), am 4. Oktober begegnete die Pforte diesem Gewaltakt entschlossen mit der Kriegserklärung. Während aber die Engländer derb zufaßten und das unruhige Revolutionskaisertum Napoleons III. im März 1854 zu Angriffsbündnis und Krieg gegen Rußland gewannen, zeigte sich die Politik Österreichs, obwohl durch die Vorgänge in Rumänien viel unmittelbarer berührt, unklar und schwankend. Erst willfährig gegen Rußland bis zur Schwäche, verstand sie sich im Dezember 1853 zu einem diplomatischen Abkommen mit England, Frankreich und Preußen zum Schutze der Türkei und im Frühjahre 1854 zu Truppenaufgeboten an der Balkangrenze der Monarchie. Hatte man vorerst die Russen ruhig in das Donauunterland einrücken lassen, so wurde jetzt die Gewinnung dieses Gebietes durch Österreich politischer Leitsatz in Wien. „Jene Gegenden", führte Minister v. Bach aus, „werden ein Markt für unsere und Deutschlands Fabrikate sein und Vieh und Zerealien liefern und so uns zurückzahlen, was wir jetzt und in den ersten Dezennien dafür opfern. Die Sulinamündung muß frei werden, wenn unsere und Deutschlands Ausfuhr nach dem Schwarzen Meere gesichert sein soll."***

Die Ursachen solchen Schwankens sind in der Mehrspaltigkeit der Wiener politischen Meinungen begründet. Drei Richtungen wirkten einander entgegen. Da waren die Russenfreunde aus dem Hochadel und in der Generalität, geführt vom Feldmarschall Fürst Windischgrätz, unterstützt durch Radetzkys einsichtige Anschauung von der Unmöglichkeit einer einseitig österreichischen Lösung der Balkanfrage. Hingegen die Russenfeinde im Ministerium und an wichtigen Gesandtschaftsposten: Prokesch-Osten in Frankfurt am Main, Hübner in Paris; sie reden einer ausgreifenden Balkanpolitik im Bunde mit den Westmächten und unter Aufrechthaltung der deutschen und italienischen Vormachtstellung das Wort; natürlich ist der Grundton ihrer Vorschläge ebenso preußen- als russenfeindlich. Belangvoll ist dabei vor allem, daß nicht nur der einflußreiche Minister des Innern, Freiherr v. Bach, sondern auch der Leiter der äußeren Politik, Graf Buol-

* Heinrich Friedjung, Der Krimkrieg und die österreichische Politik. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1907. VIII und 198 S.

** Eine scharf abfällige Beurteilung erfahren die Erinnerungen des Prinzen Kraft von Hohenlohe (Aus meinem Leben, Berlin, 1897), eine selbstgefällige, ganz unzuverlässige Darstellung der Ereignisse jener Zeit voll grober Unrichtigkeiten. Vgl. 55, 74 Anm., 100 Anm. u. a. m.

*** Friedjung, S. 105.



Schauenstein, sich zu diesen Anschauungen bekannten. Und Graf Buol hat in der Tat die Verantwortung für die Politik der Abkehr von Rußland und der Geringschätzung Preußens während des Krimkrieges zu tragen. Unzuverlässig in Unterhandlung und Vertragsschluß, hochfahrend und aufbrausend, aber doch nur gegen den Schwachen, geschmeidig gegen den Starken, ohne innere Kraft; der rechte Mann der halbverlebten Hausmittel der alten Diplomatenschule, der halben Wahrheit und der reservatio mentalis. Mit den Westmächten und mit Deutschland gegen Rußland zu gehen, war sein Ziel. Und der Hochmut des Zaren, der wohl meinte, österreichische Minister seinen Bedienten gleich achten zu können, drängte noch mehr in diese Bahn. Aber wie Buol sie wandelte, hinterhaltig gegen die Westmächte, anmaßend gegen Preußen und Deutschland, erreichte er nur, daß Österreich schließlich weder im Osten noch im Westen Glauben und Hilfe fand. Zwischen Russenfeinden und -freunden endlich eine neutrale, vor allem deutsche, großdeutsche politische Richtung: Österreich, Preußen und der Deutsche Bund sollten sich enge zusammenschließen gegen Übergriffe Englands und Frankreichs ebensowohl wie Rußlands; dann würde ihnen die Vormachtstellung im europäischen Oriente von selbst zufallen. Ihr Anwalt war der geniale Botschafter in Konstantinopel und spätere Finanzminister Freiherr v. Bruck, dem — was sehr bedeutsam war — der Generalstabschef Freiherr v. Heß mit seiner gewichtigen Meinung fast ganz beifiel. Keine Kleinigkeit für den jugendlichen, zudem von Dankbarkeitsempfinden gegen den Zaren nicht unberührten Monarchen, sich im Widerstreite dieser Ansichten zurechtzufinden. Indem er, einer tiefsten inneren Neigung folgend, aus den verschiedenen Richtungen die „Resultierende zu ziehen" unternahm, verschloß er sich der bedinglosen Kriegspolitik seines Ministers. Gewiß zum Heile seines Reiches. Wer will sagen, welche Folgen ein solcher Krieg gezeitigt haben würde, was etwa das Schicksal des Reiches gewesen wäre, wenn sich den feindlichen Allianzen von 1859 und 1866 auch Rußland angeschlossen hätte? Aber andrerseits ließ der Widerspruch zwischen der kaiserlichen und ministeriellen Auffassung die Wandelbarkeit der österreichischen Politik um so schärfer hervortreten.

Die von Bruck und Heß vertretene, gewiß vorsichtigste und aussichtsreichste der drei politischen Richtungen fand lebhafte Förderung durch einen Bundesantrag der preußischen Regierung. Als gewandter Unterhändler ging Freiherr v. Heß nach Berlin, und brachte zum Grimme Bismarcks am 20. April 1854 ein Angriffs- und Abwehrbündnis der zwei deutschen Mächte zum Zwecke der Verteidigung der unteren Donau zustande. Rußland müsse seine Truppen von dort zurückziehen, lautet die alsbald erhobene Forderung. Österreich stellte unter dem Oberbefehl Heß' an die 200.000 Mann in Galizien, der Bukowina und Siebenbürgen auf.* Knirschend mußte der Zar nachgeben, wenn er zum englisch-französischen nicht auch noch einen deutschen Krieg haben wollte. Am 8. August wurde in Wien der Befehl zur Räumung mitgeteilt, am 7. September war diese vollzogen.

Aber die Mitteilung vom 8. August kam zu spät. Wenige Tage vorher war Österreich mit Frankreich und England zu den sogenannten „vier Punkten" übereingekommen: Rußland müsse auf das ausgesprochene Protektorat über die untere Donau, die Schutzhoheit über die orientalischen Christen verzichten, dürfe die Donauschiffahrt nicht durch Vernachlässigung der Mündungen gefährden und außerdem solle eine Abänderung des

* Siehe hierzu die bemerkenswerten Ausführungen des Generals Kuhn; Friedjung, S. 68.

sogenannten Dardanellenvertrages von 1841, des Verbotes der Dardanellenstraße für jedes nicht türkische Schiff, ins Auge gefaßt werden. Mochten diese vier Punkte auch Rußland nicht sonderlich beschweren, man sah sich doch aufs neue einem unfreundlichen Akte Österreichs gegenüber; Rußland hatte seine Kräfte nicht frei, um dem Angriffe der Westmächte in der Krim zu begegnen, erlitt dort die Niederlagen an der Alma (20. September) und bei Inkerman (5. November). Eben diese Ereignisse rissen Buol zu weiteren Maßnahmen fort; österreichische Truppen besetzten die untere Donau und richteten sich dort häuslich ein, am 22. Oktober wurde die Mobilisierung der Gesamtarmee angeordnet; über 300.000 Mann und mehr als 1000 Geschütze sollten an die Grenze; Preußen wurde am 9. November dazu vermocht, in sein Kriegsbündnis mit Österreich auch die untere Donau einzubeziehen. Man schien offen dem Kriege entgegenzutreiben. Zugleich aber machten sich in Wien auch schon wieder starke Gegenwirkungen geltend. Botschafter Bruck nahm seinen Abschied und seine letzte Note an den Minister des Äußern, rücksichtslos im Tone, kam einer förmlichen Anklage, ja einem Verweise gleich;* niemals sei eine unverzeihlichere Politik geführt worden. Aber auch Heß und die Generalität überhaupt sprachen scharf gegen den Krieg; man solle sich auf eine diplomatische Aktion ähnlich jener im Dezember 1853 zurückziehen. Der Kaiser entschied sich, wenn er auch Buol nicht fallen ließ, doch gegen ihn; die allgemeine Mobilisierung wurde am 21. November zurückgenommen und damit dem Bau der Kriegspolitik das Fundament abgegraben; und zudem nahm nun Rußland am 28. November die „vier Punkte“ an.

Aber da schob sich schon wieder ein Riegel zwischen die Verständigung. Die Westmächte bestanden im Sinne der früher von Buol und Hübner gegebenen Zusicherungen energisch auf dem Abschlusse eines engeren Kriegsbündnisses mit Österreich und Kaiser Franz Josef meinte diesem Andringen — ungern genug — am 2. Dezember 1854 nachgeben zu müssen. Es war das volle Zerwürfnis mit Rußland und mit Preußen, die endgültige Zertrümmerung des Systems der heiligen Allianz. Zar Nikolaus, außer sich vor Entrüstung, ließ die Statue und das Bild des Kaisers von Österreich aus seinem Arbeitszimmer entfernen; er schalt, er und Sobieski seien, indem sie Österreich gerettet hätten, die dümmsten Könige von Polen gewesen. Und sein Sohn und Nachfolger Alexander II. teilte diese Empfindungen aus vollem Herzen. Friedrich Wilhelm IV. verschwor sich, mit Österreich nicht mehr zu verhandeln; „die Lehre war zu stark.“ Bismarck aber, bisher noch immer einer Einigung mit Österreich geneigt, wandte sich fortab völlig von solchen Gedanken ab. Indem er den österreichischen Antrag auf Mobilisierung der Bundestruppen, „ein für die Westmächte berechnetes Blendwerk“, in der Sitzung des Bundestages vom 8. Februar 1855 zu Falle brachte, jetzt zuerst zu einem Bunde Preußens mit Rußland und Frankreich gegen Österreich riet, führte er seine ersten Streiche.

Und wenn nur das Verhältnis Österreichs zu den Westmächten ein stetiges geworden wäre. Aber schon bei Abschluß des Bundes vom 2. Dezember 1854 sagte Lord Palmerston gerade heraus, der Vertrag werde „ein totgeborenes Kind“ sein. Und mit Grund. In Wien herrschte volle Verwirrung; die Militärkanzlei stand gegen das Ministerium, die Generale gegen die Staatsmänner. Die großen Rüstungen zerrütteten die Finanzen. Endlich lenkte man entschlossen zu einer Friedenspolitik zurück. „Buol blieb als Dekoration

* Siehe Friedjung, S. 110—111.



auf seinem Platze, während der Kaiser von jetzt ab die wichtigeren Geschäfte und Verhandlungen selbst führte, so daß bald jeder Zweifel an den friedlichen Absichten seines Kabinetts schwand".* Ein erneuter Allianzantrag Napoleons III. wurde von Kaiser Franz Josef, der von Heß ausgearbeitete Barriereplan gegen Rußland — eine Flotte der Westmächte im Schwarzen Meere, eine Kette von Befestigungen an der Grenze der Moldau und von Österreich — von den Westmächten abgelehnt. Natürlich, daß das beiderseitige Verhältnis immer unfreundlicher wurde. Im Juni 1855 fragte Minister Walewski in Paris, ob die Österreicher noch lange in den Donaufürstentümern blieben. Napoleon III. wandte sich lebhaft der italienischen Frage zu und Österreich hatte am 12. Juni 1855 seine Armee auf Friedensfuß gesetzt.

Der Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856, der den Krimkrieg, diesen letzten großen europäischen Gleichgewichtskrieg beschloß, bedeutete ein Mißgeschick Rußlands, den Triumph Napoleons III., die Niederlage Österreichs.

Napoleon III., nun der erste Mann auf dem Kontinent, trieb wohlgemut in die Wasser des Nationalismus, auf Magenta zu, auf Solferino und — Sedan. Rußland war der Weg zu den goldschimmernden Heiligtümern der Megalopolis am Bosporus gründlich verlegt und sein ausschließlicher Anspruch auf die Herrschaft im Schwarzen Meere ernstlich bestritten. Aber noch weniger sah Österreich seine Hoffnungen auf die untere Donau erfüllt. Im Frühjahre 1857 verließen die letzten österreichischen Truppen das vielersehnte Land, das wenige Jahre später zu einem bald ganz unabhängigen Königreich Rumänien wurde. Österreich hätte sich mit Rußland sogleich vergleichen müssen, nachdem dessen Truppen die Moldau geräumt hatten, oder es hätte, wie Fürst Metternich es riet und Graf Andrássy es 1878 getan, statt zu Anfang erst zu Ende des Feldzuges gegen Rußland auftreten müssen. Es hätte bedenken müssen, daß, wie Radetzky schon gesagt und Bismarck eindringlich hervorgehoben hat, die Balkanfrage nur im Einvernehmen der beiden unmittelbar betroffenen Mächte gelöst werden könne. So aber setzte zuerst Rußland und hernach Österreich seine Karte auf „Alles oder nichts". Und das Ergebnis der verkehrten Politik des Grafen Buol, deren Fehler Kaiser Franz Josef nicht mehr voll wettzumachen vermochte, war die völlige politische Vereinsamung Österreichs. Kaiserin Eugenie hatte recht, wenn sie Hübner im Oktober 1855 zurief: „Nun also, was haben Sie mit Ihrer Politik erreicht? Sie haben sich mit Rußland nicht versöhnt, Sie haben Ihren Einfluß in Deutschland nicht wieder erlangt und Sie können nicht auf die Dankbarkeit Frankreichs und Englands rechnen." Es kamen die Jahre 1859 und 1866 und Österreich stand allein. Preußen aber, das bei allen krausen Worten und Wegen seines schon kranken Königs doch niemals bis zu offen feindlicher Haltung gegen Rußland vorgegangen war, empfing fünfzehn Jahre später des Zaren weltgeschichtlich großen Dank.

* Friedjung, S. 147.

Tiroler Volkskunst.

Von Johann Deininger.

Das vielgestaltige Volksleben in Tirol hat der Volkskunst in diesem Lande ein interessantes, eigenartiges Gepräge verliehen. Gleich den mannigfaltigen Sitten und Gebräuchen, die sich aus den Charaktereigenschaften und Lebensbedingungen der verschiedenen Völkerschaften entwickelten, welche einst dieses Land besiedelten, entstanden auch die volkstümlichen Kunstweisen, die sich, von fremdem Einflusse nur wenig berührt, bis in die neuere Zeit erhalten konnten.

Die Entwicklung der Verkehrsmittel, wodurch auch früher schwer erreichbare Talgebiete zugänglich wurden, sind nicht ohne Einfluß auf die Volkskunst in Tirol gewesen, die schon zum größeren Teile der Vergangenheit angehört, weshalb eine Würdigung der Volksbauweise und der verschiedenen Kunsttechniken, welche sich aus den Lebensgewohnheiten und der hausindustriellen Tätigkeit entwickelt haben, nicht mehr ohne Rückblick auf vergangene Zeiten versucht werden kann.

Eine vollendete Leistung tirolischer Volkskunst zeigt sich in der Architektur der ländlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten. Ihr Charakter beruht, insbesondere bei den aus Holz errichteten Bauernhäusern, allem Anscheine nach auf einer altgermanischen Bautradition und blieb, im wesentlichen den Einflüssen späterer Stilperioden trotzend, bis heute erhalten.

Gleich der Volkspoesie zeigt sich in den Tiroler Landbauten eine gewisse verwandtschaftliche Beziehung zu den künstlerischen Betätigungen der übrigen Alpenbewohner. So kommt es, daß bei ganz flüchtiger Betrachtung die im Unterinntaler Gebiete vorherrschende Architektur der aus horizontal geschichteten Balken errichteten Bauernhäuser (Blockbauten) uniform erscheint mit jener der Schweizer Gebirgshäuser. Die Blockbauten Tirols und der angrenzenden kleineren Distrikte Salzburgs und Südbayerns besitzen aber eine eigenartige tektonische Durchbildung. Ganz mit Unrecht wird vielfach die Bezeichnung „Schweizerhaus" oder „Schweizerstil" auch für die aus Blockwänden gezimmerten Tiroler Bauernhäuser angewendet, vielmehr ist es berechtigt hinsichtlich dieser nur aus Holz, beziehungsweise aus Stein und Holz errichteten ländlichen Bauten von einem eigentlichen Tiroler Hause zu sprechen.

Die Anlage, bei welcher die Wohnräume zu beiden Seiten des die ganze Haustiefe einnehmenden schmalen Flurs gruppiert sind, ist in dem ursprünglich vom bajuwarischen Volksstamme besiedelten Landesteile typisch, wogegen in jenen Gebieten, wo eine Vermischung des germanischen Volkselementes mit romanischen Stämmen stattfand, die Anordnung der Wohnräume an nur einer Seite des Flurs vorherrscht. Das Tiroler Haus stellt sich sohin in zwei Anlagetypen mit wesentlich verschieden architektonischer Gestaltung dar.

Von diesen beiden Haupttypen weist jede für sich hinsichtlich ihrer künstlerischen Durchbildung nur unwesentliche Varianten auf, auch haben sie in der Regel die Vereinigung des eigentlichen Wohnbaues mit dem Wirtschaftsbau gemeinsam.

Nach ihren Verbreitungsgebieten bezeichne ich die erstgenannte Art als „Unterinntaler Type" und die letztgenannte als „Oberinntaler—Vinstgauer Type".

Die Unterinntaler Bauernhaustype erstreckt sich im Stromgebiete des Inn von der Einmündung des Achentales bis über die bayrische Grenze bei Kufstein. Ihre bemerkens-

wertesten Repräsentanten finden sich auf den Mittelgebirgshöhen des Unterinntales und Brixentales und im Söll-, Leuken-, Alpbach- und Achentale. An diesen Bauernhäusern ist die Vereinigung des Wohn- und Wirtschaftsbaues in der Weise vorherrschend, daß jener den vorderen, wenn möglich gegen Süden gelegenen und dieser den rückwärtigen Teil des Hauses bildet. Backöfen und Waschküchen sowie Flachsbrechen sind freistehend in der Nähe des Wohnbaues errichtet. Die Wohnräume gruppieren sich zu beiden Längsseiten des die Hausmitte einnehmenden Flurs, der von der vorderen bis zur rückwärtigen Giebelfront reicht. In der Regel nur von einer Familie bewohnt, besitzen diese Häuser ein Erdgeschoß, ein Ober- und ein Giebelgeschoß. Die Breite der Giebelfronten ist durch diese Anlageart eine verhältnismäßig große und beträgt durchschnittlich mehr als das Doppelte ihrer Höhe bis zum Dachsaume. Wie bereits bemerkt wurde, sind die Bauernhäuser der Unterinntaler Type als Blockbauten errichtet. Diese Holzkonstruktion ist entweder schon im Erdgeschosse durchgeführt oder sie beginnt, wenn dieses gemauert ist, im Obergeschosse.

Der Charakter des architektonischen Aufbaues dieser bajuwarischen Blockbauten unterscheidet sich wesentlich von den alemannischer Bautradition entstammenden Wohnbauten gleicher Konstruktionsweise in der Schweiz, Vorarlberg und dem Algäu durch die Anordnung von Galerien in der Fußbodenhöhe des Obergeschosses längs der beiden Trauffseiten und an der vorderen Giebelfront des Hauses. Diese Galerien (auch „Lahn" oder „Sölder" genannt) werden von zierlich profilierten Konsolen, welche durch vorkragende Blockwandpartien gebildet werden, getragen und sind durch vertikal stehende Holzsäulen, deren mannigfaltig geformte, oft durch Schnitzwerk gezierte Gliederungen nicht wenig zur ästhetischen Wirkung des ganzen Baues beitragen, an der vorderen Front mit der darüber befindlichen Giebellaube („Oberlahn"), an den Längsseiten mit dem Gespärre des Daches versteift. Die Dächer dieser Bauernhäuser sind flach geneigt und mit einer durch Steine beschwerten Legschindeleindeckung versehen.

Durch das schattenwirkende Fassadenmotiv der „Sölder" erhalten diese Tiroler Holzbauten gegenüber jenen des Berner Oberlandes und des vorarlbergschen Gebietes ein stärkeres Breitenverhältnis und das Gepräge einer größeren wohnlichen Behaglichkeit. Die Silhouette des ganzen Aufbaues harmoniert vollständig mit der landschaftlichen Umgebung; man gewinnt den Eindruck, als ob diese Werke ländlicher Bauleute nur auf dem gebirgigen Terrain gedacht werden könnten, mit dem sie fast verwachsen erscheinen.

Die weitere Auszier der Hausfronten bilden die mit Zierbrettern versehenen Umrahmungen der kleinen Fenster und Stirnseiten der vorladenden Dachpfetten, die Brettausschnitte an den Galeriebrüstungen und die sehr wirkungsvolle Bekrönung des vorderen Giebelfirstes durch elegant gestaltete hölzerne Glockentürmchen. Hierzu kommt endlich die originelle Bemalung einzelner Architekturteile.

Das Bauernhaus der Oberinntal-Vinstgauer Type ist vornehmlich im Stromgebiete des oberen Inn und der oberen Etsch zu finden. Diese Bautype ist in Tirol am meisten verbreitet, denn sie findet sich stromaufwärts des Inn von der Einmündung des Achentales bei Jenbach bis über die Schweizer Grenze bei Martinsbruck, sie dehnt sich auch auf die südlich dieses Haupttales gelegenen Seitentäler aus, dringt das Brennergebirge überschreitend in das Eisacktal vor und durch das Stanzertal stellenweise noch in das

jenseits des Arlberges gelegene Klostertal. Varianten dieser Type haben sich außerdem, wenn auch in geringerer Anzahl, im Tale der Rienz und ihren Nebentälern sowie im deutschen Distrikte des unteren Etschtales erhalten.

Im Gegensatze zum Bauernhause des Unterinntaler Gebietes ist bei dieser Type der Wirtschaftsbau dem Wohnbau links- oder rechtsseitig angegliedert, sofern nicht, wie dies im Vinstgau und im Eisacktale häufiger vorkommt, der Wirtschaftsbau ganz freistehend oder durch Holzbrücken im Obergeschosse mit dem eigentlichen Wohnhause verbunden ist. Auch diese Bauernhäuser besitzen in der Regel nur ein Obergeschoß, doch finden sich in den ärmeren Gegenden des Oberinntales, wo häufig zwei bis vier Familien ein Haus bewohnen, auch solche mit mehreren Stockwerken und einem gemeinsamen Küchenraum, mit entsprechend mehreren Herden.

Obgleich bei dieser Bautype, mit Ausnahme der hierher gehörigen Almhütten, die zumeist aus Holz konstruiert sind, sämtliche Wohngeschosse massiv gemauert werden, finden sich unter den älteren Häusern dieser Art nur wenige mit gemauerten Giebelwänden, dagegen sind die als Ständer- und Strebenwerk in Holz gezimmerten Giebel hier typisch. Der seitlich dem Wohnbau angeschlossene und mit diesen unter einem Dache vereinigte Wirtschaftsbau enthält den gemauerten Stall und die aus Ständerwerk mit Bretterverschalungen errichteten Futterräume. Im Erd- und Obergeschosse ist der langgestreckte Flur überwölbt, desgleichen die Küche mit dem offenen Feuerherde. Backöfen sind in der Regel vom Küchenraume aus erkerartig an einer Hausfront herausgebaut und selten als kleine freistehende Bauten errichtet.

Für den architektonischen Aufbau der Oberinntal-Vinstgauer Bauernhäuser ist die Anordnung von Erkern an den Hausfronten und der Ständerbau an den Dachgiebeln charakteristisch.

Man sieht hier häufig zwei- oder mehrseitig angelegte Erker über den Hauseingängen im Obergeschosse zur Erhellung des Flurs daselbst, doch finden sich an einzelnen dieser Wohnbauten auch Eckerker, entweder nur an der Stube im Erdgeschosse oder auch an dem darüber liegenden Schlafzimmer. Diese mannigfaltig gestalteten Erker lassen den eminenten Sinn der ländlichen Baukünstler für architektonische Maßverhältnisse und malerische Gesamtwirkung erkennen. Die festen Umrahmungen der Erkerfenster sind durchweg in Holz konstruiert und häufig durch Säulchen, Gesimse und allerlei Schnitzwerk geziert, wie auch Bemalungen an solchen und anderen Teilen der Hausfronten zur lebhaften Wirkung dieser Bauten viel beitragen.

Im südlichen Landesteile, wo die Anwendung von Holzkonstruktionen seltener wird und der massive Steinbau überall vorherrscht, treten an Stelle der Flurerker gekuppelte Rundbogenfenster und zuweilen auch freie von Steinsäulchen getragene Altanen.

Die oft in reicher und phantasievoller Weise mit Ständern, Streben, Spannriegeln und Bügen ausgestatteten Hausgiebel im Oberinntaler Typengebiete präsentieren sich in ihrer soliden Herstellung und Auszier mit Balkenschnitzwerk als wahre Meisterwerke der Zimmerei.

* * *

Auch der im tirolischen Volke vorwaltende Sinn für M a l e r e i hat schon frühzeitig zu erfolgreicher volkstümlicher Betätigung in diesem Kunstzweige geführt. Zweifellos sind in Tirol aus bäuerlichen Malern schon im Mittelalter zünftige Künstler, welche oft zugleich Bildschnitzer waren, hervorgegangen, wie jene bedeutenden Meister der Bozener und Brixener Schule des XIV. und XV. Jahrhunderts, deren Werke in Kirchen und Burgen des Landes zum Teile bis auf die Gegenwart erhalten geblieben sind. Mancherlei deutet darauf hin, daß sich aus einzelnen bäuerlichen Malern berufsmäßige Wandermaler entwickelt haben, die sich vornehmlich mit der Auszier kirchlicher Bauten, Schlössern, Edelansitzen und Gerichtshäusern beschäftigten.

Zahlreich sind die gegenwärtig noch mehr oder minder wohlerhaltenen bäuerlichen Wandmalereien aus vergangenen Jahrhunderten an älteren ländlichen Wohnbauten Tirols, obgleich diese größtenteils schon durch Elementarereignisse und spätere Umbauten zerstört wurden. Solche Malereien an den Fassaden der Bauernhäuser sind vielfach von primitiver Art und sichtlich ohne unmittelbare Beeinflussung durch höher entwickelte Kunstformen entstanden. Sie zeigen oft Ziermotive, die offenbar an Ort und Stelle erfunden wurden, und darunter solche, die unverkennbar auf die Technik textiler Arbeiten, namentlich des Flechtwerks und der Stickerei zurückzuführen sind. In dieser Hinsicht sowohl als auch durch ihre stilrichtige Anwendung verdienen derartige farbige Dekors das Interesse der Kunstforschung.

Bei den Holzbauten im Unterinntaler Gebiete erstreckt sich die gemalte Zier infolge der hier dominierenden Schattenwirkung plastischer Architekturteile in der Hauptsache nicht auf die Wandflächen, sondern naturgemäß auf die vorladenden Bauteile der Fassaden. Hierher gehören in erster Linie die vorspringenden Dachpfetten, deren Unterfläche gewöhnlich weiß grundiert und hierauf mit vielfarbigen Blumen-, Ranken- und Bandornamenten in eigenartiger Stilisierung bemalt wurde. Ähnliche Ornamentierungen finden sich an den breiten Abfassungen vortretender Blockwände, darunter in einzelnen Beispielen auch kleine figurale Darstellungen, wie reizende Jagdszenen u. dgl. schwarz umrissen und in Flächen gemalt. Die Seiten- und Unterflächen der Galeriekonsolen, die Säulchen der Galerien, die Glockentürmchen an den Giebeln dieser Bauernhäuser, endlich die Fensterladen und selbst jene Holzstangen, welche an den Galeriesäulen in horizontaler Richtung aufliegend zum Trocknen von Wäsche oder Feldfrüchten dienen, mußten hier das Bedürfnis nach farbiger Dekorierung befriedigen.

Ein noch größeres Feld für Bemalungen boten die bis zum Holzgiebel massiv gemauerten Bauernhäuser der Oberinntal-Vinstgauer Type. Da geeigneter Haustein zur Ausführung architektonischer Gliederungen an Türen, Fenstern und Gebäudeecken in den nördlichen Landesteilen nur spärlich zu finden ist und glatt getünchte Verputzflächen an den Hausfronten dem Bedürfnisse der Bevölkerung nach künstlerischem Schmuck keineswegs genügen konnten, mußte die plastische Zier durch Malereien ersetzt werden.

Die gemalte Dekoration erstreckt sich in diesem Sinne vornehmlich auf die Umrahmungen der Fenster und Türen, die horizontale Begrenzung der Mauerflächen unter den Giebeln und Dachsäumen sowie auf die Hausecken. Das Prinzip der Betonung wichtiger Bauteile war hierbei immer maßgebend, wenngleich die malerische Darstellung im allgemeinen nach zwei voneinander verschiedenen Grundsätzen erfolgte.

Naturgemäß wählte hier der bäuerliche Maler die einfache und zugleich stilistisch richtigere Darstellungsweise in Linien- und Flächenmalerei, da er von den an städtischen Bauten entwickelten plastischen Ziermotiven vielfach ganz unbeeinflußt blieb und auch die Nachbildung plastischer Architekturdetails in der Malerei nicht innerhalb der Grenzen seiner Kunstfertigkeit gelegen war. Dem gegenüber müssen wir die mehr oder minder freie Nachbildung plastischer Architektur mit Pinsel und Farbe, wie diese vom XVI. bis in das XIX. Jahrhundert an solchen Bauernhausfronten vielfach geübt wurde, wohl der Tätigkeit berufsmäßig ausgebildeter Maler zuerkennen, nachdem bei dieser Darstellungsart eine genauere Kenntnis der perspektivischen Gesetze und der Schattengebung notwendig ist.

An größeren Wandflächen der Verputzfassaden und an den Brüstungen der typischen Flurerker werden häufig Sonnenuhren gemalt, doch finden sich aus früherer Zeit auch figurale Darstellungen aus dem Alten Testament, während späterhin Madonnen und Heiligenfiguren vorherrschen. Nur an wenigen Beispielen dieser Art erkennt man mit Sicherheit Werke bäuerlicher Maler und es scheint, daß solche besondere Zier der Kunstfertigkeit berufsmäßiger Wandermaler vorbehalten blieb.

Neben der am häufigsten zur Anwendung gekommenen Freskotechnik gibt es in den südlichen Gebieten auch Bauernhäuser mit primitiven ornamentalen Flächendekorationen in der Sgraffitotechnik, welche augenscheinlich von den ländlichen Maurern ausgeführt wurden.

In Übereinstimmung mit den bemalten Verputzflächen dieser Tiroler Bauernhäuser ist ferner das zierliche Ständerwerk ihrer Giebel zum größten Teile mit farbigen Einfassungen, Zickzacklinien oder kleinen Rosetten geziert und sind die Deckbretter an den Giebelsparren durch polychrome Flächenmuster belebt. Solche Bemalungen an älteren Hausgiebeln sind infolge fortschreitender Abwitterung der Holzteile nur in wenigen Beispielen erhalten geblieben.

Die Tätigkeit der Dorfmaler in Tirol war und ist aber nicht allein auf die Auszier der Fronten beschränkt, sie erstreckt sich auch auf die innere Einrichtung der Bauernhäuser. Die Bemalung von Schränken, Truhen, Bettstellen, Stühlen und allerlei Hausrat war, wie aus vielen noch erhaltenen Beispielen geschlossen werden kann, besonders im XVIII. Jahrhundert allgemein üblich. Eine besondere Sorgfalt wurde stets auf die farbige Dekorierung der zu Heiratsausstattungen gehörenden Möbelstücke verwendet, wobei auch die Namen der Brautleute und die Jahreszahl der Verehelichung ersichtlich gemacht wurden.

Die teils primitiven, teils kunstvollen Malereien an Möbeln und hölzernen Geräten sind in der Regel auf weißem oder lichtblauem Grunde polychrom mit Ölfarben ausgeführt. In der Mehrheit bilden naturalistisch dargestellte Blumengehänge oder kühn gepinselte Rosen in verschiedener Verteilung neben den Christus- und Marienzeichen das Dekorationsmotiv. Einzelne Schrank- oder Truhenfüllungen enthalten auch gut gemalte figürliche Darstellungen oder in nur zwei Farbentönen gehaltene Landschaftsmalereien.

Die farbenfreudige Ausstattung der bäuerlichen Wohnbauten und ihres Mobiliars ist bedauerlicherweise seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts immer seltener geworden, ebenso auch die in reizender Urwüchsigkeit auf Glas mit Ölfarbe gemalten Heiligenbilder, von welchen noch eine größere Anzahl über den Wandtäfelungen der älteren tirolischen Bauernstuben zu finden ist.

Gegenwärtig beschränkt sich die volkstümliche Malerei in Tirol fast ausschließlich auf kleinere Bilder für „Marterln“ und Grabkreuze. Derartige Gemälde verblüffen oft durch die Naivität in der perspektivischen Darstellung, doch bekunden sie fast alle tiefe Empfindung und pietätvolle Hingabe.

* * *

Die Vorliebe der Tiroler für plastische Bildnerei und ihre besondere Geschicklichkeit im Holzschnitzen ist allgemein bekannt.

Das vorzügliche Material, welches die in hohen Lagen gedeihende Zirbelkiefer für die Bildschnitzerei liefert, war an sich schon geeignet, eine volkstümliche Entwicklung dieses Kunstzweiges zu begünstigen. Trotz vielfacher Verschleppungen älterer tirolischer Holzskulpturen begegnen wir in Kirchen, Schlössern, Edelansitzen und Bauernhäusern dieses Landes noch vielen Werken aller Arten der Holzschnitzerei, woraus mit Berechtigung auf eine weite Verbreitung dieser Kunsttechnik geschlossen werden kann. Auffallend zahlreich sind hier die noch vorhandenen Arbeiten der Holzbildnerei aus dem Ende des XV. sowie aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert und doch sind nur sehr wenige ältere Meister dieser Kunst bekannt geworden. Dieser Umstand und das lange andauernde Festhalten an den gotischen Stilformen lassen eine traditionelle, wahrhaft volkstümliche Ausübung der Holzbildnerei erkennen.

Neben primitiven, von ungeschulten Händen ausgeführten Holzskulpturen, die man selbst an reicheren gotischen Flügelaltären wahrnehmen kann, erblicken wir solche, die von der besonderen Virtuosität und künstlerischen Begabung ihrer Schöpfer Zeugnis geben. Bezeichnend für die Volkstümlichkeit der Holzschnitzerei in Tirol am Ausgange des Mittelalters ist, daß die Holzbildner keine eigene Zunft bildeten und daß die, die diese Kunst berufsmäßig ausübten, der Malerzunft angehörten. Hinsichtlich der künstlerischen Entwürfe für größere plastische Werke in Holz, Stein oder Metall waren zu jener Zeit in diesem Lande ausschließlich die Meister der Malerei maßgebend,* nach deren Angaben die große Mehrheit arbeitete und hierbei augenscheinlich nach eigenem künstlerischen Empfinden und traditioneller Geschicklichkeit die Einzelheiten des Gesamtwerkes beeinflußte. Dies gilt vorzugsweise für die ornamentale Holzschnitzerei, nachdem bei wichtigeren Werken die figuralen Skulpturen der Hand des berufsmäßigen Holzbildners vorbehalten bleiben mußten.

Außer den reichen und kunstvollen Holzschnitzereien an Altären, Chorstühlen, Totenschildern, Holzplafonds, Wappentafeln u. dgl. finden sich an verschiedenen Orten im Lande noch ältere Arbeiten primitiver Art, mit welchen bäuerliche Schnitzer Schränke, Truhen und allerlei Hausgeräte zierten. Bei solchen Arbeiten tritt an Stelle der Reliefschnitzerei in der Regel das eine geringere Kunstfertigkeit erfordernde, ausgegrundete Flachornament und die Anwendung des sogenannten Kerbschnittes. Aber auch die figurale Holzschnitzerei fand in Tirol stets zahlreiche Vertreter aus der ländlichen Bevölkerung, die sich insbesondere mit der Herstellung von Christusfiguren für Feldkreuze und von Kruzifixen für den in tirolischen Bauernstuben typischen „Herrgottswinkel“ sowie von Heiligenstatuetten für Dorfbrunnen usw. beschäftigten. Bei genauerer Beobachtung

* In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts dominierte Maler Michael Pacher aus Bruneck, nach dessen Zeichnungen eine größere Anzahl von reich geschnitzten Altären ausgeführt wurde, darunter der berühmte Altar zu St. Wolfgang in Oberösterreich.

solcher Schnitzwerke kann man an den verschiedenen Orten des Landes ebensoviele verschiedene Figurentypen wahrnehmen, worunter die älteren Exemplare vielfach eine geringere anatomische Kenntnis des menschlichen Körperbaues, dafür aber in der Regel eine hochentwickelte Schnitztechnik aufweisen.

Dieselbe Erscheinung kann auch an den älteren Krippenfiguren beobachtet werden, bei welchen rücksichtlich einer besseren Gesamtwirkung eine den perspektivischen Gesetzen entsprechende Maßverjüngung für die rückwärts aufzustellenden Figuren zur Anwendung kam. Unter den älteren geschnitzten Krippenfiguren, welche aus den Bauernhäusern leider häufig den Weg in auswärtige Museen gefunden haben, befinden sich die kunstvollsten Arbeiten tirolischer Holzbildner aus den letzten zwei Jahrhunderten. In den Einzelheiten nur flüchtig behandelt, zeigen diese Figürchen im ganzen eine erstaunliche Lebendigkeit durch die charakteristischen Bewegungen in den Körperformen, woraus auf das künstlerische Auffassungsvermögen ihrer Erzeuger geschlossen werden kann.

Im Grödnertale und in den angrenzenden Gebieten begünstigten die einst reichen Bestände von Zirbelkiefern an den dortigen Berghalden die volkstümliche Holzbildnerei in hohem Maße.

Johann de Metz zu Schnaut in Gröden begann im Jahre 1703 Bilderrahmen zu schnitzen, woran sich auch seine Söhne beteiligten. Schon nach kurzer Zeit befaßte sich ein großer Teil der männlichen Bevölkerung Grödens während der Wintermonate mit dem Schnitzen zierlicher Holzrahmen, später auch von Kruzifixen, Heiligen- und Krippenfiguren, Gliederpuppen und allerlei Kinderspielzeug, darunter vornehmlich Tierfiguren. Neben den „Schnitzlern" beschäftigten sich andere mit dem Bemalen der Schnitzereien, während die sogenannten „Fasser" das Vergolden und Ornamentieren besorgten. Fünfzig Jahre später war die Bildschnitzerei schon im ganzen Grödnertale und teilweise auch im Villnöß, Enneberg und Fassa verbreitet.

Als später infolge des allmählichen Verschwindens der Landestrachten die von der weiblichen Bevölkerung Grödens betriebene Spitzenklöppelei kein nennenswertes Erträgnis lieferte, wurde die Holzschnitzerei während der Wintermonate auch von Weibern und Kindern geübt. Durch diese allgemeine Beteiligung an den Schnitzarbeiten entstand naturgemäß eine Massenproduktion minderwertiger Produkte, namentlich von Spielwaren, welche noch dadurch gefördert wurde, daß die Erzeuger ihre Arbeiten nicht mehr, wie vordem, selbst auf den Markt brachten, sondern zu Hause blieben und den Verkauf einzelnen Händlern überließen. Diese ernteten hierbei reichen Gewinn, die „Schnitzler" aber nur kargen Verdienst. Hierdurch entstand in der neueren Zeit eine solche Teilung der Arbeit, daß jeder Arbeiter in der Regel nur eine einzige Gattung von Figuren schnitzt und dadurch einseitig eine große Fertigkeit erlangt. Als Muster dienen für die besseren figuralen Schnitzarbeiten Gipsmodelle, Zeichnungen und Photographien, wogegen Tierfiguren, Puppen und anderes Kinderspielzeug ohne Modell angefertigt werden. Durch die Massenproduktion von primitiven Schnitzereien, welche für die Beteiligten doch nur ein geringes Erträgnis abwirft, wurde die Herstellung künstlerisch wertvoller Holzskulpturen in den Hintergrund gedrängt. Um dieser bedauerlichen Erscheinung zu begegnen, war die Regierung bemüht, durch Errichtung einer Fachschule zu St. Ulrich in Gröden die Ausbildung künstlerisch tüchtiger Holzbildner zu ermöglichen.

* * *

Die mannigfaltigen Tiroler Landestrachten sind ebenfalls ein Beweis für den natürlichen Kunstsinn des Volkes. Aber diese Trachten, deren Einzelheiten, wie sie uns überliefert wurden, nach Form und Farbe zum größten Teile im XVI. und XVII. Jahrhundert entstanden sind, fallen in unserer Zeit allmählich dem erleichterten Verkehre, durch welchen die Warenlager der Städte in die Hochtäler eindringen, zum Opfer. Nur in einzelnen Gebieten, so namentlich im Passeiertal, wird gegenwärtig noch mit lobenswerter Zähigkeit an der alten Landestracht festgehalten.

In neuerer Zeit wurden mehrfache Versuche eingeleitet, die alten Tiroler Landestrachten zu erhalten beziehungsweise wieder einzuführen. Von diesen wohlgemeinten Bestrebungen dürfte jedoch kein nennenswerter Erfolg zu erwarten sein, da hierzu die Grundbedingungen fehlen.

Mit den Landestrachten im unmittelbaren Zusammenhange steht nicht allein die hausindustrielle Tätigkeit der Erzeugung von Textilstoffen, sondern auch der textilkünstlerischen Arbeiten, wie der Stickerei und Spitzenklöppelei. Diese hatte vornehmlich der weiblichen Landestracht gedient, da Kolaren und Hemdärmel der Bäuerinnen mit geklöppelten Spitzen geziert wurden. Während in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Ahrntale (Taufers) allein sich über 500 Weiber mit der Herstellung von Spitzen beschäftigten und auch in Gröden und im Oberinntale diese kunstgewerbliche Tätigkeit sehr verbreitet war, ist sie gegenwärtig schon auf ein Minimum herabgesunken. Feinere Spitzen werden in neuerer Zeit noch zu Prettau (Ahrntal) sowie in den südtirolischen Orten: Cles, Luserna, Predazzo, Proveis und Tione, wo dieser Zweig alter Volkskunst durch Fachschulen gefördert wird, hergestellt.

In längst vergangene Zeiten reicht auch die Tiroler Federstickerei zurück, bemerkenswert durch die urwüchsigen Ornamente, welche zur Auszier der breiten Ledergurte der männlichen, beziehungsweise der Unterflächen an den Hutkrämpen weiblicher Landestrachten dienen. Diese Art von Stickerei sowie jene in Seide, Wolle, Gold- und Silberfaden, welche alle dem Schmucke der Landestrachten dienen, folgen naturgemäß dem Niedergange der letzteren.

Die betriebseifrigen und geschickten Ampezzaner schufen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Erzeugung von Filigranarbeiten aus Gold- und Silberdrähten in Cortina d'Ampezzo eine künstlerische Hausindustrie, welche anfangs einen großen Aufschwung nahm. Der Absatz dieser, vornehmlich für weibliche Schmuckgegenstände bestimmten Filigranarbeiten steht jedoch nicht mehr im richtigen Verhältnis zur Menge des Erzeugten.

Die Veränderlichkeit der Mode hatte auch den allmählichen Niedergang der früher in Sterzing schwunghaft betriebenen Erzeugung von Hornwaren, insbesondere Löffeln und Dosen, welche mit gravierten Figuren, Ornamenten und Sinnsprüchen geziert sind, zur Folge. Eine Wiederbelebung dieser Art künstlerischer Hausindustrie dürfte jedoch in Betracht des steigenden Fremdenverkehres nicht ganz erfolglos sein.

Nicht minder bemerkenswert ist die verhältnismäßig große Anzahl kunstvoller Schmiedearbeiten aus den letzten vier Jahrhunderten in den nördlichen Gegenden Tirols. Diese Arbeiten aus Schmiedeeisen, wie Türbeschläge, Fenster- und Türgitter, Schildträger an Gasthöfen und insbesondere Grabkreuze, von welchen nur

ein geringer Teil in neuerer Zeit entstanden ist, bezeugen eine ehemals weite Verbreitung kunstgeübter Dorfschmiede im Lande. Je nach den Orten ihrer Entstehung sind diese Schmiedearbeiten in ihren Zierformen und in der technischen Herstellungsart in verschiedenen Typen ausgeführt. Unter diesen gibt es viele, welche eine individuelle, den technischen Eigenschaften des bearbeiteten Materiales wohl angepaßte künstlerische Empfindung ihrer Erzeuger erkennen lassen.

Die Fleischfrage.

Von Dr. Viktor Graetz.

In Heft 3 des X. Bandes hat Herr Baron Ehrenfels einen Aufsatz, betitelt: „Die Fleischfrage" erscheinen lassen, der vom gemäßigt agrarischen Standpunkte aus die Viehfrage erörtert. Denn das sei gleich vorweggenommen: Der Verfasser behandelt ausschließlich die Viehfrage, stellt dar, warum die Viehpreise steigen, warum die Vieheinfuhr aus dem Auslande nicht angehe, welche Mittel anzuwenden seien, um die heimische Viehproduktion zu vergrößern, berührt aber die Fleischfrage als Konsumentenfrage nur insofern, als er erklärt, die Viehpreise stünden mit den Fleischpreisen nicht in Einklang, es sei also Sache der Konsumenten zu erwirken, daß die Spannung zwischen Vieh- und Fleischpreisen sich verringere. Daß der Titel des Aufsatzes Erwartungen wachruft, die der Inhalt enttäuscht, ist aber nur nebensächlich, viel wichtiger ist die Frage, inwieweit die Argumentationen des Verfassers über die Viehfrage zutreffen. Und da müssen mannigfache Bedenken vor allem gegen die handelspolitischen Ausführungen erhoben werden.

Eingangs des Aufsatzes zählt der Verfasser ganz richtig die Vorschläge auf, die zur Milderung der Viehteuerung gemacht wurden: Öffnung der Grenzen gegen die Balkanstaaten und Rußland, der Import von lebendem Vieh aus Argentinien, die Errichtung von Schlachthäusern an den Grenzen der Oststaaten und der Import von Überseefleisch usw., im Verlaufe der Darstellung aber werden wichtige Bedingungen, unter welchen diese Forderungen erhoben werden, fallen gelassen und dadurch das Objekt der Kritik verunstaltet. Während es anfangs richtig heißt, daß Öffnung der Grenze und Errichtung von Grenzschlachthäusern verlangt wird, findet die Frage der Errichtung von Grenzschlachthäusern überhaupt keine Erwägung, obwohl dagegen kaum veterinäre Bedenken erhoben werden können. Daß russisches Vieh nicht in den freien Verkehr gelangen soll, trifft zu, die Begründung dafür aber, warum der Bezug in Grenzschlachthäusern nicht als wirksames Auskunftsmittel in Betracht kommt, fehlt. Auch was Serbien anbelangt, ist der Verfasser nicht konsequent; er stellt die veterinären Verhältnisse dieses Landes in das schlechteste Licht und leitet daraus für Österreich-Ungarn die Unmöglichkeit ab, eine Veterinärkonvention abzuschließen; kurz vorher wird jedoch das „am Papier bestehende, tatsächlich aber stets umgangene Verbot des Importes von Vieh aus Serbien" erwähnt. Da drängt sich wohl die Frage auf, ob nicht die unkontrollierte widerrechtliche Einfuhr von Vieh viel größere veterinäre Gefahren in sich birgt als bei staatlicher Überwachung. Nicht einwandfrei ist auch

die Argumentation, mit welcher gegen die Öffnung der rumänischen Grenze Einsprache erhoben wird; nicht etwa, weil die veterinären Verhältnisse Rumäniens dies verbieten, empfiehlt es sich rumänisches Vieh auszuschließen, der Mangel an exportfähigem Vieh in Rumänien soll die Monarchie davon abhalten, die Einfuhr dieses nach der Meinung des Herrn Verfassers doch nicht vorhandenen Viehs zu gestatten. Wie kommt es aber, daß die Vertreter Rumäniens (vgl. z. B. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien von Dr. Nikolaus Xenopol. Österreichische Rundschau Bd. IX, Heft 1, S. 53 ff.) sogar bereit sind, die Möglichkeit, Vieh nach Österreich-Ungarn zu exportieren, mit Konzessionen für den österreichisch-ungarischen Export von Industrieprodukten zu bezahlen? Daß gegenwärtig Rumänien nicht exportfähig ist, trifft zu, aber dies erklärt sich daraus, daß eben niemand Vieh für den Export züchten und mästen wird, solange ihm die Möglichkeit fehlt, tatsächlich zu exportieren.

Auch den Ausführungen gegen den „Import von überseeischem Vieh oder Fleisch aus anderen Ländern (Balkan oder Argentinien)" kann man nicht beipflichten. Die veterinären und hygienischen Verhältnisse in der Union sind keineswegs so schlecht, wie man oft auf Grund der Zeitungsberichte und der Darstellung eines wirtschaftspolitischen Schauerromanes annimmt. Der sogenannte Chicagoer Schlachthausskandal war eine politische Aktion, eine Art Wahlmanöver und wurde maßlos aufgebauscht. Ob es rentabel ist, Fleisch aus dem Auslande, sei es überseeisch oder nicht, zu importieren, ist doch ausschließlich eine Konjunkturfrage; es ist nicht einzusehen, warum Herr Baron Ehrenfels diese Bezugsländer nicht zulassen will, wo er doch der Meinung ist, aus privatwirtschaftlichen Gründen, wegen der Preisverhältnisse, sei der Import nicht möglich. Und noch eins: warum wird der Balkan als Bezugsquelle für Fleisch wohl erwähnt, aber nicht ausgeführt, welche triftigen Hindernisse dem Importe von dort entgegenstehen? Weil bisher keine Erfolge erzielt wurden, muß deshalb der Mißerfolg verewigt werden? Übrigens nebenbei bemerkt: das Schlachthaus in Belgrad funktioniert und erweitert seine Tätigkeit. Endlich leuchtet auch das Argument, daß die österreichischen Landwirte wegen der geringeren persönlichen Sicherheit in Serbien sich gegen den Vieh- und Fleischimport von dort ablehnend verhalten, nicht ein.

Diese wenigen Worte haben nur den Zweck, den Anschein zu vermeiden, als ob die Ausführungen des Herrn Verfassers allseits gebilligt würden. Im Gegenteile! Besonders seine handelspolitischen Darlegungen erwecken, wie angedeutet wurde, lebhaften Widerspruch. Im Interesse des heimischen Konsums und des Exports von Industrieprodukten geht es wohl nicht an, von handelspolitischen Maßnahmen, von der Vieheinfuhr aus dem Auslande abzusehen und nur auf die Verwirklichung des im wesentlichen richtigen agrarpolitischen Programmes zu hoffen, das der Herr Verfasser aufstellt, besonders, wenn er die Wirksamkeit seiner Mittel in allzuengen Zusammenhang bringt mit einer volkswirtschaftlichen Chimäre, dem konstanten Viehpreis.

Zwei Gedichte.

Von Jaroslav Vrchlický.

Ins Deutsche übertragen von Friedrich Adler.

Winden im Brachfeld.*

Über's Feld hin schritt das Geschick. Zertreten
Niederliegt vom grausamen Fuße alles —
Scheu nur frägt, verwundert das Herz sich: Blüht hier
Wieder ein Frühling?

Doch wie unerbittlich der Schritt gewesen,
Langsam wieder sprießt mit der Zeit ein neues,
Frisches Grün, es schlingen sich lange Ranken,
Und ihre Kelche

Öffnen sanft, süßbittere Düfte atmend,
Weiße Winden, rot von der Frühe Anhauch,
Dem Opal gleich, und, von dem Tau befeuchtet,
Schimmern die Blätter. —

So auch dir, brachliegendes Feld des Herzens,
Wo zerstört schien jegliches Blühn für ewig,
Heben neu sich unter des Frühlings Küsse
Schüchterne Winden!

Weiß und sanft, süßbitter wie Mandeln duftend,
Mit der Träne stillen Verzichts tiefinnen,
Die sich zitternd keusch dem Opal vermählt im
Leuchtenden Kelche.

Friede ist und mildes Vergeben alles!
Hundertmal zerstampft, haucht Frieden das Feld aus . . .
Hochauf über blühenden Winden wieder
Jubelt die Lerche.

* Einleitungsgedicht zu der jüngsten Sammlung des Dichters, die auch selbst den gleichen Titel trägt. Auch das zweite Gedicht ist diesem neuesten Buche entnommen.

Leben für Leben.

Ob's gut, ob schlecht — aus Gottes Hand kommt alles,
Und deines ist, daß du das Rechte wählst,
Und, wenn du einmal auch des Weges fehlst,
Erbarmen Engel mild sich deines Falles.
Du bist ein Mensch, und Irrtum eine Klippe,
Die Engel nicht und Dämon meiden kann,
Wie erst, von ihr umdrängt, die Menschensippe? —
Gibst Armen du, nimmst du vom Schöpfer an,
Du weißt den Abweg nicht und du kannst fehlen,
Mag dich das reinste Wollen auch beseelen.
So geh denn ruhig weiter deinen Pfad,
Und wenn dir je die nackte Schönheit naht,
Umfange sie und gib dich hin dem Brande,
Küss' ihre heiligen Spuren in dem Sande,
Ihr ganz zu eigen.

Einst sah ein Gesicht
Der greise Hatem: in geweihtem Raum
Der Lampen sieben, sechs in hellem Licht,
Die letzte, sterbend, flackerte noch kaum.
Da warf sich Hatem auf die Knie: „Mein Hort,
Mein Herr, sieh gnädig auf die Lampe dort,
Um meine Liebe laß sie nicht vergehen —
Soll ich dein Werk, o Gott, mit Schaudern sehen?
Sie hat kein Öl . . . ."

„Gib ihr dein eignes Blut!"
Scholl es hernieder, „deiner Liebe Glut,
Die, für das Gute, Schöne rasch entzündet,
Im Wohltun sich so wie im Lied verkündet,
Mir beides wert, mag Licht dem Dunkel geben!"
Drauf Hatem: „Fass' ich dich, o Herr der Welten?
Doch, wie du willst, der Einsatz, er mag gelten —
Du, Lampe, brenn, und du erlisch, mein Leben!"

Chronik.

Die österreichische Frauenbewegung.

Eine Erscheinung, die in der Frauenbewegung immer mehr zutage tritt, ist ihr internationaler Charakter. Allerdings befinden sich in einzelnen Staaten die Frauen den gemeinsamen Zielen näher oder ferner, aber das, was sie da und dort anstreben, ist dasselbe. Es ergibt sich das aus der modernen, ethisch-sozialen Grundlage, auf der die Organisation fußt. Sie ist bestrebt, die kulturelle Entwicklung und wirtschaftliche Erstarkung der einzelnen und der Gesamtheit zu unterstützen. Diese Sachlage wurde abermals durch die Tagung des Int. Council of Women, welche im Juni des eben verflossenen Jahres in Paris stattfand, erhärtet. Unter dem Vorsitze der Präsidentin, der jetzigen Vizekönigin von Irland, Lady Ishbel Aberdeen, fand die Berichterstattung der 21 Nationalverbände statt, die jetzt dem Frauenweltbunde einverleibt sind. Es wäre für eine Österreicherin tief beschämend, wenn es sich bei solcher Gelegenheit nur darum handelte, über Erreichtes zu berichten. Man würdigt in dieser Frauenrunde aber auch die Bestrebungen, und obgleich gewiß manche Antipodin nichts von unserem Lessing weiß, so denkt sie doch wie er, daß nicht in dem, was wir besitzen, sondern was wir erstreben, unser Wert sich offenbart. Das was die Frauen im Weltbunde eint, ein kräftiger, edler Idealismus, hebt über Besitz- und Machtfragen empor; so haben Dänemark und die Schweiz in dem Council die gleichen Rechte wie die Weltreiche England und Amerika. Vielleicht bewirkt dieser hohe Standpunkt nicht weniger als das numerische Gewicht der großen Organisation die Beachtung und Achtung, die ihr allerorten wird und auch diesmal wieder in Paris entgegengebracht wurde. Der Empfang im Hotel de Ville, die Vorstellung in der großen Oper, der Lady Aberdeen in der Loge des Präsidenten der Republik anwohnte, und das Bankett, an dem Senatoren, Deputierte und die Vertreter des Seine- und des Polizeipräfekten Begrüßungsreden hielten, legen dafür Zeugnis ab.

Es gab aber nicht nur Feste, sondern auch Arbeit. Zu den alten Aufgaben der Organisation wurden zwei neue in das Bundesprogramm aufgenommen.

1. Die Förderung der Volksgesundheit mittels Erforschung der derzeitigen Verhältnisse und darauf zu gründenden Reformanträge und Bestrebungen.

2. Die Errichtung eines internationalen Informationsbureaus über Mädchenunterricht.

In der Berichterstattung nahmen die Mitteilungen über den Stand in der Wahlrechtsfrage diesmal mehr Raum als vordem ein. Es war auch Bemerkenswertes mitzuteilen. Die australischen Frauen berichteten von ihrer ersten Wahlkampagne, die ihre Erwartungen übertraf. In Hobart, Tasmaniens Hauptstadt, hatten die Frauen beschlossen, nur den Kandidaten ihre Stimmen zu geben, die die sozialreformatorischen Bestrebungen der Frauen zu befürworten versprachen, und dank der Organisation der Frauen wurden auch nur solche Kandidaten gewählt. Mit Jubel wurde der Bericht der Finnländerin aufgenommen, die von der Erlangung des aktiven und passiven Wahlrechtes der Frauen in ihrem Vaterlande berichten konnte.

Zu dem im August in Kopenhagen stattgehabten Kongreß der internationalen Alliance für das Frauenstimmrecht entsandte Österreich keine Vertreterin, ließ aber an die Präsidentin der Alliance, die Amerikanerin Mrs. Chapmann Catt, die Einladung ergehen, nach Österreich zu kommen. Dieser folgte die amerikanische Pionierin. Sie kam in Begleitung Dr. Aletta Jacobs, die in Holland an der Spitze der Frauenstimmrechtsbewegung steht. In Wien, Prag und Brünn berichteten die beiden Frauen unter großem Beifall in überfüllten Sälen über die Maßnahmen und Aussichten in den verschiedenen Staaten. Gleichzeitig forderten sie die Österreicherinnen auf, der Alliance beizutreten. Diese mußten mit Berufung auf das österreichische Vereinsgesetz, das Frauen die Teilnahme an politischen Vereinen verbietet, ablehnen. Aber sie taten es mit dem Hinweis, daß nebst anderen, das Frauenstimmrecht betreffenden Petitionen der Frauen Wiens, Brünns, Prags und Krakaus eine mit tausenden Unterschriften versehene Petition um Abänderung des § 30 des Vereinsgesetzes im Abgeordnetenhause überreicht worden sei.

Diese letztere Petition veranlaßte die Abgeordneten Ofner, Licht und Genossen, am 25. Oktober im Abgeordnetenhause den Antrag auf Abänderung des § 30 im Vereinsgesetze zu stellen. Da es in späteren Wahlrechtskämpfen von Interesse sein dürfte, von welchen Abgeordneten und Parteien der Antrag ausging, und wie er von denselben begründet wurde mögen hier die Namen der Antragsteller und deren Gründe Raum finden. Der Artikel 1, der von den Abgeordneten beantragten Gesetzesänderung lautet: „§ 30 des Vereinsgesetzes vom 15. November 1867, R.-G.-Bl. Nr. 134 wird abgeändert und hat zu lauten: Ausländer und Minderjährige dürfen als Mitglieder politischer Vereine nicht aufgenommen werden.“ Die Begründung hat den folgenden Wortlaut: „Der Ausschluß von Frauen als Mitglieder politischer Vereine ist das

öffentlich-rechtliche Seitenbild zu ihrem Ausschlusse als Zeugen letztwilliger Verfügungen. Es liegt darinnen Mißachtung ihres Intellekts. Der Grund, daß die Frau dem öffentlichen Leben fremd sei, trifft nicht zu. Die Frauen sind Arbeiterinnen, Beamtinnen, Meisterinnen im Gewerbe, Industrielle. Sie haben Wahlrecht in den Genossenschaften. Sie haben in mehreren Ländern politisches Wahlrecht. Sie haben sich im öffentlichen Pflegschaftswesen mit großem Erfolge betätigt, kurz sie sind zufolge der modernen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung längst aus der Küche, in die man sie bisher verweisen wollte, in das öffentliche Erwerbs- und Sozialleben getreten und es ist ihr gutes Recht, auch in Vereinen für ihre Interessen einzutreten. Daß dies nicht möglich ist, ohne daß der Verein politisch ist, braucht bei der Abhängigkeit aller Interessenregelung von Gesetz und politischer Verwaltung nicht weiter begründet zu werden. Es ist daher recht und billig, das Wort Frauensperson aus § 30 des Vereinsgesetzes zu beseitigen."

Dr. Straucher, Rieger, Dr. Adler, Bendel, Eldersch, Pernerstorfer, Schuhmeier, Daszynski, Rosenzweig, Kink, Dr. Noske, Dr. Nietsche, Dr. Ellenbogen, Dr. Liharzik, d'Elvert, Dr. Lecher, Kitschelt, Dr. Funke, Dr. Ofner, Dr. Licht, Dr. Skedl, Dr. Vogler, Primavesi, Dr. Götz, Seitz, Resel.

Dieser Antrag ist die einzige Errungenschaft der Frauen aus dem heißen Wahlrechtskampfe. In dem denkwürdigen Jahre, das allen männlichen Staatsbürgern das Wahlrecht brachte, gingen die Frauen leer aus, ja sie wurden der kärglichen politischen Rechte im Großgrundbesitze und den Handels- und Gewerbekammern verlustig. Nur das Bewußtsein getaner Pflicht haben sie sich errungen und zugleich weiten Kreisen dargetan, daß das kein allgemeines Wahlrecht ist, das die größere Hälfte der Staatsangehörigen davon ausschließt.

Wie die Wahlrechtsbewegung ist die Friedenspropaganda eine international organisierte im Frauenweltbunde. Jeder nationale Bund hat seine Friedenskommission. Auch der österreichische hat sie. Da Baronin Suttner die Vorsitzende derselben ist, so fällt ihre persönliche Tätigkeit mit der der Kommission zusammen. Die österreichischen Frauen haben Grund sich ihrer Landsmännin zu freuen, denn keine Frau unserer Tage hat so viel Ehren auf dem Weltrunde empfangen, wie sie im letzten Jahr. Als Baronin Suttner den Nobelpreis zugeteilt erhielt, kamen ihr Glückwünsche aus allen zivilisierten Staaten von hoch und niedrig zu, auch Einladungen, und wohin sie kam, war sie der Gegenstand wärmster Ovationen. Man weiß in Österreich nur wenig davon, Schwedinnen, Norwegerinnen, Engländerinnen und andere Staatsangehörige berichteten darüber in Paris und die Norwegerinnen verteilten eine die Österreicherin ehrende Denkschrift. Jedenfalls kann Österreich sich auf dem Gebiete im Int. Council. of Women sehen lassen.

Der an Kongressen so reiche Sommer des verflossenen Jahres versammelte auch in Paris die Vertreter der Zweigorganisationen der großen internationalen Liga gegen den Mädchenhandel, deren Sekretariat sich in London befindet. International Bureau for the Suppression of the White Slave Traffic. Der Einladung, daran teilzunehmen, konnte der Bund österreichischer Frauenvereine nicht nachkommen, aber Frau Cölestine Truxa, die Vorsitzende der diesbezüglichen Bundeskommission, übersandte einen gut orientierenden Bericht. Ganz unvertreten war in Paris bei dieser Gelegenheit Österreich überdies nicht, da der Verein „Die österreichische Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels" einen Delegierten entsendete. Dieser Verein war es auch, der zur Aufdeckung der krassen Übelstände im Salon Riehl wesentlich beitrug. Der Prozeß, der darauf folgte, übte einen großen Umschwung in Frauenkreisen aus. Scheu war man hier bis dahin der heiklen Frage ausgewichen, die nur in den sozial vorgeschrittensten Frauenvereinigungen bedacht und studiert wurde. Den ersten Anlaß dazu gab vor mehr als einem Jahrzehnt eine Engländerin, Mrs. Carnegie, die einen Winter in Wien lebte und dafür Propaganda machte, daß die österreichischen Frauen sich der großen, von England ausgehenden Bewegung gegen die Tolerierung der öffentlichen Häuser anschließen mögen. Nur mit Überwindung nahmen damals die führenden Frauen die Sittlichkeitsfrage auf. Frau Rosa Mayreder unterzog sich der Aufgabe, die zahlreichen ärztlichen Gutachten, Bücher und Flugschriften zu studieren, um in einer Versammlung des Allgemeinen österreichischen Frauenvereines Bericht zu erstatten. In dieser Versammlung wurde eine Petition gegen die behördliche Genehmigung öffentlicher Häuser beschlossen, welche über Antrag des Abgeordneten Pernerstorfer am 26. April 1894 in das Protokoll des Abgeordnetenhauses aufgenommen wurde. Die Wirkung war jedoch keine ermunternde, denn es dauerte volle drei Jahre bis die Antwort des Abgeordnetenhauses einlangte, die lautete: Übergang zur Tagesordnung. Petitionen sind auch neuerdings beschlossen worden, und zwar vom Bunde österreichischer Frauenvereine und in einer Versammlung des Allgemeinen österreichischen Frauenvereines. Wir zweifeln nicht, daß ihr Schicksal minder kläglich sein wird; denn das soziale Gewissen ist heute ein anderes als das vor zehn und mehr Jahren, auch hat man die Erfahrung gemacht, daß Polizeivorschriften das Übel nicht eindämmen. Überdies sind an den Frauen viele Agitatorinnen er-

standen. Wie sehr die Frauen aufgeschreckt sind, erwies die Abstimmung im Bunde österreichischer Frauenvereine, wo nur vier Vereine den Antrag des Vorstandes ablehnten, in dieser Frage Stellung zu nehmen. Der Fall Riehl machte viele Frauen erst mit den Gefahren bekannt und verbreitete unter ihnen Schrecken. Dieser erneuert sich bei jeder weiteren Kenntnisnahme und hat erst kürzlich durch den Vortrag Professor A. Fourniers in der medizinischen Gesellschaft zu Paris über die Syphilis der ehrbaren Gattinnen neue Nahrung gewonnen. Solche Einblicke werden den Ruf nach Abhilfe nicht verstummen lassen. Die Hauptforderungen, welche die Frauen in den Petitionen stellen, sind: Aufhebung der Legalisierung und der Gesundheitsbücher, Hinaufsetzung des Mädchenschutzalters, Verbesserung der vormundschaftlichen Obsorge und Jugendfürsorge. In den nächsten Wochen wird sich ein Verein für Mutter- und Säuglingsschutz konstituieren, es ist zu hoffen, daß im Hinblicke auf Vorgänge, wie sie der Prozeß Riehl erwies, die Antragsteller des Mutterschutzvereines nicht vergebens an die Öffentlichkeit appellieren werden.

Von den im öffentlichen Berufsleben stehenden Frauen haben die Post- und Telegraphenbeamtinnen in den letzten Monaten eine große Rührigkeit entwickelt; sie entspricht den Schritten ihrer männlichen Berufsgenossen, entspringt aber auch dem Bestreben, gleich diesen entlohnt und befördert zu werden. Dieses Bestreben kommt in der Bitte zum Ausdrucke, daß die Frauen, für die ein fünfjähriges Provisorium festgesetzt ist, gleich den Männern nach drei Jahren definitiv werden, daß die Offiziantinnen, welche eine Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Lyzeum oder eine Handelsschule absolviert haben, unter denselben Bedingungen wie die männlichen Offizianten zum Postverkehrskurse zugelassen werden und daß für diese eine Beamtenklasse gleich der XI. Rangklasse der Staatsbeamten errichtet werde. Der Reichsverein der Post- und Telegraphenmanipulantinnen und Posthilfsbeamtinnen machte diese Begehren in einer großen Versammlung und in mehreren Audienzen geltend.

Wie sehr die Frauen jede Gelegenheit zu einer tüchtigen Fachbildung ergreifen, veranschaulichte der Zudrang zu den Kursen für Kochschullehrerinnen und feine Damenschneiderei. Nur ein kleiner Teil der Bewerberinnen konnte in denselben Aufnahme finden. Der Andrang zu diesen von der Unterrichtsverwaltung angeregten und unterstützten Fachschulen ist wegweisend für die fernere Ausgestaltung des Fachunterrichtes für Frauen.

Geradezu verstimmend wirkten daher die Massenkundgebungen und Proteste der Techniker gegen die Zulassung von Frauen in die Gewerbeschulen. Die Zulassung von zwei Mädchen als ordentliche Hörerinnen in eine höhere Gewerbeschule Krakaus entfesselte den Sturm. In den Versammlungen der Technikervereine wurde die sofortige Zurückziehung der Erlaubnis und die Einberufung einer Enquete gefordert, welche die Behörden über die Tragweite der Maßregel zu informieren hätte. Uns dünken diese Forderungen mindestens naiv, sie überbieten jedenfalls weit die seinerzeitigen Proteste gegen die Erschließung der philosophischen und medizinischen Fakultät für weibliche Studierende. Zu Massenkundgebungen kam es damals überhaupt nicht. Einzelne, allerdings Gelehrte von großem Ruf, protestierten, aber die äußerst temperamentvollen Proteste derselben entfesselten eine Gegnerschaft, die sich in Vorträgen, Flugschriften und Zeitungsartikeln kundtat und die schließlich den Frauen die beiden Fakultäten eroberte. Es läßt sich mit dem Rechtsstaate eben nicht auf die Dauer vereinen, die Frauenarbeit ausschließlich in die schwersten, schlechtest bezahlten Berufe zu bannen; auch spannen, webten, färbten, brauten die Frauen durch Jahrtausende mit und ohne Hilfe von Sklaven, als Leiterinnen der Produktion und Produzentinnen; was sie an besseren Arbeits- und Erwerbsgelegenheiten erringen, das ist daher nur zurückerobertes Gebiet.

Erfreuliche Erzeugnisse in weiblicher Handarbeit bot die Kollektivausstellung der deutschen Frauenvereine Prags in Reichenberg, die den Ausstellerinnen den goldenen Preis der Reichenberger Handelskammer eintrug.

Das Streben der intelligenten österreichischen Frauenkreise ist neuestens nicht bloß auf die Erlangung von Mädchenschulen, sondern auch auf die Reform der Knabenschulen gerichtet. An der Reformbewegung nehmen die Frauen um so lebhafteren Anteil, als sie es sind, die mit ihren Knaben ganz besonders unter dem veralteten Unterrichtssysteme leiden. Die Mütter sind darüber nicht im unklaren, daß für zehnjährige Knaben die Entscheidung, ob diese humanistischen Studien und einer dieser Vorbildung entsprechenden Laufbahn oder der Realschule und Technik zuzuführen sind, nicht auf Grund ihrer besonderen Veranlagung getroffen werden kann. Auch erfahren es die Mütter, daß der überwuchernde Formalismus die Denkkraft lähmt und die Entwicklung der Individualität hindert; und mit ihren heranwachsenden, der Mannbarkeit entgegen reifenden Söhnen beklagen sie es, daß es für die Pflege des Leibes an Zeit gebricht und es an dieser auch für jede selbstgewählte Arbeit fehlt. Darum ist das Interesse der Frauen auf die Kundgebung der Vereine, die die Mittelschulreform erstreben, und auf die diesbezügliche Enquete in Wien gerichtet. In Prag veranstaltet der Verein Frauenfortschritt Diskussionsabende über die Schulreform.

Durch die Teilnahme an dieser Reformfrage tritt, wie durch die Anteilnahme an manchem andern zutage, daß die Frauenbewegung von jeder Einseitigkeit entfernt ist, daß — was noch immer nicht von der Menge erkannt wird — ihr Programm die soziale Hilfe im weitesten Sinne ist: die Unterstützung der Schwachen und Hilfsbedürftigen, die Entwicklung der schlummernden Kräfte, die Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen. **Marianne Hainisch.**

*

Besprechungen.

Lehrbuch der Baustile mit besonderer Berücksichtigung des architektonischen und technischen Details. Von Othmar v. Leixner, Architekt und Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule zu Wien. In vier Bänden. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung. — Band I.: Die Baukunst des Altertums. IV und 78 S., mit 39 Taf. in Autographie; Band II.: Die Baukunst des Mittelalters. II und 227 S., mit 56 Figuren im Text und 32 Tafeln in Photolithographie.

Die Veröffentlichung Leixners, von welcher zwei im allgemeinen gut ausgestattete Bände vorliegen, kommt unstreitig einem Bedürfnisse namentlich jüngerer Architekten entgegen und wird sich unter diesen rasch manchen Freund und Wertschätzer erwerben. Sie strebt in erster Linie danach, die Grundlage für die auf Anschauung gegründete Einführung in die Stil- und Formenlehre durch eine möglichst instruktive Beispielsammlung zu schaffen und ein eifriges Detailstudium im Anschlusse an ein gutes Anschauungsmaterial zu fördern.

Leixner hat sich in der einschlägigen Literatur sorgsam umgesehen, manche Anschauungen auf Grund neuer Forschungsergebnisse überprüft und richtiggestellt und einen in vieler Beziehung zweifellos sehr verwendbaren Lehrstoff geschaffen. Dem Benützer desselben wird es angesichts der Bequemlichkeitsforderungen, welche die Gegenwart an umfangreichere Publikationen stellt, gar nicht unwillkommen sein, daß Leixner jedem Abschnitte eine knappe Zusammenstellung der weltgeschichtlichen Ereignisse, des Religionswesens der einzelnen Völker und nach Bedürfnis auch kurze topographische Notizen voranschickt. Bei den Wechselbeziehungen, welche zwischen den politischen Ereignissen und dem Kulturleben eines Volkes, also auch der Kunstpflege bestehen und mitunter recht auffällige Rückwirkungen auf den Baubetrieb zeigen, machen solche Erleichterungen der Orientierung ein Fachwerk weiteren Kreisen doppelt sympathisch. Sie stellen auch dem praktischen Blicke und der Erfahrung des Verfassers, der durch ausreichendes Maß von Ergänzungsausführungen auf Nebengebieten die rasche Verwendbarkeit seiner Arbeit zu heben versteht, das gute Zeugnis sachlicher Wahrnehmung unabweisbarer Abrundungsbedürfnisse aus.

Der Schwerpunkt der Ausführungen ruht selbstverständlich auf der Würdigung des zur Verwendung gekommenen Baumateriales und auf der Erörterung der für die organische Entwicklung der Bauwerke nicht minder wichtigen Baukonstruktionen. Bei der Tatsache, daß die Baukunst der Griechen und Römer die Entfaltung späterer Stilformen grundlegend bestimmte, ergab sich die von Leixner richtig wahrgenommene Notwendigkeit einer breiteren Behandlung im Vergleiche zu anderen Völkern des Altertums, deren Bauweise mit entsprechender Hervorhebung landesüblicher Besonderheiten mit zweckfsicherer Knappheit charakterisiert wird. Die Beispielsammlung bevorzugt im Hinblicke auf den doppelten Zweck solche Formen, die der Renaissance als Vorbilder dienten, womit das für spätere Darlegungen erforderliche Anschauungsmaterial bis zu einem gewissen Grade vorbereitet und entlastet wird. Die Bedeutung Vitruvs für das Verständnis griechischer und römischer Architektur, der Einfluß seines Werkes besonders auf die Architekten des XVI. Jahrhunderts, die es geradezu wie eine Architekturbibel verehrten, rechtfertigt die Mitteilung seines Inhaltes in einer kurzen Skizze. In Bild und Wort gelingt Leixner die übersichtliche, die Einzelheiten nachdrücklich voneinander sondernde Charakterisierung der griechischen und römischen Bauformen und die Gruppierung der Typen ihrer Kult- und Profanbauten, mit welcher Hervorhebung jedoch nicht gesagt sein soll, daß der Verfasser irgend etwas Wesentliches für die Einschätzung der Bauweise der übrigen Völker des Altertums schuldig bliebe. Bei dem Interesse, welches heute den Fragen des Städtebaues an sich entgegengebracht wird, wird vielleicht ab und zu vermißt werden, daß die Stadtanlage als solche, wie sie z. B. Hippodamos von Milet kunstmäßig durchzuführen strebte und Grabungen an verschiedenen Orten feststellen lassen, nicht besonders hervorgehoben ist, während die verschiedenen Kategorien der städtischen Bauten, auch die Platzanlagen der Märkte und Foren, durchaus sachgemäße Berücksichtigung finden. Die getrennte Behandlung der einzelnen Bautypen mit Angabe der bedeutendsten Beispiele fördert ebenso die Übersichtlichkeit, wie sie in anderer Hinsicht durch die Anfügung einer kurzen Charakteristik des behandelten Stiles am Schlusse jedes Kapitels erhöht wird.

Auf dem Boden gleicher Arbeitsgrundsätze bewegt sich der zweite Band, in welchem Leixner die altchristliche, byzantinische, mohammedanische, romanische und gotische Baukunst in ihren Sonderformen und bedeutendsten Denkmälern vorzuführen versucht. Mehr als im ersten Bande tritt bei der Behandlung derselben, die sich mit selbstverständlicher Ausführlichkeit auf die roma-

nische und gotische Epoche verlegt, das Bestreben zutage, auch die charakteristischen Eigenheiten einzelner bedeutender Lokalschulen stärker hervorzuheben und dem Denkmälerbestande Deutschlands und Österreichs-Ungarns zu seinem guten Rechte größerer Beachtung zu verhelfen. Von letzterem Gesichtspunkte aus verdient die vorliegende Publikation gerade in österreichischen Kreisen, denen die kronlandsweise angeordnete Vorführung der vaterländischen Kirchen- und Profanbaukunst des Mittelalters einen guten Überblick des heimatlichen Denkmälerbestandes vermittelt, warm empfohlen zu werden. Im Rahmen des Ganzen zeigt sich so recht der Reichtum und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir im eigentlichen Sinn des Wortes „unser" nennen dürfen und können.

Im allgemeinen gelingt Leixner auch im zweiten Bande die Beherrschung des weit verzweigten Stoffes, für welche er ein außerordentlich umfangreiches Quellenmaterial durchgearbeitet hat. Seine Zusammenstellung wird manchem Benutzer des Werkes dankbar begrüßte Winke für weitere Orientierungsmöglichkeit bieten. Für die altchristliche Epoche wäre vielleicht eine innigere Fühlungnahme mit den gesicherten Ergebnissen der Forschungen Strzygowskis erwünscht, die ja mit mancher bisher landläufigen Anschauung ziemlich energisch abzurechnen und aufzuräumen beginnen. Die Ausführungen über den mittelalterlichen Baubetrieb nehmen sich auf S. 180 und 181 wie ein unorganisches Einschiebsel aus, stehen weder mit den Vorangehendem noch mit dem Nachfolgendem in sachlichen Zusammenhange und hätten sich früher an anderen Stellen zweckmäßiger eingliedern lassen. Sie überschätzen noch immer die Bedeutung der Rzihaschen Hypothesen über die mittelalterlichen Steinmetzzeichen, die man heute durchaus nicht mehr als einwandfrei anerkennt. Wenn im ersten Bande der Inhalt des Vitruvschen Werkes skizziert wurde, mußten im zweiten die schon im XV. Jahrhundert durch Druck veröffentlichten theoretischen Unterweisungen spätgotischer Meister gleichfalls inhaltlich charakterisiert werden. Vereinzelt hält die Überprüfung der Daten und Namen neuesten Veröffentlichungen nicht stand, z. B. S. 172 die Angaben über die Bauzeit des berühmten Artushofes in Danzig gegen S. 56 und 58 in Lindners „Danzig" (Berühmte Kunststätten, Nr. 19), obzwar letzteres in der Bibliographie (S. 209) mit aufgezählt erscheint. Gerade ein Lehrbehelf soll aber in jedem Detail verläßlich sein und das Typische der Anlageformen noch schärfer herausarbeiten, als dies im zweiten Bande geschieht.

Als Lehrbuch für junge Architekten, das die geschichtliche wie die künstlerische und konstruktive Seite des ganzen Gebietes eingehenderen Studien erschließen will, wird Leixners Werk trotz dieser kleinen Mängel viel Nutzen stiften und zur Vertiefung in die von dem Verfasser mit großer Liebe betriebene architekturgeschichtliche Forschung anregen. Die Auswahl der Abbildungen muß durchaus als zweckficher und gut bezeichnet werden.

Josef Neuwirth.

*

Das Grabesfenster. Eine Serajewoer Geschichte aus dem Beginn der Okkupation von Milena Preindlsberger-Mrazović. A. Edlingers Verlag, Innsbruck.

In der „Österreichischen Rundschau" war unlängst ein Aufsatz über Bosnien und die Herzegowina zu lesen, die Studie zu einem geplanten Buch über diese Länder. Jeder Leser, der die okkupierten Provinzen kennt, hat gewiß sehr bedauert, daß dieses Buch nicht geschrieben werden konnte. Mich aber überkam beim Lesen wieder die Sehnsucht nach jenen merkwürdigen Ländern, und da mir eine Reise dahin jetzt unmöglich ist, suchte ich ein Buch, das meine Erinnerungen beleben könnte.

Als ich vor Jahren zum erstenmal nach Mostar gekommen war — über Brod, Sarajewo, den hohen Ivan, durch das Narentatal — und in meinem Barackenzimmer im Südlager saß, hätte ich mich gerne eingehend unterrichtet über all das Seltsame und Fremde, das auf mich schon bei der flüchtigen Betrachtung während der Fahrt einen so tiefen Eindruck gemacht hatte; und dann hätte ich auch gerne im vorhinein erfahren, was hinter dem kahlen grauen Berg war, der groß und hell vor meinen Fenstern lag, und was dort war, wohin die Narenta weiter lief.

Mir wurde damals als einziges Werk, das mir in dieser Hinsicht dienen könnte, das Buch „Durch Bosnien-Herzegowina kreuz und quer" von H. Renner angepriesen. Darin waren gute Photographien und treffende Zeichnungen; aber der Text gab minderwertige Photographien, in denen alles Charakteristische verwischt war. Übrigens stieß ich gleich zu Anfang des Kapitels, das mich vor allen anderen interessierte — Mostar — auf Sätze, wie etwa: „Wenn aber einmal — was sehr selten geschieht — der Winter hereinbricht, dann ist die Kälte zwischen den Steinmauern und bei oft nicht vorhandenen Öfen eine doppelt empfindliche, ..." da kam ich nicht sehr weit in dem Buch.

Später bekam ich ein englisches Buch über diese Länder in die Hände. Von den ersten Zeilen an merkte ich, daß der Verfasser bei seiner Arbeit wohl von einem Beamten der Landesregierung geleitet war. Also auch dieses Buch konnte mich nicht befriedigen. Von da an las ich lieber nur mehr im Buche der Wirklichkeit;

und sein Text hörte nie auf mich zu fesseln, wie er auch nicht aufhörte wunderbar zu wechseln je nach dem Himmel, je nach den Stunden des Tages und der Nacht und nach den Stunden meiner Seele. Leider kam ich in diesem schönen Buche nicht weit hinaus über die Kapitel Mostar und Ljubuški.

Und da griff ich unlängst zu dem kleinen Buche „Das Grabesfenster“ von Milena Preindlsberger-Mrazović. Ich gestehe, daß ich es nicht mit viel Erwartung in die Hand nahm. Indessen sollte ich es nicht bereuen. Ich fand Menschen darin, wie sie nur in Bosnien zu finden sind, und Worte, wie sie nur die Bosnjaken sprechen können.

Es ist nicht zu erwarten, daß die Preindlsberger-Mrazović uns dieses merkwürdige Land ganz schenken wird, wie uns etwa Stifter den Böhmerwald geschenkt hat. Bosnien verlangt in seiner wundervollen Vielfältigkeit nach vielen Dichtern und Darstellern. Ich erinnere mich hier gehört zu haben, daß man im Jahre 1878 Bosnien durch den Einmarsch einer Regimentsmusik erobern zu können glaubte. Nun, so leicht war es nicht; es mußten wirkliche Soldaten und wirkliche Feldherrn an die Arbeit. So ist es wohl auch mit der wichtigeren Eroberung dieses Landes, der Eroberung mit den Waffen des Geistes.

Robert Michel.

Feuilleton.

Die Vokale im Wienerischen.*

II. Das E.

Unter allen Vokalen ist das E am wenigsten interessant, am wenigsten sympathisch. A ist der Laut des Behagens, der Freude, der Naturlaut par excellence, der erste Laut, den der Mund des Kindes hervorbringt, und in der Verdopplung der erste deutliche Ausdruck seines Willens. Das O, das nur ein etwas moduliertes A ist, bildet den Ausdruck des Erstaunens, der Überraschung; das I jenen einer heftigen Gemütsbewegung, des Zornes und Schmerzes; das U endlich ist der Laut des Unheimlichen. Sie alle haben ihren bestimmten Charakter. Das E dagegen hat etwas Zwitterhaftes, Unentschiedenes; wenn einmal ein kleines Kind diesen Laut hören läßt, so kann dies «E-e-e» nur als Ausdruck des Unbehagens aufgefaßt werden, das aber immer etwas Unbestimmtes, Schwankendes in sich trägt, von dem man nicht recht weiß, was es bedeuten soll.

Dem E fehlt also eine bestimmte Bedeutung, es ist der Vokal der Charakterlosigkeit, und daraus ergibt sich von selbst und mit Naturnotwendigkeit die Stellung, die es im Wienerischen einnimmt. Der Wiener, ein Charakter vom Scheitel bis zur Sohle, behandelt diesen Vokal, wie er es verdient: mit Verachtung. Er trachtet ihn zu beseitigen, wo er nur kann, und bei der Überfülle von E, welche die deutsche Schriftsprache nicht gerade vorteilhaft auszeichnet, stand da der Sprachgeist unserer schönen Stadt vor einer Riesenaufgabe, die er aber mit bewunderswerter Gewandtheit und Sicherheit bewältigt hat. In der Tat wimmelt es im Deutschen von E. Die meisten Vorsilben, wie „be-, ge-, er-, ver-, ent-, emp-“, alle für die Deklination und Konjugation scheinbar unentbehrlichen Nachsilben auf „-e, -en, -er, -es, -te, -ten“, sie alle haben das unleidliche charakterlose E. Und gegen dieses zahllose Ungeziefer hat der Wiener, jeder Zoll ein Zacherl, mit Mut und Entschlossenheit den Kampf aufgenommen — und er hat gesiegt, gesiegt in wirklich genialer Weise, mit den einfachsten Mitteln der Welt.

Das E in einigen Vorsilben hat er dadurch beseitigt, daß er diese Silben überhaupt nicht anwendet: „ent-“ und „emp-“ kennt er nicht. Wörter, in denen sie vorkommen, hat er einfach nicht akzeptiert und behilft sich mit anderen; er „empfängt“ nicht, „empfindet“ nicht, „entfernt“ sich nicht, sondern „kriagt, g'spürt“ und „geht furt“ oder „fahrt o“.

Bei den Vorsilben „be-“ und „ge-“ bleibt das E weg. Der Wiener läßt sich den Tisch nicht bestecken, sondern „b'stecken“, der Stiefel und der Lehrbub' werden nicht gewichst, sondern bloß „g'wichst“. Wo der Vorsilbe „ge-“ wieder ein G, K, Qu, D, T, Z, B oder P folgt, das Auseinanderhalten mit dem G der Vorsilbe also eine unaussprechliche Schwierigkeit häte, da muß, nur um das E loszuhaben, die ganze Vorsilbe fallen. Der Wiener sagt nie: „gegeben, geblieben, geträumt, gezogen“, sondern „'geb'n, 'blieb'n, 'tramt, 'zog'n“ (korrekter „zaart“), bei ihm wird ein Insekt nicht „abgetötet“, sondern einfach „otödt“. Ausnahmsweise gilt dasselbe auch bei einigen Zeitwörtern, die nicht mit solchen Konsonanten beginnen, nämlich bei den Hilfszeitwörtern „mögen, wollen“ und „müssen“, bei denen es nicht wie im Hochdeutschen heißt: „er hat gemocht, gewollt, gemußt“, sondern „er hat mög'n, woll'n, müß'n“. Anderseits scheint es fast, als ob dem Wiener das arme G leid täte, daß es nur wegen des E oft mitunterdrückt wird; dafür läßt er es dort erscheinen, wo es im Hochdeutschen fehlt, z. B. „Gschloß“, Gschbaß“.

* Siehe Bd. IV., S. 416, der „Österr. Rundschau“.

Bei der Vorsilbe „be-" wird zwar, wie schon bemerkt, der Vokal E gleichfalls, wo nur möglich, weggelassen, wollte man aber mit dem Konsonanten B sowie mit dem armen G dasselbe tun, so wäre das ein kolossaler grammatikalischer Fehler, das B muß immer hörbar bleiben! Aber dem E hilft das nichts: wo das B ohne nachfolgenden Vokal nicht zur Geltung gebracht werden kann, wird statt des E ein mehr oder weniger entschiedenes I gesetzt. Man geht zu einem „Biamt'n", man hat seine „Biquehmlichkeit", man „bidankt" sich und „b'suacht Bikennte". Bei der Vorsilbe „er-" und „ver-" ist ebenfalls das bloße Weglassen des E nicht möglich, daher muß es dem A Platz machen, wobei auch das R (wieder ein Opfer des E!) seinen Untergang findet. Man sagt nicht „erlauben Sie" oder „ich verstehe", sondern „alaubn' S'" und „i vasteh'". Nur dann kommt das verstoßene R wieder zum Vorschein und erhält zu seinem besonderen Glanze ein dem Hochdeutschen fremdes A zum Anhängsel, wenn es sich um eine Verstärkung, um einen besonderen Kraftausdruck handelt, wie „varadammta Kerl!", „oh varaflixt". Bei dem „Er-" wieder wird häufig ein D vorgesetzt, z. B. „er dabarmt ma" oder „sie hab'n'n dawusch'n".

Mit den Nachsilben auf E ist es ähnlich wie mit den Vorsilben.

Dem „es", das den Genitiv anzeigt, entgeht der Wiener einfach dadurch, daß er einen Genitiv überhaupt nicht gelten läßt; entweder braucht er, wie der Franzose sein „de", ein „von", oder er hilft sich mit dem zueignenden Fürwort „mein, dein, sein". Nie wird er sagen: „das Ende der Geschichte" oder „das Werkzeug des Diebes", sondern „'s End' von der G'schicht'", „'n Diab sei Werkzeich". Das Genitiv-S hat sich überhaupt nur in wenigen zusammengesetzten Wörtern erhalten, z. B. Deixelskerl, Diabsbanda, Raubersbua, Eselstrum.

Auf gleich einfache und geniale Weise vermeidet der Wiener das E in der Nachsilbe „te", die den Imperfekt anzeigt: mit der einzigen Ausnahme des Zeitwortes „sein" braucht er nie ein Imperfektum. Wo der Norddeutsche lebte, fragte, konnte, rannte, da hat der Wiener „g'lebt, g'fragt, kina" und „is g'rennt".

Daß er das einfache E am Ende nicht brauchen kann, ist selbstverständlich, er läßt es weg oder ersetzt es durch ein tonloses N. So wird aus der Brücke eine „Bruck'n", aus der Geige eine „Geig'n", aus der Gurke eine „Gurk'n" (richtiger „Umurk'n"). Bei dem Beiworte, wo das E am Ende kaum entbehrlich ist, tritt wieder das I an seine Stelle, z. B. „a guadi Mehlspeis", „a habi Godl". Das kommt auch bei Fremdwörtern vor, z. B. „Bagaschi".

Bei der Nachsilbe „-en" wird das E regelmäßig verschluckt. Dabei entstehen orthographische Schwierigkeiten, so wenn die Stammsilbe mit einem G endigt und ein S nachfolgt: „Seg'n S'?", „mög'n S'?" — wie schreibt man das? S-e-g-n oder S-e-n-g? Ich glaube, das hochfeine Wienerisch besteht darin, daß die Frage unentschieden bleibt: die eine Hälfte des N kommt vor dem G, die andere danach und das G bleibt auch in seinem Anfang stecken: „Sengn S'?". Anderseits können solche Zweifelhaftigkeiten für die Poesie von unschätzbarem Vorteil sein, indem Reime möglich werden, an die Goethe nie hätte denken dürfen, z. B. das Leben und der Böhme: „Leb'n" und „Bem".

Nicht verschluckt, aber in A verwandelt wird das E bei der Nachsilbe „-er". Auch hier geht das R verloren, und das Verwandeln des E in A deutet eben das Vorhandensein des R in einer, ich möchte sagen, keuschen und duftigen Weise an, z. B. „Wossa, schöna, stirka".

Was von den Vorsilben und Nachsilben auf „er" gilt, das gilt natürlich auch von einer Vorsilbe, die der Wiener im Gegensatze zum Hochdeutschen als Nachsilbe verwendet. Was hier der Norddeutsche vorne hat, hat der Wiener hinten. Das ist die mit den Wörtern „ab, auf, aus, ein, um, über, zu" verbundene Silbe „her", sowie ihr Gegensatz, das „hin". Der Wiener sagt nicht „herauf, herein, herum, herzu", sondern „aufher, einher, umher, zuher" sowie „aufhin, einhin, umhin, zuhin" usw. Natürlich wird daraus, der gegebenen Regel folgend: „auffa, eina, uma, zucha und ebenso „auffi, eini, auffi, zuchi". Der echte Wiener verwechselt hier das A mit dem I nie und hält strenge daran fest, daß das A das „Her", das I das „Hin" bedeutet, z. B. „kumm eina", „geh' auffi"; „steig' aba" sagt man, wenn man unten ist, „steig' abi", wenn man oben ist. Der richtige Gebrauch dieser Endungen läßt häufig erkennen, ob man es mit einem eingeborenen Wiener oder mit einem falschen zu tun hat.

Nicht bloß in den Nebensilben, auch in den Hauptsilben trachtet der Wiener dem E vielfach auszuweichen. Da hier das einfache Auslassen nicht gut geht, so wird es verwandelt, und zwar meistens in A und I. Bezüglich des ersten Falles brauche ich nur auf meine wissenschaftliche Abhandlung „Über das A im Wienerischen" zu verweisen. Hier möchte ich nur bemerken, daß es oft von Äußerlichkeiten abhängt, ob die Verwandlung erfolgt oder nicht. So bei der „Decke", die nur dann „Dack'n" wird, wenn sie aus Stroh ist. Bei vielen Wörtern aber muß das E dem I Platz machen, z. B. „Rau(ch)fangkihra, Sting'l, bimirken, stirka"; aus „häßlich" wird „schiach", aus „bestellen" „anfriema". Ferner ist es strenge Regel, daß bei allen Zeitwörtern auf E, die im Hochdeutschen erst in der zweiten und dritten

Person auf I flektieren, der Wiener dies schon bei der ersten tut. Er sagt nicht: „ich sterbe, nehme, gebe, werde“, sondern „i gib, i nimm, i stirb, i wir“. Fort mit dem charakterlosen E! ist auch hier der ethische Grundgedanke, von dem er ausgeht.

Wo es aber mit der völligen Verwandlung in einen andern Vokal nichts ist, da wird das E, damit es von seiner Schärfe verliert, wenigstens etwas gedämpft, es wird ein Mittelding zwischen E und Ö daraus. Der richtige Weana“, der „Leachenfööder“ sagt: „dön wir-i-s göb'n“, „aa wög'n dön!“ Das gilt insbesondere auch dann, wenn er, wie es wohl passiert, einmal mit seinem Grundsatze in Widerspruch kommt und das E dort anwendet, wo im Norddeutschen ein anderer Vokal steht. So geschieht es ihm manchmal mit dem A, indem er z. B. aus dem „Bekannten“ einen „Bikennt'n“ macht, und etwas häufiger mit dem I, z. B. in den Wörtern „nicht, Sie, Pinsel“. Da kommt ihm sozusagen ein E aus, aber er „dafangt“ sich noch und trübt es in das gewisse halbe Ö: „nöt, Sö, Bömpstel“. Bei der Mehrzahl von „Du“, dem „Ihr“, kommt eine höchst merkwürdige Umbildung zustande. Aus dem R ein S, aus dem I ein Ö zu machen und zugleich die Stellung beider Buchstaben zu verkehren, so daß aus „Ihr“ „Ös“ wird, ist gewiß eine der großartigsten Leistungen des Wiener Dialektes.

Und nun darf ich wohl auf die tiefe, wohlerwogene Absicht des Wieners hinweisen, welche ihn bei der Ausmerzung des E eigentlich leitet. Sein Grundgedanke ist ein artistischer, sein Schönheitssinn ist es, sein Streben nach Wohlklang der Sprache.

Ein paar Beispiele werden dies klarmachen.

„Der Bestellte“, die vier E klingen häßlich; im Wienerischen „da-r-angfriemti“ sind sie sämtlich verschwunden. „Er möge sich wegbegeben“, sieben E in vier Worten — wie unschön, wie uninteressant! Dagegen hat das Wienerische in demselben Satze: „Ofahr'n soll a!“ kein einziges behalten. „Ein häßliches Mädchen, ein schönes Mädchen“, überall vier E und ein Ei! Im Wienerischen sind sie alle beseitigt: „a schiach's Madel, a sauba's Madl“, das klingt, das singt! Wahrhaftig, wenn ich zwischen einem „schönen Mädchen“ auf Berlinerisch und einem „schiach'n Madl“ auf Wienerisch die Wahl habe, ich ziehe das letztere vor.

Nun werden Sie aber fragen: wo bleibt denn dann eigentlich das wirkliche reine E im Wienerischen? Kommt es denn gar nicht vor? O doch! Auch der Wiener kennt das E. Er kennt es z. B. in Wörtern mit einer starken Dehnung, wie „weech“, die „Zeech'n“, „leedschad“, dann vor Doppelkonsonanten, wobei dieser Doppelkonsonant als solcher nicht hörbar ist, sondern wie ein einfacher klingt, dafür aber das E, offenbar aus Rücksichten der Kompensation, gedehnt, also wie doppelt, gesprochen wird. So heißt es statt „Henne, Schwemme, Kette“: „Heen, Schweem, Keed'n“. Wie das letzte Beispiel zeigt, wird der doppelte harte Konsonant sogar in einen einfachen weichen verwandelt: „Keed'n“. Freilich nicht immer und es ist eine schwer zu erklärende Eigentümlichkeit des Wieners, daß bei ihm die „Keed'n“ weich, die „Betten“ hart sind und daß das „schöne Weeder“ (Wetter) lang, das „Frett'n“ aber kurz ist, was mit der Natur nicht ganz übereinstimmt.

In noch einem Worte kommt das E ziemlich rein zur Erscheinung; es ist jenes, das aus diesem Vokal allein besteht und das der Wiener, merkwürdig genug, für „ohnedies“ gebraucht. Da wären zwei klingende Vokale gewesen, O und I, und nur zwischendrein ein ganz bescheidenes, halb tonloses E; er wirft vorn das „Ohn“ weg, hinten das „Dies“ und behält nur das ihm sonst so verhaßte E.

Überhaupt wird im Wienerischen fast jeder Vokal für ein ganzes Wort gebraucht. Das A heißt „auch“, das E „ohnedies“, das I „ich“, das O „ab“. Daraus können sich ganz absonderliche Satzkontraste ergeben. Nehmen wir an, einige Wiener erwarten ein Feuerwerk, und einer bemerkt, daß es regnet; ein zweiter meint, er habe dies vorausgesagt; ein dritter fügt bei, es sei auch die von ihm ausgesprochene Meinung gewesen, der vierte aber berichtigt, er sei es gewesen, der das gesagt habe; und dann kommt der Pyrotechniker und teilt mit, daß er sein Feuerwerk nicht abhalten werde. Das könnte auf Wienerisch, wie folgt, lauten: Erster: „Uijegerl, satz regn't's!“; Zweiter: „i hab's eh' g'sagt“; Dritter: „i hab's aa g'sagt“; Vierter: „i hab's, i g'sagt!“; der Pyrotechniker: „i hab's ogsagt“.

Solche reine Vokalwörter geben wiederum, wie schon dies Beispiel zeigt, der Sprache einen ganz besonderen Wohlklang, der aber noch viel bedeutender wird, wenn sie sich häufen. Wenn ein Freund den andern, der gehen will, bittet, noch kurze Zeit zu verweilen, er gehe ja dann ebenfalls: so wird er, wenn er Wiener ist, sagen: „Wart no a-n-Alz'l, nocha fohr i-e-a-o.“ — Ist das nicht ein unübertrefflicher Wohllaut der Sprache? Dafür gibt es ein einziges Vorbild, das annähernd gleichkommt: das Altgriechische des Homer:

„Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.“

Das klingt auch gar nicht übel mit den doppelt und dreifach gehäuften Vokalen; man kann es sogar wunderbar und herrlich nennen. Aber was ist das gegen das Wienerische mit seiner vierfachen Häufung! Wahrhaftig, auch der alte Vater Homer müßte sich bewundernd beugen, wenn er es hören könnte, das großartige: „Fohr i-e-a-o!“

Dr. M. Freiherr v. Mayr.

Rundschau.

7. Februar. Bischof Dr. Martin Řziha (geb. 1839) in Budweis †.

9. Feier des 90. Geburtstages von Christine Hebbel. — In einer Wählerversammlung in Reichenberg spricht Minister Prade über das Nebeneinanderleben der Deutschen in Böhmen und über den Ausgleich mit Ungarn.

10. Eine Massenversammlung Wiener Studenten protestiert gegen die Verhaftung der ruthenischen Studenten in Lemberg.

14. Eröffnung des galizischen Landtages. — Christlichsozialer Parteitag in Graz. — Der kroatische Landtag nimmt die Adresse in dritter Lesung an.

16. Prinzessin Klementine von Sachsen-Coburg-Gotha (geb. 1817) in Wien †.

17. Der Eisenbahnminister Dr. v. Derschatta hält in Graz eine Rede über die politische Situation und die Inartikulierung des Zolltarifs in Ungarn. — Deutschfortschrittlicher Parteitag in Prag. — In seiner Kandidatenrede in Deutsch-Brod erklärt Dr. Kramář, daß es gegen Ungarn nur eine Politik gäbe, nämlich die magyarische, das ist die der absoluten Rücksichtslosigkeit.

18. Eröffnung der Landtage von Böhmen, Salzburg, Vorarlberg, Görz und Gradisca sowie von Schlesien. — Schluß des serbischen Kirchenkongresses in Karlowitz.

21. Die verhafteten ruthenischen Studenten beginnen angekündigtermaßen jede Nahrungsaufnahme zu verweigern. — Der volkswirtschaftliche Ausschuß des ungarischen Abgeordnetenhauses nimmt die Regierungsvorlage betreffend den autonomen ungarischen Zolltarif an. Der Handelsminister Kossuth erklärt, daß die Regierung beabsichtige, die Ausgleichsverhandlungen bis zu den Osterfeiertagen zu beenden, „um eine Verständigung herbeizuführen, oder aber deren Unmöglichkeit konstatieren zu können". Einige Redner sprechen sich in scharfer Weise gegen Österreich aus.

*

Politische Übersicht. Bei Besprechung der ungarischen Frage führte am 9. Februar Minister Prade in Reichenberg aus, daß für Österreich nur ein solcher Ausgleich mit Ungarn einen Wert besitze, der eine dauernde, von störenden Einflüssen freie Sicherung unserer ökonomischen Interessen innerhalb eines einheitlichen Zollgebietes garantiere. Sollte sich eine derartige Ordnung nicht erzielen lassen, dann sei eine Trennung, die ja immerhin eine friedliche Auseinandersetzung zu sein vermöge, vorzuziehen. Diese Worte, welche die Ansicht vieler österreichischer Politiker und insbesondere unserer Industriellen zum Ausdruck bringen und die allen aus der Seele gesprochen sind, deren Geduld den magyarischen Rücksichtslosigkeiten gegenüber zu Ende ist, die aber noch zurückscheuen, in so offener Weise den Kampf gegen Ungarn zu proklamieren, als es den Vorgängen jenseits der Leitha gegenüber angemessen wäre, haben in Ungarn einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Zuerst sprach man von „Drohung" und „Pression" in der von Kossuth und Genossen bezahlten Presse, dann hieß es, daß auch die ungarische Regierung selbst, über diese offizielle Enunziation ungehalten, zum Schutze des Landes die Beratung des autonomen Zolltarifs sofort durchführen lassen werde. Natürlich fehlte es nicht an scharfen Worten gegen Österreich, dem billigen Mittel ungarischer Hohlköpfe, sich groß und populär zu machen. Die Inartikulierung des ungarischen autonomen Zolltarifs wurde denn auch bereits vom volkswirtschaftlichen Ausschuß des Abgeordnetenhauses beschlossen und die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden haben am besten bewiesen, welch eigentümliche Auffassung des Begriffes der Vertragstreue den Vertretern des „ritterlichen Volkes" der Magyaren tatsächlich eigen ist. Über die Ungehörigkeit, den gemeinsamen Zolltarif als einen autonomen ungarischen zu behandeln, die, wenn sie auch vielleicht noch nicht als ein faktischer Bruch der Reziprozität aufgefaßt werden kann, sich jedenfalls als eine vorbereitende Handlung zu einem solchen darstellt, sowie über die möglichen Folgen dieses Vorganges, hat ein maßgebender und genauer Kenner der Angelegenheit in dieser Zeitschrift schon geschrieben.* Wir legen aber dem ganzen in Ungarn jetzt wieder gegen Österreich inszenierten Rummel als solchem wenig Bedeutung bei, da jeder Eingeweihte, ja jeder, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, weiß, daß der Grund für diese Vorgänge nur in dem an sich begreiflichen Wunsche liegt, das In- und Ausland von seinem Interesse an den schmutzigen Skandalaffären abzulenken, deren Schauplatz Ungarn ist und deren Erörterung die ganze europäische Presse in den letzten Wochen beschäftigte.

Es verlohnt sich aber bei dieser Gelegenheit, um die Kampfesweise jener edlen Söhne Arpads noch genauer zu charakterisieren, einmal Ministerreden in Zis und Trans zu vergleichen. Dem deutschen Landsmannminister hat man in Ungarn vorgeworfen, er sei der erste gewesen, der als ein Vertreter der Regierung von „Trennung" gesprochen habe. Das ist, abgesehen davon, daß von einer Trennung nur in hypothetischer Form die Rede war, richtig und unseres Wissens hat als Minister selbst Kossuth diesen Ausdruck noch nicht gebraucht. Aber in Ungarn nennt man die Sache anders — dort heißt Trennung: Unabhängigkeit. Österreich ist und war nie von Ungarn abhängig, wir können uns also nur von Ungarn trennen. Will sich indessen Ungarn von uns trennen, so muß es sich von uns unabhängig machen. Spricht daher Herr Kossuth von der Unabhängigkeit seines Landes, so kann man unter diesem den Prinzipien und dem Namen seiner Partei nähergelegenen Ausdruck nichts anderes verstehen, als was auf österreichisch Trennung heißt! Und Franz Kossuth hat es nie vermieden, seine innersten Wünsche zu verbergen.

* Österr. Rundschau, Band VII, S. 218.

Mag er auch als Minister etwas vorsichtiger geworden sein und die Worte etwas sorgsamer beachten, als seinerzeit als Abgeordneter vor den Wählern in Szegedin, so hat er doch selbst am Abend nach seiner Ernennung im Klub der Unabhängigkeitspartei erklärt, daß er geradezu den Namen, der sein „ruhmreiches Erbe“ sei, ablegen müßte, wenn nicht das Endziel aller seiner Bestrebungen „die Erringung der Unabhängigkeit des Landes“ wäre. Bei Verhandlung des Ermächtigungsgesetzes im ungarischen Reichstag am 6. Juni führte er weiter aus, daß von einer Zollgemeinsamkeit keine Rede sein könne. Er hat das Wort von der „Erwürgung Ungarns“ durch Österreich geprägt und sich noch am Neujahrstag gebrüstet, daß die Unabhängigkeitspartei, deren Präsident er ist, nicht ein Atom ihrer Prinzipien preisgab. Und sein edler Freund Polonyi verlangte in seiner Kandidatenrede in Budapest (am 23. April 1906) ein ungarisches selbständiges Zollgebiet. Wir denken, diese Aussprüche lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wie soll man es nennen, wenn die Ungarn trotzdem Österreich der — Perfidie zeihen?

Goetz.

*

„Eine Umwälzung in der österreichischen Handelsmarine.“ Spiridion Gopčević, der „zufälligerweise in die Lage gekommen“ war, ihm „angebotene Ministerportefeuilles ausschlagen zu können“ (vermutlich in Montenegro) und dem „in einem Alter, in welchem andere noch die Universität besuchen, die Stellung eines Ministerresidenten (von Montenegro?) angetragen worden“ ist, hat die österreichischen Schiffahrtsverhältnisse studiert und ist zu der Überzeugung gekommen, daß durch Gründung einer großen Seeschiffahrtsgesellschaft in Triest, die moderne, äußerst bequeme Schnellschiffe mit billigen Tarifen in den Dienst stellen könnte, nicht nur der Österreichische Lloyd in einem Jahre zugrunde gerichtet sein, sondern hierdurch auch die österreichische Handelsmarine überhaupt eine ungemein günstige Umwälzung erfahren würde. Spiridion Gopčević, der bereits „über 350 Seereisen auf 28 Meeren gemacht hat“, begab sich daher nach Kalifornien zu seinen Vettern, die sich „mit anderen befreundeten Multimillionären“ besprachen und „mit amerikanischer Großartigkeit“ bereit erklärten, 50 Millionen Dollars, also 250 Millionen Kronen für eine Seeschiffahrtsgesellschaft größten Stils zu zeichnen, wenn die Berechnungen ergeben würden, daß der Reingewinn mindestens 6% betrage.

Spiridion Gopčević teilte nach seiner Rückkehr nach Europa am 17. Juni 1906 dem Handelsminister diese Absicht mit und ersuchte ihn, „den Staat gegen späteren Schaden dadurch zu schützen, daß er in den Lloydvertrag eine Klausel aufnehme, nach welcher die Subvention für den Postdienst nur so lange zu zahlen sei, als nicht eine andere österreichische Schiffahrtsgesellschaft entstehe, die denselben schneller, pünktlicher und zweckmäßiger zu besorgen vermöge“. Er schrieb dann auch vor der Verhandlung des Lloydvertrages an Reichsratsabgeordnete, um sie auf die bevorstehende Gefahr aufmerksam zu machen. In diesen Briefen führte er aus: „Wenn nun der Staat sich auf lange Zeit mit dem Lloyd bindet, so wird die Folge davon sein, daß die neue Gesellschaft keine Rücksicht auf den Staat nimmt, sondern durch ihre Konkurrenz den Lloyd binnen einem Jahre zur Liquidation zwingt, wonach der Staat, schon aus Rücksicht auf den Postverkehr, der neuen Gesellschaft ganz andere Konzessionen machen müßte, als dies der Fall gewesen wäre, wenn er nicht gebundene Hände gehabt und schon bei Gründung der Gesellschaft mit ihr einen langjährigen Vertrag geschlossen hätte. Denn geschieht dies nicht, so werden die Dampfer unter amerikanischer Flagge fahren, also nicht mehr eine österreichische (wenn auch mit fremdem Kapital arbeitende) Gesellschaft sein. Statt daß unsere Handelsmarine dann mit einem Schlage von der 12. Stelle an die 6. rückte, würde sie infolge der unausbleiblichen Liquidierung des Österreichischen Lloyd auf die 19. oder 20. sinken. Alle die Vorteile, welche somit aus der Konstituierung der Gesellschaft für die Monarchie erwüchsen, wenn jene unter österreichischer Flagge führe, würden sich in ebenso große Nachteile verwandeln, wenn die Gesellschaft amerikanisch würde.“

Da dies alles nichts fruchtete, flüchtet Spiridion Gopčević jetzt nach berühmten Mustern in die Öffentlichkeit. Er publiziert eine Broschüre* „Seeschiffahrt Gopčević. Eine Umwälzung in der österreichischen Handelsmarine“, worin er unter scharfen Angriffen auf Dr. Forscht das Projekt seiner Verwandten bis auf das Menu der Table d'hôte auf den künftigen Dampfern darlegt.

Wenn Spiridion Gopčević seinen Plan durchführen kann, möge er es nur tun. Die 15 Jahre, die der Lloydvertrag dauert, sind keine Ewigkeit und der Vertrag wird einer Konkurrenzgesellschaft, die über 250 Millionen Kronen verfügt, wenig anhaben. Gelingt sein Unternehmen, so gibt es übrigens noch Mittel und Wege genug, diesem die Beförderung der Post und eine staatliche Subvention zu verschaffen. Daß der Handelsminister auf einen privaten Brief hin, ein Onkel aus Amerika wolle in Triest eine neue Schiffahrtsgesellschaft gründen, nicht sofort die Perfektionierung des Lloydvertrages gefährdet, können wir ihm nicht verübeln. Spiridion Gop-

* Lussinpiccolo 1907. Verlag der Astronomischen Rundschau.

čević brauchte daher den Mund nicht so voll zu nehmen. Wenn einer 250 Millionen zur Verfügung hat, steigt ihm der Kamm, das ist begreiflich. Die Frage ist nur, ob diese Viertelmilliarde wirklich da ist oder bloß auf dem Papier steht; wahrscheinlich existiert sie aber überhaupt nur in der Phantasie des Herrn Gopčević. —r.

*

Wiener Theater. Die Übermenschen und Herrennaturen, die sich im Zeitalter Nietzsches so aufdringlich ankündigen, haben uns im Leben und in der Literatur schon manche Enttäuschung bereitet. Schwerlich aber je eine größere, als in dem im Burgtheater aufgeführten Schauspiel „Das Herrenrecht" des Münchener Rechtsanwalts Max Bernstein, der zu dem letzten Einakterabend nur den Epilog beigesteuert hat, dieses Mal aber einen ganzen langen Abend für sich in Anspruch nahm. Er scheint auch auf der deutschen Bühne gegenwärtig zu grassieren; denn in Berlin ist inzwischen auch ein späteres von den zahlreichen Stücken, die er in letzter Zeit nur so aus dem Ärmel geschüttet hat, das Lustspiel „Herthas Hochzeit", zu Grabe getragen worden.

Entkleidet man sein Schauspiel des Wortschwalles und des Brimboriums, in denen sich der Verfasser leider gefällt, dann bleibt nichts übrig, als das dürftigste Gerippe eines alten Ehebruchsdramas. Der Schriftsteller Franz Hofer, der trotz seiner Unreife unter guten Freunden als Mann der Zukunft gilt, hat die Tochter seiner früheren Wirtin, ein einfaches gutmütiges Geschöpf geheiratet, das mit ganzem Herzen an ihm hängt, wenn sie ihn auch nicht in allem versteht. Ihr Pate, der Sanskritprofessor Walter Jordan, hat sich in sehr vorgerückten Jahren eine Erzieherin aus besserem Hause geholt, eine mittellose Beamtentochter, eine rotharige und kühle Schönheit. Mit ihr hat nun der Dichter, der sich auf sein Herrenrecht beruft, den doppelten Ehebruch begangen. Als die Sache aufkommt, reichen sich die beiden Schuldigen die Hände, um vereint einer neuen Zukunft entgegenzugehen. Für die Schriftstellersfrau hat ein anderer Zimmerherr ihrer Mutter, der ausgewachsene, aber grundehrliche Dr. Hans Müller, eine alte Jugendliebe vorrätig, die, wie der Dichter andeutet, nicht unerwidert bleiben wird. Für den alten Professor hat er ein altes Herzleiden in Bereitschaft, das ihn die Untreue seiner Frau nicht lang wird überleben lassen.

In den beiden ersten Akten läßt sich das Stück nun allerdings so an, als ob es sich um das „Herrenrecht" handelte. Kläglicher freilich ist niemals eine Herrennatur und uninteressanter nie eine blonde Bestie gezeichnet worden, als von Max Bernstein in dem Dichter Franz Hofer und seiner schönen Helena! Ihm und ihr hat dieser Dichter auch nicht ein Wort von Kraft, Leidenschaft, Temperament oder auch nur Rasse in den Mund zu legen gewußt. Nicht einmal einen Dichter wird man hinter diesem jämmerlichen Dutzendmenschen suchen, der nur über triviale Schlagworte und tönende Phrasen gebietet. Ohne ein Wort der Erwiderung schleicht sich dieser Kraftmensch wie ein geprügelter Hund vor dem betrogenen Ehemann, der ihm die Türe weist, hinaus; und nachdem er seine Frau vergebens darum angebettelt hat, sich auf den Standpunkt des „Herrenrechtes" zu stellen und ein Auge zuzudrücken, nimmt er auf einmal eine große Gebärde an und will in Helenens Armen einem neuen Leben, einem Leben der Arbeit entgegengehen! Auch diesen Gedanken hat ihm übrigens erst sie eingeben müssen. Denn diese Helene, die sich in den ersten Akten als eine ganz leere und kalte Person, nur eben als heimliche Sünderin gezeigt hat, findet zuletzt auf einmal einen „tiefen Ernst" und einen „großen Ton"; es beliebt ihr die Hilde Wangel zu spielen, die den Geliebten erst auf den Platz stellen will, der ihm gebührt, und sie redet „mit Gefühl": „Du Poet. Mein Poet. Ich liebe Dich. Und nun will ich Dich haben! Ganz! Für immer!" Aus dem Herrenrecht ist so im Handumdrehen das Thema der Wahlverwandtschaften geworden. Diese Wendung war aber dem Publikum, das die ersten Akte kühl angehört hatte, doch zu plötzlich und unvermittelt und es ließ den Schluß ganz fallen.

Nicht besser als mit diesen beiden Hauptfiguren steht es mit den übrigen Charakteren. Der alte Professor, der Rom noch nicht gesehen hat und an untreue Frauen gar nicht glauben kann, ist offenbar kürzlich aus dem Monde gefallen; er benimmt sich wie ein Kretin, ist ganz unfähig, das richtige Wort zu finden oder einen Satz zu Ende zu führen, von einem Thema springt er auf das andere über und kommt dann doch immer wieder auf die alten Gedanken zurück. Verhältnismäßig am besten ist noch die Figur des lieben „Schafes", der Frau des Schriftstellers, gelungen; sie weist deutlich darauf hin, daß die Kraft des Verfassers auf der entgegengesetzten Seite liegt, als wo er sie sucht: nämlich nicht in dem gesucht Geistreichen und gewollt Tiefsinnigen, sondern in dem Anspruchslosen, Einfachen und Natürlichen. Freilich fehlt es auch hier an falschen Zügen nicht, z. B. wenn die einfache Frau den Mann auffordert, ihr seinen Kummer anzuvertrauen: „Gibs her, das Almosen, Du geiziger Mann ... gibs her, Dein Kümmerlichs, Kummerzehnerl, Du kriegst von mir was anders dafür, verstehst mich, lauter Goldstückel". In der Gestalt des Räsonneurs Dr. Müller hat sich der Verfasser ein Vehikel für seine Lust am Debat-

tieren geschaffen: er spielt gegen die Herrenmoral Franz Hofers die Banditenmoral der Übermenschen aus, er schlägt recht gezwungen ein Duell auf Pest vor, er macht sich über die modernen Scheidungen lustig usw. usw. Aber das triviale Zeug, das er vorbringt, wird auch durch seine höchst legere und bequeme Vortragsweise nicht origineller.

Und das ist überhaupt der Krebsschaden des Stückes: der Verfasser, der nicht in Zweifel darüber sein konnte, daß er einen ganz verbrauchten Stoff behandle, hat das Bedürfnis gefühlt, das alte Ehebruchsdrama in einer modernen Behandlung vorzuführen. Er wollte die Dinge nicht einfach heraussagen, sondern durch Andeutungen erraten lassen; leider aber sind seine Andeutungen Winke mit dem Zaunpfahl. Wie ungeschickt wird nur die Entdeckung des Ehebruches, die der Dichter besonders fein angelegt zu haben glaubt, herbeigeführt! Sehr unvorsichtig haben sich die Liebenden in einer Droschke nach Hause fahren lassen; dabei ist eine Zigarettentasche liegen geblieben, die der offenbar recht einfältige Kutscher aber nicht bei dem Herrn, sondern bei der Frau abgibt! Die Ehebrecherin hat es für nötig gefunden, bei ihrem Rendezvous ihren Ehering abzulegen und auch nach der Rückkehr in des Gatten Haus hat sie ihn noch nicht am Finger! Und der schiffbrüchige Literat Laßberg, der, in dem Hause des Rendezvous zufällig wohnhaft, Mitwisser des Geheimnisses geworden ist und von Franz Hofer auf Grund dessen die Aufnahme in die Schriftstellergesellschaft Konkordia erpressen will, ist bei aller seiner Unverschämtheit doch wieder honorig genug, der Frau gegenüber von dem Geheimnis keinen Gebrauch zu machen — es muß eben alles in diesem Stück auf Ibsenische Weise dargestellt und von den Personen erraten werden. So ist auch im Dialog von allem und jedem die Rede, nur nicht von dem, was sich die Personen in ihrer Lage zu sagen haben: von Savitri und Ovids ars amandi, Schillers Demetriushandschrift in Weimar muß gegen das moderne Schlagwort vom Sichausleben der Schriftsteller herhalten und der verbummelte Laßberg scheint aus Amerika nichts als das Wort business mitgebracht zu haben, das man bekanntlich nur in Europa von den Amerikanern gebraucht. Jede natürliche und unmittelbare Wendung ist diesem geschraubten Dialog fremd, der Natürlichkeit heuchelt, aber sie nirgends erreicht.

Die Aufführung hat das Stück nicht über Wasser halten können, so gut sie auch mit einer einzigen Ausnahme war. Sonnenthal hat durch seine würdige Persönlichkeit und den warmen Ton den alten Professor, wie einst den Rektor in Sudermanns „Glück im Winkel", vor dem Schlimmsten bewahrt. Reimers hat die Herrennatur wenigstens in einer stattlichen Erscheinung verkörpert; den Geist, den der Dichter schuldig blieb, konnte er ihr nicht geben. Kainz hat seine Rednergabe im Dr. Müller wohl zum ersten Male gegen die Moderne gebraucht. Vorzüglich war Frau Medelsky, der ein Anflug von Dialekt sehr gut zu Gesicht steht. So grelle und dem Schauspieler einen weiten Spielraum lassende Chargen wie Laßberg spielt Herr Treßler immer mit großer Wirkung. Auf dem gefährlichsten Posten stand Fräulein Wilke als Helene vollkommen hilflos da; ihre Persönlichkeit und ihr Talent sind nicht stark genug, um Rollen zu tragen, die der Dichter selber fallen gelassen hat.

Über den folgenden Einakter Bernsteins: „Die grüne Schnur" wäre jedes Wort zuviel. Die Gerichtsszene wandelt in den Bahnen von Kleists „Zerbrochenem Krug", von Hauptmanns Diebskomödie. Der Landrichter, auf den sein Frühschoppen wartet, sucht den Bauer durch kreuz und quer und hin und her von juridischen Formeln und Fragen zur Einstellung seiner Klage zu bewegen. Die komische Wirkung, die der Dichter erzielen wollte, ist aber ganz ausgeblieben.

* J. Minor.

Um keine Lücke in die Übersichten einreißen zu lassen, heißt es diesmal besonders kurz zu sein. So dicht waren gerade die interessantesten Erstaufführungen der anderen Wiener Bühnen an die Zeit herangerückt, wo dieses Heft abgeschlossen werden mußte. Es wird sich wohl noch Gelegenheit bieten, auf die bedeutsameren Erscheinungen im Zusammenhang zurückzukommen. Zu ihnen kann das Effektstück „Der Dieb" von Henry Bernstein, das das Deutsche Volkstheater in der deutschen Bearbeitung Rudolf Lothars brachte, kaum gezählt werden. Bedeutsam ist es besten Falles als Reaktionserscheinung, als Rückschlag in die Zeit, wo Sardou sein ureigenstes Gebiet, das graziös-ironische Lustspiel, verlassen hatte, um durch grobe Effekthascherei über das Schwinden seiner schöpferischen Phantasie hinwegzutäuschen. Auf dem abschüssigen Wege, den Sardou von seinen ersten Lustspielen bis zu dem jetzt auf der Währinger Bühne als Oper jungitalienischer Fezung wiederauferstandenen Grusel- und Schauerdrama „Tosca" gegangen ist, hält das Stück Bernsteins ungefähr in der Mitte: Station „Fedora". Dort wie hier ist es ein konstruierter Fall und alle Spannungen und Effekte sind auf dem kalten Wege trockener Brettermathematik herbeigeführt. Das Stück beginnt wie eine Sherlok-Holmeskomödie und endet mit einem allgemeinen Wettrennen in Edelmut wie ein Melodram von d'Ennery. Dazwischen liegt eine große Duoszene, die den ganzen zweiten Akt ausfüllt. Sie ist der Clou des Stückes. Aber gerade sie verrät die ganze Windigkeit der Mache. Freilich, Herr

Kramer und Fräulein Wallentin spielten sie mit dem ganzen Aufgebot ihres Temperaments und ihrer Routine und sie schlugen dabei ein so hinreißendes Tempo ein, daß das Publikum sich gerne überrumpeln ließ und dem Stücke einen Erfolg bereitete, wie das Deutsche Volkstheater heuer noch keinen gleich starken zu verzeichnen hatte. Auch über den zwei letzten Neuheiten des Raimundtheaters waltete ein freundliches Geschick. Die eine ist ein Journalistenstück, das sich „Frühlingsfest“ betitelt und Armin Brunner zum Urheber hat, die andere spielt in militärischen Kreisen, führt den Titel „Nicolai Oltean“ und rührt von Ernst Klein her, dem Verfasser des Schwankes „Erziehung zum Don Juan“. Im Gegensatz zu der satirischen Journalistenkomödie „Familienväter“, die eine Woche vorher im Lustspieltheater ihre Erstaufführung erfuhr, ist die Armin Brunners von der unsatirischen Art Gustav Freytags. Die Freude am Beruf ist es, die den heiteren Grundton anschlägt, und die Hauptrolle spielt Gott Amor mit dem Köcher. Die kinematographische Milieuschilderung ist leider zu breit geraten und erdrückt das bißchen Handlung, das von einer telephonischen Falschmeldung lebt. Die gelungenste Figur ist ein gutmütiger Reporter, ein Nachkomme Schmocks, den Herr König mit bezwingender Komik spielt. Auch „Nicolai Oltean“ ist ein Milieustück. Es unterscheidet sich aber von seiner Gattung vorteilhaft, indem es in die Charaktertragödie hineinstrebt und die alleinseligmachende Lehre vom Milieu im Sinne jenes Philosophen auffaßt, der einmal gesagt hat, daß um den Helden herum alles zur Tragödie und um den Halbgott alles zum Satyrspiel wird. Das Milieu entsteht immer als Gesamtwirkung zahlreicher gleichgestimmter Naturen, eines auf viele Individuen gleichmäßig verteilten Lebensinhaltes, gleichgerichteten Wollens und Handelns, gleicher Weltanschauungen, gleicher Passionen, gleicher Sitten. Das Milieu ist, hat Ferdinand Pfohl einmal trefflich bemerkt, ein Uniformstück der Kultur. In dieses Uniformstück paßt das ungeschlachte Wesen des ehrlichen und gutmütigen Walachensohnes nun einmal gar nicht, und weil er darin sein einziges Heil erblickt, seine ganz anders geartete Heldennatur aber sich nicht einzuordnen vermag, geht er beim ersten großen Konflikt, der an ihn herantritt, zugrunde. Von diesem Gesichtspunkt ist das Militärstück Ernst Kleins zu betrachten, als Charakterstudie, nicht als Thesenstück, das die Frage aufwirft, ob der Offiziersaspirant ein falsches Ehrenwort geben darf, wenn es gilt, eine Frau vor Schande zu bewahren. Wenn das Stück gleichwohl anders aufgefaßt worden ist, so beweist das nichts gegen die dichterische Absicht, sondern höchstens, daß sie reiner hätte in die Erscheinung treten können. Aus einem andern Milieu ist das Schauspiel „Rechtsfreunde“ geschöpft, das im Lustspieltheater mit demonstrativem Beifall aufgenommen wurde. Es richtet seine scharfen satirischen Pfeile gegen den Advokatenstand, dem der Verfasser, Dr. Felix Knoll, selber angehört. Das war sein Glück. Sonst hätte man in seiner Arbeit sicherlich ein böswilliges Pamphlet erblickt. Ein ästhetisches Vergnügen gewährt das Schauspiel nicht, wohl aber ein geistiges an dem juridischen Turnier, das auf der Bühne ausgefochten wird, und man mag den Schurken, der im Mittelpunkt der Handlung steht, noch so ehrlich hassen, man muß ihn dennoch bewundern, wie er immer wieder, gleich einer Katze, auf die Füße fällt. Auch das Bürgertheater versuchte sein Glück mit einem Milieustück. Mit dem aktuellsten, das derzeit geschrieben werden konnte. In dem Volksstücke „Christian Hellmann“ wollte ein heimlich dichtender Postbeamter, der sich wohlweislich hinter dem Decknamen Maximilian Stürmer verborgen hielt, das „Beamtenelend“ auf die Bühne bringen und Direktor Fronz fühlte sich verpflichtet, es aufzuführen. Bei der ersten Aufführung demonstrativ beklatscht, wurde es schon nach der zweiten sang- und klanglos begraben und in aller Eile an seine Stelle Burckhardts kräftiges Wiener Stück „'s Katherl“ mit Frau Niese und Herrn Balajthy in den Hauptrollen eingeschoben.

Theodor Antropp.

*

Musikalische Rundschau. Eine Reihe kleiner musikalischer Festlichkeiten und Ovationen galten Robert Fuchs zu seinem 60. Geburtstage. Als Schüler kam er vor vier Jahrzehnten nach Wien, hier ist er zum Meister und Lehrer herangereift. Seine Gestalt erscheint dem Wiener Musikleben so innig eingewebt, daß man leichthin auch seine Kunst als eine Frucht des gesegneten Wiener Bodens ansprechen möchte. Nur in einem bestimmten Sinn aber hat es damit seine Richtigkeit.

Alles, was der Wiener Boden an Lebensintensität hervorbringt, treibt er in die Musik. Die wienerische Lebensart ist von dieser Intensität recht unberührt; sie kennt viel mehr die Breite der Lebensfülle als ihre Verdichtung. Das Leben genießt man wie süffigen Wein — nur die stärksten Zecher trinken den schwerflüssigen, schwarzblutigen Saft edelster Lebenskelter. Schubert war solch ein Zecher — wer je aus seinem Streichquintett die Todesgewißheit herausgehört hat, die sich in übermütige, doch ja nicht verzweifelte Lustigkeit wandelt, wer bei

den wienerischen Melodien des letzten Satzes merkt, daß da einer eine Herzwunde aufgerissen hat und sich nun des eigenen schönen Blutstromes freut, der kennt auch die künstlerische Sublimierung alles dessen, was der Boden Wiens hervorbringen kann. In Schubert ist alles vereint; Robert Fuchs hat davon ein Teilchen erhascht. In ihm hat nicht die Wiener Luft all seine Säfte hervorgetrieben, sein Talent ist nicht im Freien gediehen, sondern in der wohligen milden Atmosphäre des Wiener Salons, der auch ein Stück Wien bedeutet. Der Wiener Salon guten alten Stils hat seine beträchtlichen Verdienste um die Musikpflege. In ihm wird nicht zum Tee auch ein berühmter Solist serviert, hier trafen und treffen sich feinhörige Leute, fähig und froh, Kunst zu genießen, und vielleicht lernt eine glücklichere Zeit, als es die Gegenwart ist, die Lösung des Problems, wie das Beste dieses distinguierten Musikbetriebes von seiner Exklusivität auf eine größere Gemeinschaft übertragen werden könnte: das intime Musizieren. Fuchs' Kraft wurzelt nicht im Boden, im Volksganzen selbst. Sein Stück Heimat hat er aus der Steiermark mit sich genommen; was in Wien hinzukam, war sorgfältige Pflege und Verfeinerung. Das Volkstümliche, Einfache ist in einiger Verdünnung in dem Melodischen seiner Schöpfungen zu finden, in der Arbeit und Fassung das Vornehme, Weltmännische. In dieser Vornehmheit allein steckt bei Fuchs der wienerische Einschlag. Aus seinen Kompositionen weht uns nicht Wiener Luft entgegen, sondern der aristokratische Duft wohlgepflegter musikalischer Kultur. Das ist auch etwas und wir wollen uns freuen, an Robert Fuchs nicht nur einen Träger und Bewahrer, sondern auch Mehrer dieser Kultur zu haben, der beste künstlerische Tradition auch auf dankbare Schüler überträgt.

* * *

Puccinis „Tosca" verletzt alle edleren Empfindungen. Man soll freilich nicht soweit gehen und behaupten, schon daß zu diesem Stoff überhaupt Musik gemacht werde, beleidige das künstlerische Gefühl. Es kommt nur auf den Musiker und die Art der Musik an. An dieses kunsttheoretische Problem einige Erörterungen zu knüpfen, wird sich besser Zeit und Anlaß finden, wenn „Salome" von Richard Strauß endlich auch in Wien zur Aufführung gelangt. Da steht der Fall anders, gleichgültig, welche Gefühle man dieser neuen Musik entgegenbringt. Vielleicht haben die Feinde recht, die in der „Salome" überhaupt keine Musik mehr erblicken — gleichviel, es ist sicherlich eine ganz neue Art der Musik und die darf auch nach diesen Stoffen greifen. Aber „Tosca" von Sardou! ich weiß nicht, ob Meyerbeer dieses Füllsel aus Wasser, Mehl und Blut schon gekannt hat, doch er, der sich sehr wohl auf Theatereffekte aller Art verstand, hätte sicherlich dieses Sujet weislich unkomponiert gelassen. Es mußte ein Lyriker kommen, um seiner sanften Musik plötzlich die Grausamkeit der Wollust zu verleihen. Das verdrießt und erbittert uns, daß es die alte, wohlbekannte Musik der „Bohème" ist, die hier als Folterwerkzeug verwendet wird. Man hat in Opern schon Menschen sterben gesehen, unter Qualen der Verzweiflung, doch niemals unter denen der Tortur — das ist uns erst in der „Tosca" beschert. Wär's eine neue, unerhörte Musik, gut, dann ließe sich darüber reden, selbst wenn man ihr persönlich keinen Geschmack abgewinnen könnte. So aber weiß man jetzt gründlich, daß diese jungitalienische Musik, eben weil sie alles macht und alles bringt, uns innerlich gar nichts zu geben hat. Und bei allen Vorzügen, die man auch der Musik der „Tosca" nachrühmen kann, ihrer interessanten Harmonisierung, ihrer geschickten Stimmungsmalerei und ihrer sorgfältigen Berechnung, spürt man doch so deutlich wie sonst noch selten auch in der Form die Grenze, wo sich deutscher Geschmack vom romanischen scheidet. Wir Deutsche vertragen diesen vollkommenen Mangel an Polyphonie nicht, alles klingt uns schal, und als Eindruck bleibt von Inhalt und Form nur das Gefühl der Leere.

Am Ende zeigt also doch diese Oper bei allem Raffinement einen Fehler in der Berechnung? Fast läßt sich dies für das große Publikum erhoffen, das nach den Greueln des zweiten Aktes wenig Lust zu Beifallskundgebungen verspüren ließ. Im ganzen scheint sich aber doch ein großer Erfolg für die „Volksoper" einstellen zu wollen, die den Wienern die Bekanntschaft dieses Werkes vermittelte. Diejenigen, die da meinen, daß man zwar unter Umständen Richter und Staatsanwalt zwingen könne, einer Hinrichtung beizuwohnen, nicht aber Musikfreunde, Folterung, Mord, Hinrichtung und Selbstmord gleich auf einmal mit ihrer Zeugenschaft zu beehren, befinden sich offenbar in der Minderheit. Nun mag man ja der Volksoper auch einen Kassenerfolg von Herzen gönnen, es fragt sich nur, ob er nicht auch mit anderen Werken hätte erzielt werden können, die ihren künstlerischen Pflichten näher liegen. Jahrelang hat man das Unternehmen, das die Schätze der Opernliteratur auch breiteren Schichten zu erschließen versprach, mit einem Wohlwollen gefördert, dem mit Recht strengere kritische Regungen mitunter geopfert wurden. Man hat sich mit unfertigen Vorstellungen begnügt, weil man in ihnen die hoffnungsvollen Keime zu erfreulicher Entwicklung sah, und nun die erste Oper, die in ganz vorzüglicher Weise heraus-

gebracht wird, besser als selbst „Tannhäuser", der bisher den erreichten Gipfel künstlerischen Strebens in der Volksoper zu bedeuten hat, diese Oper muß just „Tosca" sein! Man weiß jetzt, daß die Volksoper imstande ist, einwandfreie Bühnenbilder zu schaffen, daß sich ihren Sängern wie dem Orchester die größten Wirkungen abgewinnen lassen. Man wird sich daran halten, wenn die Volksoper wieder die Zeit findet, zu ihrer eigentlichen Aufgabe zurückzukehren, und wird auch dann ihre Leistungen nach diesem Maßstabe messen. Dr. D. J. Bach.

*

Ein Juch-Album. In einem bürgerlichen Almanach von Gotha — der 3. umgearbeiteten Auflage des Gothaer Wegweisers von Dr. Gottlob Schneider: Gothaer Gedenkbuch 1906 — steht am Ende einer mit Zeugenaussagen belegten Charakteristik des aus Gotha gebürtigen Meisterkarikaturisten Ernst Juch seine „Selbstbiographie auf Verlangen: Mein Vater war Maler in der Hennebergschen (Porzellan-) Fabrik. Zwei Tage nach seinem Tode 1840 erhielt er die Ernennung zum Hoftheatermaler. Mein Pflegevater wurde der Schneidermeister Oppermann in der Mönchelsgasse. Aus der Schule kam ich in die Lehre zu Wolfgang um 100 Taler Lehrgeld und sollte von ihm zu einem Modelleur für Porzellan herangebildet werden. Ich kam auch mit 17 Jahren nach Plauen in die Schierholzsche Fabrik und war da zwei Jahre ein ordentlicher Lump. Dann war ich wieder ein Jahr in Gotha und ein halbes Jahr Bildhauer in Passau, von wo ich im März 1859 auf einem Floß nach Wien schwamm . ." Seit damals, d. h. seit fast 50 Jahren, ist Ernst Juch in unserer Kaiserstadt geblieben; ein Humorist, der im „Figaro" der Nachfolger Laufbergers und Leopold Müllers geworden; ein Freund, den Anzengruber und Rudolf Alt, wie wenige, in ihr Herz geschlossen haben; ein Original, das in dem unerschöpflichen Reichtum seiner Art und Kunst nur ein Wahlverwandter, wie Dickens festzuhalten vermöchte. Was alle Welt von seinem Lebenswerk zu sehen bekam, die Zeichnungen für Witzblätter, seine Schnurren für die Gschnasabende im Künstlerhaus und im Dürerverein, sind — so tätig der Unermüdliche für diese Pflicht- und Ferialaufgaben auch war — nur ein geringer Bruchteil seiner rastlosen Arbeit. Tausende und Tausende von Humoresken, ganze Zyklen und lose Postkarten hat er Freunden und Bekannten mit verschwenderischer Freigebigkeit gestiftet. Es wird kaum einen Stamm- oder Zufallsgast aus dem Kreise der „Nische", der „Anzengrube", des Dürervereines oder aus Juchs sonstigem Verkehr geben, den er nicht mit den muntersten Gaben überrascht, durch erstaunlich gelungene Scherzbilder dauernd zu seinem lachenden Schuldner gemacht hätte. Lange bevor Ansichtskarten Mode wurden, hat Juch Postkarten als Tummelplatz seiner fröhlichen Einfälle betrachtet und behandelt. Und Sachverständige und Laien, die großen Kenner Alt und Anzengruber, wie unerfahrene Grünlinge haben sich an seinen großmütig gespendeten Bilderpossen, dieser fortlaufenden Chronik ihres Zecherbundes, ergötzt. Und nicht nur im „Engern", auch im Weitern hat Juch seine Korrespondenz fast ausschließlich als erfindungsreicher Zeichner besorgt; wo jeder andere mit drei Zeilen sich bescheidet, wendet Juch drei Stunden eifrigster, sorgfältigster Künstlerarbeit an eine Karte. Die Gothaer haben diese köstlichen Urkunden von Juchs Laune und Treue gewissenhaft gesammelt; „sie füllen — wie es im Gothaer Gedenkbuch heißt — „einen Band, den sie der Schloßbibliothek, der Bibliotheca ducalis illustris, die 1000 Jahre alte Bände in 1000 Jahren noch zeigen wird, zur Erinnerung an einen, der der Heimat entlief und ihr doch angehört, verschrieben haben! Dieses erste Gothaer Juch-Album wäre durch die Schätze, die Wiener Freunde besitzen, leicht zu verzehnfachen. Es ist und bleibt nur ein Unrecht, solche Musterstücke deutschen Künstlerhumors nicht großen Kreisen zugänglich zu machen. Eine Auswahl von Juchs heute noch im Privatbesitz verstreuten Anzengruber- und Altkarikaturen, seiner Grotesken zur Martinellifeier, seiner dem Oberbaurat Fellner gewidmeten ägyptischen Reise, kurzum ein im Zeitalter der Kunstdrucke leicht herstellbares Juch-Album könnte und sollte dem Meister zu seinen zahlreichen alten Anhängern ungezählte neue, lachende Verehrer gewinnen.

Anton Bettelheim.

„Österreichische Rundschau", X., 5.
Redaktionsschluß 26. Februar 1907.
Ausgegeben 1. März 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy.
Redakteure: Dr. Karl Glossy, Dr. Hugo Haberfeld.

Büchereinlauf.

Charakterologie als Wissenschaft. Von Dr. Theodor Sternberg. Verlag von Erwin Frankfurter, Lausanne, 1907.

„Der sechste Tag.“ Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin. Von O. Wittstock. Verlag von Karl Curtius, Berlin, 1907.

Henri Welschinger. Le duc de Reichstadt. D'après des notes inédites du chevalier de Prokesch-Osten. Gerold & Co, Wien, 1907.

Österreichische Bürgerkunde. Von Ludwig Fleischner. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Ausgabe. Verlag F. Tempsky, Wien, 1907.

Berühmte Kunststätten, Nr. 36, Krakau. Von Leonard Lepszy. J. A. Seemann, Leipzig.

Sammlung sozialpsychologischer Monographien. V. Band: Die Zeitung. Von J. J. David. VI. Band: Der Weltverkehr. Von Albrecht Wirth. VII. Band: Der Arzt. Von Ernst Schweninger. Literarische Anstalt Rütten & Löhning, Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M.

Tatsachen der Verwahrlosung. Ergebnisse einer Erhebung über die verwahrlosten und sittlich gefährdeten Kinder in Steiermark. Von Prof. Dr. Ernst Mischler. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Wien, 1907.

Waffenübung. Schauspiel in 4 Aufzügen. Von Hans Weis. Verlag Paul Knepler (Wallishausersche k. und k. Hofbuchhandlung), Wien, 1907.

G. Freytags Verkehrsplan der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, 1:15.000. G. Freytag & Berndt, Wien, VIII.

Tempelschänder. Roman von Zoë. Verlag Paul Knepler (Wallishausersche k. u. k. Hofbuchhandlung), Wien, 1907.

Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Nr. 88—90. Die Bekämpfung der Konsumvereine. Von Dr. Hermann Ortloff. Nr. 91. Sozialsekretäre und Fabrikpfleger. Von Leop. Katscher. Nr. 92/93. Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter. Von Henriette Herzfelder. Felix Dietrich, Leipzig.

Billige Weisheiten. Eine Essaysammlung von Robert Saudek. Verlag Continent, Berlin.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien, I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I., Braunerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.

Inseratenannahme durch die Administration, Wien, I., Bräunerstraße 4/6, durch die Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Liechtensteingasse 7, und durch alle Annoncen-Bureaus.

Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 *h*, 1/16 Seite *K* 12·—, 1/8 Seite *K* 20·—, 1/4 Seite *K* 35·—, 1/3 Seite *K* 45·—, 1/2 Seite *K* 60·—, 1/1 Seite *K* 100·—. Inserate im redaktionellen Teil *K* 1·20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Winter 1906/07. Gültig vom 15. Oktober 1906.

Kürzeste und bequemste

Schnellzugs-Verbindungen.

Winter 1906/07. Gültig vom 15. Oktober 1906.

Wien—Triest—Italien (Abbazia-Mattuglie—Görz—Triest).

	○	●	●	Station	●	●	○	
845	1130	725	855	ab Wien Südb. an	645	900	535	830
1157	238	1033	1215	Bruck a. M.	308	522	222	516
115	334	1129	113	Graz	201	414	121	409
226	430	1250	228	Marburg	1246	257	1216	252
800	an	—	740	ab Budapest an	—	955	ab	925
938	—	—	918	an Abbazia-Matt. ab	535	831	—	814
957	—	—	937	Fiume	505	800	—	748
855	—	630	900	Triest	635	850	—	755
947	—	731	1007	Görz	522	652	—	715
—	—	• 946	215	Venedig	• 225	210	—	1115
—	—	• 305	745	Mailand	• 730	730	—	610
—	—	• 448	1055	Florenz	• 550	550	—	238
—	—	• 1035	730	Rom	• 1050	1050	—	900
—	—	640	125	an Neapel ab	300	300	—	1135

○ Via Cervignano (kürzeste Verbindung Wien-Venedig—Rom—Mailand).

Wien—Kärnten—Süd-Tirol—Italien (Meran—Arco—Riva).

	●•	Station	●•	
845	935	ab Wien Südb. an	745	830
1157	1243	ab Bruck a. M. an	414	516
115	139	ab Graz an	311	409
226	247	ab Marburg an	156	252
644	508	an Klagenfurt ab	1139	1013
823	559	Villach	1049	820
1128	746	Lienz	908	515
544	1202	Bozen-Gr.	440	—
725	*108	Meran	*331	—
708	129	Trient	308	—
751	206	Roveredo	230	—
800	214	Mori	219	—
919	323	Arco	1252	—
936	340	Riva	1235	—
816	230	Ala	200	—
959	420	Verona	1155	—
805	745	an Mailand ab	925	—

• Kürzeste Verbindung Wien—Mailand.
* Kürzeste Verbindung Wien-Meran.

Wien—Leoben—Pontafel—Italien.

	✠ ○●	Station	✠ ○●	
730	1140	ab Wien S.-B. an	515	905
1100	318	Bruck a. M. an	207	533
1125	336	Leoben an	145	500
308	—	an Klagenfurt ab	—	1254
344	744	Villach	925	1215
1045	137	Venedig	251	445
143	341	Verona	1255	241
605	626	Mailand	1020	1150
634	Nizza an 305	Florenz	ab Nizza 1200	915
107		Rom		250
630		an Neapel ab		940

✠ St. Petersburg—Wien—Nizza-Expreß. Näheres siehe unten.

Brenner-Route.

† Nord-Süd-(Ägypten-)Expreßzug zwischen Berlin—Mailand täglich; bis Cannes vom 1. Dezember an; die Fortsetzung bis Rom-Neapel-(Ägypten) wird anfangs Jänner aktiviert.
* Berlin—Neapel-Expreßzug verkehrt von Anfang Dezember bis Ende Mai zweimal wöchentlich.

●○ *	●○ †	○	○	●	Station	○	○	●○ †	●	●○ *
1000	1025	845	1035	828	ab Berlin an	642	825	805	818	900
1131	1255	1015	113	1235	Leipzig	348	659	538	325	628
—	800	721	1140	1105	Dresden	650	948	948	450	1037
816	820	845	1130	1050	München	405	950	1005	645	1045
1100	1101	1204	330	202	ab Innsbruck an	1229	546	650	247	744
248	215	408	708	544	an Bozen-Gries ab	837	210	808	1042	353
—	330	542	828	725	Meran	726	1257	145	850	—
355	330	520	826	708	Trient	717	1249	156	910	246
—	—	553	914	751	Roveredo	645	1218	—	834	—
550	525	753	1102	959	Verona	450	1021	1155	607	1246
—	815	1054	605	305	Mailand	1120	730	925	108	—
1217	1210	654	634	448	Florenz	915	1105	520	1040	631
600	550	107	107	1035	Rom	250	915	1000	—	1240
1125	1105 †	630	630	640	an Neapel ab	1000	1135	500 †	—	730

Ungarn—Tirol—Italien.

○	•●	Station	•●	○
800	740	ab Budapest an	955	925
644	508	an Klagenfurt ab	1139	1013
823	559	Villach	1049	820
1128	746	Lienz	908	515
108	920	Toblach	758	—
700	425	Innsbruck	330	—
1210	950	München	1130	—
544	1202	Bozen-Gries	440	—
725	108	Meran	331	—
708	129	Trient	308	—
751	206	Roveredo	230	—
800	214	Mori	219	—
919	323	Arco	1252	—
936	340	Riva	1235	—
816	230	Ala	200	—
959	420	Verona	1155	—
805	745	an Mailand ab	925	—

• Direkte Wagen Budapest—Franzensfeste. Kürzeste Verbindung Budapest—Mailand.

(St. Petersburg)-Wien—Nizza—Cannes-Expreßzug.

Verkehrt zwischen St. Petersburg und Wien zweimal wöchentlich vom 17. November bis 27. April; zwischen Wien und Cannes täglich vom 15. November bis 27. April.

	Station	
600	ab St. Petersb. (St. Petersb. Zeit) an	1130
527	ab Warschau " " " an	137
1140	ab Wien Südbahnhof" . . . an	515
835	an Leoben ab	151
137	Venedig	251
625	Mailand	1020
805	Nizza (Pariser Zeit)	1200
347	an Cannes " " ab	1114

Verkehrt zwischen Cannes und Wien täglich vom 17. November bis 29. April; zwischen Wien und St. Petersburg zweimal wöchentlich vom 18. November bis 28. April.

Ostende—Wien-(Triest)-Expreßzug.

täglich ●	Station	● täglich
900	ab London (Westeurop. Zeit) an	512
446	ab Ostende " an	952
725	ab Wien Südbahnhof an	645
918	an Abbazia-Mattuglie ab	535
337	an Fiume ab	505
630	an Triest ab	635

● Schlafwagen. — ○ Speisewagen.

Fahrkartenausgabe, Auskunftserteilung usw. erfolgt im Fahrkartenbureau der Südbahn, Wien, I., Operngasse 6, und Abbazia (Hotel Stephanie).

Adel und Bürgertum.

Von einem Mitglied des Herrenhauses.

In dem Zeitabschnitte des allgemeinen Wahlrechtes tritt die Frage nach dem Verhältnisse von Adel und Bürgertum als eine der wichtigsten hervor. Ein Mitglied des Großgrundbesitzes hatte die Güte, seine Ansicht über die Stellung beider auszusprechen. Daß dies in der Form eigener Erlebnisse geschieht, verleiht dieser Darlegung den Reiz besonderer Klarheit und Unmittelbarkeit. Sehr beachtenswert erscheint die Andeutung von einer Umbildung des jetzigen Parteiwesens.

Der Brief, an ein Mitglied des Herrenhauses gerichtet, lautet:

„Geehrter Herr! Angeregt durch Ihren Ausspruch, daß Adel und Bürgertum sich nicht verstehen und durch Ihr Bedauern, daß dem so ist, habe ich Ihnen neulich versprochen, zu schildern, wie ich zu meinem heutigen politischen und sozialen Glauben gelangt bin.

Mein Ausgangspunkt waren die österreichischen „altliberalen" Lehren, aber ich vermag heute nicht mehr bei diesen stehen zu bleiben und vermute, daß unsere bürgerliche Gesellschaft, solange sie ausschließlich bei ihnen verbleibt, ihrem politischen und sozialen Berufe nicht gewachsen sein wird. Was ich Ihnen schreibe, soll also keine Rechtfertigung dessen sein, daß ich heute über manches anders denke, als ich beim Erwachen meiner politischen Zurechnungsfähigkeit dachte, denn das ehrliche Aufgeben einer durch spätere Erfahrungen widerlegten Meinung bedarf keiner Entschuldigung. Aber ich halte mich berechtigt zu sagen, daß ich inmitten altliberaler Einflüsse aufgewachsen bin und ursprünglich ausschließlich von ihnen beherrscht war, und ich möchte aus Ihrem berufenen Munde hören, ob ich die Durchschnittsmeinung unseres Bürgertums wirklich verstehe, wie ich mir einbilde und ob eine Wandlung dieser Meinung in die Richtung, welche ich schließlich eingeschlagen habe, wünschenswert sein kann.

Meine erste Erinnerung geht auf das „Bürgerministerium" und auf die Statthalterschaft Kollers in Böhmen zurück. Damals war ich Gymnasiast und als Taaffe im Jahre 1879 Ministerpräsident wurde, besuchte ich die Universität.

In diesen frühen, besonders den Kinderjahren, fehlt wohl das Verständnis für das Wesen der Politik, aber deren Begleiterscheinungen, die Stimmung und das Urteil der Menschen, in deren Mitte man aufwächst, wirken um so nachdrücklicher und erzeugen vorläufig einen Glauben, dessen Wichtigkeit man erst prüfen kann, wenn man Verstand genug erlangt hat, um die politischen Tatsachen zu untersuchen, auf welche jener sich gründet. Ganz unverändert wird dieser erste Kinderglaube wohl nur bei solchen bleiben, welche an seine Prüfung nicht herantreten. Der meine dürfte der des damaligen deutschen fortschrittlichen Bürgertums gewesen sein und ich will Ihnen nur diesen schildern. Sie werden ja selbst beurteilen, ob er der damaligen allgemeinen Meinung entsprach.

Meine Rückerinnerung sagt mir, daß es damals bloß einen deutschen Mittelstand gab, der sich aber ganz österreichisch fühlte und daß in diesem deutschen fortschrittlichen Bürgertum eine frische kräftige Frühlingsluft wehte, die mit den Resten einer absolutistischen Winterszeit fröhlich aufräumte. Der ganze Bürgerstand war zu einem ernsten Selbstbewußtsein erweckt und mit seiner gründlichen Gelehrsamkeit, Sachkenntnis und Redegewandtheit überall an erste Stelle getreten. Man verlachte die Unbeholfenheit der ehemals einflußreichen „Hochgeborenen" Herrn diesen neuen Verhältnissen gegenüber, erinnerte daran, wie für diese Leute „der Mensch erst beim Baron anfange", daß sie im Leben nie etwas Ordentliches gelernt hätten und doch zu hohen Stellen gelangt seien, bis endlich der „preußische Schulmeister" diesem hohlen Treiben Einhalt geboten habe. Allgemein ward angenommen, — ob mit Recht oder Unrecht lasse ich dahingestellt —, an dem Unglück der Armee seien hauptsächlich die adeligen Unterbefehlshaber Benedeks mit ihrer Unwissenheit schuld gewesen; gleichzeitig jedoch empfand man diese Niederlagen mehr als eine Befreiung von dem Drucke einer unleidlichen Militärherrschaft, die ein hochmütiger Offiziersstand auch gesellschaftlich ausgeübt hatte.

Rückhaltlos aber vertraute man darauf, daß die neue Verfassung wirklich dauernd das deutsche Bürgertum zur Herrschaft gebracht habe, daß Österreich nunmehr wirklich deutsch verwaltet würde und auf Grund einer allgemeinen hohen Volksbildung ein von allen kirchlichen Einflüssen befreiter ruhiger „Fortschritt" beginne.

Tschechentum und Klerikalismus lernte ich, soweit ein kleiner Bub so etwas überhaupt aufzufassen vermag, in beiläufig folgender Beleuchtung kennen.

Wir hatten böhmische Dienstleute im Hause, mit welchen wir fließend tschechisch und zur Erheiterung tschechisch-deutsch sprachen, und plauderten gerne mit unseren gutmütigen tschechischen Bauern.

Einen tschechischen Studenten, Arzt, Advokaten, Fabrikanten, gar einen Professor, die wir Kinder täglich aus dem deutschen Bürgerkreise zu sehen gewohnt waren, erblickten wir nie.

Die tschechische Bewegung, die ich in Prag mitmachte, erschien mir daher ganz unfruchtbar und ich glaubte fest daran, daß sie überhaupt nur von großstädtischen Nichtstuern veranstaltet sei, daß der Statthalter Baron Koller in kurzer Zeit Ordnung machen werde, und weiß mich zu erinnern, wie es uns deutschen kleinen Buben gefiel, daß alles, was Koller mit seinen Soldaten zur Herstellung der Ruhe auf den Straßen veranstaltete, so prächtig klappte.

Daß staatliche Einrichtungen, welche von einem Schmerling geschaffen waren, von hochgebildeten deutschen Bürgern, nicht von den alten „beschränkten" Adeligen, verteidigt und gepriesen wurden, durch Leute behindert werden sollten, die allenfalls gute Bediente und Arbeiter waren, aber „kaum deutsch" konnten, schien uns sehr komisch.

Nicht viel anders ging es mir mit den Klerikalen, als ich etwas später in Salzburg hörte, „wie die Bauern, die doch nicht ordentlich lesen und schreiben könnten, im Landtage als Schafherde hinter ihren Pfarrern einherliefen, auf den Statthalter schimpften und keine Schulen, keine Forstgesetze, keine Giselabahn, keine Banken haben wollten". Das könne alles erst besser werden, hieß es, wenn die moderne Schule wirklich durchgegriffen haben würde, vorläufig sei mit solchen Kreuzelschreibern (d. h. Schriftunkundigen, deren Unterzeichnung in drei Kreuzen bestand) nichts zu machen.

Am lehrreichsten ist mir aber immer der Rückblick auf die Vorstellung, welche ich damals von unserem Adelsstande und dem, was ich von ihm gehört, mir gebildet hatte.

Adelig zu sein, empfand ich damals als eine erbliche, recht drückende Belastung.

Was man so „Adelsstolz" nennt, gab es in unserer Familie wirklich nicht, ich kann mich auch nicht eines geringschätzigen Wortes erinnern, das von irgend jemandem im Hause über eine Person ausgesprochen worden wäre, weil sie nicht adelig war, wohl aber wurden wir, wenn wir nichts lernten, sehr kurz angebunden aufmerksam gemacht, was Männer bürgerlicher Herkunft alles wissen und können, und daß das unsereiner auch lernen müsse.

Die Spaltung im böhmischen Adel um der Verfassung wegen war bis zur persönlichen Feindschaft gediehen.

Mein Vater, eine sehr offenherzige derbe Natur, die nichts unausgetragen lassen konnte und dann sehr versöhnlich war, kam mit seinen alten Freunden leidlich aus, mein Onkel, sehr verschlossen und unzugänglich für die Meinung anderer, hatte in Prag Jugendfreunde, mit denen er keinen Gruß mehr wechselte. Es ist begreiflich, daß wir Kinder glaubten, von diesen Gegnern trenne uns eine ganze Welt, daß wir alles, was uns nachteiliges vom Adel bekannt wurde, auf die „Feudalen" übertrugen, daß wir sie für unwissend, selbstsüchtig, stolz und falsch hielten. Erleichtert wurde diese Auffassung dadurch, daß bei den „Verfassungstreuen" wirklich nur deutsche, in religiöser Beziehung freisinnige Adelige und wirklich gebildete, auch gesellschaftlich in besserer Form lebende Bürgerliche beisammen standen, während man drüben, bei den „Feudalen", eine innerlich weniger zusammengehörige Gruppe vorfand; denn dahin gehörten vom Adel Leute von deutscher Herkunft, welchen die Kämpfe mit der Kirche zuwider waren, ferner solche, welche (und das wurde immer verschleiert) zwar auch von der Notwendigkeit konstitutioneller Einrichtungen überzeugt waren, aber die heutige Verfassungsform angriffen, dann einige überzeugt national slawische Adelige, besonders vom niederen Adel, dann aber, was damals eben vom tschechischen Bürgerstande politisch lebensfähig war, oft Leute von rauher Art, von unseren bürgerlichen Kreisen bespöttelte Bauern unter ihren geistlichen und hussitischen Führern.

Ich weiß nun sehr genau, daß ich, jedenfalls auch nicht aus eigener Anschauung, sondern vom Hörensagen, überzeugt war, bei den „Feudalen" trachte der Adel ausschließlich danach, das Aufkommen des Bürgertums überhaupt und ganz besonders des deutschen, das sich der alten bevorzugten Stellung des Adels nicht mehr fügen wollte, um jeden Preis zu hindern. Diese Schwarzenberg, Clam, Leo Thun und ihre Gesinnungsgenossen griffen diese Verfassung nicht deshalb an, weil sie gerade zentralistisch ist, sondern weil sie überhaupt eine ist, sie hielten zu den Tschechen, weil diese im Vergleiche mit dem selbstbewußten deutschen Bürgertum devote, genügsame Leute wären, und gingen mit der Geistlichkeit, um durch sie die in Dummheit erhaltenen Massen für ihre Zwecke zu beherrschen. Ich glaubte also so ziemlich das, was auch heute noch über unseren gesamten Adel in manchen Blättern steht, und da man als Kind doch unmöglich ein eigenes Urteil über Politik und Politiker aus sich selbst heraus bilden kann, muß mir diese Meinung als die allgemeine derjenigen, welche ich für maßgebend hielt, beigebracht worden sein.

Die Besetzung Bosniens und die beabsichtigte Vergrößerung der Heeresmacht trieben den verhängnisvollen Keil in die alte Verfassungspartei. Jetzt begannen die



streitenden Teile mit gegenseitiger Bekritelung. Der hohe Nimbus, der bisher die Gegner niedergehalten, begann zu verblassen, zu verschwinden.

Damals dämmerte auch bei mir manches vom „engeren Gesichtskreis der liberalen Deutschen, von politischem Unverstand, Prinzipienreiterei, Advokaten- und Professorenstandpunkt, Fraktionsmeierei, Fortschrittsmeierei“ und wie die Jammertöne alle lauteten, die ich so gelegentlich wichtiger und entscheidender Augenblicke hörte, wenn von der damaligen Regierungspartei in Regierungskreisen die Rede war. Aber immer noch stand hinter diesem Ministerium ein geachtetes Parlament und eine Partei, und lange Zeit hindurch hielt das Ministerium in sich geschlossen zusammen. Später trat auch im Ministerium selbst die bekannte verhängnisvolle Spaltung ein. Bei seinem Rücktritte vom Amte hatte ich, wie mir erinnerlich, wohl die Empfindung, daß das deutsche fortschrittliche Bürgertum damit viel verlor und daß es sehr viel Schuld an diesem Verluste trug, aber immer wieder war es der finstere Heerbann der „Feudalen, Klerikalen und Tschechen“, welche das mühsam Aufgebaute, wie mir schien, zerstörten und dieses arme Österreich in seine alten Fesseln legen wollten . . . .

Ich übergehe dann die nachfolgenden Jahre, die nur zur Entwicklung brachten, was vorher gesät war. Der Zerfall der großen Verfassungspartei brachte Ungarn in den Vordergrund. Ich blieb der Politik ganz ferne . . . Als ich ihr später näher treten mußte, bereitete sie mir eine arge Überraschung. Mit Erinnerungen und Ansichten, wie ich sie Ihnen soeben erzählt habe, voll Verehrung für die alten Parteigenossen, erwartend und darauf gefaßt, in den Kampf gesunder großer Parteien auf dem Boden festgefügter parlamentarischer Einrichtungen einzutreten, fand ich — ein Chaos.

Ein solcher Verfall eines verhältnismäßig nicht alten Gebäudes, das man doch immer der Ausbesserung wert erachtet und auch wirklich ausgebessert hatte, wie ich ihn an unserer Verfassung und ihren Zubauten erblickte, schien mir unmöglich, wenn nicht in der Anlage ein Fehler war. Sie wissen ja, wie weit ab mich mein Nachforschen geführt hat . . . . . Vom Plane des Gebäudes gelangte ich zu dessen hauptsächlichen Bewohnern, den parlamentarischen Körperschaften, zu ihren Vorstellungen vom Staate und wenn ich diese Vorstellungen als in vieler Hinsicht für Österreich nicht passend und jedenfalls unter sich widerspruchsvoll erkannte, so warf sich wie von selbst die Frage auf, ob solche Verworrenheit möglich war, wenn das österreichische Bürgertum wirklich in so hohem Maße zur Ausübung politischer Macht befähigt gewesen war, als ich dies in den Tagen der Jugend geträumt hatte.

Ich kann Sie versichern, daß gerade diese Enttäuschung mir recht bitter war, in mir einen Widerwillen gegen die Teilnahme am öffentlichen Leben hinterließ, den ich nur schwer überwinden kann, und mir Besorgnisse in bezug auf die Zukunft Österreichs einflößt, aus denen ich nicht herausfinde.

Meine feste Überzeugung ist, daß auf die Dauer ein Kulturstaat nur dann sich erhalten kann, wenn er eine breite gesunde bürgerliche Schichte in seiner Bevölkerung hat, der, durch welche Verfassung immer, der größere Teil der Gewalt anvertraut werden kann. Ist das heute in Österreich der Fall? Ich habe meine ursprüngliche hohe Meinung vom österreichischen Bürgertum offen ausgesprochen, ich füge dem hinzu, daß ich glaube, unser Bürgertum damals zu hoch eingeschätzt zu haben, und daß ich heute der Meinung bin, wir haben im Augenblicke ein unfestes, in seinen Zielen unklares, von seinem idealen

Zuge sich entfernendes Bürgertum, welches vorher in seiner absteigenden Richtung aufgehalten werden müßte, ehe es wieder fähig wird zur Erfüllung seiner hohen politischen Aufgabe.

Als einen Hauptgrund für die gegenwärtigen unbefriedigenden Verhältnisse betrachte ich die Leichtigkeit, mit welcher das Bürgertum in den Besitz der Verfassung und der damit verbundenen großen Rechte gelangt ist. Möglich, daß die Kämpfe, welche das allgemeine Wahlrecht zu entfesseln im Begriffe steht, ihm wieder Anlaß, Zwang, Begeisterung zu einer Sammlung seiner Kräfte bieten werden. Jedenfalls ist das mein Wunsch!"

Magyarische Geschichtslügen.

Von * * *

Die kleine Nation der Magyaren versteht es Einfluß zu üben weit über die Grenzen ihrer effektiven und kulturellen Bedeutung; und zwar nicht nur auf die der heiligen Stephanskrone untertänigen Völkerschaften, sondern auch auf jenen Faktor, welcher im Staatswesen eine dominierende Stellung einnehmen soll und muß: auf die Krone. Gerne vergleichen die Ungarn ihre Einrichtungen mit denen Englands, obwohl ihnen alle Attribute dazu fehlen; sie haben aber ein Ziel fest vor Augen und dieses richtet sich darauf, die Macht des Herrschers möglichst einzuschränken, den König zu einer Schattenfigur herabzudrücken, sein Dasein und seinen Einfluß noch schattenhafter zu gestalten, als jene des Königs Eduard. Ein Zug von Renitenz geht durch das ganze öffentliche Leben, er beginnt bei den Ministern und zieht sich wie ein roter Faden durch bis zum letzten Bauer. Nur Macht ist Recht, gilt als Losung, die gesamte mehr oder weniger national gesinnte Presse singt alltäglich dieses Lied, ein zum großen Teil unabhängiges oder an lokale Interessen gebundenes Beamtentum rüttelt unentwegt an den Schranken der Disziplin, eine spezifisch ungarische Geschichte, die unbekümmert um die Wahrheit bedeutungslose, ja sogar fragwürdige Gestalten zu nationalen Heroen formt, nimmt den Geist der Jugend in ihren Bann und geleitet sie bis zum Eintritt in den Kampf des Lebens. Die ungarische Geschichtschreibung nimmt keinerlei Rücksicht auf internationale Forschungsergebnisse; groß, bedeutend und geachtet ist nur der Historiker, der auf Grund einseitiger ungarischer Quellenstudien oder oft auch frei nach „Münchhausen" immer und immer wieder Legenden erfindet, die geeignet sind, in der magyarischen Jugend nationalen Stolz und nationales Empfinden zu wecken.

Ein Blick in die Geschichtsblätter des „tausendjährigen Reiches" soll dies näher erläutern.

* * *

Es sei nur kurz bemerkt, daß lange vor den Magyaren Deutsche das heutige Ungarn besiedelten und urbar machten, daß die Ostmark Karls des Großen tief nach Ungarn hineinreichte, daß Bauern und Handwerker — gerufen von den ungarischen Königen — den Magyaren als Lehrer dienten, daß alle Städtegründungen, der ganze Handel, der Bergbau usw. deutsche Kulturarbeit sind.

Nach den jahrhundertelangen Kämpfen um die Thronfolge in Ungarn — trotzdem dieses schon unter den Arpaden und auch späterhin, mit alleiniger Ausnahme des Königs Matthias Corvinus, stets als Erbkönigreich galt — war 1438 Albrecht der erste Habsburger, welcher diese dornenvolle Krone trug. Auf kaum 2 Jahre; nach Ladislaus Posthumus kam der Sohn Hunyadys an die Reihe, der nationale Herrscher, der aber selbst das Geständnis ablegte, daß ihm während seiner ganzen Regierung nichts so schwer gefallen sei, als seine eigenen Ungarn „im Zaum zu halten". Als dann die starke Hand fehlte, führte die adelige Oligarchie unter den schwachen Jagellonen das Reich an den Rand des Abgrundes: auf das Schlachtfeld von Mohács. Hier ward dem ungarischen Staatswesen der Todesstoß versetzt, die natürliche Vormauer der Christenheit hatte sich als schwach und morsch erwiesen, sie war unter den wuchtigen Schlägen des Halbmondes zusammengebrochen, unter ihren Trümmern den letzten König begrabend. Ungarns Thron war erledigt — denn um Verträge kümmerten sich die Machthaber jenseits der Leitha schon damals nur dann, wenn es ihnen paßte.

Mit besonderem Scharfsinn hatten die Magyaren das Erbrecht ihrer Königshäuser, nachdem sie es wegzuleugnen nicht imstande waren, dahin interpretiert, daß ein Erbrecht wohl bestehe, jedoch die Nation das Recht habe, aus den Nachkommen des jeweiligen Königs irgendeinen beliebigen auf den Thron zu erheben, beziehungsweise zu wählen; und stand nur ein direkter Kandidat zur Verfügung, so wurde auch auf Seitenlinien gegriffen, ja die Rechte der Frauen fanden an Ungarns Söhnen eifrige Verfechter — wenn es ihnen gerade paßte und ihre Interessen es erheischten Zwietracht zu säen. Auf diese Weise wurde manche fette Pfründe ins trockene gebracht. Wir erinnern nur an den unglücklichen Bruderzwist im Hause Habsburg und an die Opfer, die Matthias bringen mußte, um sich die Anerkennung des Landes zu sichern. Wie sehr setzten sich die Magnaten seinerzeit für Ferdinands I. zweitgeborenen Sohn Ferdinand ein, der mit Philippine Welser verehelicht war. Aus Liebe zu seiner Person? Nein! Nur weil die Machthaber hofften, von ihm mehr erpressen zu können, als vom rechtlichen Thronerben. Auf diese Art konnte dem legalen Königtum stets ein ebenso legales Gegenkönigtum gegenübergestellt werden.

So ähnlich ging's auch nach der Schlacht von Mohács zu. Johann Zápolya, der Wojwode von Siebenbürgen, konnte mit seinen Truppen nicht mehr rechtzeitig am Schlachttage eintreffen; absichtlich, wie man sich schon damals allgemein zuraunte, denn nur durch den Tod des Königs und die Vernichtung des ungarischen Heeres — bei dem sich fast alle Anhänger der Habsburger befanden — konnte der von Zápolya erwiesenermaßen erzwungene Schwur der Versammlung auf dem Rákoser Felde von 1506: nur einen Ungarn als König anzuerkennen, praktische Bedeutung erlangen. Für seine Zwecke brauchte er aber auch ein schlagfertiges, ungeschwächtes Heer; nicht etwa gegen die Türken, die brauchte er ja nicht zu fürchten, da war schon alles abgemacht — aber gegen Erzherzog Ferdinand, der verbriefte Rechte auf den Thron Ungarns hatte. Ob die in jüngster Zeit wieder bestimmter aufgetretene Annahme berechtigt ist, daß der Bruder Zápolyas, der tatsächlich im Lager des unglücklichen Königs Ludwig anwesend war, am Tode desselben direkt schuld sei, mag dahingestellt bleiben; soviele Wahrscheinlichkeitsgründe dafür sprechen, ein Beweis hierfür wird sich heute nicht mehr führen lassen. Und dieser Mann — König Johann nennen ihn die Ungarn — steht im ungarischen Reichs-

tagsgebäude in der Ahnenreihe der Herrscher unmittelbar neben den Sprossen aus Habsburgs Stamm!

Damals, nach Mohács, sahen die einsichtigen Ungarn wohl ein, daß ihnen Hilfe nur von Österreich beziehungsweise vom Deutschen Reiche kommen könne. So wendeten sie sich 1530 nach Augsburg an Kaiser Karl V. und an die deutschen Reichsstände. 1541, auf dem Reichstage von Regensburg, bat der Erzbischof von Kalocsa Franz Frangipani flehentlich um Hilfe, 1543 sandte der Landtag von Neusohl Delegierte nach Speier. Aber sonderbar! Die meisten Magyaren hielten lieber zum Halbmond, als zur westlichen Kultur, ihre Hilfstruppen kämpften gegen die kaiserlichen Fahnen. Eine Änderung trat auch dann nicht ein, als ein türkischer Pascha in Ofen seine Residenz aufschlug, als der Fürst von Siebenbürgen türkischer Vasall wurde! Stephan Bocskay rief die Türken um Hilfe an und forderte sie auf, sein eigenes Fürstentum zu besetzen, Bethlen Gábor anerkannte demütig die Oberhoheit des Sultans und verschmähte es nach der Schlacht am Weißen Berge — die bekanntermaßen nur durch die schmähliche Flucht der ungarischen Truppen ein so rasches und schmerzloses Ende nahm — durchaus nicht, auch noch die Tataren herbeizurufen. Rákoczy I. verbündete sich mit den ärgsten Feinden des Deutschen Reiches, mit Frankreich und Schweden, und ließ es sich ruhig gefallen, daß die Türken ihm für ihr Wohlwollen den Tribut von 10.000 auf 15.000 Dukaten erhöhten. Und die Türken machten nicht viel Federlesens; waren sie in Siebenbürgen mit einem Fürsten unzufrieden, so setzten sie ihn ab und schrieben die Wahl eines neuen aus. So wurde beispielsweise anstatt Rákoczy I. Franz Rédays eingesetzt und als auch dieser sich etwas ungebärdig verhielt, Achaz Barcsay. Eine stete Folge davon war die jedesmalige Erhöhung des Tributes, die Abtretung immer neuer Länderteile, nebenbei auch die Brandschatzung Siebenbürgens.

Und dabei bestand ein unentwegter Kontakt mit den unzufriedenen Elementen in dem kaiserlichen Teile Ungarns. Unter diesen Umständen wird es auch verständlich, warum die ungarischen Truppen des Kaisers wenig oder gar nichts leisteten. An dem Siege Montecuccolis bei St. Gotthardt hatten sie gar keinen Anteil, da ihr Führer, der von den heutigen Magyaren so sehr verhimmelte Ban Graf Zrinyi, es für gut befand, auf eigene Faust Krieg zu führen. Dagegen hatten sich ungarische Scharen unter der Fahne Nádasdys gesammelt, welche das kaiserliche Heer im Rücken angreifen wollten — sie kamen aber zu spät.

Trotzdem waren die Ungarn die ersten, die über Verrat schrien, als wenige Tage nach St. Gotthardt Leopold I. auf Grund des status quo den Frieden von Vásvar einging. Dies soll angeblich auch der Grund zu den Aufständen der Rákoczy, Nádasdy, Frangipani, Zrinyi und Konsorten gewesen sein, die aber sonderbarerweise im vollsten Einverständnisse mit Frankreich und — mit der Türkei handelten!

Die Dokumente, die damals den Kaiserlichen in die Hände fielen, beweisen doch zur Genüge, daß die Beute schon verteilt war, daß Rákoczy König von Ungarn, Zrinyi König von Kroatien, Tattenbach Herr von Steiermark usw. werden sollten.* Mit der gewaltigen Entsatzschlacht vom 12. September 1683 hub der Kampf mit dem Halbmond an, der endlich zur vollständigen Befreiung Ungarns vom Türkenjoche führte. Mehr noch als anderswo, mehr selbst als bei den Polen, die sich wenigstens in eine ver-

* Ausgewählte Schriften des Raimund Fürsten Montecuccoli. Wien, 1900, III. Band.

nünftige Diskussion der Tatsachen einlassen, wird in den ungarischen Geschichtsbüchern König Johann Sobieski von Polen als Retter der Christenheit, als Befreier Wiens, als Zertrümmerer des Halbmondes gefeiert. Lassen wir hierfür trockene Zahlen sprechen. Es nahmen teil am Kampfe rund 30.000 Kaiserliche, 10.000 Bayern, 10.000 Sachsen, 10.000 Mann verschiedener Reichskontingente, endlich 25.000 Polen, zusammen 85.000 Streiter. Rechnet man die reguläre Garnison Wiens dazu und die Bürgerwehr, die auch tapfer mitstritten an jenem denkwürdigen Tage, so ergeben sich zirka 100.000 Mann, wovon die Polen also nur den vierten Teil ausmachten.

Noch mehr schlägt die Behauptung des ungarischen Historikers Koloman v. Thály* der Wahrheit ins Gesicht, daß die Wiedereroberung Ofens eine ritterliche und verdienstvolle Tat Europas, vornehmlich der Spanier, Wallonen, Holländer, Ungarn, höchstens noch der Bayern gewesen sei, die Österreicher hätten daran fast gar nicht mitgewirkt. Nach den Originalakten standen jedoch 1686 vor Ofen: 51.000 Kaiserliche, 1500 Schweden,** 8000 Bayern, 8000 Brandenburger, 4500 Sachsen, 4000 Schwaben, 3000 Mann verschiedener Reichskontingente, daher zusammen 80.000 reguläre deutsche Truppen, hierzu an Irregulären 12.000 Ungarn und 12.000 Kroaten. Die Verlustliste weist aus: 200 Kaiserliche, 100 Bayern, 50 Brandenburger, 50 Ungarn und Kroaten. Die übrigen bei derselben Gelegenheit von dem genannten Historiker vorgebrachten geradezu haarsträubenden Behauptungen haben eine zwar scharfe, aber gerechte Entgegnung in einem vielgelesenen militärischen Fachblatte gefunden.*** Daß übrigens der Halbmond 1683 bei Wien nicht zertrümmert wurde, weiß wohl jeder Geschichtskundige. Wozu wurden denn bis 1699 noch so und so viele blutige Schlachten geliefert?

Legendär sind auch die 30.000 Mann „auserlesener Truppen", die Ungarn 1683 zur Aufstellung gebracht haben soll. Es hätten allerdings so viele beigestellt werden sollen, aber es kam nicht einmal die Hälfte zusammen und bei der Heerschau von Kittsee waren erst 6—7000 meist ungeübte Leute zusammengetrommelt. Hingegen ist es wohlbekannt, daß derselbe Tököly, dessen Gebeine kürzlich in feierlichem Zuge nach Ungarn zurückgebracht wurden, mit seinen Scharen auf Seite der Türken gegen die Befreier kämpfte, und zwar nicht nur 1683, sondern während des ganzen Türkenkrieges, bis zum Karlowitzer Frieden.

Gerne schreiben auch unsere „Brüder" jenseits der Leitha von den „ungarischen" Siegen bei Szalankamen und Zenta. Nun, bei Szalankamen waren ungefähr 1000 ungarische Reiter, bei Zenta nur einige schwache Husarenregimenter beteiligt, die sich nach übereinstimmenden Meldungen bei der Aufklärung und — beim Beutemachen hervorgetan haben sollen. Warum wird aber so sorgsam verheimlicht, daß bei Zenta Tököly mit seinen „Freiheitshelden" den Türken Vorspannsdienste leistete und diese nach der Schlacht allerdings den Kaiserlichen in die Hände arbeiteten, indem sie die türkische Kriegskassa mit 3 Millionen Gulden und die Privatschatulle des Sultans mit 40.000 Gulden plünderten?

* Vorgebracht in der Sitzung des ungarischen Reichstages vom 27. März 1903.

** Aus Pommern, also Deutsche.

*** Danzers Armeezeitung, 1903, Nr. 14.

Die ungarischen Historiker gestehen zu, daß speziell zur Zeit der Kuruzzenkriege die entsetzlichsten Greueltaten verübt wurden, daß Pfählen, Rädern, Vierteilen, Abziehen der Haut bei lebendigem Leibe gang und gäbe waren. „Gegenseitig" setzen sie großmütig hinzu! Wir müssen uns jedoch dagegen energisch verwahren. Denn kaiserliche Truppen kämpften ja zu gleicher Zeit am Rhein, in Italien und in den Niederlanden und nirgends hörte man von solchen Scheußlichkeiten; sogar in den Annalen der Türkenkriege findet sich derlei nicht in diesem Ausmaße, obwohl die Kriegführung der Türken bekanntermaßen nicht als die humanste gelten kann.

Warum also gerade hier? Warum steht in keiner der ungarischen Geschichten, wie oft viele ihrer Städte deutsche Garnisonen verlangten, um vor den Scharen Tökölys sicher zu sein, die ihre Landsleute auf die empörendste Art ausraubten. Wie übrigens kaiserliche Truppen in Ungarn behandelt wurden, darüber berichtet ein unverfänglicher Augenzeuge in anschaulicher Weise und „Montecuccolis ausgewählte Schriften" erzählen darüber die haarsträubendsten Dinge . . .

Wir befinden uns nun in der Zeit Rákoczys II., die jetzt aktuelles Interesse erweckt, da die Asche des „Fürsten von Ungarn und Siebenbürgen" der heiligen Erde des Magyarenreiches einverleibt wurde. Wir stehen jedenfalls nicht allein und befinden uns in guter Gesellschaft, wenn wir behaupten, daß Rákoczy II. weniger politische, religiöse oder nationale Rücksichten leiteten, als eben persönlicher Ehrgeiz, wie alle seine Vorgänger und seine Nachfolger, bis in die allerjüngste Zeit. Welchen Sinn hätte sonst der Beschluß der Versammlung von Ónod gehabt, welche Josef I. — der Ungarn bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit entgegengekommen war — des Thrones verlustig erklärte? Daß dies nicht ohne erheblichen Widerspruch geschah, beweist doch die an diesem Tage erfolgte Ermordung der Bevollmächtigten Rakovsky und Okolicsanyi! Waren das politische Morde . . . . ? Die Antwort darauf gibt wohl die Tatsache, daß nach der Abreise Rákoczys nach Polen, um vom Zaren Peter dem Großen Hilfe zu erflehen, sofort eine Einigung mit den Abgesandten Josefs I. zustande kam, welche dann zum Übereinkommen vom Szathmar am 1. Mai 1711 führte. In diesem war ausdrücklich auch Rákoczy vollkommene Amnestie zugesagt, wenn er binnen drei Wochen den Frieden anerkenne und den Treueid leiste. Das war aber dem ehrgeizigen Manne ganz gegen den Strich; er zog es vor, in die Fremde zu gehen, um von dort aus, mit Hilfe der dem Hause Habsburg feindlichen Mächte, vielleicht doch noch sein Ziel zu erreichen.

So zog ihn sein unsteter Geist endlich auch nach der Türkei, wo er 1735 zu Rodosto am Marmarameere starb. Seine Wühlarbeit während des Exils hatte den Reichstagsbeschluß von 1714 zur Folge, der Rákoczy als Hochverräter erklärte und seine Rückkehr unmöglich machte; die Siege der kaiserlichen Waffen gegen den Halbmond, die Österreich Teile Bosniens, Serbiens und der Walachei einbrachten, konnte er aber nicht hindern. Dagegen sehen wir seinen älteren Sohn Josef in dem unglücklichen Türkenkriege 1737—1739, der alle diese Erwerbungen wieder zunichte machte, dem Erbfeinde Führerdienste leisten; er starb 1738 zu Widdin. Der jüngere Sohn, Georg, genoß die Gastfreundschaft Frankreichs und segnete als Pensionär des Königs 1756 das Zeitliche.

Nebenbei sei noch erwähnt, daß Ladislaus Bercsényi, ein Sohn des Niklas, des bedeutendsten und unheilvollsten Ratgebers Rákoczys — dessen Asche ebenfalls in

Ungarns Erde gebettet wurde — Marschall von Frankreich, Inhaber eines französischen Husarenregimentes war und im Österreichischen Erbfolgekriege gegen Maria Theresia die Waffen führte. Inwieweit die Emigranten an dem Aufstande von 1735 und an jenem von 1753/54 beteiligt waren, ist noch nicht abschließend erforscht; an dem letzteren scheinen jedoch sowohl Georg Rákoczy als Ladislaus Bercsényi ihre Hände im Spiel gehabt zu haben.

Recht eigentümlich stellen sich die Verhältnisse zu Beginn der Regierungszeit Maria Theresias dar. Gerne verweilt der ungarische Historiker bei diesem Zeitraum, in hochtrabenden Worten wird die Großmut der ungarischen Nation gepriesen, die durch ihren Opfermut den Thron der jungen Herrscherin rettete. Diese Legende ist in den Geschichtsblättern schon fast unrettbar festgelegt. Wir versuchen die nackten Tatsachen ruhig und leidenschaftslos zu überprüfen. Es ist bekannt, daß die Lage Maria Theresias kurz nach ihrer Thronbesteigung keine glänzende war. Angegriffen von allen Seiten, wandte sie sich 1741 an Ungarn um Hilfe. Aber sie erlebte die bittere Enttäuschung, daß der Landtag von Preßburg, trotz der unmittelbar drohenden Gefahren, vorerst eine Prüfung der Beschwerden verlangte und die Bedrängnis der jungen Königin zur Erpressung von Zugeständnissen benutzen wollte. Den ersten Lichtschein bedeutete der Beschluß der ungarischen Stände vom 7. September, der aussprach, daß nebst der Insurrektion ein reguläres Heer von 40.000 Mann aufzustellen sei, endlich die dramatische Szene am 11. September, als der Königin die — übrigens vielfach bestrittenen — Worte entgegenklangen: „Vitam nostram et sanguinem consecramus." (Nach einer andern Version: „Moriamur pro rege nostro.") Doch schon wenige Tage später sprach man nur mehr von 30.000 Mann und der Aufrufung der Insurrektion zu Pferde. Selbst nach dieser Verminderung rechnete man daher in den beteiligten Kreisen auf diese 30.000 Mann, auf 15.000 Insurgenten zu Pferde, von Kroatien und Slawonien erhoffte man 14.000 Mann, von Siebenbürgen 6000, vom Temeser Banat, den Jazygiern und Kumaniern, den Haiduken etwa 35.000 Mann — zusammen daher auf rund 100.000 Soldaten. Nachdem der Effektivstand der Armee dazumal 110.000 Mann mit 30.000 Pferden betrug, hätte dies fast eine Verdopplung der Streitkräfte bedeutet. Nachdem jedoch die Begeisterung des 11. September verraucht war und Maria Theresia dem Landtage schon alle möglichen Zugeständnisse gemacht hatte, verminderten die Stände vorerst, im Oktober 1741, die Zahl der zu stellenden Rekruten von 30.000 auf 21.622 Mann und setzten es durch, daß die Gewehre, Fahnen, Trommeln, Zelte usw. vom Militärärar beizustellen seien. Tatsächlich kamen von der berittenen Insurrektion 1741 nur 56, sage: sechsundfünfzig Insurgenten (Personalisten, das sind Adelige, die selbst auffaßen) und 485 Portalisten zur Verwendung und rechnet man das ganze Aufgebot der Jahres 1742 dazu, allerdings 14.409 Mann. Hiervon waren aber Ende März 1742 etwas über die Hälfte dieser Totalziffer gestellt, erst im Oktober standen 12.000 Mann auf dem Papiere. Nicht besser ging es mit den neuaufzustellenden sechs Infanterieregimentern. Am 1. Januar 1742 hätten sie nach der übernommenen Verpflichtung komplett sein sollen; aber noch Anfang Mai 1742 waren von den bewilligten 21.622 Mann erst zirka zwei Drittel aufgebracht und bis Mitte August kamen nur noch bei 2000 Mann hinzu. Und das ganze Jahr 1742 verging, ohne daß die an und für sich so verminderte Rekrutenziffer erreicht wurde, ja sogar 1743 fehlten noch 2495 und 1744 bei 2000

Mann! Hingegen verzeichnen die nominellen Ausweise dieser sechs ungarischen Regimenter allein bis November 1742 an Deserteuren 3055 Mann — welche man doch selbstverständlich noch von den obigen Ziffern abziehen muß.

Noch ein Umstand muß besonders erwähnt werden. Nach Aufstellung der Insurrektion stellten die Ungarn sich plötzlich auf den Standpunkt, daß diese nur innerhalb der Landesgrenzen zur Dienstleistung verpflichtet sei und würde sie dennoch außerhalb derselben verwendet, so müßte sie aus Staatsmitteln verpflegt und erhalten werden. Vielleicht infolge dieser Schwierigkeit, vielleicht auch infolge der Drohungen Friedrichs II. von Preußen verblieb die Insurrektion zumeist in Ungarn selbst. Feldmarschalleutnant Ghilanyi — also selbst ein Ungar — der die Insurgenten befehligte, beklagte sich bitter über deren Ungehorsam, über ihre Raublust, über schlechte Haltung beim Zusammentreffen mit dem Feinde und über die ungewöhnlich hohe Zahl der unverwundet Gefangenen; da er endlich gegen die Weiterführung dieses Kommandos protestierte, wurde er durch Feldmarschalleutnant v. Festetics ersetzt. Doch auch dieser sendete bald die jammervollsten Berichte ein: Desertionen kamen alltäglich die Menge vor, ganze Komitatsbanderien entliefen, wobei viele auf dem Heimweg Pferde und Rüstungen verkauften. Bis Anfang November 1742 hatten alle Insurgenten — bis auf ein einziges Banderium — Reißaus genommen, so daß Maria Theresia am 24. November den Komitaten bekanntgeben ließ, daß sie auf die Aufstellung von Banderien ganz verzichte. Der Palatin Graf Pállfy — gewiß auch ein Ungar — hatte der Königin schon vorher wiederholt seine Ansicht ausgesprochen, daß man die Insurrektion nur in Verbindung mit deutscher Mannschaft gebrauchen könne. Sehr gut hielten sich dagegen die Portalisten, die, eingeteilt bei regulären Truppenkörpern, der Armee treffliche Dienste leisteten. Ebenso im Rückstand wie die Rekrutierung war auch die vorgeschriebene und bewilligte Lieferung von Getreide, Hafer usw. für die Armee.

Resümiert man, so gelangt man zum Schlusse, daß das ungarische Aufgebot 1741 gar nicht zur Geltung kam und daß 1742 alles in allem nur* 20.600 Mann tatsächlich zur Verwendung gelangten, und zwar: a) bei der Hauptarmee in Böhmen und Mähren: 9 Bataillone mit 5400 Mann, 2800 Portalisten; b) beim Korps Khevenhüller 7 Bataillone mit 4200 Mann, 2500 Insurgenten und Portalisten; c) in Ungarn bei Skalitz 4000 und beim Jablunkapaß gegen 1400 Insurgenten und Portalisten. Zusammen daher 9600 Mann Infanterie und 11.000 irreguläre Reiter.

Nicht uninteressant ist es aber zu verzeichnen, daß zur selben Zeit, als es mit dem ungarischen Aufgebot so mühselig herging, in Frankreich ein, in Bayern zwei Regimenter Husaren aus ungarischen Deserteuren errichtet wurden und daß die Überläufer es ermöglichten, daß Friedrich II. von Preußen seine Husaren von 1740—1744 von 9 auf 70 Eskadronen vermehrte! Auch die Offiziere, ja sogar die „Inhaber" von Regimentern, wie Halász, Szekely, Ruesch bei den Preußen, Frangipani bei den Bayern, waren zum großen Teile Ungarn und Friedrich II. bestimmte, daß die Regimentskapläne bei den Husaren ungarisch lernen mußten. Nur der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß bei den Totenkopfhusaren unter vielen anderen

* Kienast, Der ungarische Landtag des Jahres 1741 zu Preßburg und seine militärischen Ergebnisse. Wien, 1898, 89.

Angehörigen guter Familien der Sohn des Iudex curiae von Preßburg Baczkó diente.*
Ist es notwendig, noch weitere Namen zu nennen? Sie finden sich in den offiziellen Publikationen des k. preußischen Generalstabes und des k. bayrischen Kriegsarchivs. Das ist die jeden Schmuckes entkleidete Wahrheit. Absolut also eine sehr geringe Leistung der Ungarn, relativ genommen jedoch sehr viel, wenn man bedenkt, daß in fast allen Kriegen, die das Haus Habsburg zu führen hatte, Ungarn mehr als passiv war. In seiner ruhigen, klaren Art sagt Arneth** darüber folgendes: „Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Feinde des Hauses Österreich, als sie nach dem Tode Kaiser Karls VI. zur Demütigung, wenn nicht zum Sturze desselben ihre Pläne entwarfen, mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechneten, es werde in dem umfangreichsten seiner Länder, in Ungarn, nur schwache, vielleicht gar keine Unterstützung finden. Diese Voraussetzung wurde jedoch wenigstens nicht in dem Maße erfüllt, in welchem sie gemacht worden sein mochte."

Von einer Rettung der Monarchie durch die Ungarn kann also auf keinen Fall gesprochen werden, sie haben in diesem Falle zum Teile das getan, was die Erbländer durch Jahrhunderte hindurch stets getan haben und der Monarchie dadurch weniger geschadet, als in so vielen anderen Fällen. Die deutschböhmischen Erbländer hatten 1741 allein — ganz abgesehen von den späteren Bewilligungen — 40.000 Rekruten bewilligt und auch gestellt, also weit mehr als das ganze ungarische Aufgebot. Noch viel ungünstiger gestaltet sich das Verhältnis in den späteren Kriegen Maria Theresias, indem die Beziehungen Ungarns zu Preußen sich auf das freundschaftlichste gestalteten und eine stete Bedrohung der Monarchie bildeten. Besonders herzlich waren diese Beziehungen bekanntlich später, in den letzten Regierungsjahren Kaiser Josefs II.

Während der Franzosenkriege gärte es in Ungarn fast ununterbrochen. Wir erwähnen den Aufstandsversuch des Martinovics, da er seine schmutzigen Wellen bis nach Wien schlug.

Von der ungarischen Insurrektion war nichts zu hören. 1805 wurde sie überhaupt nicht aufgeboten, 1809, wo alle anderen Völkerstämme sich wie ein Mann erhoben, ergab das Aufgebot ein äußerst klägliches Resultat. Während die österreichische Landwehr, die Freiwilligenbataillone in erster Linie in den Kampf traten, feierte die ungarische Insurrekion ihr Debut erst in der Schlacht bei Raab und versagte nach übereinstimmenden Meldungen hier vollkommen; der Distanzritt Raab—Budapest, den die magyarischen Reiter nach der Schlacht inszenierten, schuf einen Rekord, der heute noch unübertroffen dasteht. Erzherzog Johann, dessen Kommando diese Truppen unterstellt waren, — Erzherzog Josef, obwohl Palatin, trat militärisch wenig in den Vordergrund — meint gelegentlich, so beim Marsch von Preßburg gegen Wagram, daß er die ungarischen Insurrektionsschwadronen nur als „Staffage" mitnehme, da sie nach dem ersten Schuß ohnehin nicht mehr zu sehen seien. Zieht man einen Vergleich über die Truppenaufgebote Österreichs mit denen Ungarns, so gelangt man zu dem Resultate, daß jenes 1809 fast dreimal so viel aufstellte als dieses; Kroatien allein stellte bei 100.000 Mann, mehr als das ganze Königreich Ungarn. Und nur an die Ungarn

* Unser letzter Kampf. Wien 1907.

** Arneth, Maria Theresia, I., 257.

wagte es Napoleon in diesem Jahre eine Proklamation zu richten, in welcher er sie aufforderte, sich selbständig zu erklären und nach alter Sitte auf dem Rákoser Felde einen neuen König zu wählen!

Der Franzosenkaiser scheint eben in der Geschichte sehr genau bewandert gewesen zu sein.

Wir übergehen die folgenden Jahre und halten erst wieder bei der Revolutionszeit 1848/49. Es ist ein psychologisches Rätsel, wieso es kommt, daß heute in Ungarn kein Name so populär ist, wie der Kossuths, jenes Mannes, der nur egoistischen Zielen zustrebte, der nach der Thronenteignung des Hauses Habsburg den Ausspruch Görgeys provozierte: „Wahrlich, ihr verdient, daß man euch mit einem Bataillon auseinanderjagt"; des Mannes, der es nicht verstand, nach verlorener Partie wie ein Held zu sterben, sondern es vorzog, sein Leben dem Vaterlande zu erhalten bis an die äußerste Grenze menschlichen Daseins. Sogar Csuday* — ein unverfälschter Chauvinist — sagt über die letzte Phase der Kämpfe des Jahres 1849 auszugsweise folgendes: „Als die Regierung Görgey die Ermächtigung überschickte, sprach Kossuth zu den Ministern: Es bleibt der Regierung nichts übrig, als sich aufzulösen; jeder gehe wohin er sich retten kann. Er werde mit General Bem noch einen Versuch machen, der Sache eine gute Wendung zu geben; sollte auch dies mißlingen, so werde ihn eine Kugel durch den Kopf jeder weiteren Sorge entheben. Das waren die letzten Worte des einstigen Gouverneurs, worauf er sich von den Ministern, ohne mit ihnen irgend etwas vereinbart zu haben, trennte und jeder nur auf die Rettung seines Lebens bedacht war. Der Kurier Bems fand Kossuth am 14. August schon in Tergova, der ihm sagte: ‚Jetzt bin ich ein einfacher Bürger, nichts sonst,' und seine Rückkehr sagte er nur für den Fall zu, wenn ihn hierzu Görgeys Heer auffordern, das Glück einige Kriegsoperationen Bems begünstigen, die Verproviantierung der Armee ohne allzu große Belastung des Volkes möglich sein und auch die Tätigkeit der Geldnotenpresse keine Unterbrechung leiden würde. Hätte Bem auch dies alles versprechen können, so wäre Kossuth nicht mehr auf ungarischem Territorium zu finden gewesen, da dieser am 15. August unter dem Schutze der polnischen und italienischen Legion nach Orsowa ging und dann nach der Türkei flüchtete."

Über die eidbrüchigen Offiziere aber, über die verführten Soldaten brach das „Blutgericht" herein, über das man sich heute noch in Ungarn nicht genug auslassen kann. Wie jene Chauvins aber den feigen Mord an dem FML. Grafen Lamberg in Pest, die von Görgey anbefohlene Henkersarbeit an dem Grafen Eugen Zichy, die Erschießung von 15 Offizieren in Komorn auf Befehl Klapkas, weil sie sich unterstanden hatten, nach der Katastrophe von Világos die Übergabe der Festung, also das zu beantragen, was der Kommandant derselben kurze Zeit danach auch tat — zu entschuldigen in der Lage sind, das bleibe dahingestellt. Und hofften die Ungarn vielleicht, daß der berüchtigte Räuberhauptmann Rosza Sandor, den sie zur Führung des Guerillakrieges gegen die Österreicher in Sold genommen hatten, diesen besonders human in Szene setzen werde?

* Die Geschichte der Ungarn, 1900, 432, 437.

Mitte Dezember 1848 berichtete der kaiserliche Oberkommandant in Siebenbürgen, daß längs der ungarischen Grenze gegen Nagybanya zu alle walachischen Dörfer eingeäschert seien, und Oberstleutnant Urban fand bei der Verfolgung der Insurgenten 52 Rumänen an Bäumen hängend, welche jene Tapferen auf ihrem Rückzuge zum Vergnügen aufgeknüpft hatten. Szent-Tamas, damals die reichste Stadt der Serben, ging nach der Einnahme durch die Aufständischen am 2. April 1849 bis aufs letzte Haus in Flammen auf und die Truppen Perczels begingen die unmenschlichsten Schandtaten. Nach der Einnahme Hermannstadts durch General Bem wurde die Stadt in unerhörter Weise gebrandschatzt und von dem erpreßten Gelde den Soldaten ein voller Monatslohn, jedem Offizier tausend Gulden bar ausbezahlt. Freilich war dies alles nur gegen „deutsche" Truppen, gegen kaisertreue Rumänen, Slawen und andere „Fremdlinge" im Gebiete der heiligen Stephanskrone gerichtet. Man konnte sich ja auch auf Präzedenzfälle berufen. So hatte schon Zápolya — der spätere sogenannte König Johann — den gefangenen Anführer des Bauernaufstandes von 1514, Dozsa, unter den entsetzlichsten Martern hingemordet und der Tod hielt furchtbare Ernte unter dem für die Aufhebung der Leibeigenschaft kämpfenden Volke. Das gilt als ganz richtig und patriotisch; aber — man täusche sich nicht — die Erinnerung an diese Greueltaten ist noch heute bei den Rumänen Siebenbürgens lebendig und Georg Dozsas Ausspruch nicht erstorben: „Ich bin Untertan des Königs und nicht der adeligen Herren."

Daß nach dem Zusammenbruch der Revolution in Ungarn nicht recht Ruhe einkehren wollte, liegt zum Teil in der Natur der Sache, noch mehr aber in dem Charakter des stets ungebärdigen magyarischen Volksstammes. Würde es noch eines Beweises bedürfen, so lieferten ihn die Verschwörungen Almássy und Nedeczky.

Die Kriegsjahre 1859 und 1866 sind in der ungarischen Geschichte keine Ruhmesblätter. Der Bestand einer „ungarischen Legion" in Italien von 1859 bis 1866 ist eine historische Tatsache und es kann auch nicht weggeleugnet werden, daß selbst heute noch fortgesetzt von bedenklichem Verhalten ungarischer Soldaten im Kriege gegen Frankreich und Italien gesprochen wird. Kossuth sandte schon 1853 an die ungarländischen Regimenter einen förmlichen Befehl, ihren Eid zu brechen und nur ihm zu folgen. Eine von Klapka und Perczel gefertigte Proklamation, de dato Genua 20. Mai 1859, klang in die folgenden Worte aus: „Unsere Bitte, unsere Verordnung, Helden, geht dahin, daß ihr bei einer Begegnung mit einer französischen oder italienischen Truppe nicht säumet überzutreten und Euch je früher unter die Fahne der das Vaterland rettenden ungarischen Armee in Italien zu scharen."* Wir können weiters feststellen, daß von den 15.000 Gefangenen dieses Jahres fast alle Ungarn und Italiener waren, und Friedjung** teilt mit, daß das Korps des Grafen Clam-Gallas sich bei Magenta und Solferino matt geschlagen und sich so unzuverlässig gezeigt habe, daß man genötigt gewesen sei, es in das Innere Österreichs zurückzusenden. 1859 gelang es unter den Kriegsgefangenen tatsächlich 4000 Mann für die ungarische Legion in Italien zu gewinnen, und man schärfte diesen Leuten nach geschlossenem Frieden ein, daß man auf jeden einzelnen bei einem neuen Kriege gegen Österreich wieder rechne.

* Die Legion Klapka. Eine Episode aus dem Jahre 1866 und ihre Vorgeschichte. Wien, 1900.
** Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland.

1866 stand die Legion in Italien unter dem Befehle des Obersten Földváry; sie bestand aus 2 Bataillonen Infanterie zu 4 Kompagnien und 2 Eskadronen Husaren; sie kam aber nicht in den Kampf, sondern wurde — bezeichnenderweise — im Juli in Bologna zu Garnisons- und Spitalsdiensten verwendet.

Bald nach 1859 hatten die Emigranten jedoch Anschluß an das offizielle Preußen gefunden; mindestens von 1862 an sendete Graf Seherr-Thoß regelmäßig Berichte über Zustände und Stimmungen an Bismarck.

Die Aristokratie führte in Ungarn das Ruder; neben dem kaiserlichen hatte sie ein sogenanntes „Gouvernement occulte“ eingerichtet, dessen Basis die alte Komitatsverfassung bildete. In jedem Komitate stand ein Honvedoffizier der Revolutionszeit als „Präfekt“ an der Spitze eines geheimen Komitees und hatte in jeder Gemeinde seine Unterbeamten. Militärisch war das Land in 8 Bezirke eingeteilt, an deren Spitze Divisionsgenerale standen, die wieder ihre Untergebenen bis zu den Kompagniekommandanten hatten.

Daß schon in den ersten Tagen des unheilvollen Jahres 1866 alles zum Schlage vorbereitet war, beweist ein Schreiben des Grafen Julius Andrássy an Seherr-Thoß vom 5. Jänner: „Die Aufgabe, die uns geworden, ist wohl eine sehr ehrenwerte, aber eine der schwierigsten, die je den zu großen Dingen schon oft berufenen Söhnen der Pußta anheimgefallen ist. Wir werden unser möglichstes tun, können aber diesmal nicht sagen, wie in einem Land der ungarische Husar dem Kürassier gegenüber: Gott, sieh nur zu und hilf keinem von beiden, ich will's schon allein ausmachen. Wir müssen dezidiert um den Beistand der Vorsehung bitten. Das Programm der Unternehmung, der Du erwähntest, habe ich nicht erhalten, werde es mit Interesse lesen. Jedoch glaube ich, der Moment, wo sich dies arme Land an irgendeiner auswärtigen Unternehmung beteiligen kann, ist noch in weiter Ferne.“ *

Der Wortlaut der Proklamationen an die ungarischen Regimenter spottet jeder Beschreibung. Jene an die Truppen in Italien von Florenz, 23. Juni, schließt mit den Worten: „Deshalb rechnet auf Euch Ludwig Kossuth, der gesetzmäßige Gouverneur Eures Vaterlandes, Garibaldi der Held der Volksfreiheit und Viktor Emanuel, der Streiter ehrenwerter König. Helden, so segne Euch der Gott der Ungarn, wie Ihr der dreifachen Erwartung entsprecht.“ „Soldaten,“ heißt es in einer andern Proklamation „benutzt Eure Bajonette nicht, jetzt ist es ruhmvoll und keine Schande, sich gefangennehmen zu lassen.“(!!) Es wird weiters betont, daß die Ungarn von monarchischem Gefühle durchdrungen seien und in einem Atem werden die Soldaten zum Treubruch aufgefordert. . . . . !

Gerade am 3. Juli 1866, dem Schlachttage von Königgrätz, fand sich Klapka im preußischen Hauptquartier ein, um die Bildung der ungarischen Legion in Preußen mit Bismarck zu besprechen; am 8. Juli fand sich auch Graf Seherr-Thoß zur Konferenz in Pardubitz ein.

Die Preußen wußten es so einzurichten, daß die Gefangenen ungarischer Regimenter fast durchweg in der Festung Neiße konzentriert waren. Von diesen meldeten sich auf Aufforderung Vetters und Klapkas tatsächlich 1500 Mann zum Eintritte in

* Die Legion Klapka. Andrássy Erinnerungen, Pester Lloyd, 30. Mai 1897.

die Legion, welche dann den Fahneneid (!) in Neiße leisteten. Die meisten Leute waren vom Infanterieregiment Nr. 46 (Szegedin), dann folgten die Nr. 34, 60 und 52.

Die Verlustlisten der Nordarmee weisen bei den 23 dort eingestellten Infanterieregimentern an Gefangenen und Vermißten aus:

4400 verwundete } Gefangene.
7200 unverwundete }
4030 Vermißte.

Von den 19 Husarenregimentern:

84 verwundete } Gefangene.
139 unverwundete }
318 Vermißte.

Daß übrigens die Legion Klapka nichts leistete, ist bekannt und daß es vielleicht gerade diesem Mißerfolge zu danken ist, daß der schon vorbereitete und mit $1^1/_2$—2 Millionen Franken — hauptsächlich preußisches Geld — unterstützte Aufstand in Ungarn nicht losbrach, erscheint mehr als wahrscheinlich.

Von besonderer Gefahr für Österreich waren die Verbindungen der verbündeten Mächte Preußen und Italien, dann des ungarischen Revolutionskomitees mit den Balkanstaaten. Mit Serbien stand besonders Italien auf äußerst vertrautem Fuß; so fungierte in Belgrad als italienischer Konsul ein Halbbruder Viktor Emanuels Namens Scovasso, der eine rege Tätigkeit für den Abschluß eines formellen Bündnisses entfaltete. Tatsächlich kamen bindende Abmachungen zustande, wonach Serbien sich verpflichtete, die Soldaten der Militärgrenze vom Ausmarsch ins Feld abzuhalten beziehungsweise durch Demonstrationen zu binden, während dem Fürstentume Aussichten auf die Erwerbung Bosniens gemacht wurden. Stephan Türr sollte Kommandant der „vaterländischen Legion" in Serbien sein, welcher Italien die notwendigsten Waffen liefern würde, während Garibaldi mit seinen Scharen in Dalmatien landen sollte, um dann gemeinsam vom Süden aus in Ungarn einzudringen und die Revolutionierung des Landes zu inszenieren.

In eine ganz neue Beleuchtung wird durch diese Tatsachen die Bedeutung des Seesieges von Lissa gerückt, welcher diesen Hoffnungen, denen kein Geringerer als Moltke seine werktätige Unterstützung mit Rat und Tat hatte angedeihen lassen, ein jähes Ende bereitete. Hier liegt das Hauptverdienst, welches sich Tegetthoff durch seine kühne Tat um das Vaterland erworben. Sagte doch der Chef des preußischen Generalstabes, daß Österreich ein so zähes Leben habe, daß es ohne besondere Gefahr zwei bis drei Schlachten verlieren könne, daß aber ein ernstlicher Aufstand in Ungarn seine Kräfte sofort lahmlege. Wir sind der Meinung, daß die Gefahr von dieser Seite noch mehr drohte, als von Norden, wo der Legion Klapka der festgefügte Wall der Slowaken vorlag, die zum mindesten die Aspirationen der Magyaren vollkommen kalt ließ.

Auch hinter Montenegro stand aufmunternd Italien, während in Rumänien hauptsächlich Preußen die Machenschaften der ungarischen Emigranten unterstützte. Die Gelegenheit war besonders günstig, denn noch vor Ausbruch des Feldzuges 1866 war die Kandidatur des Prinzen Karl von Hohenzollern aktuell, die Bismarck so warm unterstützte. Bezeichnend für die Absichten der maßgebenden Bukarester Kreise ist die Karte von „Großrumänien", die Joan Bratianu dem Prinzen am

1. Mai in Düsseldorf überreichte. Alle von Rumänen bewohnten Teile des Kaisertums Österreich waren darin dem neuen Rumänien einverleibt, vornehmlich die Bukowina und — Siebenbürgen!

Was sagen die Ungarn dazu?

In Bukarest befanden sich, noch vom Jahre 1860 her, einige tausend Gewehre ungarischer Provenienz, welche man bereit war, den „nationalen" Führern Stephan Türr und Josef Kiss auszuliefern, die sich im Monat Juli in der Hauptstadt Rumäniens aufhielten. Der Waffenstillstand zwischen Österreich und Preußen setzte dann allerdings den schon bedenklich betriebenen Rüstungen Rumäniens ein Ziel. Daß diese Rüstungen nicht dem ungarischen Freiheitsgedanken, sondern viel realeren Zwecken dienten, ist nach dem eben Gesagten kaum zu bezweifeln; die ungarischen Freiheitshelden arbeiteten daher hier direkt auf die Zerstückelung ihres Vaterlandes hin und man kann schwer annehmen, daß sie von den Aspirationen in Bukarest keine Kenntnis gehabt haben sollten. Oder glaubte Kossuth wirklich ernstlich an die Möglichkeit einer „Donaukonföderation", deren Plan zum erstenmal 1862 von der Mailänder „Alleanza" der Öffentlichkeit übergeben wurde? Wie stimmt es mit dem ungarischen Selbstgefühl überein, daß Ungarn und Siebenbürgen, dann Kroatien, Serbien und Rumänien in einen Topf geworfen wurden, daß die gemeinsamen Angelegenheiten abwechselnd in Budapest, Agram, Belgrad und Bukarest, durch ein jährlich daselbst tagendes Parlament erledigt werden sollten? Allerdings bestand zu dieser Zeit schon ein anderer Plan, der aus zahlreichen Aussagen von Legionären Klapkas festgestellt ist: die Thronkandidatur des Prinzen (Friedrich) Karl von Preußen. Daß Kossuth und Görgey sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1849 entschlossen, die Krone Ungarns dem Herzog von Leuchtenberg anzutragen und Graf Seherr-Thoß beauftragt wurde, den Antrag in das russische Lager bei Miskolcz zu überbringen, ist bekannt.

Später, seitdem der Stern der Napoleoniden zu steigen begann, suchte Kossuth sein Heil fortgesetzt bei Frankreich. Er trug, soviel bekannt, dem Prinzen Jérôme (Plon-Plon) die Krone zum ersten Male am 5. Mai 1859 an. In die ersten Jahre des sechsten Dezenniums fällt dann noch das Auftreten eines Fürsten August von Croy-Chanel, eines angeblichen Nachkommen der Arpaden, als ungarischer Kronprätendent, dem besonders Klapka und sein Anhang eine Zeitlang huldigte. In Ungarn hat dieses Intermezzo Opfer gefordert, in dem Prozesse Jambor-Somogyi.*

Daß bei den geschilderten Verhältnissen die Proklamation des Kaisers vom 7. Juli 1866 in Ungarn ganz wirkungslos verhallte, liegt auf der Hand. Die Aufrufung des Landsturmes in dem vom Feinde bedrohten nordwestlichen Ungarn, ergab gar kein Resultat, die Werbung für ein Freiwilligenkavalleriekorps brachte es bis zum 1. September auf 12 Offiziere und 330 Mann. Erst recht in die Augen springend werden diese Verhältnisse, wenn man die Opferwilligkeit in den österreichischen Erbländern, besonders in Wien, in Kärnten, Krain, Tirol usw. in Betracht zieht.

Wie man übrigens die Legionäre und ihre Führer in Preußen und Italien selbst einschätzte, erhellt aus einer Rede, die Bismarck am 16. Jänner 1874 im preußischen Abgeordnetenhause hielt, als man ihm die Verbindung mit den ungarischen Aufrührern übelnahm. Er sagte: „Mann könne wohl diejenigen Revolutionäre nennen — obwohl

* Die Legion Klapka, 68.

es noch andere Bezeichnungen dafür gebe — die von ihrem Vaterlande abfallen und dem Feinde Dienste leisten, aber nicht den Feind, der einen Deserteur aufnimmt."

Und Bernhardi schrieb in sein Tagebuch vom 3. Juni: „Die Stellung einer solchen Legion inmitten der preußischen Armee wäre eine geradezu unmögliche. Natürlich sage ich in Türrs Gegenwart nicht, daß die Legionäre von unseren Soldaten als eidbrüchige und pflichtvergessene ehrlose Gesellen ohne Zweifel mit der äußersten Verachtung behandelt werden würden. Aber ich komme immer darauf zurück, daß bei den ritterlichen Ideen, die in unserer Armee herrschen, eine Kriegführung, die solche Mittel gebrauchte, als eine unritterliche, unredliche alle Gemüter verletzen würde.* Daß in Italien der edel denkende La Marmora beharrlich jedwede Gemeinschaft oder Fühlung mit den Legionären ablehnte — obwohl die Regierung sowohl mit der ungarischen demokratischen Partei unter Führung Kossuths als mit der aristokratischen von der Farbe Almássys, Csákys, Klapkas in Verbindung stand — ist für den Charakter jenes ritterlichen Soldaten im höchsten Grade ehrend, zugleich aber ein vernichtendes Urteil über die ungarischen Eidbrüchigen. Welchen Eindruck würden wohl solche Urteile auf die magyarische Jugend machen, wenn man sie ihnen nicht ängstlich vorenthielte?

* * *

Wir haben nur einige Beispiele von Geschichtsverdrehung aus einer überaus reichen Fülle angeführt; sie lassen sich beliebig, fast könnte man sagen, schier ins Unermeßliche steigern. Der Chauvinismus in Ungarn verträgt keine Dankesschuld und es geschieht alles, um vergessen zu machen, wie sehr die Magyaren ihrer Dynastie, ihren westlichen Nachbarn dankbar sein sollten. Diese Fanatiker pochen auf ihre speziell ungarische Kultur, obwohl sie jeder Schritt in ihren Städten, Weilern und Dörfern überzeugen sollte, wieviel sie vornehmlich den Deutschen schulden. Vielleicht liegt aber gerade hier die Ursache des Hasses gegen das Deutschtum .... Streng monarchisches Gefühl, Anhänglichkeit an die Dynastie, echter Soldatengeist, das paßt so ganz und gar nicht in den Kram der Volkstribunen. Da wäre es doch ganz unmöglich, zu gelegener Zeit wieder eine kleine Revolution zu arrangieren oder wenigstens damit zu drohen, um im Trüben fischen zu können! Aus derselben Ursache muß auch den Rákoczy, Kossuth und Konsorten Weihrauch gestreut werden .....

Hält man die Welt jenseits der magyarischen Grenzpfähle wirklich für so einfältig, daß man glaubt, man merke nicht die Absicht?

„Vergebens forscht man", schreibt Franz v. Löher** „nach ein paar Bausteinen, welche Magyaren zum großen Fortschritte der Menschheit beigetragen hätten. Es gibt keine einzige Kulturidee — sei es im Rechts-, Kriegs- und Staatswesen, in Religion und Sitte, in Kunst und Wissenschaft oder auf welchem Gebiete immer es sein möge, die von Ungarn aus den Weg zu der gebildeten Menschheit genommen hätte. Man häufe alle die historischen Leistungen der Magyaren zusammen und vergleiche sie mit dem, was andere kleine Völker wie Schweden, Dänen, Schotten, Holländer, Portu-

* Die Legion Klapka, 386.

** Die Magyaren und andere Ungarn, Leipzig.

giesen für die Kultur getan haben — welch gähnende Öde bedeckt die ganze tausendjährige Geschichte der Magyaren. Denn — ihr Geist, so feurig und stählern und willenskräftig er ist, so unfruchtbar ist er in seiner Tiefe. Ihr Charakter, so prächtig er in seinem Löwenmute und verzehrendem Ungestüm sich entfaltet, so hinderlich ist und bleibt er dem eigentlichen Schaffen. Ungarn war immerdar ein Verzehrer und konnte, was ihm an geistigem und sonstigem Gute von anderen Völkern zufloß, niemals mit etwas anderem bezahlen, als mit Korn, Vieh, Wein und ausgezeichnetem Soldatenmaterial." *

Wir glauben noch hinsetzen zu müssen, daß der letzte Ausspruch — das Soldatenmaterial betreffend — nicht einwandfrei ist, nachdem, wie wir gesehen haben, politische Umtriebe meist diese gute Eigenschaft illusorisch zu machen verstanden.

Die Anfänge der Wirtschaft.

Von E. Schwiedland.

Alle organischen Wesen sind von der Umwelt in zahllosen Beziehungen abhängig, die sich besonders mannigfaltig gestalten, wenn sie in einem dauernden Verhältnis zu ihren Gattungsgenossen stehen.

Der Mensch unterliegt dieser Erscheinung im hohen Maße. Im besonderen der moderne Mensch bietet, auf sich allein gestellt, ein Bild kläglicher Hilflosigkeit. Sein Körper vermag den Unbilden und Härten der Natur nicht zu trotzen und selbst im ruhigen, geregelten Alltagsgang des Lebens bedarf er zahlloser Hilfsmittel, über welche seine Nebenmenschen verfügen und die er auf Grund sozialer Beziehungen von ihnen erlangt.

Sofern er nicht selbst die Sachen herstellt, deren Besitz er anstrebt, erwirbt er sie von anderen oder sichert sich die Mithilfe anderer; beides (Sachen wie Leistungen) nutzt er unmittelbar, in solcher Form, wie sie ihm zuteil werden — oder mittelbar, indem er durch sie andere Güter zu gewinnen trachtet. Solcher mittelbarer Nutzen ergibt sich, wenn man durch die weitere Verwendung von Gütern neue Produkte gewinnt oder vorhandene veredelt, gegen Verderb wie Entwendung sichert oder sie vertauscht oder verleiht und hiefür ein Entgelt empfängt.

Dieser Verkehr steigert sich und am Ende stellt jeder Brauchbarkeiten her, die er für sich gar nicht oder nur zum allergeringsten Teil benötigt, für die er jedoch von anderen dasjenige eintauscht, dessen er bedarf. **

So ist der Mensch nicht allein durch seelische und geistige Triebe, sondern auch in materiellen Dingen mit seinen Nebenmenschen untrennbar verknüpft, von ihnen

* Wastian, Ungarns Tausendjährung in deutschem Lichte. München, 1896.

** „Die Menschen erzeugen jetzt nicht die Dinge, die sie brauchen, sondern jene, die sie nicht benötigen, in der Zuversicht, dafür im Tauschwege das zu erlangen, dessen sie bedürfen. Die Gesamtheit gewinnt daraus die Vorteile der Arbeitsteilung, der Lokalisierung der Industrie nach den günstigsten Bedingungen und einer Produktion im großen Maßstabe." (R. Mayo-Smith, Statistics and Economics, 1899, S. 7).

schon zur Erhaltung seiner baren Existenz abhängig. Ihr Beistand und Verkehr (allgemein menschlicher wie besonderer wirtschaftlicher Art) begründet soziale Beziehungen und wird seinerseits durch soziale Gepflogenheiten geregelt.

Diese geselligen Bande sind in den Anfängen der Kultur nur in geringem Maße vorhanden. Im Zuge der kulturellen Entwicklung scheiden sich dann langsam drei große Epochen der sozialen Verknüpfung: jene der blutsverwandtschaftlichen Organisation — der politischen Zusammenfassung zu staatlichen Gemeinschaften — und einer beginnenden Epoche allgemein menschlicher, internationaler Solidarität. *

Die ältesten sozialen Gemeinschaften gründen sich auf die Blutsverwandtschaft. Mann und Weib vereinigen sich zu vorübergehenden Paarungen und sie bleiben wohl noch einige Zeit nach der Geburt eines Kindes beisammen, wie auch andere Tiere sich paaren, die Brut nähren und erst dann auseinandergehen. Diese Gemeinschaft dürfte den ersten sozialen Verband gebildet haben: das erste Zusammenleben, in dem eine gleiche Übung oder Sitte, eine Regelmäßigkeit, sich entwickelte.

Allmählich bilden sich Gruppen gemeinsam lebender Verwandten: Sippen. Anfangs mögen die Paarungen in derselben Gruppe (endogam) erfolgt sein, wobei möglicherweise auch Blutsverwandte miteinander Inzucht trieben; dann verbanden sich auch Angehörige verschiedener Gruppen (exogam). Früher verblieben die Kinder der Mutter; später entwickelte sich eine Scheidung: Mädchen folgten der Mutter in ihre Sippe, Knaben dem Vater in die seine. In der Sippe entwickelt sich die erste dauernde Zusammengehörigkeit; innerhalb ihrer entsteht ein Verbot des Mordes, während außerhalb Fremde sich feindselig gegenüberstanden; ferner garantierte die Sippe gewissermaßen das Leben ihrer Mitglieder durch Blutrache, die sie gegebenenfalls nahm. So ist die Sippe die erste Organisation, in der gesellige Schranken wirken.

Diese erste gesellschaftliche Organisation erwächst aus der gemeinsamen Abstammung. Wer desselben Blutes war oder künstlich als solcher durch äußerliche Blutmischung fingiert wurde, war Genosse, jeder andere Feind, und jede Familie hatte ihr gebietendes Oberhaupt.

Die Sippen wachsen an zu Stämmen; das sind Gruppen von Sippen, in welchen sich ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt. Ein einzelner Führer wurde in Zeiten der Not und Gefahr zur Oberherrschaft bestimmt, aber einmal gewählt, konnte er leicht seine Stelle auch im Frieden behaupten und in seiner Familie erblich machen. Im Stamme bilden sich Unterorgane aus: neben dem Familienhaus, worin das Weib, Kinderliebe, Familiensinn walten, sondert sich ein Männerheim heraus, worin die männlichen Sippen plaudern, spielen, zechen oder ernste Taten beraten. Der mannbar gewordene Junge gelangt in diesen Männerkreis und scheidet damit mehr und mehr aus der Familie aus.

Reibungen und Kämpfe im Innern dürfen sich nur innerhalb enger Schranken betätigen; Selbsthilfe ist innerhalb des Stammes eingeschränkt, private Rache wird durch den Ausspruch der Ältesten oder der Fürsten ersetzt.

Die Sippen und Stämme bilden sich schon zur Zeit einer nomadenhaften Bewegung; sie werden allmählich seßhaft und aus verschiedenen Stämmen erwachsen

* Vgl. Stuckenberg, Sociology, 2 Bände, 1903.

Völkerschaften. Blutvermischung bewirkt Gleichartigkeit der Empfindungen; Verähnlichung und gemeinsame Weiterbildung der Sprache, Verwandtheit der Sitten und des Glaubens, Einheitlichkeit der Geschicke vereinigen die Stämme zu einheitlichen Nationalitäten, mit einem ausgesprochenen Volkscharakter, in größerem Umfange zu „Rassen", d. i. zu Typen einer bestimmten Art, deren Angehörige sich von anderen durch ihre Besonderheit scheiden: wie der Italiener vom Spanier, dieser vom Franzosen, der vom Deutschen, dieser vom Engländer, der wieder vom Nordamerikaner — wobei weitere Differenzierungen innerhalb des gemeinsamen einheitlichen (Grund-)Typus sich ergeben, wie der Unterschied des Schotten vom Iren, des Norddeutschen vom Schwaben usw.

Wie sieht es nun mit der wirtschaftlichen Tätigkeit in den Epochen einer erst langsam keimenden Kultur aus?

Primitive Völker, welche unserer Beobachtung zugänglich sind, schweifen heute noch in kleinen Gruppen, ähnlich Rudeln der Tiere, in steter Nahrungssorge umher. Von tierischen Herden unterscheidet solche menschliche Horden ihre Entwicklungsfähigkeit.* Von diesen „wilden" Völkern schließt Bücher auf den Urzustand der Menschheit überhaupt. Bessere Grundlagen für unsere Vorstellungen dürften wir auch nicht haben, wenn auch im einzelnen die Verhältnisse von einer Rasse zur andern gewiß immer sehr verschieden waren.** Und mögen auch Ethnologen an der Darstellung Büchers manches auszusetzen haben,*** immerhin bietet sie ein Bild, das noch durch keine bessere plastische Gesamtdarstellung ersetzt worden ist.

In Höhlen, unter einem Baum, hinter einem Windschirm aus Reisig, in einer ausgewühlten Erdgrube ist das Nachtlager der primitiven Wilden.† Zur Nahrung dienen vorwiegend Pflanzenteile: Baumfrüchte, Beeren, Wurzeln, gelegentlich auch alles Animalische: Muscheln, Würmer, Käfer, Ameisen. „Jeder und jede verzehrt roh, was sie mit den Händen erhaschen oder mit den Nägeln aus dem Boden scharren." „Bald schart man sich zu kleinen Rudeln oder größeren Herden zusammen; bald trennt man sich wieder, je nachdem die Weide oder der Jagdgrund ergiebig ist." Wird ein größeres Tier erlegt oder verendet aufgefunden, so sammelt sich die Horde und jeder verschlingt roh, soviel er kann. Aber die Vereinigungen werden nicht zu Gemeinschaften.††

Dauernder ist die Gemeinschaft nur zwischen Mutter und Kind. Beim Marsch schleppt sie das Kleine auf dem Rücken mit und nährt es mehrere Jahre hindurch an der Brust oder aus dem Munde. Frühzeitig, mit acht bis zehn Jahren, wird es selbständig zur Nahrungssuche geschickt und trennt sich von seiner Horde. Behindern Kinder die Nahrungssuche, so erfolgt nicht selten ihre Tötung; wie auch hinderliche Kranke und Alte im Stich gelassen oder ausgesetzt werden; auch das Lebendigbegraben, Er-

* Schäffle, Abriß der Soziologie, 1906, S. 12. fg.

** Letourneau, La sociologie d'après l'éthnographie, 3. Aufl., 1892.

*** Vgl. Wodon, Sur quelques erreurs de méthode dans l'étude de l'homme primitif; 1906.

† Vgl. über das Folgende: Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft; 5., stark vermehrte und verbesserte Auflage, 1906, S. 1—82.

†† Bücher, S. 26.



schlagen, selbst Aufzehren von Alten und Kranken ist üblich, zuweilen unter Riten, mit einer gewissen Pietät.

Existenzsorge beherrscht also den Menschen. Geschlechtliche Beziehungen bleiben bloße tierischinstinktive Vorgänge: Gefühle der Sympathie und der Liebe haben in der Seele, abgesehen etwa in der Zuneigung der Mutter zu ihrem Jungen,* keinen Platz.

Darwin sah** eine Truppe von Feuerländern an einer wilden zerklüfteten Küste. Sie waren völlig nackt und mit Farbe bedeckt, ihr langes Haar war verschlungen, ihr Mund vor Aufregung begeifert, ihr Ausdruck wild, verwundert und mißtrauisch. Sie besaßen kaum welche Kunstfertigkeit und lebten wie wilde Tiere von dem, was sie fangen konnten. Sie waren gegen jeden, der nicht von ihrem Stamme war, ohne Erbarmen.

So sieht die aetas aurea — die goldene Wiegenzeit der Menschheit — in Wirklichkeit aus, jener Naturzustand, den der römische Dichter besungen und die dichterischen Philosophen der Aufklärungszeit ernsthaft als verlorenes Paradies gepriesen, als Gegenstand ihrer Sehnsucht den Nöten des Kulturlebens gegenübergestellt haben.

Wir befinden uns hier in einer Periode vor der Sippenbildung. Trotz aller Not fehlt jede Vorsorge. Der Ergreifung der angestrebten Dinge folgt sogleich ihr Verbrauch; Vorräte werden nicht gehalten. Die Begierden und Nöte führen den Menschen nicht dazu, Dinge zu machen. Er hat keinen Sinn und kein Gefühl für einen künftigen Bedarf, lebt nur in der Gegenwart, vergißt leicht, spannt schwer die Aufmerksamkeit an und überläßt sich dem jeweiligen Eindruck.

Anfänge der Wirtschaft wie der erste dauernde Zusammenhang unter den Menschen ergeben sich in der Sippe. Kleine Verwandtengruppen, Paare mit ihren Kindern, bebauen gemeinsam ein Grundstück und bilden nach außen einen gemeinsamen Schutzverband, während der Mensch außerhalb der Sippe keine wirtschaftliche und keine soziale Grundlage hat.

Nahrung bieten das Pflanzen- und das Tierreich; allmählich ergeben sich Fortschritte in ihrer Beschaffung. Auf das örtliche Gedeihen bestimmter Pflanzen gründen sich ganze Kulturreiche: Mexiko hatte den Mais und den Maniok, Peru die Kartoffel und die als Mehlfrucht wie als Gemüse dienende Melde (quinoa), Afrika Hirsen (sorghum), Indien, China und die malaiischen Gebiete den Reis, das sonstige Asien und Europa den Weizen, den Roggen, die Gerste.*** Die Kultur dieser Pflanzen und die Zähmung wie Zucht von Haustieren fällt aber in relativ vorgeschrittene Zeiten. Die Beschaffung des pflanzlichen Teiles der Nahrung obliegt anfangs der Frau, die des tierischen Teiles, also die Jagd, dem Manne. Er verfertigt auch die Waffen und Geräte für Jagd und Fischfang, besorgt das Braten des Fleisches und das Trocknen der Fische, die Bearbeitung von Knochen und Häuten, den Bau der Kähne. Bei der Neurodung von Boden helfen Männer mit, der Frau fällt aber der Landbau zu, das Mahlen des Getreides, das Brauen von Bier, das Formen und Brennen irdener Kochtöpfe, die Verarbeitung der pflanzlichen Stoffe. Mitunter übernehmen allerdings

* Letourneau, S. 146.
** Abstammung des Menschen, II., 356.
*** Letourneau, S. 24.



auch Männer das Spinnen, Weben, Flechten, die Herstellung von Rindenstoffen oder die Bereitung von Palmwein. Jede Frau hat ihre gesonderte, selbstgebaute Hütte. Kleine Feldstücke werden in Kultur genommen, meist in Beete zerlegt, oft musterhaft gehäufelt und sauber gejätet, das Ganze mit einem Zaun umgeben gegen das Eindringen wilder Tiere.*

Der Boden gehört allen Siedlungsgenossen; scheint seine Kraft erschöpft, muß er gewechselt werden.

Jagd und Fischerei liefern in den Tropen meist nur eine zeitweilige Ergänzung zur Pflanzennahrung; nur bei kleinen Wald- und Uferstämmen bildet Fleisch die Grundlage der Ernährung, wird getrocknetes Fleisch mit ackerbauenden Nachbarn getauscht. Der Viehbesitz scheint indes nicht aus wirtschaftlichen Gründen aufgekommen zu sein, sondern aus Gründen religiösen Kultes oder der Eitelkeit. Primitiven Menschen widerstrebt es oft, Fleisch und Eier von gezähmten Tieren zu essen** und Rinderbesitz ist bei Negervölkern bloß Liebhaberei, wie er ja heute noch in Nordafrika, Südspanien und Süditalien Luxus ist.

Um größere Tiere zu erlegen, werden allmählich Fangmethoden ausgedacht (Gruben, Verhaue, Fallbäume), wird von ganzen Stämmen oder Dorfgemeinden ein direkter Angriff auf das Wild gemeinsam unternommen. Ähnlich wirken die Dorfgenossen an Meeresküsten beim Fischfang zusammen, wo Kähne und große Netze erforderlich sind, die nur durch Arbeit vieler hergestellt und gehandhabt werden. Auch sonst werden Arbeiten, welche die Kräfte des einzelnen Hauses überschreiten, mit Hilfe von Nachbarn oder gleich für alle von der ganzen Dorfgemeinde gemeinsam verrichtet.

„Mit der Zahl der Frauen wächst auch die Zahl der Kinder und so trägt die Sippe in sich eine natürliche wirtschaftliche Expansionskraft."*** Die Bearbeitung von Gegenständen scheint zum Zieren des Körpers begonnen zu haben.† Von größter Bedeutung wird die Benutzung des Feuers. Zunächst werden Fleischstücke geröstet, später Fische, dann wird das Kochen von Wasser und in Verbindung damit die Töpferei erfunden.†† Der Hüttenbau, das Schnitzen von Pfeilen, Bogen und sonstigen Geräten, das Flechten und Weben von Stoffen, die Bereitung berauschender Getränke fordern immer mehr Arbeit. Dann kommt die Handmühle auf; ein festliegender und ein beweglicher Stein, zwischen denen die Getreidekörner gemahlen werden (Abkömmlinge solcher schwer beweglicher Mahlmühlen sind in Pompeji und in den arabischen Lohnmühlen zu sehen). Die Übung, Gegenstände mit Steinen zu zerstoßen, leitet zur Erfindung des Mörsers: eines ausgehöhlten Stückes Holz mit einer hölzernen Keule. Das Zusammenbinden mit zähen Faserstoffen, mit Seilen oder mit Ranken der Schlingpflanzen wird ersonnen. Kähne sind mit Feuer ausgehöhlte Baumstämme oder zusammengenähte Rinden, die Ruder löffelartige Hölzer mit kurzen

* Bücher, S. 31—47.

** Hartmann, Über historische Entwicklung, S. 20.

*** Bücher, S. 56.

† Les sauvages ont un habillement fixe (transformations durables du corps, cicatrices, tatouage, perforation du nez, des lèvres, des oreilles), et un habillement modifiable (ceintures, anneaux, colliers, bracelets). Cosentini, La sociologie génétique, 1905, S. 199.

†† Letourneau, S. 31.

Stielen, fast nur eine Verbreiterung der Handfläche. Die Sippe stellt alle Gegenstände her, deren sie insgemein bedarf und so besteht kein Anlaß zur Ausbildung besonderer Berufe. Wohl aber betreiben häufig ganze Ortschaften eine besondere häusliche Kunstfertigkeit mit Vorliebe: „Wo sich guter Töpferton findet, da werden die Frauen leicht eine hervorragende Geschicklichkeit in der Töpferei erlangen; wo Eisenerz zutage liegt, wird die Schmiederei, in waldreichen Küstengegenden der Kahnbau blühen."*

Innerhalb des Stammes kann jeder vom andern Nahrungsmittel verlangen, in eine Hütte eintreten und Speise heischen. Nach einer Mißernte besuchen ganze Gemeinden ihre Nachbarn, um sich von ihnen eine Zeitlang erhalten zu lassen. Gebrauchsgegenstände wie Werkzeuge werden innerhalb des Stammes allgemein hergeliehen.

Aus angewachsenen Familienverbänden lösen sich engere Hausgemeinschaften mit geringerer Personenzahl los. Der Boden gehört weiterhin allen Dorfangehörigen gemeinsam und sie bebauen ihn wohl auch noch gemeinschaftlich; jedes Haus verbraucht aber gesondert die Früchte, die ihm zukamen, und hat besonderes Eigentum an Haus, Hof, Geräten und sonstiger Habe. Bei den Arbeiten im Hause oder auf dem Felde vollführt jede Kategorie: Männer und Frauen, Mütter und Kinder, Väter und Großväter ihre besondere Tätigkeit nach ihrer Eignung. Bei ungewöhnlichen und besonders großen Arbeiten bilden sich nach alter Übung auf Einladung des Hausvaters unter den Nachbarn vorübergehende Arbeitsgemeinschaften für diese Zwecke.

So macht sich, wie vordem innerhalb der Sippe zwischen den Angehörigen der Familie, jetzt innerhalb des Stammes zwischen den stammverwandten Familien ein fester Zusammenhang, eine wirtschaftliche Gemeinschaft geltend.

Von Stamm zu Stamm schafft die Gastfreundschaft Beziehungen, Fremde miteinander verbindend; sonst herrscht zwischen stammfremden Sippen Feindseligkeit und mancherlei Fehde: um Jagdplätze, um Weiden, um Weiber. Getauscht wird nicht; die Übertragung erfolgt als Geschenk, Spielgewinn, Entschädigung, Vermögensstrafe, Raub, Kriegsbeute oder Tribut**. Raub und Geschenk sind bei manchen Stämmen in Polynesien noch heute die einzigen Formen des Besitzwechsels. Gerieten Stämme und Völker mit verschiedenen Produktionsverhältnissen aneinander, so vermittelten auch die gegenseitigen Friedensgeschenke die Kenntnis fremder Produkte, die trotz der dürftigen Hilfsmittel oft von hoher Güte und in Färbung oder Formung von erstaunlich feinem Geschmacke waren.

Immerhin erwächst aber jeweils die gewerbliche Technik „stamm- oder dorfweise", in besonderen „Stammesgewerben". In jedem Stamme verfertigt jede Einzelwirtschaft die ihm eigentümliche Art von Gütern; als der Tauschverkehr sich anbahnt, bringt daher jeder Stamm seine besonderen Güter — Naturprodukte oder künstliche Erzeugnisse — als Entgelt. So bezahlt den Erzeugern die nämlichen Speere und Messer der eine fremde Stamm mit Palmöl und Erdnüssen, ein anderer dagegen mit getrocknetem und geräuchertem Fleisch.***

* Bücher, S. 57/8. Auf der gleichen Grundlage einer gebietsweisen Arbeitsteilung entstanden zahlreiche Handwerkerdörfer in Osteuropa; vgl. Schwiedland. Kleingewerbe und Hausindustrie in Österreich, 1894, Bd. I., S. 20 fg und 43 fg, und Schwiedland, Gewerbliche Betriebsorganisationen in Österreich, im Staatswörterbuch von Mischler-Ulbrich, 2. Aufl. 1906.

** Bücher, S. 62.

*** Vgl. Bücher, S. 72 fg.



Die ersten Arten der Besitzübertragung, Raub und Geschenk, sind einseitige Zuwendungen, ohne Gegenleistung des dadurch in Vorteil Gesetzten. Unter Gleichstehenden (z. B. unter Gastfreunden) findet das Geschenk seine Ergänzung am Gegengeschenk. Aus solchen Gegengaben entsteht der erste Tauschverkehr, beruhend auf der geschilderten interlokalen Arbeitsteilung und beschränkt auf wenige typische Güterarten. Er erfolgt an den Stammesgrenzen, auf freien Plätzen, oft mitten im Urwald. Da sind die ersten Märkte: „neutrale Gebiete, auf welchen alle Stammesfeindschaften ruhen müssen: wer den Marktfrieden bricht, setzt sich den strengsten Strafen aus. Jeder Stamm bringt auf den Markt, was ihm eigentümlich ist, der eine Honig, der andere Palmwein, ein dritter getrocknetes Fleisch, ein anderer Tongeschirr oder Eisengerät oder Matten oder Gewebe“ — hinterlegt seine Güter und zieht sich hierauf zurück, dem andern Stamm Anlaß bietend, die Gegenstände zu besehen, an sich zu nehmen und durch die ihm eigentümlichen zu ersetzen, die der andere Teil dann abholt. So treiben mißtrauische Feinde miteinander einen „stummen Handel“ in der Form gegenseitigen Beschenkens, wobei eine Gegenleistung erwartet wird, diese sich aber nicht auf einen individuell bestimmten Gegenstand richtet und ein gegenseitiges Abwägen des Wertes erst sehr allmählich eintritt.

Sobald man schenkt um eines ganz bestimmten Gegengeschenkes willen und das Gegengeschenk nur erfolgt, nachdem ein speziell gewünschtes Gut vorher gegeben worden ist, wird aus dem gegenseitigen Schenken ein Tausch in unserem Sinn, eine streng zweiseitige Form des Besitzwechsels.

Zugleich werden einzelne haltbare Gegenstände, über welche der eine tauschende Teil zu verfügen und die der andere zu begehren pflegt, örtlich allgemein als Tauschgegenstände bevorzugt. Zum Gebrauch wie zum Tausch gleichmäßig gut verwendbare Dinge — Ringe und Spangen aus Gold oder Bronze, Perlen und Muscheln, Steine, Waffen und Geräte, Sklaven und Sklavinnen, Pelze, Vieh, getrocknete Fische, Tabak, Reis usw. — die immer gelten, werden zum „Geld“: zur Ware, gegen welche alle anderen vorzugsweise umgesetzt und in der sie gewertet werden.* Dabei ist es örtlich höchst verschieden, welche Gegenstände derart allgemein in Tausch genommen werden; auch entwickeln sich verschiedene solche Geldarten nebeneinander. Zugleich entsteht eine Wertvergleichung und ein übliches Wertverhältnis. In Darfur, in Zentralafrika, soll noch heute die Wertskala bestehen: ein Sklave von bestimmter normaler Größe gilt gleich 30 Stück Baumwollgeweben von bestimmter Länge oder sechs Ochsen oder zehn spanischen Duros, also 50 Peseten (etwas über 40 Kronen). Das System wird ergänzt durch Zinnringe, Perlenschnüre usw.**

Für die Kulturentwicklung bleibt die Tatsache entscheidend, daß die Gegenstände, die man jeweils im Tausche allgemein annahm und deshalb auch gegen andere weitervertauschen konnte, mithin die als Geld dienenden Objekte, wie Bücher betont: langsam die Menschen von Stamm zu Stamm in regelmäßigem, friedlichem Verkehr verbanden und einer Verschiedenheit der Produktion mit Hinblick auf den Austausch die Wege bahnten.

Dies sind die Anfänge der Wirtschaft. Die allein streifenden Individuen oder gemeinsam hausenden Familiengenossen heimsen Gegenstände ein und richten sie zu;

* Vgl. Helfferich, Das Geld, 1903, S. 9—18.

** Helfferich, S. 14.

später trachten sie, welche zielbewußt, durch Arbeit, hervorzubringen; dazu wirken die Dorfgenossen mit und werden den Familiengruppen Fremde eingegliedert: Sklaven und Hörige oder freie Personen, die man feierlich aufnimmt.

Immerhin spielt sich das spezifisch Wirtschaftliche ab:
in der Erschaffung oder
im Erwerb der Güter,
in ihrer Aufbewahrung und
in ihrer Zuteilung für den Gebrauch oder Verbrauch.

Sorge für die Beischaffung und Zuratehalten bei der Verwendung ist auch heute der Inhalt der wirtschaftenden Tätigkeit — in diesem wesentlichen Grundzug hat sich nichts geändert. Bis auf den heutigen Tag, wie einstmals, besteht das Wirtschaften in einer planvollen Sicherung von Dingen, die man anstrebt zur Befriedigung von Begierden oder Bedürfnissen.*

Blieb das Wesen der wirtschaftenden Tätigkeit unverändert, so entwickelten sich doch ihre ursprünglich einfachen Formen beständig zu immer komplizierterer Betätigung, zu dem reichen und mannigfachen wirtschaftlichen Getriebe der Gegenwart und zur Anwendung möglichster Wirtschaftlichkeit, d. i. sparsamer Umsicht bei der Beschaffung, Verwahrung und Verwendung der Güter.

Saison.

Von Thaddäus Rittner.

I.

Es ist zwischen eins und zwei nachmittags. Die ganze Welt schläft in der Sonne. Die Insel Lido, das Hotel Tramontano, die Lagunen, das Meer, die Gondeln . . . . Alles schläft in der Sonne.

. . . Und monsieur Adolphe schläft in der Portierloge. Seine Freundin Marietta, das Zimmermädchen, sitzt bei ihm, hält die Hände unter der weißen Schürze und . . . denkt.

Signor Enrico, der Portier, frühstückt. Ernst, melancholisch, gründlich. Signor Enrico frühstückt immer.

Marietta ärgert sich. Denn die kleine, kränkliche Portiersfrau stört sie mit ihrem Schwätzen. Die Portiersfrau summt wie eine Fliege, eintönig, singend.

— Ich weiß, mein Mann ist mir nicht treu . . . O dio mio! . . . Ich weiß, daß mein Mann gestern alles verspielt hat, was er vom Principe russo bekommen hatte . . . O dio mio! Und mein linkes Bein ist geschwollen und ich werde vor dem Herbste sterben . . . Und du, Marietta, bist die Tochter des Teufels und keines Menschen . . . führst einen

* Schäffle (Bau und Leben des sozialen Körpers, 2. Aufl., I., S. 116) bezeichnet als Hauptaufgaben aller Haushalte: Einkommenbezug — Verwandlung des Einkommens in fertige Güter — „wirtschaftliche" Leitung des Gebrauches — Ausmusterung der verbrauchten und Zurückleitung der unverbraucht bleibenden Einkommenstoffe in den allgemeinen Güterumlauf — endlich Ersparung, Defizitdeckung u. dgl. Das sind vervollkommnete Differenzierungen der im Wesen auf Beschaffung, Verwahrung und Zuteilung zum Gebrauch gerichteten grundlegenden Tätigkeit.



sündhaften Lebenswandel . . . Und wenn Enrico endlich gefrühstückt hat . . . o dio mio! . . . und sich schlafen legt, so will ich seine Hosen durchsuchen . . . vielleicht hat er doch nicht alles verloren. . . .

— E . . . Zanzara! — zischte Marietta.

Aber die Portiersfrau summte weiter:

— Und auch diese „Zanzara“ werde ich dir nie verzeihen — klagte sie weinerlich, milde — du warst die erste, die mich so nannte, und nach dir das ganze Hotel. . . Obwohl alle Heiligen und Madonna bezeugen werden daß ich eine ordentliche Frau bin, keine Zanzara und überhaupt keine Mücke und daß ich niemand beiße, kein Blut trinke . . . sondern im Gegenteil jeden, sogar so eine Hündin wie du, anständig behandle . . .

— Basta, Zanzara! — seufzte monsieur Adolphe im Schlafe.

Die Portiersfrau ächzte wie ein Hündchen, das einen Fußtritt bekommen. Und wieder sickerte tropfenweise, wie schmutziges Regenwasser, ihr sanftes Klagen, leise und ohne Erbarmen.

— Ich bin keine Zanzara . . . ich beiße niemand . . .

— Aber du summst — flüsterte leise Marietta. Zanzara summte.

Und die Gedanken Mariettas begannen auch zu summen. Das Mädchen fühlte den kommenden Schlaf, wie die Nähe des Geliebten. Sie wollte sich nicht ergeben . . . Doch kokettierte sie ein wenig mit dem Feinde. Sie glaubte an ihre Energie, sie wußte, sie würde nicht einschlafen . . .

Und Herr Adolphe träumte, daß die amerikanische Familie von Nr. 45 abreiste.

— Subito, quaranta cinque parte! — schreit er im Schlafe auf den Lift-boy.

Er schreibt die Rechnung, läßt das Gepäck heruntertragen, bestellt die Gondel . . . Alles im Schlafe.

Und hat dabei das klare Bewußtsein, daß er nur träumt und daß nur darum alles so glatt sich erledigt. Doch ist es merkwürdig dunkel und das Meer ist schwarz und es weht der Scirocco — und Unruhe ergreift monsieur Adolphe. Eine Unruhe, wie in den letzten Szenen eines Dramas, dessen Lösung und Finale ein großes, wahrhaft fürstliches pour-boir bildet, das er vom Haupte der amerikanischen Familie zweifellos bekommt.

— Quaranta cinque parte . . .

Dabei betet er zu Gott, ihn ja nicht aufwachen zu lassen, bevor ihm die Amerikaner das Geld nicht in die Hand geben.

— Zanzara klagt leise und weint . . . Durch das offene Fenster hört man das Plätschern der Ruder . . .

Und Marietta denkt:

— Der Padrone ist in mich verliebt . . .

— Maladetto! — flucht Adolphe, der gerade in dem Augenblicke aufwachte, als der Amerikaner ihm eine Banknote reichte . . .

Gleichzeitig ertönte die Glocke.

— Einundzwanzig läutet! — schrie Zanzara.

Das Mädchen schloß ihre herrlichen Augen und gähnte.

— Marietta! — ermahnte weinerlich die Portiersfrau — Einundzwanzig läutet! . . .

— Soll nur läuten — murmelte Marietta.

Aber monsieur Adolphe knurrte wie ein böser Hund, kurz, brutal . . .



— Hinauf!

Und Marietta erhob sich träge, auf Befehl des Geliebten.

. . . Sie ging schläfrig, wie eine Odaliske, über den roten Teppich, die Stiege hinauf mit den cremeweißen Händen ihr Kleid haltend . . .

Und dachte:

— Der Padrone ist in mich verliebt . . .

II.

Signora Donini zählte das Silber, nach der table d'hôte. Alle Fenster des Speisesaales waren offen und der heiße Wind tollte wie eine Hexe auf den Tischen und mißhandelte das Tischzeug.

Über Venedig hingen rote Wolken und die Kuppel der Santa Maria della Salute leuchtete wie der große aufgehende Mond.

Padrone, signor Donini, sang in der Seele eine Oper eigener Komposition, unendlich wie die Welt und wild wie das Meer . . . aber auf dem Papier machte er auf Befehl seiner Frau seltsam komplizierte und überflüssige Rechnungen.

Die Wirtin kommandierte:

— Giulio, du gehst augenblicklich zu Moisé und fragst ihn, warum auf dem Tische Drei die Servietten nicht ordentlich gefaltet sind. Schimpf ihn aus! Hörst du?

Donini stand augenblicklich auf, gehorsam wie ein Schulknabe und ging in den dämmrigen Korridor.

Furchtsam sah er sich um.

— Moisé — sagte er halblaut.

Niemand meldete sich. Aber einen Moment darauf hörte man wie Flügelrauschen und unterdrücktes Lachen und aus der lichten Türöffnung der Küche stürzte Marietta.

Der Wirt wandte den Kopf weg und es schlug ihm das Herz. Er fürchtete sich vor den Augen des Mädchens wie vor bösen Geistern.

Einen Augenblick stand er ratlos da. Und erst als das Mädchen irgendwo in den Schatten des Korridors verschwunden war, ging er leise zur Küche und schaute hinein.

Auf einem kleinen Schemel saß der alte Cameriere, aß Mandeln und warf die Schalen gleichgültig auf den steinernen Fußboden.

— Moisé — sagte der Padrone.

Der Cameriere stand unlustig auf und fragte mit den Augen: cosa?

— Moisé — begann schüchtern Donini — hast du auf dem Tische Drei die Servietten gefaltet? . . .

— Ma . . . si, signore — wunderte sich Moisé.

Der Wirt errötete vor Angst, aber flüsterte trotzdem:

— Denn mir scheint, daß du es nicht getan hast.

— Ma . . . si, signore!! — empörte sich Moisé und maß den Padrone mit einem kalten, gleichsam ironischen Blicke.

Donini wandte sich beschämt um und ging zum Speisesaal.

— Hast du den Lump ausgeschimpft? — fragte die Frau.

— Ausgeschimpft, teure Viktoria — antwortete er ganz leise.



Und dann setzte er sich wieder zu seinen Rechnungen. Es wartete auf ihn schon „die große Arie" aus der dreizehnten Szene des zehnten Aktes und umarmte ihn liebend, bevor er den Bleistift ergriffen hatte.

Wie ein heimlicher Morphinist tötete er sich langsam mit dem Gifte seiner verborgenen, aber steten musikalischen Orgien.

Unterdessen rechnete und schimpfte wirklich die von Eifer und Energie feuerrote Signora Vittoria.

Ihre laute Stimme übertönte das Rauschen des Windes, den Lärm der im Hafen streitenden Gondolieri und das Gelächter der im Salon versammelten Gäste.

— O! Che voce! — wunderte sich mit Hochachtung Donini, obwohl die Stimme seiner Frau ihm „die große Arie" verdarb . . .

Im Saale trat Ruhe und Ordnung ein. Padrona setzte sich zu ihrem Manne, schweratmend und müde.

— Wenn ich die verdammten Kerls nicht fortwährend überwachte! — seufzte sie mit einer gewissen Genugtuung — o, die Bande! Die Hallunken, die Gauner . . .

Plötzlich streichelte sie den Kopf ihres Mannes wie den eines fünfjährigen Söhnchens.

— Caro mio! — flüsterte sie.

Der schöne Giulio dankte ihr mit seinem furchtsamen Cherubim-Lächeln.

— Bello! — begeisterte sich wie gewöhnlich Vittoria — bello come . . .

Einen Augenblick suchte sie nach einem Vergleiche.

— Come un . . . tenore.

Unterdessen wartete auf der Schwelle des Saales, mit diskreter Achtung für das eheliche Glück und mit einer vollen Tasche — der Briefträger.

Einen Augenblick später weinte Signora Vittoria.

— O mamma mia, o mamma . . .

In der Hand hielt sie den fatalen Brief, der von ihrer Vaterstadt Legnano gekommen war.

Giulio schaute hilflos auf seine Gattin. Er war nicht gewöhnt sie weinen zu sehen. Also schaute er wie auf eine seltene, katastrophale Naturerscheinung.

Er begann leise und vorsichtig ihre Hand zu streicheln. Seine gewöhnliche Formel des Tröstens fiel ihm ein:

„Wir werden uns schon irgendwie helfen."

Aber dann besann er sich; es paßte nicht hierher. Die Mutter Vittorias ist tot, was kann man da helfen?

Also streichelte er nur die Hand seiner Frau und wartete, bis sie sich beruhigt.

Vittoria erhob sich heftig.

— Ich fahre nach Legnano — sagte sie mit ihrer normalen Stimme.

— Auf wie lange? — fragte der Padrone instinktiv erschreckend.

Darauf bekam er keine Antwort. Überhaupt existierte er durch fünf Stunden für seine Frau nicht. Vittoria packte ein, gab Weisungen, schrie auf die Dienerschaft wegen verschiedener — künftiger, möglicher Vergehen und Sünden und war überhaupt in der heißesten Volldampfbewegung.

Erst gegen 10 Uhr abends erinnerte sie sich an ihren Gatten:

— Du bist dumm, unbeholfen, unbrauchbar, verschlafen . . .

Aha! — dachte schaudernd Donini. So begann es immer, wenn seine Frau die Absicht hatte, ihn mit einer schweren, seine Kräfte übersteigenden Aufgabe zu betrauen.

Vittoria durchbohrte ihn mit einem Blicke und sagte:

— Wir sind mitten in der Saison. Schrecklich viel zu tun . . . das Hotel ist überfüllt . . . Und ich muß wegreisen. Verstehst du? Ich muß. In Legnano brauchen mich die Geschwister . . . Und ich muß dir, dir — das Hotel anvertrauen. Ich weiß, daß du mich in einigen Tagen ruinieren kannst, aber was soll ich tun? Ich muß. Der Wille Gottes geschehe!

Giulio machte ein so verzweifeltes Gesicht, daß Vittoria gleich wieder an ihre selige Mutter denken mußte und zu weinen begann.

Und von unten hörte man das Summen Zanzaras, die schon vom Tode der Mutter Padronas erfahren hatte:

— Dio mio, dio mio . . .

Vittoria trocknete sich die Augen. Und Domini wiederholte seine Frage von früher:

— . . . Auf wie lange?

Die Padrona schlug sich auf die Stirn.

— Was weiß ich? Bin ich der Herrgott? Vielleicht auf zwei Wochen, vielleicht auf einen Monat . . .

Und dann nahm sie ihren Gatten beim Arme und schrie:

— Sei ein Mann! . . . Zeige, was du kannst . . .

Zanzara summte unten:

Dio mio . . .

III.

Monsieur Adolphe stand in der Mitte des Saales, in einem idealen Frack und leitete mit strengen Blicken die feierliche Zeremonie des Diners.

Bei vierzehn größeren und kleineren Tischen bedienten vierzehn größere und kleinere Kellner.

Sie arbeiteten atemlos, in steter Bewegung und von ihrer Tätigkeit so in Anspruch genommen, daß sie die stummen Zeichen und Befehle Adolfs scheinbar nicht sehen konnten. Und dennoch richteten sie sich peinlich nach ihnen. So wie Musikanten die mimischen Kommandos des Kapellmeisters fühlen und ausführen, obwohl sie scheinbar nur in die Noten blicken.

Die Zeremonie ging still vor sich. Man hörte nur die halblaute Konversation der Gäste. Aber Porzellan und Silber schwiegen und nur hie und da machten sie pianissimo, ganz kleine, diskrete Bemerkungen.

Als nach dem Fische mit warmer Mayonaise der kleine Carlo eine Gabel fallen ließ, machte monsieur Adolphe nur eine schmerzliche Grimasse (wie der Kapellmeister, dessen sensibles Ohr gegen einen falschen Ton protestiert) und erhob leise seine gepflegte Hand, wie um die Stimmung wieder herzustellen.

Monsieur Adolphe stand in der Mitte des Saales und beherrschte sein Königreich.

Baron Schlechtwitz aus Frankfurt am Main dachte: Senf . . . . ist kein Senf da?

Da lächelte der König und brachte dem Baron Senf. — Vortreffliche Bedienung — konstatierte Schlechtwitz aus Frankfurt am Main.

— Ja . . . — murmelte der gelbe Olsen, der Schwindsüchtige aus Bergen — aber das Essen ist schrecklich seit einigen Tagen. . .

Das glattrasierte Gesicht Monsieur Adolphes, der in der Mitte des Saales sein Königreich beherrschte, wurde unmerklich ernster.

— Und auch die Portionen sind kleiner seit einigen Tagen — meinte die Nachbarin Olsens, die dicke Signora Cerigi aus Padua.

An allen Tischen klagte man über schlechteres Essen und über kleinere Portionen.

. . . . Und König Adolphe hörte diese Klagen mit den Ohren der Seele. Und innerlich leidend, lächelte er dennoch süß wie eine Puppe.

Er dachte:

— . . . Es muß weniger und schlechter sein, denn . . . wir alle stehlen seit einigen Tagen. Von der Köchin, der Mutter Mariettas angefangen bis zur summenden Zanzara . . . Und wir hören nicht auf zu stehlen, bis unsere Herrin und Wohltäterin, Signora Donini von Legnano zurückkehrt. Der Himmel gebe uns die Kraft eure Klagen und Beschuldigungen bis zu ihrer Rückkehr ruhig und gefahrlos zu ertragen.

Er lächelte freundlich und im Herzen sprach er fromm einige Ave Marias.

Herr Olsen aus Bergen sagte:

— . . . Und auch diese italienische Dienerschaft kann ich nicht leiden. Denn sie sind . . . Menschen.

— Was sollen sie denn sein? — erkundigte sich Signora Cerigi.

— Automaten. In ganz Europa bedienen in den Hotels taubstumme Präzisionsaffen. Nur hierzulande Menschen . . . Überhaupt hasse ich Italien. . .

— Warum sind Sie dann hier? ärgerte sich die Cerigi.

— Weil ich die Schwindsucht habe.

Man brachte Poulards, die wieder Mißerfolg hatten.

Und wieder gab es unzufriedenes Gemurmel an allen Tischen und Monsieur Adolphe zwinkerte unruhig mit einem Auge, lächelte jedoch freundlich.

Nach Tisch blieb eine Gruppe von Gästen auf der Treppe stehen und lauschte . . . Denn unten, im Hotelbureau spielte sich eine aufregende Skandalszene ab.

— Italienischer Schwindel! — schrie ein dicker Berliner Metzger.

— Ma scusi signore . . . — begann der zitternde und kreideweiße Donini seine Verteidigung.

— Einsperren lasse ich Sie! Augenblicklich reise ich weg!

— Scusi signore . . . — wiederholte mechanisch der Padrone. Und nachdem der Berliner das Bureau verlassen hatte, setzte sich Donini an seinen Schreibtisch und begann wie ein Kind zu schluchzen.

Im Salon spielte jemand die Ouvertüre zu „Faust". Und Zanzara summte in der Portierloge:

— Dio mio . . .

Donini weinte.

Es kam leichten Schrittes monsieur Adolphe herein.

— Na? — wunderte er sich.

Der Padrone richtete sich auf.

— Sie sind schuld . . . — begann er zitternd und stammelnd.

— Pardon . . . wieso schuld? — fragte der Oberkellner.

— Warum betrogen Sie . . . wollte sagen : irrten Sie sich um 90 Franken bei der Rechnung dieses . . . wie heißt er nur? . . . Deutschen? . . .

Adolphe zuckte mit den Achseln.

— Ich weiß gar nichts.

Dann fügte er hinzu mit einem philosophischen Lächeln:

— Man weiß nie, wenn man sich geirrt hat. Darin besteht eben der Irrtum.

Donini schaute mit hilflosem Zorne auf die glatten Wangen des Kellners.

Er träumte:

— Oh! . . . Wenn man ihm eine herunterhaute . . .

Er träumte nur. Und Adolphe flüsterte wie ein Zephir:

— Marietta erzählte mir . . .

. . . Wieder Marietta! — dachte der Padrone verzweifelt — ich habe mich durch diese Geschichte mit Marietta zum Tode verurteilt . . . Für einen Augenblick des Rausches . . . Und dieser Lump weiß alles . . . Und ich werde ihm erlauben müssen nach Belieben zu stehlen . . . Im Kot ertrinke ich wegen dieser Marietta . . .

Plötzlich schrie er hysterisch:

— Die Gäste beschweren sich wegen schlechten Essens und wegen kleiner Portionen . . .

Adolphe lächelte wieder:

— Das ist gewiß nicht meine Schuld, Signor Padrone, sondern die Schuld der Köchin . . .

Dann leiser:

— . . . Und Köchin ist . . . die Mutter Mariettas.

Donini starrte ihn nur an . . . Und monsieur Adolphe ging leichten Schrittes hinaus.

. . . Abends saß Marietta, das Zimmermädchen, im Hotelgarten und verspeiste heiter das Dessert von der table d'hôte.

— Ungeheuer! — rief pathetisch Donini, schön come un tenore — du brachtest mich um den letzten Rest von Selbstachtung . . .

Er seufzte und fügte hinzu:

— . . . Und bringst mich vielleicht um die Liebe meiner Gattin.

— Sie — antwortete die Geliebte des Kellners — brachten mich um meine jungfräuliche Tugend. . .

Sie spuckte zwei Orangenkerne aus.

— . . . Und bringen mich noch um meine Stelle.

IV.

Ein Volksfest.

Großer Ball in der Badeanstalt am Meere. Die eine Hälfte der Dienerschaft unterhält sich in Venedig. Die andere Hälfte tanzt im Stabilimento auf Lido.

Donini sitzt in einem zufällig freien Zimmer im dritten Stock und komponiert einen Trauermarsch für sein eigenes Begräbnis. Durch das offene Fenster fliegt eine Wolke chaotisch vermengter Melodien, eine Staubwolke von abgerissenen Klängen der Violinen und Mandolinen und von Spinnfäden ferner Menschenstimmen.

. . . Einige Schüsse in der Luft und auf dem dunklen Grunde des Himmels platzen Raketten.

Und Donini komponiert den Trauermarsch.

Man hört Rufe einiger Zimmerglocken. Einmal vom dritten Stock, kurz und energisch, dann zweimal von unten . . . und wieder vom dritten Stock.

Der Padrone beruhigt sich.

— Jemand von den Dienern wird doch da sein . . . Dann wieder Glocken, von allen Seiten gleichzeitig, und eine ruft besonders schrill, boshaft, lange . . .

— Die Welt stürze ein! — denkt Donini in musikalischem Rausche.

Und ahmt mit dem Munde die Stimme des Fagotts nach . . .

Singt und genießt.

Zugleich hört er, daß im Gang etwas vorgeht. Unruhige Pantoffelschritte, Kleiderrauschen, polyglotte, männliche und weibliche Flüche . . .

. . . Dann läutet jemand gleichsam „zum letzten Male", verzweifelt, endlos.

— Jetzt gehe ich erst recht nicht hinaus — flüstert Donini — sie werden sich an mir rächen, weil die Diener nicht da sind . . .

Auf schwarzem Grunde sterben triumphierend Raketten.

Und nächsten Morgens — es ist die Zeit des ersten Frühstücks — schläft noch die Dienerschaft und der Padrone sieht mit Schrecken, daß die Tische noch in demselben Zustande sind, in dem sie nach dem gestrigen Diner waren.

Monsieur Adolphe tritt ein, bleich, unrasiert, ohne Kragen und in Tennisschuhen.

— Sie decken nicht auf? — fragt er seinen Herrn.

— Ich? — flüstert Donini, von dieser Unverschämtheit mehr verblüfft als beleidigt.

Adolphe kratzt sich und schaut auf den Padrone vorwurfsvoll.

— Na . . . Sie, natürlich. Signora Padrona hat so manche Arbeit für uns getan, wenn wir keine Zeit hatten.

Und entfernt sich ruhig.

Donini deckt auf. Langsam, ohne Unbehagen. Mit fatalistischer, sanfter Gleichgültigkeit.

Er hat ein Gefühl, als sei er immer nur Stubenmädchen gewesen.

Die Sonne fällt in schrägen Strahlen herein. Und Donini stellt Tassen auf, legt Servietten, Löffeln, kleine Teller hin . . .

Und als geschähe etwas ganz Natürliches, erscheint plötzlich, im Reisekleid Signora Vittoria.

— Was tust du? — fragt sie ohne jede Einleitung, mit ihrer alltäglichen Stimme.

Donini möchte aufschreien beim Anblick seiner Frau, nach der er sich so lange gesehnt hatte. Aber er kann nicht. Wie im Traum.

— Was tust du? wiederholt Vittoria unheimlich leise — wo sind die Dienstboten?

— Dort . . . — stammelt Donini läppisch.

Vittoria blickte ihn einen Moment an und . . . geht.

Jetzt töte ich mich — meint Signor Padrone.

Er denkt:

Vittoria sagte kein Wort, ging einfach hinaus . . . Und bald wird sie vor Zorn rasend . . . Und in solchen Momenten ist immer Marietta ihr Opfer . . . und sie wird

das Mädel blutig schlagen . . . Und Marietta wird kündigen . . . Aber bevor sie den Dienst verläßt, wird sie meiner Frau sagen, daß ich sie verführt habe . . .

Jetzt töte ich mich . . .

Donini hört Lärm. Im Flur gibt es etwas. Als ob mehrere Leute miteinander stritten und gleichzeitig mehrere Koffer über Stiegen und Teppiche geschleppt würden . . .

Donini öffnet vorsichtig die Tür.

Die Padrona haut weder Marietta noch jemand anderen. Sie steht, umgeben von einem Haufen Gäste, denen sie etwas erklärt oder zuredet, mit den Händen fuchtelnd und die Augen rollend.

Sie ist rot, ihre Wangen glänzen.

. . . Gut, daß sie wenigstens spricht — denkt der Padrone mit Herzklopfen.

Und dann fragt er leise den Portier:

— Was ist geschehen? . . .

— Sie reisen weg — antwortet Signor Enrico.

— Wer?

— Tutti . . . Alle Gäste.

— Was?!

— Alle, alle . . . Sie sind unzufrieden . . . mit dem Essen, mit der Bedienung, mit den Rechnungen . . . Sie fluchen . . .

Jetzt töte ich mich — versichert der Padrone wieder und ballt die Fäuste.

Unterdessen geschieht draußen etwas anderes. Ein kleiner Strolch kommt dahergelaufen, ohne Hut, atemlos, schwitzend . . . und spricht und spricht . . . und die Leute auf der Straße hören gespannt zu, wundern sich, schreien . . . Einen Augenblick steht auch Signor Enrico mitten im Gewühl und dann kommt er in die Halle zurück, rot vor Aufregung und erzählt den Hotelgästen das, was er gehört hat. Und die Gäste sind einfach verrückt. —

. . . — Donini fragt den Portier:

— Was ist geschehen?

— Sie bleiben.

Wer?

— Tutti, tutti . . . Alle Gäste.

— Warum?

— Weil . . . der Campanile eingestürzt ist.

— ?!

— Sie wissen nicht? . . . Der Campanile di S. Marco ist seit einer Viertelstunde ein Trümmerhaufen.

Signora Vittoria fällt ihrem Manne um den Hals:

— Esel, Idiot, Trottel . . . Carissimo . . . du hast Glück! . . . Niemand reist . . . Der Campanile . . .

Zanzara, die steinalte Venezianerin, geht händeringend von Gruppe zu Gruppe . . . Und summt:

— Dio mio, dio mio . . .



Erinnerungen an meine skandinavische Reise.

Von Berta v. Suttner.

Zur Osterzeit 1906 habe ich, einem Rufe des Nobelkomitees von Christiania folgend, meine kleine „Nordlandsfahrt" unternommen und davon so lebhafte Eindrücke mitgebracht, daß ich sie gern in einer anspruchslosen Skizze festhalten möchte. Das heißt, diese Aufzeichnungen können nicht den mindesten Anspruch auf ethno-, geo- oder sonstige graphische Eigenschaften erheben, welche belehrungssuchende Liebhaber von Reiseliteratur befriedigen könnten — es sind einfach aneinander gereihte Notizen über persönlich Erlebtes, wie man sie in sein Tagebuch einzutragen pflegt.

Es war dies nicht zum ersten Male, daß ich nach Norwegen kam. Im August 1899, nach Schluß der ersten Haager Konferenz, wurde in Christiania die IX. Konferenz der „Interparlamentarischen Union für Frieden und Schiedsgericht" abgehalten und mein Mann und ich waren aufgefordert worden, den Verhandlungen und Festen beizuwohnen.

Dem Schiffe, das die Interparlamentarier aller Länder in die norwegische Hauptstadt bringen sollte, fuhr ein anderes Schiff entgegen, auf dem sich das Präsidium und das Organisationskomitee der Konferenz befanden, sowie diejenigen Delegierten, welche es vorgezogen hatten, zur Bahn nach Christiania zu kommen und daher schon einige Stunden früher angelangt waren. Außerdem fuhren auch zahlreiche geladene Gäste mit. Darunter war es auch mir vergönnt anwesend zu sein, was mich um eine der erhebendsten und schönsten — auch im ästhetischen Sinne schönsten — Erinnerungen meines Lebens bereicherte. Die Schilderung davon trug ich, wie folgt, in mein Tagebuch ein:

Beim Klang der norwegischen Hymne — an Bord spielte eine Militärmusik — setzte sich unser Dampfer in Bewegung. Der Text zu diesem Nationalgesang, dessen Musik (ich glaube von Grieg) von ergreifender Weihe ist, hat Björnson zum Verfasser. „Das Land der tausend Heimstätten", so nennt der Dichter sein Vaterland.

Es war zwei Uhr. Der Himmel wolkenlos blau; im hellsten Sonnenglanz lag der Fjord und eine kühle Brise bewegte die Luft. Bald kamen wir an der kleinen Kriegsflotille gegenüber, welche bereit stand das Friedensschiff einzuholen. Grüße und Rufe wurden auch mit uns getauscht, obgleich das nicht auf dem Programm stand, sondern vielmehr verabredet war, daß man bei der Hinfahrt voneinander keine Notiz nehmen werde; es schwebte aber eine Stimmung in der Luft, ein bei den Vorkämpfern verstärktes, bei den Neophyten erst auftauchendes Verständnis des glückverheißenden Neubegriffes: Völkereintracht — ein Begriff, der durch solche immer weitere Kreise umfassende Veranstaltungen sichtbare Gestalt annimmt.

Die Gattung Nörgler war darum doch auf dem Schiffe vertreten. Der Ganzgescheite fehlte nicht, der von solchen Dingen immer zu konstatieren und zu prophezeien weiß, daß „nichts dabei herauskommt". Als ob diese von Parlamenten und Regierungen im Namen von Frieden und Schiedsgerichte einberufenen Zusammenkünfte nicht selber schon „etwas Herausgekommenes" wären.

Nicht lang war der Himmel einfarbig blau geblieben. Allerlei Wolkenbilder malten sich hinter den dunklen Bergketten, welche die mit Landhäusern und grünenden

Auen bedeckten Ufer abgrenzen. Das Farbenspiel dieser nordischen Himmel ist in keinem andern Lande zu sehen. Große lichtgrüne schimmernde Flächen, lila moiriert, wie Seen aus hellem Smaragd, in denen Amethystinseln schwimmen — ein wahrer Rausch für das Auge.

Nach vierstündiger Fahrt begegneten sich die beiden Schiffe. John Lund und andere Storthingmitglieder ließen sich zum Parlamentarierdampfer rudern und stiegen zur Begrüßung an Bord. Wieder Rufe, Tücherschwenken von Verdeck zu Verdeck. Die Festung Oskarborg feuert Salut. Unterhalb der Festung sind Truppen aufgestellt und ein in drei regelmäßigen Absätzen neunmal wiederholtes „Hurra" tönt laut und deutlich herüber.

Oberhalb Oskarborg, als die beiden Friedensschiffe da ankommen, setzen sich die Kriegsschiffe an die Spitze, um den Fremden das Geleite in die Kongreßstadt zu geben. Von allen offiziellen Ehrungen, die bisher den interparlamentarischen Konferenzen geboten wurden, scheint mir diese die auszeichnendste und bedeutungstiefste zu sein. Sie symbolisiert den Gedanken: Friedensfreunde und Soldaten brauchen einander nicht feind zu sein, nicht zu suchen einander auszurotten, sondern zu einer höheren Einheit sich vereinen: zur Heeresmacht des gesicherten internationalen Rechts. Dem Komitee ist die Erreichung dieser Kundgebung nicht leicht geworden; es hieß den Widerstand der Konservativen zu überwinden, die sich dagegen sträubten, daß den Bekämpfern des Militarismus militärische Ehren erwiesen werden; solche Parteien pflegen sich ja dem Begriffe der gewaltlosen Umwandlungen, der Verschmelzung der Gegensätze zu verschließen, worin eben der Kulturfortschritt besteht.

In doppelt gehobener Stimmung ging nun die Rückfahrt und Einfahrt vonstatten. Längs des Fjords an allen Häusern Fahnen, die ehrerbietig gesenkt werden, überall Menschen, die am Ufer stehen und begeistert rufen, zahlreiche weiß bewimpelte Schiffchen und Boote, die sich der gemischten Flottille anschließen... Zu alledem kam noch die Glorie eines Sonnenunterganges, wie er anderswo kaum zu sehen ist. Unter dem vibrierenden Feuergold des Westens der große dunkelrote Ball und über diesem, auf vielfarbigem Wolkenhintergrunde, leuchtende Zickzacklinien, wie erstarrte Blitze.

Mein Nörgler war neben mir. Er wollte mir zeigen, vielleicht um mich zu versöhnen, daß er Sinn für Naturschönheit habe.

„Sehen Sie nur," rief er, „wie herrlich — welche Farbenpracht!"

„Ah" — antwortete ich geringschätzig — „dabei wird nichts herauskommen."

* * *

Sieben Jahre später habe ich Norwegen ein zweitesmal gesehen. Den Statuten der Nobelstiftung gemäß soll der Laureat innerhalb sechs Monaten nach der Preisverteilung einen Vortrag in Christiania halten. In Schweden haben die Empfänger der vier übrigen Preise sich am Tage der Nobelgedächtnisfeier selber (10. Dezember) einzufinden, um den Preis aus der Hand des Königs entgegenzunehmen. Auch mir war es anheimgestellt worden, mich am Nobeltage nach Christiania zu begeben, doch war ich daran verhindert und so wurde mein obligater Vortrag auf den 18. April verlegt.

Am 15. gegen Abend langten wir — meine Reisebegleiterin und ich — in Kopenhagen an, wo wir kurze Rast halten wollten. Auf dem Bahnhof empfingen uns Fräulein Sophie Alberti und Fräulein Emma Krafft, zwei um die dänische Frauenbewegung hochverdiente Frauen, und mein alter Freund Frederik Bajer, Gründer und Vorsitzender des internationalen Friedensbureaus in Bern, Mitglied der dänischen interparlamentarischen Gruppe und ehemaliger Kavallerieoffizier. Fräulein Albertis Equipage brachte uns in das Hotel König von Dänemark, wo ein elegantes Appartement für uns bereit stand. Herr Bajer schlug uns vor, am selben Abend nach dem Diner einem Vortrag beizuwohnen, den Ellen Key halten sollte.

Mit Freuden willigte ich ein; ich bin mit Ellen Key befreundet; sie hatte mich vor einiger Zeit in Wien besucht und ich machte mir nun ein Fest daraus, sie auf skandinavischem Boden wiederzusehen.

Es war ein ganz bescheidenes, von bescheidenen Leuten dicht gefülltes Lokal, in das uns Herr Bajer führte. Der Verein, dem die berühmte Schwedin einen Vortrag widmete, ist der „Radikale Jugendverein", dessen Mitglieder vielfach den Handwerkerkreisen angehören. Der Vortragssaal, ziemlich groß, aber mit niedriger Decke, und auch die Vorräume waren gedrängt voll. Vor dem erhöhten Vortragspult stand ein Tisch, um welchen die Vorstandsmitglieder saßen, dahinter sitzend und stehend das aus lauter blutjungen Leuten beiderlei Geschlechts zusammengesetzte Publikum. Als wir ankamen, hatte der Vortrag noch nicht begonnen, Ellen Key stand im Saale von einer Gruppe junger Mädchen umgeben — wahrscheinlich schwärmerische Anhängerinnen — und plauderte in ihrer freundlichen, lebhaften Art. Herr Bajer führte mich zu ihr. Sie war sehr überrascht, mich hier zu treffen und drückte ihr Bedauern aus, daß sie nicht auch meinen Vorträgen werde beiwohnen können, denn schon am nächsten Tage mußte sie nach Deutschland reisen, um vorerst in Bremen und Hamburg und dann in anderen Städten zu sprechen. Nach einer kurzen Unterhaltung stieg sie auf das Podium und, mit brausendem Applaus begrüßt, stellte sie sich vor dem Pult zurecht, an dem Glase Zuckerwasser und an den Manuskriptblättern rührend. In glattem, hohem schwarzen Kleid mit weißem Spitzenkragen, das graue Haar schlicht gescheitelt, macht sie eher den Eindruck einer freundlichen bürgerlichen Tante, als den einer kühnen Sozialreformerin — die sie doch ist — der Kühnsten eine. Sie begann zu sprechen, anfangs mit etwas beklommenem Atem, aber bald immer freier. Ich verstand kein Wort, da der Vortrag in schwedischer Sprache gehalten war; nur einmal, als sie meinen Namen nannte und das Wort „Fred" gebrauchte, konnte ich erraten, daß sie von der Friedensbewegung sprach, der sie ja mit ganzer Seele angehört, und konnte mich des Beifalls freuen, der diese Stelle ihrer Rede begleitete. Daß sie häufig in ihren Vortrag humoristische Lichter einsetzte, ließ sich aus der Heiterkeit schließen, mit welcher ihre Hörer so manchen Satz aufnahmen. Nach einer Viertelstunde unterbrach sie sich und sich an mich wendend, forderte sie mich in deutscher Sprache auf, ich möge, da ich doch nicht schwedisch verstehe, mir doch keinen Zwang antun und ruhig nach Hause gehen, mich von der Reise ausruhen. Ich machte von der Erlaubnis Gebrauch und ging auf das Podium zu, mich zu verabschieden; Ellen Key stieg herab — die beiden alten Damen umarmten sich und die „radikale Jugend" klatschte dazu.

Am folgenden Tag besucht mich Bajer und teilt mir eine Aktion mit, die er in Angriff genommen: die drei interparlamentarischen Gruppen von Dänemark, Norwegen und Schweden in eine skandinavische Gruppe zu fusionieren. Er stößt dabei auf große Schwierigkeiten. Denn der Begriff Skandinavien, der uns Außenstehenden so natürlich einigend erscheint (vielleicht stellen sich die Lappländer den Begriff Österreich als etwas Ähnliches vor), der existiert in Wirklichkeit für die drei Nordstaaten nicht und gerade damals, nach der kaum überstandenen schwedisch-norwegischen Trennungskrise weniger als je. Bitterkeit, Mißtrauen, Groll, diese Begleiterscheinungen exasperierten Nationalgefühls — das mußte ich in meiner skandinavischen Tournee öfters erfahren — die ließen dort, wenn auch nicht ganz so laut und so brutal, so ebenso deutlich die Mißklänge ertönen, an die sich unser Ohr im deutsch-tschechisch-ungarisch-kroatisch-slowenisch-ruthenisch-italienischen Konzert schon gewöhnen mußte. So haben die Schweden sich so sehr über Dänemark geärgert, daß dieses dem selbständig gewordenen Norwegen einen König gegeben hat, daß man in Schweden die dänischen Waren boykottierte. Den anderen und zugleich sich selber schaden: so pflegt blinde Bosheit vorzugehen. Übrigens hat seither die skandinavische Disharmonie bedeutend nachgelassen. Damals war der Riß noch zu neu, waren die Gemüter von den überstandenen Kämpfen noch zu aufgewühlt. Nachträglich ist es Bajer auch gelungen, seinen Plan auszuführen — heute besteht eine fusionierte Gruppe der drei Parlamente.

Den ganzen Vormittag empfing ich Besuche von Interviewern. Die meisten wollten, daß ich ihnen in ein paar Worten alles mitteile, was ich über die Geschichte, den Stand, die Ziele und Ergebnisse der Friedensbewegung weiß. Andere eröffneten mir über diese Gegenstände ihre eigenen Ansichten und erteilten ihren Rat. Da war ein Journalist, Musikreferent an einer großen Zeitung, der wollte mich durchaus zu der Konstatierung zwingen, daß der Friede nur erreicht werden kann durch rationellen Gesangsunterricht der Kinder. Vergebens warf ich ein, daß zur Herstellung eines internationalen Rechtszustandes vielfach andere und vielleicht direktere Wege einzuschlagen wären, er beharrte darauf, ich möge alles übrige Wirken aufgeben und nur mehr an der Verbreitung seiner Methode arbeiten. Denn er hatte eine Methode erfunden, die Kinder „rationell" singen zu lehren. Offenbar baute er auf das Sprichwort „Böse Menschen haben keine Lieder" den weiteren Satz auf: Singende Völker haben keine Kriege.

Ein anderer stellte nur, ganz ohne Umschweife, eine einzige Frage an mich.

„Wie gedenken Sie den Nobelpreis zu verwenden?"

Ein dritter interessierte mich sehr, denn er erzählte mir viel mehr, als er sich von mir erzählen ließ. Er war Kriegskorrespondent — auf japanischer Seite — während des ostasiatischen Krieges gewesen. Er schilderte, wie die stürmende Vorhut bei Port-Arthur in die Drahthecken fiel und da eine Brücke bildete für die Nachstürmenden. Dabei stoßen sich die Drahtspitzen immer tiefer ins Fleisch; aus den Schießlöchern heraus werden die Nahenden erschossen, dann mit dem Bajonett durchbohrt. Das Hineinstechen und Herausziehen ermüdet aber so, daß nach acht bis zehn Stößen der Arm erschlafft. Dann erzählte er, wie er einmal ins Wasser fiel, sich an einem bemannten japanischen Boot hinaufringen wollte, um Beistand bat — keiner aber rührte sich. Es gelang ihm allein. Da machte er den Leuten Vorwürfe.

Diese sagten, es sei Sünde, einem zu helfen, dessen Bestimmung es offenbar sei, zu sterben — nun schon gar einem Weißen...

Zum Diner waren wir zu Fräulein Alberti eingeladen. Vorher wurde unter der Leitung des Herrn Bajer jun. eine Rundfahrt durch die Stadt gemacht. Unser Cicerone nannte die Straßen und die Gebäude; wir fuhren u. a. die „Lange Linie" hinab, Kopenhagens beliebteste Promenade, die sich zum Meer erstreckt. Was mir besonders auffiel, war die große Zahl von Radlern und Radlerinnen, die alle Gassen durchflogen. Das Radeln ist dort so verbreitet, erfuhr ich, daß nicht nur jeder Arbeiter sein Rad hat, sondern auch jedes Dienstmädchen damit zu Markte fährt.

Unsere Rundfahrt endete vor Fräulein Albertis Haus. Ein altes, ehrwürdiges Familienhaus. Noch ganz so eingerichtet, wie es die jetzige Besitzerin von ihren Vorfahren ererbte. Keines der antiken soliden Möbel, keines der alten Bilder ist durch ein neues Stück ersetzt worden; es weht ein anheimelnder Hauch von Vorzeit in den einfach-vornehmen Räumen. Ich glaube, Fräulein Alberti legt eine Art Koketterie hinein, sich in Kopenhagen, wo, wie man mir sagte, die Modernität oft bis zur Dekadenz ausartet, ein Heim zu erhalten, das sich durch gewissermaßen stolzes Altmodischsein auszeichnet.

Unsere Hauswirtin, selber nicht mehr jung, aber noch lang nicht alt, empfing ihre Gäste mit herzerwärmender Freundlichkeit. Freundliche Milde scheint überhaupt der hervorstechende Charakterzug Sophie v. Albertis zu sein. Vielleicht finden sich unter den Leserinnen der Österreichischen Rundschau einige, welche dies bestätigen können, da der große Frauenstimmrechtskongreß, der vor kurzem unter der Ägide Fräulein v. Albertis in Kopenhagen abgehalten wurde, auch von unseren Landsmänninnen besucht war. Sie werden dann auch den Frauenleseklub kennen gelernt haben, der mit seinen 3000 Mitgliedern gleichfalls eine Schöpfung dieser Mildfreundlichen ist.

Unter den Dinergästen befand sich die Schauspielerin Frau Hennings, die berühmteste Ibsendarstellerin der Gegenwart. Vor einiger Zeit hat sie zu ihrem dreißigjährigen Bühnenjubiläum die vierzehnjährige Hedwig in der Wildente gespielt. Ihre zierliche kleine Gestalt, ihr frisches temperamentvolles Wesen ermöglichen dieses Kunststück.

Vom Hause Alberti fuhren wir direkt zur Bahn, um die Reise nach Christiania anzutreten. Unterwegs lernte ich ein Stückchen nordischen Chauvinismus kennen. Ein Mitreisender, Fabrikant und Erfinder eines Prozesses, aus Stickstoff Salpeter zu machen, klagte, daß im Storthing ein Gesetz durchgegangen, welches das Land fremdem Kapital verschließen soll. Alles nur für sich und durch sich wollen die von ihrer jungen Selbständigkeit berauschten Norweger erreichen. Daß in unserer Zeit des Weltverkehrs jede Grenzabsperrung, jedes den Fremden und ihrem Gelde aufgerichtete Hindernis eine Schädigung des Handels und somit des Nationalreichtums bedeuten, das wollen jene Parteien nicht begreifen, die in dieser Angelegenheit im Storthing den Sieg davongetragen hatten. — Ob sich die Sache so verhält, wie unser Mitreisender sie darstellte, das weiß ich nicht.

Um drei Uhr nachmittag kamen wir in Christiania an, vom Sekretariat der Nobelstiftung empfangen und ins Hotel geleitet. Es ist dasselbe Hotel, ja sogar die-

selben Zimmer, die vor neun Jahren mein Mann und ich innehatten; neben uns wohnte damals Johann v. Bloch... Schatten, Schatten. Entschwundenes Leben...

Nachmittag besucht mich der Maler Christian Krogh. Hünengestalt mit Vollbart. Nicht nur berühmter Maler ist Christian Krogh, sondern auch Schriftsteller. In dieser Eigenschaft war er von einem Blatte beauftragt worden, mit mir über die Friedenssache zu sprechen und darüber einen Artikel zu schreiben. Seine eigene Ansicht über die Sache war eine skeptische. Später erschien noch einmal der Sekretär des Nobelkomitees und teilte mir mit, daß in dem großen Saale, der für meinen morgigen Vortrag bestimmt ist, alle Sitze genommen seien und daß auch König Hakon und Königin Maud gegenwärtig sein würden. Ferner daß das Königspaar wünsche, mich am Tage nach dem Vortrage in Audienz zu empfangen.

Am 18. vormittags erhielt ich zahlreichen und illustren Besuch. Vor allen: Bjornstjerne Björnson. Seit neun Jahren hatte ich den großen nordischen Barden nicht gesehen, aber ich fand ihn unverändert. Dieselbe aufrechte, kräftige Gestalt, dasselbe dichte weiße Kopfhaar und dieselbe metallige Stimme. Ich kenne Björnson als einen der entschiedensten und konsequentesten Pazifisten der Welt. Schon vor neun Jahren hatte ich folgende Worte aus seinem Munde vernommen und in mein Tagebuch notiert:

„Der Friedensgedanke ist der größte der Welt, um diesen sollte aller Freisinn sich sammeln; das gäbe, als der letzte große Kampf, die Feuerprobe des Fortschrittes ab."

Wir sprachen natürlich von der neuerrungenen Selbständigkeit Norwegens. Björnson erzählte, wie furchtbar nah die Kriegsgefahr gestanden, und klagte über den chauvinistischen Geist, der während der Krise so leichtsinnig mit der Gefahr gespielt und der auch jetzt noch nicht ganz erloschen sei. Immer noch fürchte man, daß die Schweden, sobald sie sich stark genug dazu fühlen würden, über Norwegen herfallen könnten. Eine große Partei sei dafür, die Rüstungen zu vermehren, und auch die Frauen, sogar die Führerinnen der norwegischen Friedensvereine, kehren die Patriotinnen heraus und plädieren für Neuaufrichtung und Vermehrung der Grenzfestungen. Das Schleifen der Festungen, das im Trennungsvertrag bedingt war, empfinde man hier als Demütigung.

„Wie?" rief ich — „statt stolz darauf zu sein, solche mittelalterliche, verderbendrohende Schranken niedergerissen, der Welt ein so glorreiches Beispiel gegeben zu haben — darüber noch sich gedemütigt fühlen?"

„Ja, wissen Sie," erwiderte Björnson, „was den Leuten fehlt, ist — die Phantasie. Sie haben weder die Einbildungskraft, um sich die ganze Hölle des Krieges vorzustellen, noch auch um die ganze Glorie einer im Sinne des Friedens veränderten Ordnung zu verstehen. Uns Dichter nennen sie unpraktisch, *weil* wir eben Einbildungskraft haben, weil wir hinaussehen über die Kleinlichkeiten der alten Routine und das Bild einer großen Zukunft erfassen."

Später kam noch ein alter lieber Bekannter: der gewesene Lagethingpräsident John Lund. Zum ersten Male traf ich mit ihm im Jahre 1891 in Rom zusammen, wo er der interparlamentarischen Konferenz die offizielle Zustimmung des damaligen norwegischen Ministerpräsidenten Steen überbrachte. Das erregte damals Aufsehen —

es war, glaube ich, die erste öffentliche Kundgebung für die Friedensbewegung von seiten eines Kabinettschefs. Seither bin ich Lund öfters begegnet, vor drei Jahren bei der interparlamentarischen Konferenz in Wien und im Herbst 1904 in Boston. Allgemein gelten die Nordländer für ruhig und kalt, Lund aber ist in seinen Bewegungen, Gefühlen und Reden Quecksilber und Lava. Wir begrüßten uns freudig, er war eigens aus Bergen gekommen (zweieinhalb Tage Meerfahrt), wo er lebt, um dem Vortragsabend beizuwohnen.

Nun waren also die für mich so denkwürdigen Stunden des statutenmäßigen Vortrages gekommen. Es war dies das erstemal, daß ich in so offizieller Weise, umgeben von den Spitzen der Regierung, im Beisein der „Krone" über ein Thema sprechen sollte, das bislang aller ernsten Politik entrückt und besonders nicht als hoffähig betrachtet zu werden pflegt. Alfred Nobel hat durch seine Stiftung zustande gebracht, daß in den nordischen Ländern die alljährliche Verteilung der Preise zu einer gouvernementalen Angelegenheit geworden ist.

Um 7 Uhr wurde ich vom Sekretär des Komitees abgeholt. Er teilte mir schon unterwegs mit, daß Königin Maud unwohl geworden sei und nicht kommen könne.

Vor dem Beginn des Vortrages war in einem Nebensaal die ganze Gesellschaft versammelt, die auf der Estrade Platz nehmen sollte: die Mitglieder des Komitees und verschiedene Staatswürdenträger mit ihren Frauen. Die Gattin Björnsons war auch anwesend. „Nicht wahr, ich habe eine schöne Frau?" sagte mir einmal der Dichter. „Gewiß — sie hat aber auch einen schönen Mann," antwortete ich. In der Tat, diese zwei Charakterköpfe mit den römischen Profilen und dem gewellten, dichten weißen Haarschmuck bieten einen ästhetischen Anblick.

Nach einer Viertelstunde ungefähr wurde das Zeichen zum Beginn gegeben. Unsere kleine Gesellschaft begab sich auf das Podium —, ich von Björnson geführt. Der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt; in der ersten Reihe auf dem Mittelsitz der König. Björnson ließ mich an den Vorlesetisch niedersetzen; er selber hub zu reden an, um dem Publikum mich vorzustellen. Da er norwegisch sprach, entging mir der Sinn seiner Rede — ich verstand nur so viel, daß er hervorhob, ich hätte den Mut gehabt, in einem Militärstaate als erste den Ruf „Die Waffen nieder!" zu erheben. Dann gab er mir das Wort. Ich trat vor bis an den Rand des Podiums. Alle erhoben sich von ihren Sitzen — auch der König. Diese Huldigung galt nicht mir, sondern den Manen Alfred Nobels, denn das ganze Fest war ja doch ein Nobelfest. Mein Vortrag „Über die Entwicklung der Friedensbewegung" (ich sprach ohne Manuskript) dauerte ungefähr eineinhalb Stunden. Daß zum Schluß starker Beifall gespendet wurde, ist im Grunde nur natürlich — man wird doch einem Gast und Laureaten gegenüber jedenfalls solche Höflichkeit walten lassen; was mich aber innig freute, war der Dank Björnsons und Lunds und das Wort, das Björnson zu Lund über mich sagte: „Sie ist so zuverlässig."

Alles endet mit einem Bankett. So auch hier. Als Hausherr fungierte Lövland, Minister des Äußern. Ungefähr hundert Personen, darunter viele Staatsmänner, Storthingmitglieder und Diplomaten mit ihren Damen, nahmen an der blumengeschmückten Tafel Platz. Ich saß dem Hausherrn gegenüber, zwischen Björnson und dem Storthingpräsidenten Berner. Neben Lövland saß der Ministerpräsident Michelsen.

Selbstverständlich wurden Toaste ausgebracht. Lund trank auf das Andenken des großen Schweden Alfred Nobel und auf dessen so ruhm- und vorzugsreiches Heimatland. Als Erwiderung hielt der schwedische Gesandte Günther eine freundschaftswarme Lobrede auf Norwegen — und das war das erstemal seit der Trennung der Union, daß schwedischerseits so herzliche Worte für Norwegen gefallen waren. Jedenfalls ein erfreuliches Resultat der Friedensatmosphäre, die über diesem Nobelfeste schwebte. Die Rede auf mich hielt — in deutscher Sprache — Minister Lövland. Ich will nur die folgenden Worte davon festhalten, wegen ihrer allgemeinen Tragweite:

„.... unsere Aufgabe ist gegeben: jede Gewalttat, jeden Angriffskrieg zu bekämpfen und dadurch auch den gerechtfertigten Krieg der Verteidigung überflüssig zu machen. Wir werden das Gewissen der Menschheit erwecken, das Recht und die Moral an Stelle des Krieges setzen."

Ich mußte eine kurze Danksagung improvisieren; Björnson riß mit einer feurigen Rede die Tafelrunde zu begeistertem Applaus hin und jede ausgebrachte Gesundheit wurde mit dem norwegischen dreimaldreimaligen Hurra begleitet.

Am folgenden Tage, eine Viertelstunde vor der angegebenen Audienzstunde, fuhren wir, meine Begleiterin und ich, ins königliche Schloß. Der Obersthofmeister empfing uns und leistete uns im Wartesalon Gesellschaft. Da hängen die lebensgroßen Porträts des Königs Bernadotte und der schönen Königin Desiderata. Daneben zwei wertvolle Erzeugnisse der modernen norwegischen Bildhauerkunst: von Sinding ein Knabe, der sich in einer Quelle betrachtet, und von Jakobsen eine Ruth mit Ähren.

Um Punkt Zwölf wurden die Flügeltüren geöffnet und ein Adjutant ließ mich in den nächsten Salon ein, wo König Hakon auf mich zukam. Er reichte mir die Hand und wies mir einen Fauteuil an, indem er sich selber setzte und mich in deutscher Sprache begrüßte. Seine Frau (er sagte nicht: „die Königin") bedauere, daß sie mich nicht auch empfangen könne, weil sie noch immer zu Bett war mit einem leisen Anfall von Ischias. Solche Anfälle wiederholten sich öfters bei Witterungswechsel; seit den Tagen der Krankheit ihres Vaters, damals als zu seiner Krönung schon alle Gäste in London versammelt waren und man nichts merken lassen wollte, daß der König nebenan schwer leidend darniederlag; seit damals seien die Nerven der Königin Maud erschüttert.

Der junge Monarch spricht sehr fließend deutsch, jedoch mit englischem Akzent. Seine schlanke Gestalt, seine regelmäßigen, etwas steifen Züge, seine ganze Redeweise haben überhaupt einen englischen Anstrich. Da ist nun ein Däne, Schwiegersohn des Königs von England, Sohn einer schwedischen Prinzessin, plötzlich Norweger geworden und soll es mit Leib und Seele sein. Wird es auch sein. Wenn einen eine Krone nicht zum Patrioten weiht, was sonst sollte dies vermögen?

Die Audienz dauerte dreiviertel Stunden. Die Unterhaltung bewegte sich auf allerlei Gebieten: die eben stattgefundene Katastrophe von San Francisco; Alfred Nobel, mein gestriger Vortrag, worin besonders die Stelle aufgefallen war, in der von dem großartigen Beispiel die Rede war, das die skandinavischen Länder der

Mit- und Nachwelt gegeben haben, indem hier — zum erstenmal in der Geschichte — eine große politische Umwandlung, die Trennung einer Union, die Gründung eines selbständigen Reiches vor sich gegangen war ohne Gewalt, ohne Blutvergießen. „Und dieses andere erhabene Beispiel — davon vergaß ich in meiner gestrigen Rede zu sprechen: das Schleifen der Grenzfestungen . . .“ Hier unterbrach mich der König: „Morgen soll mir der Kriegsminister Vortrag halten — er ist der Ansicht, daß einige Festungen wieder aufgebaut werden sollen . . .“ — „Majestät, verzeihen Sie mir die Kühnheit, aber als Empfängerin des Friedenspreises bin ich berechtigt, auszurufen: Um Gotteswillen — nur nicht wieder Festungen, nur nicht am Rand von Freundesland diese steinerne und eiserne Geste des Mißtrauens und der Drohung! Man denke an die Grenze zwischen der amerikanischen Union und Kanada — an dieser, vielleicht der längsten Scheidungslinie zwischen zwei Ländern der Erde ist nicht nur kein einziges Fort, sondern nicht einmal ein einziger Grenzwächter anzutreffen. Wann wird Europa soweit in der Zivilisation vorgeschritten sein? — Die Nordländer haben den glorreichen Anfang gemacht: — da wird man doch nicht wieder zurückschreiten?“

Das Gespräch drehte sich dann auch noch um Björnson und Ibsen. Letzterer war damals schon schwer krank. Ich erzählte von meiner Begegnung — im Palais von Monaco — mit dem König Oskar von Schweden, der mir nicht verhehlte, wie schmerzlich es ihn getroffen habe, daß seine Norweger ihn so leichten Herzens sozusagen „entlassen hätten“. Nur aus tiefer Liebe zum Frieden und manchem Drängen in seiner Umgebung zum Trotz habe er so gehandelt, daß die Trennung ohne Krieg vor sich gegangen ist. Zum Schlusse dankte mir der König — wofür? Das weiß ich nicht, denn das Danken für den huldvollen Empfang — war ja an mir; und ich war entlassen.

Für den Nachmittag ward ein Ausflug nach Frognersättern geplant, der aber wegen schlechten Wetters aufgegeben werden mußte. Da ich jedoch diesen Ort während meines vorigen Aufenthaltes in Christiania kennen gelernt, so will ich dessen Beschreibung, wie ich sie damals im August 1899 in mein Tagebuch eingetragen, hierher setzen:

Hundertundzwanzig Equipagen waren bereitgestellt und führten die Gäste nach dem Ausflugsorte Frognersättern, zu welchem der zwei Stunden lange Weg unausgesetzt bergan durch Hochwaldungen führt. Mitten im Walde, auf den Höhen, kommt man an blinkenden Seen vorbei und wo sich ein Ausblick bietet, zeigt sich, weit unten, in immer wechselvoller Schöne, Fjord und Stadt Christiania.

Auf der Hälfte des Weges befindet sich der berühmte Ausflugsort Holmenkollen („Kollen“ heißt Hügel), ein Ort, von dem mir am selben Morgen ein deutscher Parlamentarier gesagt: „Ich habe so ziemlich die halbe Welt bereist, aber das Schönste, was ich im Leben gesehen, ist Holmenkollen.“

Auf dem Gipfel dieses Hügels steht ein großer Holzbau in norwegischem Stile — dunkelrot angestrichen, mit zahllosen geschnitzten Erkern und Giebeln, Veranden und Bogengängen; es ist das „Touristenhotel“. Die sämtlichen Räume bilden eine Illustration des norwegischen Volkslebens. Jedes Einrichtungsstück hat Lokalfarbe. Mittelalterliche Bauernstuben, wie sie heute noch die stolzen, reichen Bauern Nor-

wegens bewohnen, mit wunderbaren und sonderbaren Geräten. Um das Säulenbett geht eine glatte gestickte Draperie mit der Inschrift:

Deinen Reichtum bekommst du von deinen Vorfahren,
Dein braves Weib aber ist ein Geschenk des Himmels.

Da ist auch das sogenannte Märchenzimmer, wo an den Wänden in Schnitzerei und Malerei die ganze nordische Sagenwelt festgebannt ist, mit ihren furchtbaren Drachen und lieblichen goldblonden Mägdelein; mit den Fabeltieren und Meeresungeheuern; mit der traumhaften Gestalt Peer Gynts . . .

Frognersättern liegt noch einmal so hoch als das Touristenhotel; hier sind die Wälder noch dunkler, die Felsen noch schroffer, der Ausblick noch überwältigender. Hier steht das „Sporthaus“ — unser Festziel — wo im Winter die Jugend Christianias sich Stelldichein gibt zu fröhlichen Skipartien. Die dort aufbewahrten Schneeschuhe werden umgeschnallt und da wird die steilen Abhänge hinabgesaust, manchmal von einem Vorsprung zum andern — zehn Meter durch die Luft . . .

Und nun wieder zurück zum 19. April 1906. An diesem Abend bereiteten mir die norwegischen Frauen (an ihrer Spitze Randi Blehr — die Gattin des ehemaligen Ministers Blehr — und Frau Kläre Mjoen, der wir so meisterhafte Übersetzungen von Björnsons Dichtungen verdanken) ein herrliches Fest.

Mehr als dreihundert Personen waren im Festsaal des Grand Hotel versammelt. Im Hintergrund erhob sich eine Bühne. Unter den Anwesenden waren der Storthingspräsident, der Ministerpräsident, der Minister des Auswärtigen und das diplomatische Korps. Als ich, geführt von Dr. Mjoen, in den Saal trat, erhob sich die Versammlung und von der Bühne erscholl ein Frauenchor, der unter der Leitung Thorwald Lammers die norwegische Nationalhymne „Ja, vi elsker dette Landet“ (Ja, wir lieben dieses Land) sang, von der Versammlung stehend angehört. Derselbe Chor mit Damenorchester führte noch eine Musiknummer auf, worauf Kläre Mjoen folgendes von ihr selbst verfaßtes Gedicht vortrug:

Es tönt ein Mißklang durch die Erdenlande,
Die Lande, die ein Gott zum Glück erschuf.
Denn von des Nordpols eiskristallner Reine
Bis zu der Traubenländer heißen Triften
Und von des Weltmeers großer Einsamkeit
Hinauf bis an der Gletscher blauen Glanz
Zieht eine Frage, eine schicksalsbange:
Wo ist das Glück, zu dem man uns erschaffen?
Wer gab dem Menschen diesen Durst nach Schönheit,
Die ewige Sehnsucht, groß und gut zu sein,
Und pflanzte ihm zugleich ins Herz hinein
Das gift'ge Samenkorn des Rassenhasses?
Einstmals, als wir in dämmernd grauer Vorzeit
Ein kümmerlich Geschlecht von Erdenwichten,
Noch ringen mußten mit den rohen Trieben,
Die den erwachten Geist ans Tierreich banden,
Da war es Zeit, der Notwehr zu gehorchen
Da hieß es noch, um's nackte Leben kämpfen.
Doch uns, auf unsres Daseins Sonnenhöhe,
In freier Staaten sicherer Gemeinschaft,

Was fesselt uns, das wir zersprengen müßten
Was hindert uns, die Wissenschaft zu fördern,
Was hindert uns, Musik und Kunst zu pflegen?
Da sitzt der Forscher in der stillen Klause
Und denkt und grübelt für das Heil der Menschheit,
Der Chemiker sucht nach verborgnen Kräften,
Der Kaufmann holt uns ferner Länder Schätze,
Der Ingenieur baut Weg dem Volksverkehr, —
Der Dichter singt und sagt von ew'ger Liebe . . .
Da tönt der Mißklang durch die Erdenlande:
Wo ist das Glück, zu dem man uns erschaffen?
Denn wie ein spielend Kind am Felsenhange
Den unheilvollen Bergsturz lösen kann,
Der in der todverkündenden Sekunde
Zerstört das Werk von hundert fleiß'gen Händen,
So kann uns eine frevle Menschenhand
Ein Völkerelend jäh heraufbeschwören.
Des Krieges Furie ist losgelassen,
Das Saatfeld ist mit Toten übersät,
Die Sonne wird verhüllt vom Pulverdampfe,
Der Erdenball erdröhnt vom Haß der Völker . . .
— Und sieh, es triumphiert die Bestie Menschheit.
Warum, warum der furchtbar grelle Mißklang?
Krieg war die Losung aller Zeiten, saget Ihr?
Krieg war von Uranfang und Krieg muß sein?
Da tönt als Antwort auf die bange Frage
Ein welterschütterndes, ein jubelnd Nein!
Und überall erweckt es andere Stimmen,
Anfangs verzagt, dann sicherer, dann laut,
Zuletzt ist's eine Schar von Legionen
Die jenen Mißklang jauchzend übertönt.
Kampf war die Losung alter Zeiten ja,
Der neue Mensch, er kennt nur einen Kampf:
Kampf für das Gute, für das sittlich Wahre,
Für Menschenwürde und für Menschenrecht.
Und du, der Ersten eine jener Schar
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Dichterin wird mir verzeihen, wenn ich die an mich persönlich gerichtete Schlußstrophe hier unterdrücke.

Hierauf folgte eine Friedenshymne, gesungen von Frau Trokildsen und dann wurde ich auf das Podium geführt, um die Adressen und Grüße der verschiedenen Länder entgegenzunehmen. Frau Dikka Möller, die Pionierin der Friedensidee in Norwegen, sprach zuerst. Aus ihrer Rede zitiere ich nur folgende Stelle:

„Just jetzt, da Norwegens neuer Tag eingeläutet wird, kommt Berta v. Suttner zu uns als die erste Schwalbe mit ihrer Kunde von Lenz und Sommer.

Eine Schwalbe macht keinen Sommer, sagt das Sprichwort, und doch in der Welt des Geistes ist es ja eben immer eine Schwalbe, die da den Sommer bringt. Ist die Zeit auch noch fern, da wir die Waffen ganz niederlegen können — so ahnen wir doch schon einen Anfang, Frauenfrage, Arbeiterfrage, Friedensfrage fangen jetzt an das Netz zu knüpfen, dessen Maschen den Krieg erwürgen sollen."

Frl. Gina Kroy, die Präsidentin des norwegischen Frauenbundes, überreichte mir im Namen des Bundes ein norwegisches Schmuckstück als eine stete Erinnerung, daß ich in Norwegen treue Mitarbeiter habe.

Von der Countess of Aberdeen, der Gattin des Vizekönigs von Irland und jetzigen Präsidentin des Weltfrauenbundes, wurde mir ein Blumenarrangement von weißen Lilien und Palmenzweigen übersandt.

Ein Pastor — Thortjorn Frölich — trat vor und sprach von dem Versprechen, das in der Heiligen Schrift den Boten des Friedens gegeben ist.

Darauf wurden die telegraphischen Grüße und Adressen verlesen, von einer Menge norwegischer Vereine, von Schweden, Dänemark, Deutschland, Österreich, Frankreich, der Schweiz, Bulgarien, Rumänien, Belgien, Italien. Vom englischen Frauenbund ein Blumenbukett, vom holländischen ein Lorbeerkranz.

Das alles mußte ich über mich ergehen lassen, in der Mitte des Podiums auf einer Art Thronsessel ausgestellt . . . und dazu ein leidlich gescheites Gesicht machen.

Nachdem alle die Botschaften erledigt waren, mußte ich vortreten und eine Dankesrede halten; denn auf das Programm war ohne mein Vorwissen als letzte Nummer angesetzt: „Berta v. Suttner spricht." Also sprach sie. Und dann wurde noch ein Lorbeerkranz hinaufgereicht, größer als ein Wagenrad, umschlungen von der norwegischen Flagge und durch einen Strauß kleiner Seidenfähnchen aus allen Ländern geschmückt.

Damit war das Fest noch nicht zu Ende. Es folgte das Bankett. Am Arme des Ministers Lövland wurde ich an meinen Platz geführt und da standen mir noch weitere Überraschungen bevor. Auf der Bühne führte eine national gekleidete Jugendschar alte norwegische und isländische Volkstänze auf. Beim Dessert wurde jedem ein Blatt überreicht, auf dem ein „Märchen" in Reimen meinen Lebenslauf besang. Der Dichter, Dr. Mjoen, seine Laute am Bande, trat vor uns hin und trug mit schöner Baritonstimme das Märchen vor. Das Märchenhafteste aber daran war, daß die zwei letzten Zeilen jeder Strophe von der ganzen Tischgesellschaft in Chor wiederholt wurden. Mein Nachbar, der Minister des Äußern, mein anderer Nachbar, der russische Botschafter, mein Visavis, der Ministerpräsident, sangen tapfer mit. Die Breitegrade machen doch einen Unterschied; — so etwas kann ich mir in Mitteleuropa nicht vorstellen. Nein, ich bitte Sie, verehrter Leser der Österreichischen Rundschau, denken Sie sich einmal den Grafen Goluchowski oder Baron Ahrenthal, die Herren v. Gautsch oder v. Beck und ein paar Botschafter am hiesigen Hofe dazu, welche Friedensgstanzeln und Suttner-Schnadahüpfeln singen: da würde eher der Stephansturm mit dem Maria Theresiamonumente Polka tanzen!

Ernsthaft gesprochen: die Mittelstaaten Europas — die beiden großen Militärstaaten — sind diejenigen, in welche die Kenntnis und das Ansehen der Friedensbewegung noch am wenigsten eingedrungen sind und in ihnen wäre ein so offizielles Feiern der pazifistischen Ideen und ihrer Vertreter noch undenkbar.

Am folgenden Abend traten wir die Reise nach Schweden an. Zuvor hatten wir noch ein Dejeuner beim russischen Gesandten Kupenski, dessen liebenswürdige Gattin eine Österreicherin ist, in erster Ehe mit einem Grafen Triangi vermählt. Nach dem Dejeuner Besichtigung des Nobelinstitutes. Es ist ein einfacher, gediegener

Bau mit Bibliothek- und Vortragsräumen — alles in neuem Stil. Die Bücherei und das Archiv enthalten alles, was sich auf die Friedensbewegung und auf das Völkerrecht bezieht. Der Vortragssaal, ganz in Lichtgrün gehalten, weist als einzigen Schmuck eine Büste Alfred Nobels auf.

Unsere erste Etappe in Schweden war die Handelsstadt Göteborg. Wir genossen da die Gastfreundschaft des Bankdirektors Lilliebörk. Von Göteborg, wo wir nur einen Tag zubrachten, kann ich nicht viel erzählen. Eine Rundfahrt, die uns unser Gastfreund bot, zeigte, daß die Stadt sehr schön und regelmäßig gebaut und mit großen Anlagen geschmückt ist.

Nach meinem Vortrag fand ein von dem Göteborger Friedensverein veranstaltetes Souper statt, bei dem der Rektor der Universität die Festrede hielt. Als Nachbar hatte ich Svante Arhenius, dem bei der letzten Verteilung der Nobelpreis für Chemie verliehen worden.

Und nun ging es — eine ganze Tagereise — nach Stockholm, dem „Paris des Nordens". Ein paar Stationen vor der Ankunft kam mir ein Interviewer entgegen und stieg in unsern Waggon. Er erzählte, daß die sozialdemokratische Jugend beabsichtigt hatte, mir eine Straßenovation zu bereiten, was jedoch von der Polizei untersagt worden sei. Am Bahnhof wurden wir von einer Abordnung von Friedensfreunden erwartet und in das Hotel geleitet.

Am nächsten Tage läuten alle Glocken, Kanonenschüsse werden abgefeuert: dem Sohne des Kronprinzen ist ein Prinz geboren. Also die vierte Generation: der Bestand der Dynastie ist lang hinaus gesichert.

Unter der Führung meines alten Freundes Wawrinsky, den ich zuletzt bei der interparlamentarischen Konferenz in Wien wiedergesehen, und der Schriftstellerin Frau Holmgren, besuchten wir früh am Vormittage Stockholms berühmtesten Vergnügungsort, den Skanzen (die Schanze), der dortige Prater sozusagen, nur daß er sich auf einen Berg hinan erstreckt. Da versammelt sich die schöne Welt und das sich vergnügende Volk. Zu dieser frühen Stunde und früher Jahreszeit jedoch war noch alles leer — die zahllosen Lokale geschlossen; der Ausblick aber über die Stadt — namentlich wenn man mittelst einer kleinen Zahnradbahn auf die höchste Anhöhe gelangte — ist ein himmlischer. Es stehen da schwedische Bauernhäuschen und auch Lappländerhütten, das Innere ganz authentisch eingerichtet. Und einige Exemplare nordischer Fauna, Elche, Nordhunde laufen und liegen umher.

Es scheint eine herrliche Stadt zu sein, dieses Stockholm — aber man verlange von einem Vortragsreisenden, der nur einen Tag in einem Orte verbringt, keine Beschreibung von Land und Leuten. Nach zwei Stunden eilte ich wieder ins Hotel zurück, weil mir verschiedene Besuche angesagt waren. Es kamen (nebst den unvermeidlichen Interviewern und -viewerinnen) der österreichische Legationssekretär v. Skrzynski und der einstige Minister Lagerheim, der Chef jenes Ministeriums, das in der Unionskrise den Krieg mit Norwegen standhaft verhindert hat — in Übereinstimmung mit König Oskar, der auch alles tat, um einen bewaffneten Konflikt mit dem Unionsstaat zu vermeiden. Ein Umstand, der ihn bei einem Teil der Bevölkerung unpopulär gemacht hat. Denn in Schweden, mit seiner hochmütig-konservativen Aristokratie, gibt es auch national-kriegerisch gesinnte Parteien. Hätten

nicht andere Volksschichten — namentlich die Sozialdemokraten und die Arbeiter — während der Krise im ganzen Lande Straßenprotestversammlungen abgehalten, hätten nicht die Friedensgesellschaften, die Frauenvereine, die Friedensgruppe im Parlament diese Proteste des Volkes einerseits und die Absichten des Ministeriums Lagerheims anderseits unterstützt, so wäre es, selbst gegen den Willen des Königs, wahrscheinlich zum Kriege gekommen und die Welt wäre um das glorreiche Beispiel ärmer, das ihr durch die beiden Völkern segenbringende, friedliche Trennung gegeben worden ist.

Am Nachmittag wurde mir eine überraschende Ehrung zuteil. Eine Deputation des Parlaments, bestehend aus etwa zwölf Herren, darunter ein Bischof, die Herren Gullbrandson, Bromée, Lasson, Graf Hamilton, v. Schéele, Dr. Beer u. a., überbrachten mir im Namen der schwedischen Gruppe der internationalen Union eine kunstvoll ausgestattete Adresse. Aus dem Text will ich die Worte, die von mir und meinem Streben handeln, übergehen, aber folgende Stelle bekanntgeben, weil sie von den Interparlamentariern anderer Länder nicht immer so offen und klar kundgegeben wird:

„Die Idee von der Möglichkeit, die internationalen Differenzen gesetzlich zu regeln, ist nun auf dem Wege zur Wirklichkeit zu werden und das Schiedsgericht, diese auf das Rechtsbewußtsein und auf die Humanität gegründete moderne Institution, wird an Stelle der Gewalttaten des Krieges gesetzt werden, der ein Erbteil der vergangenen, minder erleuchteten Zeiten ist."

Abends, nach meinem Vortrag, war es wieder ein Frauenverein Stockholms, der mir ein glänzendes Fest veranstaltete. Den Organisatorinnen Frau Holmgren und Fanny Petterson sei an dieser Stelle nochmals mein Dank entsendet.

Zuerst gesellige Unterhaltung in den Salons und dann Bankett im großen Saal des Hotels. Der erste Kammerherr des Königs führte mich zu Tisch. Nach dem Souper, bei dem die Toaste nicht fehlten, begab man sich in den anstoßenden Konzertsaal und eine Reihe musikalischer Piecen wurde aufgeführt. Unter anderen jene begleitungslosen Terzette, wie man sie nur von Schwedinnen hören kann, von drei wunderhübschen jungen Damen vorgetragen; dann eine Reihe von Liedern in deutscher, französischer und schwedischer Sprache durch den — wie er selbst behauptet — stimmlosen, aber exquisit vortragenden berühmten Sänger Skolander, der sich (dies scheint in Norden sehr beliebt) auf der umgehängten Laute selber begleitete. Besonders eindringliche Stellen werden da mit ein oder zwei Schritten, auf den Zuhörer zu, markiert. Skolander soll auch öfters in Berlin bei Hofe gesungen und bei Wilhelm II. großes Wohlgefallen erweckt haben. Er führte allerlei Kunststückchen auf: mit seiner Stimme wußte er eine ganze Szene von einem an- und abmarschierenden Regiment nachzuahmen und seine Laute benutzte er einmal wie den Schwengel einer Domglocke. Daneben aber, in ernsten Liedern, ließ er tiefes Gefühl und feurige Leidenschaft vibrieren.

Am nächsten Tage, vor der Abreise, verlangte ich, wie das schon so üblich, die Hotelrechnung. Und nicht ohne Bangen, denn man hatte uns ein prunkvolles Appartement angewiesen und großartige Mahlzeiten serviert. Der Zimmerkellner kam zurück mit einem Bukett in der Hand und meldete: Dies schickt der Besitzer zum Abschied, er kann nicht selber kommen, um sich für den Besuch zu bedanken, und

die Rechnung betrage 80 Öre (zirka 1·20 Kronen) für Telegramm und Briefmarken. — Solche Sitten sollten unter den Hoteliers einreißen.

Mein nächster Vortrag ward in Upsala abgehalten, vor einem fast ausschließlich aus Professoren und Studenten zusammengesetzten Auditorium. Es ist erfreulich, wie sehr die deutsche Sprache in den skandinavischen Ländern verstanden und geschätzt wird — sie ist an den meisten Schulen ein obligater Unterrichtsgegenstand.

Eine Schande ist es, daß ich von der berühmten alten Universitätsstadt auch nicht ein Wort zu erzählen weiß. Ich kam nämlich nur wenige Stunden vor dem Vortrag an und mußte diese zur Vorbereitung benutzen und am folgenden Morgen reisten wir wieder ab. Ich hatte später die Genugtuung, zu erfahren, daß als Folge meines Vortrages ein „Friedensverein von Upsala" gebildet worden ist.

Die letzte schwedische Stadt, in der ich sprach, war Malmö. Dort waren wir Gäste eines Pastors (Frick-Mayer) mit Namen. In seinem Arbeitszimmer sah ich eine Reihe von Werken, die ich in einem nordischen Pastorhause nicht gesucht hätte — Zola, Spencer, Tolstoi . . . Die Welt ist doch klein, nicht wahr? Überall trifft man Bekannte — nicht nur persönlich Bekannte meine ich, sondern aus dem Kreis der Geister. Zu dem Vortrag und zu dem Souper, das ihm folgte, waren viele Universitätsprofessoren aus dem benachbarten Lund herübergekommen. Der berühmte Professor Rybing hielt die Rede des Abends. Er schloß sie mit der hübschen Pointe, daß der Name seiner Universität — Conciliatrix — der Name sei, den ich durch mein Werk verdienen möge.

Von Schweden kehrten wir nach Kopenhagen zurück, wo ich für zwei Vorträge verpflichtet war und noch — im Kreise lieber Menschen — eine Reihe schöner, eindrucksreicher Tage verlebte.

Da blühte mir nun das dritte Frauenfest in den nordischen Ländern. Diesmal in Frl. Sophie Albertis Leseklub. Die ganze weibliche Intelligenz Kopenhagens hatte sich eingefunden. Ein paar männliche Intelligenzen waren auch zugezogen worden — und zwar erstklassige. Ich hatte eine lange Unterhaltung mit Hermann Bang. Eine merkwürdige äußere Erscheinung hat dieser Dichter. Etwas Extravagantes nämlich in Haartracht, in Kleidung, im Gesichtsausdruck. Er soll aber (so erzählte man mir) noch viel extravaganter gewesen sein; jetzt trägt er nur noch goldene Armketten, früher aber soll man ihn gesehen haben, in seinem Garten spazierend, mit weißen Atlasschuhen und Kamelien im Haar. Es ist vielleicht nicht wahr; doch klingt es mir darum nicht gar zu unglaubwürdig, weil ich in einem andern Kopenhagener Hause, wo ein Literatenkreis versammelt war, sehen konnte, daß die dänischen Schriftsteller der modernen Schule ein gewisses Dekadententum zur Schau tragen, das zur Zeit des chat noir in Frankreich und der „Revolution der Literatur" in Deutschland grassierte, in diesen Ländern aber schon überwunden ist.

Hermann Bang machte mir den Eindruck eines Melancholikers und Skeptikers. Ich stritt mit ihm über die geplanten Befestigungen der dänischen Hauptstadt. Er war dafür. Zwar könnte ein kleines Land wie Dänemark sich nicht siegreich verteidigen, wenn es angegriffen würde — und einen solchen Angriff sehe er kommen — doch dann müßten eben alle Söhne des Vaterlandes kämpfend sterben . . . für kleine Länder ist es nicht erlaubt, sich dem Friedensgedanken anzuschließen. Vielleicht sprach

er nur so, um mich zu reizen. Ich gestehe, daß ich überhaupt nicht klug aus ihm geworden bin. Sein Geist funkelt — aber er läßt nicht in seine Seele blicken.

Wie sehr übrigens Hermann Bang die Bewunderung seiner nordischen Kollegen besitzt, das zeigt sich in folgendem: der große nordische Sonettendichter Graf Snoilsky hat das letzte Sonett, das er geschrieben, in Begeisterung an Hermann Bang gerichtet; nach diesem wollte er kein anderes Stück mehr dichten.

Von hervorragenden Schriftstellerinnen lernte ich außer Karin Michaelis (ein reizendes, glückliches Frauchen — glücklich, denn sie hat einen geliebten, gleichgestimmten Gatten) noch Frl. Ingeborg Sick kennen. Sie schreibt Romane mit religiösem Hintergrund und alles, was von ihr erscheint, findet so raschen Absatz, sagte mir jemand, „wie heiße Semmeln". Sie schenkte mir eines ihrer ins Deutsche übersetzten Bücher („Der Höhenpastor"), welches ich — obwohl es einer ganz andern Weltanschauung als der meinigen entspringt — einfach prachtvoll fand.

Am ersten Mai — dem vorletzten Tag meines Aufenthaltes in Skandinavien — empfingen mich der König und die Königin von Dänemark in Audienz. Ich ward in einen Raum der inneren Appartements eingelassen, halb Salon, halb Arbeitszimmer. Bei meinem Eintritt stand der König von seinem Schreibtische auf und die Königin kam eben von der andern Seite herein. Beide reichten mir die Hand und wiesen mir, indem sie sich selber setzten, einen Platz an. Königin Louise ist von sehr schlanker, überhoher Gestalt; sie war in tiefes Schwarz gekleidet, in ihrer Doppeltrauer für König Christian und für ihre unlängst in Böhmen gestorbene Tochter, Prinzessin Lippe. Der gegenwärtige König, der erst als Sechziger zur Thronfolge gelangte, sieht viel jünger aus als seine Jahre und spricht mit großer Lebhaftigkeit.

Die halbstündige Unterhaltung, die mir das Königspaar gewährte, drehte sich zumeist um die Friedensbewegung, über die der König ganz auf dem laufenden zu sein scheint. Er sprach von den Verdiensten Roosevelts auf diesem Gebiete und äußerte sich sehr anerkennend über die Tätigkeit Frederik Bajers. Als einen Faktor, der am meisten die Gefahren des Krieges in sich berge, — heute, wo doch sowohl die Völker als die Regierungen von Friedenswillen erfüllt sind, — bezeichnete der König die Presse, die sich das Verhetzen der Nationen zuschulden kommen läßt.

Auf dem Tische, neben dem ich saß, stand ein großer Rahmen, der eine ganze Anzahl von Miniaturbildern umfaßte. Es waren die Porträts sämtlicher Kinder des Königspaares. Die Königin zeigte mir das Bild ihrer so plötzlich verlorenen Tochter — „und sie war so glücklich!" seufzte sie.

Von draußen ertönte Musik und Trommelwirbel. Wir traten ans Fenster. Auf dem Platze vor dem Palais spielte sich die Zeremonie ab, die täglich zu Mittag unter dem Zulauf der Bevölkerung vor sich geht. Ein Trupp Soldaten holt die Fahne ab. Dabei werden verschiedene Evolutionen im Stechschritt ausgeführt — das Ganze heißt der Fahnenmarsch. Nachdem das etwas mittelalterlich-militaristische Schauspiel eine Zeitlang betrachtet worden, wurde das modern-pazifistische Thema wieder aufgenommen. „Sie hätten noch mehr Vorträge in Dänemark halten sollen," sagte mir der König. Seine letzten Worte waren, als er mich zur Tür geleitete: „Ich rufe Gottes reichsten Segen auf Ihr Werk herab."

Das österreichische archäologische Institut.

Von Hofrat Professor Dr. Josef Strzygowski,

Mitgliede des österreichischen archäologischen Instituts.

Mit dem Tode des Sektionschefs Benndorf ist eine Angelegenheit in den Vordergrund des Interesses getreten, die schon vor zehn Jahren Gegenstand von Auseinandersetzungen war, damals freilich in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, weil nur Kritik geübt, nicht gleich etwas Modernes und Vernünftiges durchgesetzt werden sollte. Wir alle anerkannten das Recht des Begründers unseres archäologischen Instituts, diesem einen Zuschnitt zu geben, der als Rahmen seiner eigenen überragenden Persönlichkeit gelten konnte. Heute ist die Sachlage eine andere. Wir, d. h. die österreichischen Fachgelehrten, stehen vor der unausweichlichen Frage, soll das Institut so bleiben, wie es Benndorf geschaffen hat, oder sollen wir dazu raten, es auf anderer Grundlage umzubilden. Nach § 1 des Statuts vom Jahre 1897 hat das k. k. österreichische archäologische Institut die Aufgabe, die vom Staate unternommenen oder geförderten Forschungen auf dem Gebiete der klassischen Archäologie zu leiten und zu überwachen. Es ist eine Staatsanstalt, die nach § 2 archäologische Reisen, Grabungen und Publikationen durchzuführen und die Antikensammlungen zu überwachen hat. An der Spitze stehen nach § 5 ein Direktor in der VI., ein Vizedirektor in der VII. und vier Sekretäre in der VIII. Rangklasse, alle natürlich klassische Archäologen. Mitglieder des Instituts sind nach § 10 die Professoren der archäologischen Wissenschaft an sämtlichen österreichischen Universitäten, die Vorstände der staatlichen Antikensammlungen und Persönlichkeiten, die der Minister sonst ernennt — wie die Praxis gezeigt hat, Förderer der archäologischen Studien und Gelehrte, die der klassischen Archäologie nahestehen, also Philologen, Vertreter der Altertumskunde und Kunsthistoriker.

Nach meiner Überzeugung gönnt sich Österreich mit dieser in seinen Beamten ganz einseitig für das Gebiet der griechischen und römischen Kunst und Epigraphik geschaffenen Anstalt eine Einrichtung großen Stils, die nur verständlich ist, wenn man weiß, was die klassische Philologie in den letzten zehn Jahren bei uns gegolten hat. Man wird sagen, andere Länder hätten genau das gleiche Institut und gäben dafür noch mehr Geld aus. Gewiß, das österreichische archäologische Institut ist, wie üblich, nach deutschem Muster geschaffen, auch Deutschland hat einen Generalsekretär in Berlin und vier Sekretäre. Österreich bestellte überdies einen Vizedirektor; darauf kommt es nicht an. Das Berliner Museum hat dafür einen exponierten Direktor in Konstantinopel. Man frage aber, ob sich die staatliche Fürsorge auf dem Gebiete der Kunstarchäologie in Deutschland wirklich wie bei uns nur auf dieses eine Institut für klassische Archäologie beschränkt und daneben nichts geschieht für die Förderung der Studien auf ägyptischem und altorientalischem Gebiete und ob dort von seiten der Regierung nichts getan wird für die christliche, islamische und buddhistische Archäologie.

Soviel ich weiß, hat Preußen seinen wissenschaftlichen Vertreter sowohl in Ägypten wie in Mesopotamien; die deutschen Gelehrten machen immer neue archäologische Vorstöße nach allen Gebieten der Alten Welt, die Museen wachsen zu imposanter Fülle und die neuesten wissenschaftlichen Entdeckungen der deutschen altorientalischen Archäologen erschüttern, von den französischen Funden ganz zu schweigen, unsere hergebrachten

Überzeugungen bis in die Grundfesten. Und Österreich? Es ist nicht imstande, für seine ägyptische Lehrkanzel, diejenige der Wiener Universität, einen Vertreter von Rang zu finden und denkt gar nicht daran, etwas für die Studien auf dem Gebiete der altorientalischen Kunstdenkmäler zu tun. Dieses Verhalten wäre freilich noch verzeihlich; was geht uns an der Donau schließlich der Nil, der Euphrat und Tigris u. dgl. an!

Anders freilich liegt die Sache auf dem Gebiete der christlichen und islamischen Kunst. Österreich mit seinem Reichsland auf dem Balkan, seiner nach dem Orient vorgeschobenen Lage sollte eigentlich schon aus politischen Gründen Institute unterhalten, die mit den einzelnen Balkanländern durch die Forschung über die christlichen und islamischen Kunstdenkmäler intime Beziehungen zu pflegen, die Wurzeln ihrer nationalen Kunstrichtungen aufzudecken und uns wenigstens auf diesem politisch neutralen Boden Achtung und Anhang zu verschaffen hätten. Österreich sollte aber auch im Interesse jenes Teiles seiner Bevölkerung, der der orthodoxen Kirche oder dem Islam angehört, eher als sonst irgendein mitteleuropäischer Staat jede Studieneinrichtung fördern, die der orientalischen, nachantiken Kunst zugewendet ist, ja es sollte geradezu die Führung zu gewinnen trachten, sobald sich herausstellt, daß auf diesem Wege zugleich auch die Wurzeln der abendländischen Kirchenkunst aufzudecken sind. Bei uns ist von alledem nichts zu merken; es gilt womöglich als anrüchig, wer den Blick nicht steif und fest auf Rom gerichtet hält.

Während Österreich in den letzten zehn Jahren der klassischen Archäologie eine wohldotierte Staatsanstalt eingerichtet hat und eben daran ist, in Athen neben das französische, deutsche, englische und amerikanische Institut noch ein eigenes österreichisches klassisch-archäologisches Institut zu bauen — mich berührt das so, als wenn man sämtliche Schutzhäuser des Alpengebietes auf einem oder zwei Bergen errichtete — hat sich in der klassischen Philologie, der Mutter der Archäologie, eine sehr entschiedene Wandlung vollzogen. Ihr Gesichtskreis ist durch die vergleichende Sprachforschung, die Papyrusfunde und das Hereinziehen der Kirchenschriftsteller ungeheuer erweitert worden, die Philologen fangen an zu erkennen, daß die griechische Kultur erst auf der Folie des alten Orients und im Gefolge der christlichen Kulturwelt zur vollen Geltung kommt. Und dieselbe Erkenntnis bricht sich auch immer bestimmter in der Kunstforschung Bahn. Neben die klassische Archäologie hat sich die altorientalische, christliche, islamische und buddhistische gestellt, es gibt bereits einzelne, die von der veraltet engen Auffassung weg dem Ziele einer vergleichenden Kunstwissenschaft zustreben. Die archäologischen Institute werden diesem modernen Strome, wollen sie führend bleiben, nachgeben müssen. Sollen wir in Österreich nicht auch einmal den Mut haben, voranzugehen, statt nach einem halben Jahrhundert etwa nachzuhinken?

Einen Schritt in dieser Richtung mußte schon der erste Direktor unseres Instituts, der verstorbene Sektionschef Benndorf selbst, machen. Die Ausgrabungen in Ephesos zwangen ihn bei seiner bekannten Gewissenhaftigkeit die Berücksichtigung der von Christen und Mohammedanern auf dem Boden der griechischen Stadt errichteten Bauten auf. Benndorf hat den besten Teil der wissenschaftlichen Arbeit seiner letzten Jahre der Spätzeit in der Geschichte von Ephesos zuwenden müssen. Der erste Band des großen Ephesoswerkes zeigt programmatisch, wie sich das archäologische Institut den tatsächlichen Bedürfnissen entsprechend entwickeln müßte. Dabei ist freilich eine bezeichnende Ungleichheit

in der Behandlung der verschiedenen Forschungskreise unterlaufen. Bei antiken Bauten begleitet, dem wissenschaftlichen Brauch entsprechend, der aufnehmende Architekt seine Zeichnungen lediglich mit einem beschreibenden Texte; die kunstwissenschaftliche Bearbeitung fiel einem Gelehrten zu. So haben George Niemann und Rudolf Heberdey den Rundbau auf dem Panajirdagh behandelt. Dagegen ist die seldschukische Moschee von dem Architekten Niemann allein bearbeitet worden. Glaubt man, daß wie im gegebenen Falle nur bei Inschriften ein Fachmann notwendig ist, oder nur bei antiken, nicht auch bei christlichen und mohammedanischen Denkmälern? Die wichtige Konstatierung, daß der Bau entgegen der Masse der übrigen Seldschukenbauten eine Nachbildung der großen Moschee in Damaskus ist, fiel dabei unter den Tisch und es fehlen alle für die Stilkritik unbedingt notwendigen photographischen Detailaufnahmen. Etwas besser steht es mit den christlichen Bauten. Aber auch da ist es unzulässig, daß man die beiden jüngeren Architekten ohne Fachberater arbeiten läßt. Das gilt sowohl für die Ausgrabungen und Aufnahmen wie für die nachträgliche wissenschaftliche Bearbeitung selbst.

Während Österreich so in Ephesos auf dem Gebiete der christlichen und islamischen Kunst halbe Arbeit leistet, ist Rußland sehr praktisch am Werke, sich wissenschaftlich den Balkan zu erobern. Die kaiserliche Akademie der Künste gibt eben ein Buch von Pokryškin über die orthodox-kirchliche Baukunst des XII. bis XVIII. Jahrhunderts im heutigen serbischen Königreiche heraus, nachdem erst vor wenigen Jahren eine Expedition verschiedener Fachmänner in Makedonien gearbeitet hat, worüber Miljukows Arbeit vorliegt. Aber das hat vielleicht bei uns Parallelen. Nicht aber, daß das russische archäologische Institut in Konstantinopel trotz Krieg und Revolution mit bewundernswerter Ausdauer und Tatkraft eine große und kostspielige Publikation nach der andern erscheinen läßt. So gibt es jetzt eben in dem dicken zehnten Bande seiner Schriften und einem Atlas die Bearbeitung der von den Russen unternommenen Ausgrabungen der altbulgarischen Stadt Aboba heraus und schon wird als unmittelbar bevorstehend das Erscheinen des XII. Bandes, die Herausgabe einer wichtigen Miniaturhandschrift des Oktateuch in der Serailbibliothek des Sultans und als Band XI die farbige Publikation der berühmten Mosaiken der Kachzije-Dschami in Konstantinopel angekündigt. Zugleich erscheint von der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft herausgegeben ein Band „Materialien zu einer Bibliographie der muselmännischen Archäologie“ und man erfährt, daß die Bulgaren einen russischen Gelehrten zur Bearbeitung ihrer kirchlichen Altertümer gewonnen haben. Österreich sieht zu, versäumt die richtige Zeit und wird nachträglich bedauern, nicht ebenso systematisch eingegriffen und das Forschungsgebiet seines archäologischen Institutes rechtzeitig und fortschrittlich zum mindesten auch auf die christliche und islamische Kunst ausgedehnt zu haben. Wenn von einzelnen österreichischen Forschern wie Musil, Riegl und dem Verfasser Entdeckungen oder Publikationen gemacht wurden, die in diese Gebiete schlagen, so hat das nichts zu tun mit der statutenmäßigen Einrichtung des archäologischen Instituts. Darin sollten Rußland und Frankreich Österreich Vorbild sein.

Josef Lewinsky

(1835—1907).

Ein Nachruf von J. Minor.

Ach, ich bin des Treibens müde,
Was soll all die Qual und Lust,
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.

Mit diesen Worten haben sie ihn in der Dorotheergasse eingesungen, und wenn der Tote noch einmal seine beredten Lippen hätte öffnen können, so hätte er gewiß schwer seufzend mit eingestimmt. Wie ein lauter Monolog des Mannes, der vor uns in dem kurzen Sarge lag, haben die Dichterworte auf alle gewirkt.

Ein unsäglich schweres körperliches Siechtum hat in drei Jahren die geistige Kraft dieses Mannes nur zu trüben, nicht ganz zu brechen vermocht. In seinen hellen Augenblicken, was mag er während dieser Jahre gelitten haben? Was mag er da gelitten haben, wenn er noch ab und zu vor uns auf der Bühne stand, schwer nach Worten und Tönen suchend, die Glieder mühsam fortschleppend? Nicht mit einem Schlage war diese gewaltige Natur umzuwerfen, mehrerer tückischer Hiebe hat es bedurft und keiner traf so stark, daß er den immer regen und lebendigen Geist mitgetroffen hätte! Erst vom Körper aus nahm dann langsam und allmählich die Zerstörung ihren Weg auf den Geist; und Schritt für Schritt sah er, seines Zustandes sich vollkommen bewußt, das nächtliche Ungetüm an sich heranschleichen.

Es ist anders gekommen, als man noch vor wenig Jahren erwartet hätte. Denn bis nahe an das Jahrhundertsende war Lewinsky weitaus der rüstigste und der frischeste unter den alten Herren des Burgtheaters. Nie hat man bis dahin an ihm jene Spuren von Müdigkeit bemerkt, welche die alten Freunde des Burgtheaters so oft zu wehmütigen Betrachtungen über ihre Lieblinge veranlassen. Körperlich von eiserner Gesundheit, geistig von eisernem Pflichtgefühl, so stand Lewinsky bis vor zehn Jahren mitten im Burgtheater, keine Säule, die von verschwundener Pracht zeugte, sondern der feste Grundstein des alten und des neuen Hauses, in der hohen Tragödie zugleich der Pfeiler der Brücke, auf der die Traditionen von Anschütz und Löwe in das neue Haus hinübergerettet wurden.

Diesen Traditionen getreu hat Lewinsky auch zeitlebens das Wort als die Seele der Schauspielkunst betrachtet, ihm hatte sich die Gebärde als bloße Begleitung unterzuordnen. Seine Neigung zum rhetorischen Überwiegen des Wortes entsprach ganz den Prinzipien unserer klassischen Literatur; und wie diese Literatur zum guten Teile aus dem protestantischen Pfarrhause hervorgegangen ist, so darf man auch Lewinsky, obwohl ihn vielleicht nur äußere Umstände zum evangelischen Bekenntnis geführt haben, wohl als eine eminent protestantische Künstlernatur bezeichnen. Wie sein Meister Laube, der Doktor der evangelischen Theologie, durfte auch er sich zu Luthers Satz bekennen: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" Darum ist es kein Zufall, daß Lewinsky seine größten Gastspielerfolge immer nur im protestantischen Norden errungen hat. Darum hat er sich auch unter uns Philologen, den alten klassischen wie den modernen, immer wohl gefühlt. Denn unter allen Wissenschaften hat doch die Philologie mit der Schauspielkunst die

engste Verwandtschaft. Beide beruhen auf dem Verständnis und der Interpretation eines vorliegenden Textes. Und sowenig ein ordentlicher Philologe mit dem rein logischen Verständnis der Worte auskommt, ebensowenig kann der Schauspieler das logische Verständnis des Textes entbehren. Für beide aber steht über dem logischen Sinn die Anschauung der Situationen, der Charaktere, der Leidenschaften. Einer der berühmtesten modernen Philologen, Willamowitz, hat den Ausspruch getan: „In jedem Philologen muß ein Stück Schauspieler stecken." Darum liegt auch Lewinskys eigentliche Bedeutung in der innigsten Verbindung zwischen Schauspielkunst und Literatur, die in Weimar ihren Ursprung hat und in Wien durch Anschütz und Laube angebahnt war. So schreibt unser Künstler selber: „Nach meiner Meinung und meiner Einsicht feiert die darstellende Begabung nur dann den eigentlichen und edelsten Triumph, zeigt sich nur dann in ihrem hohen und wahren Wert, wenn sie sich in den Dienst eines echten Dichters stellt, wenn sich beide Künste ununterscheidbar verbinden."

Es ist ein bekannter Gemeinplatz, der zwar keinen Widerspruch zuläßt, aber doch eine Einschränkung erfordert, daß die Natur das reiche Talent Lewinskys nicht eben mit besonderer Sorgfalt bekleidet und äußerlich ziemlich dürftig ausgestattet habe. Aber schon vor Lewinsky haben sehr viele andere große Schauspieler, deren Namen die Theatergeschichte mit Ehrfurcht nennt, mit nicht viel besseren äußeren Mitteln gearbeitet. Molière, Ekhof und Iffland haben sich dem Auge des Zuschauers nicht viel ansehnlicher und gefälliger dargestellt, als unser Liebling, den auch der allgewaltige Tod noch im Sarg nicht auf die normale Manneslänge auszustrecken vermochte. Wie Iffland besaß auch Lewinsky einen interessanten Kopf, dessen Züge den Eindruck hoher Intelligenz machten und durch den festen, entschlossenen Mund Willenskraft und Energie verrieten. Und eine eherne Kraft des Willens und der Leidenschaft kam auch in dem Organ zum Ausdruck, das, an sich ohne jeden sinnlichen Reiz, durch meisterhafte Behandlung zu einem bedeutenden Umfang und einer nie versagenden Kraft und Ausdauer geschult worden war.

Was Lewinsky dem alten Burgtheater war, davon kann sich die jüngste und auch die jüngere Generation kaum mehr eine Vorstellung machen. Durch einen Zufall, den plötzlichen Austritt Dawisons, ist er als dreiundzwanzigjähriger Mann von dunkelster theatralischer Vergangenheit 1858 durch die Hand Laubes ins Burgtheater gepflanzt worden. Im Verlaufe von nicht mehr als sechs Jahren hat er siegreich das ganze Charakterfach in Besitz genommen. Sein waren nicht bloß die großen und die kleinen Bösewichter in der Tragödie und im bürgerlichen Schauspiel; die ernsten und die strengen Greise und die brummigen Alten Grillparzers; die Eiferer, die Zeloten und die Heuchler. Sein war auch das wenige, was auf der damaligen Bühne in das pathologische Gebiet hineinreichte; und sein waren endlich die scheinbar undankbaren kleinen episodischen Sprechrollen, die Botenberichte im antiken und modernen Drama, von denen jede einzelne Nummer den Wienern als ein Kabinettstück der Redekunst galt, das man eben nur von Lewinsky hören könne. Noch unter den Augen Laubes hat Lewinsky dann den Weg von der Anfängerschaft bis zur Meisterschaft zurückgelegt und um die Zeit von Laubes Abgang, um die Wende der 60er und 70er Jahre, stand er auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit und seines Ruhmes. Wie in einem vielstimmigen Orchester, das als ein Ganzes wirkt, dennoch einmal das eine, dann wieder das andere Instrument die führende Stimme übernimmt, so hat auch das Burgtheater, das den Kultus einzelner Gottheiten

nicht kennt, dennoch Zeiten gehabt, in denen sein Schwerpunkt in Lewinsky oder in Sonnenthal oder in Baumeister lag. Jetzt stand Lewinsky oben an. Anschütz und Wagner waren tot, die hohe Tragödie war auf vier Augen gestellt: auf Lewinsky und die Wolter. In einer Zeit, wo dem Burgtheater der Heldenspieler und der Heldenvater fehlte, durfte Lewinsky auch als Hamlet und als Lear hervortreten. In dieser Zeit hat er mit dem liederreichen Gringoire auch seine einzige Liebhaberrolle gegeben. Unter den Helden war er physisch nur einem gewachsen: dem kleinen Prinzen Eugen, den er in der unmittelbaren Nachbarschaft des Monumentes porträtähnlich zweimal gespielt hat. Unter Dingelstedt kamen wenig neue Aufgaben hinzu; erst nach dem Tode des alten Laroche erfuhr sein Repertoire eine Erweiterung nach einer Richtung, die auch innerlich den Schwerpunkt seines Talentes leise verrückte. Wenn das Dämonische in ihm nun nicht mehr ganz mit dem Feuer der ersten Jugend wirkte, so kam dafür ein gewisser trockener Humor zum Vorschein, von dem sich früher keine Spur gezeigt hatte. Eine ganz ähnliche Entwicklung hat, freilich mit größerer Spannweite, im vorigen Jahrhundert Iffland durchgemacht, der auch als Franz Moor begann, dann das Dämonische aus dem Auge verlor und endlich in humoristischen Rollen sein eigentliches Feld fand. Nach dem Tod von Emil Franz und dem Abgang Försters ergab sich dann in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre aus den Väterrollen ein kleiner Zuwachs für Lewinsky, dem die bärbeißigen und strengen immer besser gelangen, als die milden und weichen. Als dann in den neunziger Jahren Direktor Burckhard dem Bauernstück Anzengrubers das Burgtheater eröffnete, fand auch Lewinsky ein neues Feld für seine Tätigkeit. Mit Unrecht hat man dem Interpreten der hochdeutschen Klassiker den Dialekt von vornherein abgesprochen. Lewinsky ist so gut ein Wienerkind wie Anzengruber, dem ja die feineren Abstufungen der Gebirgsdialekte ganz fremd waren. Den Wiener Dialekt aber sprach Lewinsky auch im Leben nicht ungern: wenn er gemütlich oder bös wurde, verfiel er unwillkürlich und unbewußt in den Dialekt. Was schärfere Beobachter an der Sprache seiner Anzengruberischen Figuren vermißten, das lag nicht an der Sprache, sondern an dem Organ, die frischen, hellen und reinen Gebirgstöne widerstrebten der dumpfen und hohlen Klangfarbe seiner Stimme. Auch die allerjüngste Periode, die Zeit des Naturalismus, hat ihn nicht müßig gefunden; wenn er zu seinem silbernen Jubiläum noch den Franz Moor, zum goldenen aber den Bischof in den Kronprätendenten spielte, so wollte er damit zugleich andeuten, daß er mit der Zeit und mit den Jahren fortschreite. Und was für echte Märchenfiguren waren nicht sein Dorfschneider im „Hannele" und sein grotesker Nickelmann! Das Lebenswerk des Künstlers macht ein Repertoire von nahezu 350 Rollen aus, die er im Laufe eines halben Jahrhunderts im Burgtheater gespielt hat.

In Lewinsky hat nicht nur das Burgtheater einen seiner berühmtesten Künstler aus der alten Laubeschen Zeit, sondern auch die Wiener Gesellschaft einen ihrer edelsten Zweige verloren. Denn durch die ernste Richtung seiner Kunst, durch seine ungewöhnliche Bildung und seinen Charakter hat er sich und seinen Standesgenossen den Zutritt in die Kreise der vornehmsten Bildung erwirkt, die sich früher den Schauspielern verschlossen. Bühne und Leben werden darum sein Andenken für alle Zeit in Ehren halten!

Eleonora Duse.

Gedanken zur Psychologie des Schaffenden.

Von Privatdozent Dr. Hermann Swoboda.

Wenn man sich die Duse als Hedda Gabler ansieht, so kommt man gleichzeitig über sie und den späteren Ibsen zu einer klaren Einsicht. Sie kann die Hedda Gabler nicht spielen. Sie sucht hilflos nach dem kalten Ton dieser Gestalt oder leiht ihr zur Unzeit den eigenen warmen Herzenston. Es geht ihr gerade umgekehrt wie Kainz, der, als Tasso z. B., solang er reflektiert und räsonniert, unübertrefflich ist, in den Auftritten mit der Prinzessin jedoch sofort jeder inneren Bestimmtheit ermangelt und ganz planlos die Register wechselt oder für den leidenschaftlichen Ausbruch des Königs in der „Jüdin von Toledo“ nur ein ganz kaltes rednerisches Pathos aufbringt. Der spätere Ibsen ist durch Lieblosigkeit gekennzeichnet. Ein so scharfes Gesicht hat nur der Hassende, der Verbitterte. Es ist ja richtig, er hat in vielen Fällen wahr gesehen, er hat uns für so manche ehedem verborgene menschliche Schwäche die Augen geöffnet, aber er konnte dies nur vermöge einer eigenartigen, nicht beneidenswerten Gemütsverfassung. Die Augen genügen zum Sehen nicht, sie suchen nur, was das Menscheninnere zur Nahrung braucht. Ibsen war einmal verhäßlicht worden. Er gehörte nicht zu jenen, die durch keine Entbehrung zu überhungern, durch nichts zu enttäuschen sind, sondern zu der andern Klasse von Menschen, bei denen die Wärme eines Tages in Kälte umschlägt. Seine Art, in der Menschenseele zu forschen, hat etwas Unheimliches, Tödliches. Seine Beobachtungen frommen niemand, sie beleben nicht, sie kräftigen nicht, im Gegenteil, sie entnerven. Und nun die Duse! Dieser Lebensquell. Man glaubt Leben zu inhalieren, wenn man ihrer Stimme lauscht. Jedes ihrer Worte, jede Geste eine Variation über das urheilige Thema der Liebe. Wer hat ihr „Armando! Armando!“ im vierten Akt der Kameliendame vernommen, ohne von der Sehnsucht erfaßt zu werden, sich so beim Namen genannt zu hören. Einen Himmel voll Seligkeit legt sie in dies eine Wort; man mag es sich in Gedanken so oft nur immer wiederholen, man entdeckt darin stets neue Liebenswürdigkeiten.

Bei Ibsen merkt man am deutlichsten, daß das schauspielerische Können der Duse über ihre Person eigentlich nicht hinausgeht. Aber auch sonst hat man den Eindruck, daß sie nur sich selber spielt. Es ist ihr nicht darum zu tun, einen Dramatiker zu interpretieren, sondern sie sucht nach Gestalten, durch die sie sich selbst offenbaren kann. Die Selbstoffenbarung ist ihr eigentliches Ziel. Wenn sie trotzdem solche Rollen wie die Hedda Gabler spielt, kommt das daher, daß sie sich selber gern für eine Schauspielerin halten möchte. Es fehlt ihr am Gefühl oder an der Erkenntnis, daß die Bühne von Menschen sehr verschiedener Beschaffenheit betreten wird. Es ist wohl nützlich, über diesen Punkt einmal zu voller Klarheit zu gelangen.

Als die Duse das erstemal in Paris auftrat, sagte ein Kritiker, mir scheint, Sarcey, sie könne nichts. Und als sie dann solche Triumphe feierte, kamen Leute und sagten: Sie muß doch etwas können. Nein, sie kann wirklich nichts, aber sie ist etwas. Und das ist das Neue bei ihr gewesen. Das Unerhörte ist nicht die Art, wie sie spielt, sondern daß ein Wesen ihrer Art überhaupt spielt, daß jemand, der ein

Wesen hat, einen Kern, ein Ich, dieses der Menge preisgibt. Von Schauspielen ist da im Grunde keine Rede, nur von Schaustellen. Und ob ein solcher Schauspieler künstlerisch wirkt, hängt nicht davon ab, wie er seine Rolle erfaßt und gestaltet, sondern wie er sein Leben gestaltet. Die künstlerische Art des Erlebens, die Tiefe der Empfindung und die Schönheit des Ausdruckes, charakterisiert solche Darsteller. Die Duse ist eine Erlebniskünstlerin, eine Meisterin im tiefen und schönen Leiden. Sie ist die extremste Ausbildung desjenigen Schauspielertypus, bei welchem nicht eine Hergabe zu dieser oder jener Rolle, sondern eine Hingabe der Persönlichkeit stattfindet. Sie ist daher auch die vornehmste Schauspielerin, die sich nur denken läßt. Sich zu etwas hergeben, sei es auch nur zu Worten, die man sonst nicht in den Mund nähme, wirkt unvornehm; es ist geradezu beleidigend, jemanden eine Rolle spielen zu sehen, die mit seinem Ich kontrastiert. Es liegt darin eine Vergewaltigung, eine Schändung seines Wesens, ein Mißbrauch des Heiligsten, was jemandem von Geburt beschieden sein kann. Die Hingabe des Ich an die Öffentlichkeit ist ein Vorgang, ganz analog dem der Hingabe des Leibes an den Einzelnen. Den Leib hergeben ist eine Sünde, ihn hingeben eine fromme Tat. Die Hingabe ist die Voraussetzung aller geistigen Zeugung, das Wesen aller Kultur. Allein da erhebt sich doch ein Bedenken. Das Mittel zur Selbstoffenbarung ist das Werk.

Dichter, Maler, Musiker, Philosophen vermitteln sich der Menge der Aufnehmenden durch ihre Werke. Diese Werke enthalten aber nicht die reine, sondern die geläuterte Persönlichkeit. Der Schaffende wird nicht unmittelbar geschaut — wenn man neuerer Zeit so sehr darauf erpicht ist, das Sterbliche an ihm auszuspüren, so ist das Lüsternheit und nicht Kulturbedürfnis —, der Schaffende läßt unmittelbar nur das schauen, was er schauen lassen kann, ohne sich schämen zu müssen, das verklärte Ich. Der Werkschöpfer hat es hierbei insofern leicht, als er sich von seinem Werke auch räumlich trennen kann. Wie ist das nun beim Schausteller? Gibt es eine Art, sich zur Schau zu stellen, die dem Werke gleichkommt? Ich glaube ja. Es ist dazu weiter nichts erforderlich, als die Fähigkeit künstlerischer Selbstgestaltung. Die Tänzerin, welche ihre Glieder in harmonischen Linien vor der Menge bewegt, ersetzt sich selber den bildenden Künstler, der sie im Werke darstellte. Das, was gewöhnlich der Künstler an anderen „herausfindet" und zum Werke gestaltet, das kann ein Begabter wohl auch selber in sich entdecken und in die Erscheinung bringen. Aber das Werk des Schaustellers bleibt doch mit dem Schöpfer leiblich verbunden und daraus entspringt dann nicht selten ein Gefühl beleidigender Unmittelbarkeit. Der Anblick des nackten Ich wirkt unkünstlerisch. So ist die Gefahr sehr nahe, daß an Stelle der Kulturwirkung die bloße Sensation tritt. In keinem Fall grenzen Bühne und Zirkus so aneinander. Aus dem künstlerischen Genießen wird persönliches Gefallen, Mitgefühl, Mitleid.

Das Interesse der Zeit am Allerpersönlichsten, am Peinlich-Persönlichen macht den Enthusiasmus für eine Kunst begreiflich, welche die Person sowenig als möglich entrückt, dem Ich einen kaum merklichen Schleier umlegt. Aber gar viele dürften sich bei solchen Darbietungen eines leisen Wehes nicht erwehren können, eines quälenden Mischgefühls, welches eben darin seinen Ursprung hat, daß die entschleierte Seele nicht vor die Menge gehört. Erst Gestaltung macht die Wirklichkeit

erträglich. Es ist nur dem Wesen der Sache entsprechend, wenn auch der Schausteller selbst unter der Schaustellung leidet.

Was treibt ihn nun aber dazu? Von welchem Standpunkt ist da eine innere Notwendigkeit zu entdecken, welche den Vorgang leidlich, erträglich macht? Alles Vollendete drängt nach Offenbarung, nach Rückgabe ans Ganze. Dies geschieht regelmäßig im Werk. Allein wenn nun jemandem die Gabe des Werkes versagt ist? Und das ist der Fall der Frauen. Die Frauen sind unproduktiv, daran ändern ein paar scheinbare Ausnahmen nichts. Aber von dieser Unproduktivität auf ihre Unvollendung zu schließen, zu schließen, daß sie nur dem Einzelnen und nie der Menge einen Wert zu bieten haben, wäre ganz verfehlt. Sie können künstlerisch vollendet leben, und das ist von allen Künsten nicht die kleinste. Das Leben eines vollkommenen Weibes ist selber schon ein Kunstwerk, geläutert von allem Rauhen, Rohen, Schrillen, Irdischen. Es ist die denkbar größte Annäherung ans Jenseits und daher wie nichts anderes geeignet, im Beschauer Glauben, Zuversicht und Lebensmut zu erwecken. Die naheliegendste Offenbarung eines vollkommenen Lebens oder vielmehr der Fähigkeit vollkommensten Erlebens ist die Schaustellung. Allein es haftet dieser neben dem schon erwähnten Übelstand ein weiterer an: ihre Wirkung ist zeitlich. Es ist kein Zufall, sondern eine psychologische Notwendigkeit, daß der Schausteller so viel reist: er sucht durch räumliche Ausbreitung zu ersetzen, was ihm an zeitlicher versagt ist. Der süße Klang der Stimme verhallt, die sprechende Miene, die ausdrucksvollen Hände erstarren einmal und es bleibt von allem nur ein leerer Name. Der Mensch kennt aber kein höheres Verlangen, als über den Tod hinaus zu dauern, ewig zu leben. Welcher Ausweg bleibt da nun dem vollkommenen Weibe, da es Kinder nicht begehrt und Werke nicht schaffen kann? Das vollkommene Weib — die Bezeichnung genial ist ganz unangebracht — gehört zum genialen, zum schaffenden Mann. Dem Weib, das einen Schaffenden gefunden und begeistert hat, braucht um seine entfernteste Zukunft nicht bange zu sein, das bedeutende Weib, welches seinen Verkünder gefunden hat, ist so „versorgt" für Zeit und Ewigkeit wie ihre unbedeutende Geschlechtsgenossin, die einen Mann kriegt. Alle großen, langwirkenden Werke sind aus dem Bunde eines Schaffenden mit einer schönen Frauenseele hervorgegangen.

Das schönste Los eines Mannes ist, ein Werk zu hinterlassen, das schönste Los eines Weibes, einen Dichter zu finden; einem Schaffenden die Muse zu sein. Die Öffentlichkeit ist nur ein schwacher Ersatz für den Einen, der es in die Ewigkeit mit hinübernehmen könnte. Das vollkommene Weib verlangt sehnsüchtig nach dem Einen, der sie ganz versteht, der mit ihrer Seele kommuniziert und aus der Vereinigung das Werk gebiert. Es wendet sich an die Öffentlichkeit mit Umgehung des Verkünders, des männlichen Mittlers, nur gezwungen. Nichts steht ihm wohler an als die Verborgenheit, für die es ja doch eines Tages mit der ihm gebührenden Öffentlichkeit belohnt wird. An allen gewaltigen Werken, an allen lebenspendenden Werken hat ein Weib halben Anteil; nur den Namen gibt es nicht dafür her.

Vielleicht stammt die rührende Melancholie der bedeutenden Frau daher, daß sie ihr Bestes, der Verewigung Würdiges, an die Zeit hingeben muß; daß sie lauter Zeitliches: Gold, Ehren, Beifall für das gewinnt, was wohl ein Dichter der Nach-

welt hätte überliefern können, wenn seine Art ihn dazu befähigt hätte oder — wenn ihm nicht die schon geschehene Veröffentlichung seine Aufgabe verleidet und ihn gerade zur Verkündigung dessen gedrängt hätte, was nicht vor die Menge gehört. Es gibt in allen menschlichen Dingen eine unerbittliche Gerechtigkeit; jeder Anspruch wird nur einmal befriedigt. Der Schaffende spricht gerne vom Verborgenen. Es reizt ihn, das, was niemand weiß, allen zu offenbaren, das, was im Verborgenen still blüht, im Ruhmesglanze leuchten zu lassen; es reizt ihn, Wert zu geben. Das Offenkundige bedarf keines Offenbarers.

Die Erhaltung des Lebens vollzieht sich nach ganz ähnlichen Gesetzen wie die Erhaltung der Energie. Es gibt verschiedene Arten des Lebensumsatzes und -einsatzes, aber die eine schließt die andere aus. Man hat nur zu wählen zwischen Einem und den Vielen. Jeder sucht zuerst sein Glück — das wahre Glück ist nichts anderes als die sichere Aussicht auf Fortdauer — in der Liebe zu Einem. Erst wenn er dieses Glück nicht findet, wendet er sich an alle, gibt er sich allen hin. Hat doch selbst Wagner in den Familienbriefen es ausgesprochen, daß ihm seine Werke nur ein Ersatz gewesen seien für die Eine, vergeblich Ersehnte. Aber er irrte wohl. Der Sachverhalt ist in Wirklichkeit leicht umgekehrt, als er sich dem Bewußtsein darstellt. Wer dazu geboren ist, allen zu gehören, ins Universum wieder auszuströmen, der weiß sein Unglück mit jener unheimlichen Sicherheit zu finden, wie sie nur denen eignet, die eine göttliche Macht treibt.

William Blake.

Von Leon Kellner.

Seine Zeitgenossen nahmen ihn als Dichter nicht ernst oder hielten ihn geradezu für verrückt; die Nachwelt vergaß ihn so vollkommen, daß sogar die zünftige Literaturgeschichte ihn übersah. Auf einmal ist er in Mode gekommen. Gleichviel ob Maeterlinck oder Yeats die Wiedergeburtshilfe geleistet haben, Tatsache ist, daß Blakes Dichtungen und Bilder immer neue Herausgeber und Erklärer finden, daß ein Blake-Buch dem andern auf dem Fuße folgt, so daß die von Helene Richter in ihrem eben erschienenen Werke* gegebene Bibliographie schon der Ergänzung bedarf! Es wäre vielleicht gewagt zu behaupten, daß Blake im Augenblick der meistgelesene Dichter Englands sei; der meistbesprochene ist er gewiß.

Und es wird einem ehrlichen Durchschnittsmenschen doch so schwer, das Wesen des ganz eigenartigen Mannes zu verstehen, sich zu seiner Geisteswelt in ein einigermaßen befriedigendes Verhältnis zu setzen! Es fehlen uns Normalen die Organe, um zu fassen, was sich scheinbar jenseits aller Sinneswahrnehmung, außerhalb der Formen von Zeit und Raum, über dem Bereich des seelisch Gesetzmäßigen zuträgt — wie sollen wir die Gesichte Blakes, der mystischen Phantasie überhaupt mit unseren Erkenntnismitteln aufnehmen? Bis jetzt hat es denn auch dem ganzen Komplex von Erscheinungen gegenüber, wie sie der englische Dichter in seiner Persönlichkeit und in

* William Blake. Von Helene Richter. Mit 13 Tafeln in Lichtdruck und einem Dreifarbendruck. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel), 1906.

seinen Werken verkörpert, entweder gläubig hingebungsvolle Anempfindung, schroffe Ablehnung oder pathologische Betrachtung gegeben; die mildeste Form der Überlegenheit drückte sich etwa in den Worten aus, mit denen Julius Cäsar den Wahrsager abweist: „Er ist ein Träumer — laßt uns vorübergehen!" Helene Richter macht in ihrem tiefen, gewissenhaften Buche zum ersten Male den Versuch der Entwicklung des Künstlers und Dichters an der Hand von unanfechtbaren Zeugnissen zu folgen, in kaum merklichen Übergängen vom Faßlichen zum Unvorstellbaren, vom Verstandesmäßigen zum Unaussprechlichen hinüberzuleiten, sich selbst und ihre Leser durch eine regelrechte Vorbereitung, wie sie von den alten Mystagogen geübt wurde, für das Allergeheimste empfänglich zu machen.

Blake kam 1757 in London in kleinbürgerlicher Umgebung zur Welt. Schon als vierjähriges Kind hatte er eine Vision: er sah den lieben Gott, wie er das Haupt ans Fenster legte. Einige Jahre später sah er einen Baum voller Engel, deren Schwingen wie Flittersterne auf den Zweigen glänzten. An Schulbildung wurde ihm noch weniger als Shakespeare zuteil; dagegen wurde seine künstlerische Begabung von vortrefflichen Meistern gefördert. Er wurde von Ziseleur Pars, von Ryland, dem berühmten Vertreter der Röteltechnik, von dem ausgezeichneten Kupferstecher Basire unterwiesen, und als er selbständig zu arbeiten begann, hatte er das Glück, zu so hervorragenden Künstlern wie Füßli, Stothard und Flaxman in freundschaftliche Beziehung zu treten. Seine Lehrlingszeit bringt „einige saubere, fleißige, uninteressante Arbeiten in einer akademisch klassifizierenden Manier", aber im Jahre 1780 findet er sich selbst: in dem Bilde „Morgen" haben wir die erste Offenbarung seiner Eigenart. Eine kräftige schlanke Jünglingsgestalt. Das blonde Haar verfließt flammenartig in die Strahlen der in seinem Rücken aufgehenden Sonne, die sein Haupt wie im Riesenglorienschein umgibt. Helene Richter sieht in dieser Darstellung des „Morgens" mehr als eine Illustration zu den Versen Shakespeares:

> Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
> Der muntere Tag erklimmt die dunst'gen Höh'n.

Sie erinnert daran, daß Blake um jene Zeit bereits tief in die Mystik Jakob Böhmes und Swedenborgs eingedrungen war und die Natur mit den Augen des geborenen Idealisten sah: wo gewöhnlichen Menschen die Sonne schien, leuchtete Blake das Urbild, die Idee des Lichtes, „das Herz, der König, die Freude und Krone der Geschöpfe" (Böhme). Seine erste größere Dichtung „Der Geist Abels", die ebenfalls im Jahre 1780 entstand, bestätigt diese Deutung des Bildes: auch in der Dichtung ist der Geist, die Vision das Reale gegenüber der körperlichen Scheinwelt. Freilich ist von diesem Spiritualismus in der ersten Gedichtsammlung „Poetische Skizzen" wieder gar nichts zu spüren, die vielmehr an die Natürlichkeit der Elisabethinischen Lyrik, an Milton und Ossian erinnern; auch in den „Liedern der Unschuld" würde ein Unbefangener nicht notwendigerweise mystischen Gedankeninhalt entdecken. Aber diese Dichtungen schließen sozusagen die Zeit ab, da Blake mit jugendlich offenen Sinnen Fremdes aufnimmt, ohne es in der eigenen Seele ganz umschmelzen zu können; von nun an geht er als Visionär durch die Welt. Sein tägliches Leben, seine Ehe, seine Freundschaften, seine Kunst, seine Dichtung — alle tragen das einheitliche Gepräge des Weltentrückten, der nicht mit dem Auge, sondern durch das Auge sieht, dem

materieller Wohlstand ein schädlicher Ballast für die Seele ist, der kein anderes Gebot kennt als die Stimme seiner innersten Natur. Da die Welt seine Eigenart nicht zu würdigen verstand, wurde er sein eigener Drucker, Verleger und Buchhändler in einer Person; das brachte kaum trockenes Brot. Glücklicherweise war seine Frau, eine Gärtnerstochter, das Ideal der anbetenden, ganz und gar in ihrem Manne aufgehenden, unermüdlich schaffenden Gattin-Mutter, der man so selten im Leben begegnet; sie billigte jeden seiner Einfälle, stand mit ganzem Herzen auf seiner Seite gegen das Urteil der Welt und würzte die oft genug trockene Rinde mit ihrem inneren Glück, das ihr früh gealtertes Antlitz verklärte.

Die Visionen häufen sich und werden zu alltäglichen Dingen. Er verliert einen geliebten Bruder, „verkehrt aber täglich und stündlich mit seinem Geist, hört seine Ratschläge und schreibt nach seinem Diktat". Berühmte Männer und Frauen längst vergangener Zeiten suchen ihn auf und er empfängt sie ohne Verwunderung in dankbar stiller Freude.

„Neulich sagte mir Milton das und das —, ich suchte ihn zu überzeugen, aber es gelang mir nicht" — — solche Dinge brachte er im Tone ruhiger Selbstverständlichkeit vor. Das Verfahren, mittels dessen er seine von ihm selbst illustrierten Gedichte zu Hause vervielfältigte, wurde ihm von seinem verstorbenen Bruder im Traume mitgeteilt.

Und von nun an ist fast alles, was er schreibt, dichterische Vision auf einem Untergrunde von idealistischer Weltanschauung und biblisch-apokalyptischer Symbolik. Die allegorische Umdeutung des biblischen Wortlautes, wie sie seit Philo geübt wurde und darin den Höhepunkt erreichte, daß das Hohelied der Liebe in ein Zwiegespräch zwischen Christus und der Kirche umgewandelt wurde, war offenbar vorbildlich für Blake, der das Buch der Bücher wie kein zweiter in sich aufgenommen hatte und es mit tiefer Überzeugung für den Urquell aller Weisheit, auch der platonischen hielt; auch die klassische Kunst war ihm ein liebliches, den Patriarchen entwendetes Produkt. Die mystischen Werke Blakes sind voll von Erinnerungen und kaum angedeuteten Zitaten aus der Bibel und den biblischen Auslegungen und man muß in diesem ungeheuren Schrifttum gut zu Hause sein, um wenigstens das Stoffliche in seinen Visionen zu erfassen. Gleich das Motto zu Thel gibt ein Rätsel auf:

Weiß der Adler, was in dem Bergwerk ist,
Oder willst du den Maulwurf fragen?
Kann Weisheit man in Silberbarren tun
Oder Liebe in eine goldene Schale?

Die Verse sind eine Reminiszenz an Hiob, Kapitel 28. Der biblische Dichter sagt uns, daß man Gold, Silber und Edelsteine den Tiefen der Erde entnimmt, die das Adlerauge niemals erblickt. Weisheit aber ist in keinem Bergwerk zu finden und durch kein Edelmetall zu erkaufen. Blake deutet diese Stelle allegorisch um, indem er den Adler zum Geist, den Maulwurf zur Materie macht, und das gibt in der Tat den Inhalt der ganzen Dichtung wieder: Thel, die Seele, zittert vor der ihr bestimmten Inkarnation, wird aber von dem Maiglöckchen, der Wolke, der Erde mit ihrer Liebe gelockt, sie soll die Körperwelt nur schauen und in die Seelenwelt zurückkehren, wenn es ihr auf der Erde nicht gefalle. Thel sieht die Materie — und flieht entsetzt in das Reich des Körperlosen zurück.

Diese im Namen, in der Symbolik wie im Aufbau einfache, ganz verständliche Dichtung ist die Vorhalle des Tempels, in dessen innerstem Heiligtum sich die Seele von Blakes Mystik verbirgt. In den folgenden Werken wird die Nomenklatur immer dunkler, die Allegorie immer rätselhafter, der letzte Sinn immer unverständlicher — den Schleier vom Bilde zu lüften ist auch Helene Richter nicht ganz gelungen, wird und kann wohl keinem gelingen. Das hat auch gar nicht viel zu bedeuten. Der Prophet verliert dadurch für die Gläubigen nicht an Wert, dem Dichter sind wir als Genießende gerade nur über die Schwelle der Vorhalle gefolgt.

Nur noch einmal spricht er, wie in den „Liedern der Unschuld", ohne Symbolik und Allegorie und da ist er das Entzücken der Erwachsenen und Kinder in England. Das Gedicht „Tiger, Tiger" aus den Liedern der Erfahrung wird in englischen Schulen jahraus, jahrein von Mädchen und Knaben mit leuchtenden Augen vorgetragen. Helene Richter hat es meisterhaft übersetzt, aber meines Erachtens unberechtigterweise allegorisiert.

Tiger, Tiger, dessen Pracht
Hell durchstrahlt den Wald der Nacht:
Welcher Blick, sag', welche Hand
Dein furchtbar Ebenmaß erfand?

In welcher Himmelsabgrundsferne
Erglommen deine Augensterne?
Sag', was für Fittiche ihn tragen?
Wer darf die Glut zu fassen wagen?

Sag', welcher Arm und Künstlerdrang
Zum Herz die Fasern dir verschlang?
Als es den ersten Schlag empfand,
Sag', welcher Fuß und welche Hand?

Die Kette wo, der Hammer so hart?
Die Esse, in der dein Hirn ward,
Der Amboß wo? und wo die Faust,
Der, das Entsetzen zu packen, nicht graust?

Als Sterne die Erde bewarfen mit Speeren
Und netzten den Himmel mit ihren Zähren,
Erblickte er lächelnd sein Werk um sich?
Schuf, der das Lamm erschuf, auch dich?

Tiger, der in glühender Pracht
Du durchstrahlst den Wald der Nacht,
Sag', welcher Blick, welch' ewige Hand
Dein furchtbar Ebenmaß erfand?

Prüft man die Grundgedanken von Blakes Weltanschauung, wie sie Helene Richter mit liebevoller Sorgfalt aus der allegorischen Umhüllung herausgeschält hat, so findet man alte Bekannte in neuer Gestalt, aber auch kühne Vorläufer der deutschen Romantik und Waisenstellen, die ausschließlich seinem Geiste entstammen und bis jetzt noch von keiner Seite adoptiert worden sind. Daß der Mensch aller Dinge Maß sei, hat Blake bei Böhme und Swedenborg gelernt, diese wieder beim heiligen Chryso-

stomus, der die Schechina mit dem Menschen identifiziert und vor mehr als dreitausend Jahren haben dies indische Weise verkündet; daß der Gegensatz die Quelle alles Lebens, alles Fortschrittes, aller höheren Einheit sei, haben nach ihm Friedrich Heinrich Jacobi, Schleiermacher, Schelling gelehrt; daß der Verstand den Tod, die Phantasie das Leben bedeute, haben von Hamann bis Grabbe alle Stürmer in Deutschland und Frankreich behauptet. Aber Blakes Anschauungen vom Leben, von Gut und Böse, von unserem Sollen und Können sind heute noch unendlich weit von unserer Menschlichkeit entfernt; durch Stirner und Nietzsche sind sie noch lange nicht überholt.

Schneerose.

Von Paul Stefan.

Die Sterne leuchten und die Berge glänzen;
Sie wollen deine Welt mit Glück umkränzen.

Sie wollen dich mit sanfter Kraft durchdringen,
Dir ihrer treuen Schönheit Sänge singen.

Sie wollen dich zu neuem Leben küssen,
Dein Dulden wandelnd in ein holdes Müssen.

Sei dieser Lenz der Strahl, der nie dich traf,
Der Blütentraum nach deinem schweren Schlaf.

Dein Werden sei er, Wunder, sei wie du,
Sei Kampf und Sieg und Fest und Rausch und Ruh.

Im Schnee erblüht, sei frühlingsreif und -frei!
Dann, wisse, führt dein Weg an mir vorbei.

Vorfrühlingsgang.

Von Rudolf Hans Bartsch.

Wann werd ich mit dir durch die Felder gehen,
Auf denen sich der grüne Schimmer regt,
Wo leidenschaftlich in das Abendwehen
Tieftönig klagevoll die Amsel schlägt?
Wann lauschen wir in solcher Zeit umschlungen
Zusammen fernem Läuten und Getön! —
Wie manchen Frühling hat mein Herz durchdrungen
In Einsamkeit — — — die Welt war dennoch schön.

Da blauen lang die duft'gen Dämmerschatten,
Sich dehnend, sehnsuchtsvoll im Abendblick,
Und immer länger auf die warmen Matten
Schaut rosenrot das liebe Sonnenglück;
Hoch überm Walde hörst du wirre Stimmen — — —
Du siehst die Wandervogelschwärme nicht,
Die auf dem lauen Westwindstrome schwimmen
Zum Heimatwald, hoch oben, noch im Licht.

Und in den Wipfeln harft ein sanftes Rauschen,
Von luft'ger Hand wie wechselvoll beregt!
Still ragend siehst du tausend Stämme lauschen
Und fühlst es, wie das Herz des Waldes schlägt;

Denn warm in klarer, blauer Abendkühle
Weht dich sein Atemhauch umfangend an,
Bei jeder Regung strömt in süßer Schwüle
Ein Veilchenduft bis an dein Haupt hinan;
Es schimmern feucht nach Westen alle Bäume,
Das Waldeswasser leuchtet aus dem Grund,
Dein Auge starrt verzaubert in die Räume — — —
Denn was bewegte sich zu solcher Stund!

Nur du, zum Hügel strebst du, dich zu regen;
O, da! — — — Wie ruhumduftet träumt das Land!
Es küßte jede Stirn der Schlummersegen,
Vom Tagwerk sank begütigt jede Hand,
Und deine Arme breiten nach dem Lichte
Sich aus, die Sehnsucht wacht und wallt allein.
Mit, ach, nur halb beglücktem Angesichte
Verlangst du irgendwo ins Land hinein!

Nach Haus! Nach Haus! Wo mag die Heimat schweben,
Die Heimat, wo mein Herz zur Ruhe geht?
Und welche Zeit kann mir das Atmen geben,
Das stillverbreitet überm Lande weht!



stomus, der die Schechina mit dem Menschen
tausend Jahren haben dies indische Weis
alles Lebens, alles Fortschrittes,
Heinrich Jacobi, Schleiermacher,
Phantasie das Leben bede
Deutschland und Frankreich
Gut und Böse, von unser
unserer Menschlichkeit e
überholt.

... politischen
... Elemente
... keit und zum
... rakter für die
... Hochschulen nach
... Unter seiner Ägide
... Abänderung der
... ordnung Tatsache ge-
... der Reform der
... Errichtung einer neuen
... ordnung zu verdanken.
... seine geradezu umstürz-
... gegenüber der Frage des Frauen-
... unter seiner Ministerschaft den
... gegebene Promotionsrecht
... schon dies eine Summe von
... an den österreichischen Hochschulen,
... genug angeschlagen werden kann.
... Benndorf, der zwei Wochen vor Hartel
... ist, war er nicht ebenfalls der
... einer besonderen wissenschaftlichen
... war nicht auch er ein Pfadfinder und
... nach allen Seiten hin? Die ganze so
... der österreichischen archäologischen
..., die seit einigen Jahren in dem von
Benndorf musterhaft organisierten österreichischen
archäologischen Institute ihren Mittelpunkt und

... Jahresheften dieses
... Organ besitzt,
... ründliche und energische
... ihn traten die öster-
... in die archäologische Welt-
... sie sich Kleinasien und zuletzt
... erfolgverheißende Arbeitsstätte.
... er mit seiner Energie alle Welt
... seiner Schule zu interessieren,
... er es, Geldmittel für diese Arbeiten
... machen, die sonst für wissenschaftliche
... zu haben gewesen wären! Ebenso
... wußte Benndorf Begeisterung für
... ssenschaft in weitere Kreise zu tragen
... damit die Wissenschaft in edelstem Sinne
... Wortes zu popularisieren. Wahrlich, für
... österreichischen Hochschulen konnte es keinen
schwereren Schlag geben, als es dieser beinahe
gleichzeitige Verlust zweier so bedeutender lang-
jähriger Hochschullehrer gewesen ist.

Und diese Todesfälle sind nicht etwa die einzigen Verluste, welche die österreichischen Hochschulen in den letzten Monaten getroffen haben. Auch der Prager Strafrechtslehrer Alois Zucker war in seinem Fache eine Art Weltberühmtheit. Nicht nur einmal wendete man sich aus fremden Staaten bei kodifikatorischen Arbeiten auf dem Gebiete des Strafrechtes an Zucker mit der Bitte um Rat und tätige Mitarbeit und niemals hat dieser nimmermüde Gelehrte, der ehemals auch ein berühmter forensischer Redner und jahrelang auch eines der eifrigsten Mitglieder des österreichischen Abgeordnetenhauses gewesen ist, diese Mitarbeit versagt. Auch der Tod des berühmten Wiener Chirurgen, Professors Josef Weinlechner, eines glänzenden Operateurs, dessen Spezialgebiet die Chirurgie der Knochen und Gelenke gebildet hat, sowie jener des bedeutenden Grazer Historikers Hans v. Zwiedineck-Südenhorst hat sehr weite wissenschaftliche Kreise in aufrichtige Trauer versetzt. Und wenn wir nun noch das Hinscheiden des langjährigen Ordinarius der Pädagogik an der Wiener Universität Theodor Vogt, des bekannten fleißigen Wiener Chemikers Karl Garzarolli v. Thurnlackh, des Mineralogen Alfred Slavik von der böhmischen technischen Hochschule in Prag, der beiden Lemberger Professoren Alex. Zalewski und Johann Rajewski und endlich den Hintritt des Innsbrucker Theologen Niles vermerken, so bedeutet dies eine Summe von Verlusten für die österreichischen Hochschulen, die wohl mit vollstem Recht eine sehr bedeutende genannt werden muß.

Und neben diese nicht einmal vollständige Todesliste der letzten Monate ist noch ein zweites



wichtiges Verlustkonto zu setzen, welches durch das unbarmherzige Gesetz über die akademische Altersgrenze verursacht wird. Akademische Lehrkräfte ersten Ranges müssen, obwohl sie noch durchaus nicht am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind, mitten aus dem vollen Schaffen heraus um ihre Versetzung in den Ruhestand einkommen, weil das Gesetz über die Altersgrenze der akademischen Lehrer keinen Unterschied zwischen noch rüstig schaffenden und geistig gebrochenen Greisen kennt. So werden demnächst den beiden gefeierten Wiener Professoren Tschermak und Lieben drei weitere, noch in der Vollkraft ihres Schaffens stehende Kollegen in den Pensionsstand folgen. Man braucht nur die Namen dieser rüstigen Siebziger zu nennen, bloß an die Verdienste des Bekämpfers der Tuberkulose Schrötter, des Astronomen Weiß und des Semitisten Neumann zu erinnern, um die Härte dieses spezifisch österreichischen Gesetzes zu beklagen.

Zweifellos wird es der obersten Unterrichtsverwaltung nicht leicht fallen, alle diese schweren Verluste, welche die österreichischen Hochschulen in der letzten Zeit betroffen haben oder ihnen drohen, durch Berufungen und Ernennungen wieder einigermaßen auszugleichen, um so mehr, als sich die Berufungen von jüngeren österreichischen Gelehrten nach dem Auslande neuerlich zu einer ganz regelmäßigen Erscheinung herausbilden. Namentlich die Verwaltung der Universität Freiburg in der Schweiz hält fleißig unter dem jüngeren österreichischen Gelehrtenstabe Umschau und bietet diesem durch Berufung auf ordentliche oder außerordentliche Lehrstühle die Möglichkeit, leichter über die ersten akademischen Lehrjahre hinwegzukommen. Derzeit bildet die junge schweizerische Universität bereits einen sehr gern aufgesuchten Übungsplatz für junge österreichische Gelehrte; so sind in letzter Zeit wieder der Krakauer Privatdozent Estreicher-Rozbierski und zwei Prager Gelehrte, Lessak und Kosch, Freiburger Berufungen gefolgt, während bloß der Mathematiker Matthias Lerch, welcher mehrere Jahre in Freiburg lehrte, infolge seiner Ernennung zum Ordinarius an der böhmischen technischen Hochschule in Brünn nach Österreich zurückkehrte.

Aber auch die deutschen Universitäten entführen neuestens immer häufiger österreichische Gelehrte; so ist eben jetzt der junge Privatdozent der Geographie an der Wiener Universität Dr. Alfred Grund seinem Lehrmeister Penck an die Berliner Universität gefolgt. Freilich, so beklagenswert auch solche Verluste für unsere Hochschulen sind, immerhin weisen sie auf die hohe Wertschätzung hin, welche derzeit unsere Hochschulen im Auslande genießen. Da ist es dann freilich doppelt zu beklagen, wenn es der Unterrichtsverwaltung nicht gelingt, bedeutende ausländische Gelehrte, welche sich in Österreich bereits vollständig eingelebt haben, den österreichischen Hochschulen zu erhalten. Die einsam abseits stehende evangelisch-theologische Fakultät in Wien hat schon mehrfach derartige Verluste zu erleiden gehabt; niemals jedoch haben diese ein so allgemeines Bedauern hervorgerufen, als der bevorstehende Abgang Professor Feines, eines außerordentlich beliebten Lehrers, nach Breslau. Es ist gar kein Zweifel möglich, daß nur die seit Jahren vergebens angestrebte Einverleibung der evangelisch-theologischen Fakultät in den Verband der Wiener Universität in dieser Hinsicht eine Besserung herbeiführen wird. Solange diese Forderung nicht erfüllt wird, können sich die Professoren dieser Fakultät nicht als vollkommen gleichwertig mit den Universitätsprofessoren ansehen und werden die an der Fakultät wirkenden, aus dem Auslande stammenden Professoren nur schwer dem österreichischen Dienste zu erhalten sein.

Freilich dürfte unsere Unterrichtsverwaltung in Zukunft in diesen Belangen etwas leichter der Schwierigkeiten Herr werden, da infolge der immerhin bedeutenden Besserung der materiellen Lage, welche die neuen Gehaltserhöhungen allen österreichischen Beamten und eben in besonders erfreulichem Ausmaße den Hochschullehrern gebracht haben, die besser dotierten akademischen Lehrstellen in Österreich begehrenswerter erscheinen werden. Jetzt fehlt nur noch eine endgültige Regelung der ganzen Kollegiengeldfrage, hinsichtlich welcher die akademischen Kreise das Verlangen stellen, daß der Ertrag an Kollegiengeldern der Anstalt selbst, welcher diese Einnahmepost entstammt, in der Art zugute kommen soll, daß eine angemessene Erhöhung der Institutsdotationen durch diese ermöglicht wird. Die geringe, oft geradezu minimale Höhe dieser Dotationen von Instituten, Kliniken, Seminarien &c. bildete regelmäßig bei Berufungsverhandlungen den Stein des Anstoßes und manche aussichtsvolle Verhandlung ist schon über diese Frage in die Brüche gegangen. Übrigens spricht man in der Öffentlichkeit davon, daß es in der nächsten Zeit an manchen Anstalten, vor allem an der Wiener technischen Hochschule, zu einer namhaften Erhöhung des Kollegiengeldes kommen wird.

Ebenso wie der ganze Komplex der Kollegiengeldfrage ist neuestens auch die Frage einer Reform der juristischen Studienordnung zur öffentlichen Diskussion gestellt worden. Einerseits handelt es sich bei den bezüglichen Bestrebungen der Studierenden in der Hauptsache um eine Einschränkung des rechtshistorischen Stoffes, anderseits um eine Verbindung der zusammengehörigen Staatsprüfungen und Rigorosen in je eine Prüfung, da es sich bei diesen entsprechenden

Chronik.

Hochschulwesen.

Es widerstrebt zwar dem Chronisten, seinen diesmaligen Bericht mit Trauerworten über die furchtbaren Verluste, welche die österreichischen Hochschulen durch Todesfälle in den letzten Monaten erlitten haben, zu eröffnen. Allein der Hintritt zweier Gelehrter von europäischem Rufe, wie Wilhelm v. Hartel und Otto Benndorf, muß diesmal als wichtigstes Ereignis der letzten Zeit vor allem besprochen werden. Hartel war freilich nicht mehr Unterrichtsminister und noch weniger Universitätslehrer, als er am 14. Jänner d. J. nach nur zweitägiger Krankheit die Augen für immer schloß; aber sein Wirken nach beiden Richtungen, als Unterrichtspolitiker und Gelehrter, hat im ganzen österreichischen Hochschulwesen so sichtbare Spuren hinterlassen, wie kaum jemals das Wirken eines andern österreichischen Hochschullehrers. Hatte er sich als Professor durch seine feinsinnigen und geistreichen philologischen Arbeiten, in denen sich Akribie der Untersuchung und glänzende Klarheit des Stils die Wage hielten, durch sein liebenswürdiges Entgegenkommen gegenüber seinen Schülern und durch seinen weltmännischen Takt einen weiten und höchst befriedigenden Wirkungskreis geschaffen, hatte er sich an die Spitze einer glänzenden Philologenschule gestellt, so sorgte er als Sektionschef und Unterrichtsminister trotz der schwierigsten Verhältnisse und trotz mancher dem politischen Kampfe nicht eben entgegenkommender Elemente in seinem ganzen, mehr zur Nachgiebigkeit und zum Entgegenkommen hinneigenden Charakter für die Bedürfnisse der österreichischen Hochschulen nach bestem Wissen und Gewissen. Unter seiner Ägide ist vor allem die langerstrebte Abänderung der philosophischen Rigorosenordnung Tatsache geworden, ihm ist der Abschluß der Reform der medizinischen und die Erlassung einer neuen theologischen Rigorosenordnung zu verdanken. Und wenn wir bloß noch seine geradezu umstürzlerische Haltung gegenüber der Frage des Frauenstudiums und das unter seiner Ministerschaft den technischen Hochschulen gegebene Promotionsrecht erwähnen, so ergibt schon dies eine Summe von Verdiensten um die österreichischen Hochschulen, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Und Benndorf, der zwei Wochen vor Hartel dahingeschieden ist, war er nicht ebenfalls der Begründer einer besonderen wissenschaftlichen Schule, war nicht auch er ein Pfadfinder und Anreger nach allen Seiten hin? Die ganze so stolze Blüte der österreichischen archäologischen Schule, die seit einigen Jahren in dem von Benndorf musterhaft organisierten österreichischen archäologischen Institute ihren Mittelpunkt und in den geradezu klassischen Jahresheften dieses Institutes ihr mustergültiges Organ besitzt, geht auf Benndorfs unermüdliche und energische Tätigkeit zurück. Durch ihn traten die österreichischen Archäologen in die archäologische Weltarbeit ein, eroberten sie sich Kleinasien und zuletzt speziell Ephesos als erfolgverheißende Arbeitsstätte. Und wie wußte er mit seiner Energie alle Welt für die Arbeiten seiner Schule zu interessieren, wie verstand er es, Geldmittel für diese Arbeiten mobil zu machen, die sonst für wissenschaftliche Zwecke nie zu haben gewesen wären! Ebenso wie Hartel wußte Benndorf Begeisterung für seine Wissenschaft in weitere Kreise zu tragen und damit die Wissenschaft in edelstem Sinne des Wortes zu popularisieren. Wahrlich, für die österreichischen Hochschulen konnte es keinen schwereren Schlag geben, als es dieser beinahe gleichzeitige Verlust zweier so bedeutender langjähriger Hochschullehrer gewesen ist.

Und diese Todesfälle sind nicht etwa die einzigen Verluste, welche die österreichischen Hochschulen in den letzten Monaten getroffen haben. Auch der Prager Strafrechtslehrer Alois Zucker war in seinem Fache eine Art Weltberühmtheit. Nicht nur einmal wendete man sich aus fremden Staaten bei kodifikatorischen Arbeiten auf dem Gebiete des Strafrechtes an Zucker mit der Bitte um Rat und tätige Mitarbeit und niemals hat dieser nimmermüde Gelehrte, der ehemals auch ein berühmter forensischer Redner und jahrelang auch eines der eifrigsten Mitglieder des österreichischen Abgeordnetenhauses gewesen ist, diese Mitarbeit versagt. Auch der Tod des berühmten Wiener Chirurgen, Professors Josef Weinlechner, eines glänzenden Operateurs, dessen Spezialgebiet die Chirurgie der Knochen und Gelenke gebildet hat, sowie jener des bedeutenden Grazer Historikers Hans v. Zwiedineck-Südenhorst hat sehr weite wissenschaftliche Kreise in aufrichtige Trauer versetzt. Und wenn wir nun noch das Hinscheiden des langjährigen Ordinarius der Pädagogik an der Wiener Universität Theodor Vogt, des bekannten fleißigen Wiener Chemikers Karl Garzarolli v. Thurnlackh, des Mineralogen Alfred Slavik von der böhmischen technischen Hochschule in Prag, der beiden Lemberger Professoren Alex. Zalewski und Johann Rajewski und endlich den Hintritt des Innsbrucker Theologen Niles vermerken, so bedeutet dies eine Summe von Verlusten für die österreichischen Hochschulen, die wohl mit vollstem Recht eine sehr bedeutende genannt werden muß.

Und neben diese nicht einmal vollständige Todesliste der letzten Monate ist noch ein zweites

wichtiges Verlustkonto zu setzen, welches durch das unbarmherzige Gesetz über die akademische Altersgrenze verursacht wird. Akademische Lehrkräfte ersten Ranges müssen, obwohl sie noch durchaus nicht am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind, mitten aus dem vollen Schaffen heraus um ihre Versetzung in den Ruhestand einkommen, weil das Gesetz über die Altersgrenze der akademischen Lehrer keinen Unterschied zwischen noch rüstig schaffenden und geistig gebrochenen Greisen kennt. So werden demnächst den beiden gefeierten Wiener Professoren Tschermak und Lieben drei weitere, noch in der Vollkraft ihres Schaffens stehende Kollegen in den Pensionsstand folgen. Man braucht nur die Namen dieser rüstigen Siebziger zu nennen, bloß an die Verdienste des Bekämpfers der Tuberkulose Schrötter, des Astronomen Weiß und des Semitisten Neumann zu erinnern, um die Härte dieses spezifisch österreichischen Gesetzes zu beklagen.

Zweifellos wird es der obersten Unterrichtsverwaltung nicht leicht fallen, alle diese schweren Verluste, welche die österreichischen Hochschulen in der letzten Zeit betroffen haben oder ihnen drohen, durch Berufungen und Ernennungen wieder einigermaßen auszugleichen, um so mehr, als sich die Berufungen von jüngeren österreichischen Gelehrten nach dem Auslande neuerlich zu einer ganz regelmäßigen Erscheinung herausbilden. Namentlich die Verwaltung der Universität Freiburg in der Schweiz hält fleißig unter dem jüngeren österreichischen Gelehrtenstabe Umschau und bietet diesem durch Berufung auf ordentliche oder außerordentliche Lehrstühle die Möglichkeit, leichter über die ersten akademischen Lehrjahre hinwegzukommen. Derzeit bildet die junge schweizerische Universität bereits einen sehr gern aufgesuchten Übungsplatz für junge österreichische Gelehrte; so sind in letzter Zeit wieder der Krakauer Privatdozent Estreicher-Rozbierski und zwei Prager Gelehrte, Lessak und Kosch, Freiburger Berufungen gefolgt, während bloß der Mathematiker Matthias Lerch, welcher mehrere Jahre in Freiburg lehrte, infolge seiner Ernennung zum Ordinarius an der böhmischen technischen Hochschule in Brünn nach Österreich zurückkehrte.

Aber auch die deutschen Universitäten entführen neuestens immer häufiger österreichische Gelehrte; so ist eben jetzt der junge Privatdozent der Geographie an der Wiener Universität Dr. Alfred Grund seinem Lehrmeister Penck an die Berliner Universität gefolgt. Freilich, so beklagenswert auch solche Verluste für unsere Hochschulen sind, immerhin weisen sie auf die hohe Wertschätzung hin, welche derzeit unsere Hochschulen im Auslande genießen. Da ist es dann freilich doppelt zu beklagen, wenn es der Unterrichtsverwaltung nicht gelingt, bedeutende ausländische Gelehrte, welche sich in Österreich bereits vollständig eingelebt haben, den österreichischen Hochschulen zu erhalten. Die einsam abseits stehende evangelisch-theologische Fakultät in Wien hat schon mehrfach derartige Verluste zu erleiden gehabt; niemals jedoch haben diese ein so allgemeines Bedauern hervorgerufen, als der bevorstehende Abgang Professor Feines, eines außerordentlich beliebten Lehrers, nach Breslau. Es ist gar kein Zweifel möglich, daß nur die seit Jahren vergebens angestrebte Einverleibung der evangelisch-theologischen Fakultät in den Verband der Wiener Universität in dieser Hinsicht eine Besserung herbeiführen wird. Solange diese Forderung nicht erfüllt wird, können sich die Professoren dieser Fakultät nicht als vollkommen gleichwertig mit den Universitätsprofessoren ansehen und werden die an der Fakultät wirkenden, aus dem Auslande stammenden Professoren nur schwer dem österreichischen Dienste zu erhalten sein.

Freilich dürfte unsere Unterrichtsverwaltung in Zukunft in diesen Belangen etwas leichter der Schwierigkeiten Herr werden, da infolge der immerhin bedeutenden Besserung der materiellen Lage, welche die neuen Gehaltserhöhungen allen österreichischen Beamten und eben in besonders erfreulichem Ausmaße den Hochschullehrern gebracht haben, die besser dotierten akademischen Lehrstellen in Österreich begehrenswerter erscheinen werden. Jetzt fehlt nur noch eine endgültige Regelung der ganzen Kollegiengeldfrage, hinsichtlich welcher die akademischen Kreise das Verlangen stellen, daß der Ertrag an Kollegiengeldern der Anstalt selbst, welcher diese Einnahmepost entstammt, in der Art zugute kommen soll, daß eine angemessene Erhöhung der Institutsdotationen durch diese ermöglicht wird. Die geringe, oft geradezu minimale Höhe dieser Dotationen von Instituten, Kliniken, Seminarien rc. bildete regelmäßig bei Berufungsverhandlungen den Stein des Anstoßes und manche aussichtsvolle Verhandlung ist schon über diese Frage in die Brüche gegangen. Übrigens spricht man in der Öffentlichkeit davon, daß es in der nächsten Zeit an manchen Anstalten, vor allem an der Wiener technischen Hochschule, zu einer namhaften Erhöhung des Kollegiengeldes kommen wird.

Ebenso wie der ganze Komplex der Kollegiengeldfrage ist neuestens auch die Frage einer Reform der juristischen Studienordnung zur öffentlichen Diskussion gestellt worden. Einerseits handelt es sich bei den bezüglichen Bestrebungen der Studierenden in der Hauptsache um eine Einschränkung des rechtshistorischen Stoffes, anderseits um eine Verbindung der zusammengehörigen Staatsprüfungen und Rigorosen in je eine Prüfung, da es sich bei diesen entsprechenden

Prüfungen um denselben Prüfungsstoff handelt. Auch die juristischen Professorenkollegien wenden jetzt diesen wichtigen Fragen ihre volle Aufmerksamkeit zu und so dürfte es wohl in absehbarer Zeit zu einer befriedigenden Neuordnung der juristischen Studien in Österreich kommen.

Rücksichtlich der oft erörterten Frage der Anerkennung von im Auslande zurückgelegten Studien für die österreichischen Hochschulen ist jüngst die Entscheidung erflossen, daß nur die Professorenkollegien der medizinischen Fakultäten in dieser Hinsicht direkt kompetent sind, so daß diese im eigenen Wirkungskreise jedem Gesuchwerber vom I. Studienteile, das ist I.—IV. Semester, zwei und vom II. Studienteile (V.—X. Semester) drei an einer ausländischen Universität zugebrachte Semester in die für die österreichischen medizinischen Fakultäten vorgeschriebene Studienzeit einrechnen können. Betreffs der übrigen drei Fakultäten hat sich das Unterrichtsministerium auch für die Zukunft in jedem einzelnen Falle selbst die Entscheidung vorbehalten.

Eine neue Erscheinung an den österreichischen Hochschulen ist der immer regere Besuch der Vorlesungen und Übungen durch Angehörige der Armee, namentlich durch Berufsoffiziere, die allerdings nur in Zivilkleidern den Vorträgen beiwohnen dürfen. Freilich ist dieser Besuch der Hochschulvorträge für alle Angehörigen des Heeres immer noch an eine besondere Bewilligung des Kriegsministeriums geknüpft, die bei Offiziersaspiranten nur insoweit erteilt zu werden pflegt, als die militärische Ausbildung nicht darunter leidet. Im übrigen verhält sich aber das Kriegsministerium allen derartigen Ansuchen gegenüber durchaus wohlwollend, zweifellos im wohlverstandenen Interesse des Heeres, das heute weniger als je einer möglichst hochausgebildeten Elite von Offizieren entraten kann.

Und nun wollen wir unsere diesmalige Überschau über das österreichische Hochschulwesen, welche mit der Erörterung betrübender Todesfälle begonnen werden mußte, mit dem Hinweise auf die stolze und erhebende Jubiläumsfeier schließen, welche die Prager technischen Hochschulen in den ersten Tagen des November 1906 feiern konnten. Namentlich die glanzvollen festlichen Veranstaltungen, welche die deutsche technische Hochschule in diesen Tagen anläßlich der hundertjährigen Wiederkehr des Tages, an welchem ein regelrechter Betrieb technischer Studien in Prag eröffnet wurde, veranstaltete und welche ohne jeden Mißton unter Anteilnahme zahlreicher Gäste aus dem Auslande verliefen, bewiesen die bedeutende Stellung, welche sich auch die österreichischen technischen Hochschulen in der Wertschätzung des Auslandes bereits erworben haben. Und es ist diese Wertschätzung gewiß deshalb um so höher einzuschätzen, als diese Hochschulen samt und sonders noch immer an Raummangel leiden. Es ist freilich in dieser Richtung schon in den letzten Jahren manches vorgekehrt worden, allein es ist doch zweifellos eine Sache der höchsten Dringlichkeit, daß es bald tatsächlich zur Durchführung der geplanten Erweiterungsbauten an der Wiener Technik und vor allem zur Ausführung des Neubaues der Prager deutschen technischen Hochschule kommt, für welch' letzteren Bau in den erwähnten Jubiläumstagen auch schon in feierlicher Weise der Grundstein gelegt worden ist. Doch hierüber und über den Plan der Gründung einer Wiener Handelshochschule das nächstemal.

Dr. Richard Kukula.

*

Besprechungen.

Bertha Pelican: Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Ein Bild ihres Lebens und Dichtens. Freiburg 1906, Herder.

Deutschlands herrlichste Dichterin ist immer nur wenigen vertraut und lieb gewesen, und wenn in den letzten Jahren mancherlei über ihr stilles Leben in Büchern erzählt worden ist, so liest die Menge eher diese vielhundertseitigen Berichte durch als ein halbes Hundert ihrer Gedichte. Annettens Lieder sind so gut wie nie komponiert worden und so ward ihr Mörikes spätes Schicksal nicht einmal zuteil, der durch Hugo Wolfs Genie eine Wiedergeburt feierte, beinahe seinen allerersten allgemeinen Triumph. Daraus aber zu folgern — wie Karl Busse es tut — daß man sie niemals zu den großen Lyrikern zählen werde, daß sie gar keine rechte Lyrikerin sei, daß „es" niemals aus ihr singe, daß sie uns nicht bezwinge wie Wunder oder Gnade, erscheint mir irrtümlich und hochmütig. Freilich schreibt sie nicht Lieder in Heinischer Art, zu denen jeder Tertianer eine Melodie findet und die so leicht faßbar sind, daß der Vorleser ruhig prima vista damit an die Öffentlichkeit treten kann; aber stehen nicht trotzdem „Im Grase", „Im Moose", „Mondesaufgang" an Gewalt der Stimmung, an Bildkraft über Tausenden von Gesängen, die dem Publikum gefallen? Mit einmaligem Lesen kommt man ihnen freilich nicht bei, aber sie lassen dafür auch keinen wieder los, der nur ein einziges Mal in ihr innerstes Leben geschaut hat. Die Droste hätte Brahms zum Dolmetsch haben müssen, oder, da dieser Wunsch nunmehr eitel ist, ihre Biographen sollten sich endlich einmal ihrer Kunst und nicht nur ihres Lebens annehmen! Weder Levin Schücking noch Schlüter, weder Kreiten noch Busse, weder Schulte noch Bertha Pelican sind die wahren Pioniere des Drosteschen Wesens. Sie befehden sich schon ganz lustig untereinander, weil der eine ein Quell-

wässerchen mehr hat tröpfeln sehen als der andere. Busse klagt Annettens Mutter an; die Pelican reinigt sie alsbald von der Anklage. Sie zählt überhaupt mit großer Belesenheit allerlei Menschen auf, die um die Dichterin waren, um etwa Busse in die Parade zu fahren. Ja zum Henker, was gehen uns diese Salonbekanntschaften, was geht uns schließlich sogar die Mutter an, solange das Werk der Dichterin noch ein ungeordnetes Chaos für die Welt ist. Hier schaffet Hilfe!

Der einzige, der mit feinen und praktischen Sinnen Vorschub geleistet hat, ist Ferdinand Avenarius. Aber dies neue Buch, „das Resultat mehrjährigen Studiums", das uns die Dame „mit Gefühlen der Freude und des Bedauerns" übermacht, kennt den wunderbaren erleuchtenden Schlüssel nicht, durch den der Herausgeber des Kunstwarts uns zu den Müttern der Drosteschen halbdunkeln Welt geführt hat. Wir hören von Bertha Pelican nur immer, es handle sich um eine große Dichterin, wie etwa in modernen Künstlerdramen der berühmte Mann das Gegebene, nicht Erwiesene ist. Aber wir haben einen „Tasso", der die Möglichkeit einer Künstlertragödie außer Frage stellt; wir kennen die köstliche Mozartepisode Mörikes, die mehr gilt als eine umfangreiche Biographie; Bertha Pelican hätte also auch aus dem äußerlichen Leben Annettens ein schönes Büchlein formen können, wenn sie nun einmal auf die Schönheiten der einzelnen Gedichte nicht eingehen wollte. So aber ist nichts Künstlerisches herausgekommen und Annette hat immer noch Avenarius zum einzigen Förderer. Was die Verfasserin überhaupt zu ihrer Arbeit veranlaßt hat, ist — wie sie offenherzig im Vorwort bekennt — der Umstand, „daß alle bis jetzt erschienenen größeren Biographien der Dichterin aus der Feder von Männern stammen". Grund genug, um ein Buch zu schreiben!

Die ästhetischen Grundsätze Berta Pelicans sind etwa die eines durchschnittlichen soignierten Literaturlehrers an der höheren Töchterschule. Sie kann es nicht ausstehen, wenn ein Künstler das Alltägliche oder gar Häßliche zum Vorwurf nimmt (wie erbärmlich müssen ihr Shakespeare und Rembrandt vorkommen!) und folgert ganz falsch, daß anders Denkenden Annette v. Droste rückschrittlich erscheinen müsse. Wie viele denken fortschrittlicher und lieben die westfälische Poetin doch im tiefsten Herzen. Herz ist ja Trumpf in der Kunst, und wie ich mein Kind liebe, das Gott sei Dank in meinem Leben etwas Alltägliches ist, wie ich Hauptmanns unscheinbares Hannele liebe, Goethes „Faust" und Schillers „Wallenstein", so gebe ich mich auch der Drosteschen Lyrik hin, ohne zu fragen, ob alle die Mücken und Käfer, die so lebhaft in ihren Gedichten herumhuschen, ob ihre Heidemänner dem griechischen Schönheitsideale entsprechen.

Wo Bertha Pelican urteilt, kommt sie nicht über die Klischeephrase hinaus, wo sie runde Lesefrüchte mitteilt, habe ich gern und dankbar genossen; ich lerne auch einem fehlerhaften Werke eifrig seine Vorzüge ab. Wer Annettens Verse und ihre „Judenbuche" kennt und nicht vergessen kann, der hole sich getrost aus Bertha Pelicans Arbeit Kunde von der armseligen Pilgerfahrt einer Unsterblichen. Vor Karl Busse gebührt der neuen Biographin jedenfalls der Vorzug: sie stellt die Umwelt menschlicher dar als er und sie verehrt mit angenehmerer Bescheidenheit als der Auchlyriker.

Ferdinand Gregori.

*

Der neue Martial, von Karl Ettlinger. Berlin, Egon Fleischel & Comp.

Der Übersetzer und Bearbeiter bittet in einem Geleitwort, an diese Übertragungen nicht den Maßstab des Philologen legen zu wollen. Er trifft es gut, da ich diesen Maßstab nicht besitze. Er macht auch aufmerksam, „daß er sich kein Gewissen daraus gemacht habe, Bilder aus dem römischen Alltagsleben durch Bilder aus dem Leben Berlin W.'s zu ersetzen." Auch das sei ihm verziehen. Vielleicht war es nicht unbedingt notwendig, für die Modernisierung die schönen Worte „Schwachmatikus", „Quatsch" und „Quatschkopf" zu verwenden. Ich möchte nur noch bemerken, daß einer, der daran geht, Martial zu übersetzen, eigentlich ein Meister der Form sein, daß es für ihn keine Schwierigkeiten geben sollte. Es gibt jetzt viele junge Leute, die wirklich gar nichts zu sagen haben, die aber tadellose Verse machen, die auf gespanntem Seile die gewagtesten Reim-Kunststückchen elegant ausführen können. Der Übersetzer Martials zählt nicht zu ihnen. Seine Verse sind hie und da ein wenig holprig, seine Reime nicht immer rein. Ich glaube, daß ein Fachmann die Frage, ob „streiten" und „beiden" einen Reim geben, unbedingt verneinen würde. Und darf man sagen: „Denn, wenn sie's gäbe —" (nämlich: Götter)? Dazu braucht man nicht einmal einen Fachmann zu bemühen. Und wenn Schuppli übersetzt:

> Um den gestorbenen Gatten weint
> Bei Tag nicht Galla, nur bei Nacht.
> Es ist die Nacht, die — wie es scheint,
> Ihr den Verlust erst deutlich macht

ist er nicht eleganter, moderner als Ettlinger, der sagt:

> Weil sie nur Nachts ermessen kann,
> wie schwer ein Ehemann entbehrlich?

Allzu große erklärende Deutlichkeit ist gegen den Geist des Epigramms. Auch könnte man rügen, daß einzelne Epigramme, die zu den besten ge-

hören, in der neuen Übersetzung fehlen, so z. B. das von dem bleichen Clarin.

Einige Übertragungen sind im Rhythmus gelungen und gut zu sprechen. Das ist ja etwas. Und der Übersetzer betont in seinem Geleitwort, daß die Arbeit der Übertragung ihm viel Vergnügen gemacht hat. Das ist viel und läßt die Frage, ob diese Übertragung ein Bedürfnis war, unnütz erscheinen. G. Sch.

*

Kaltenbachs. Eine heitere Geschichte aus Berlin W., von Robert Misch. Neue illustrierte Ausgabe. 6. Tausend. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, Berlin W. 35, 1906.

Eine „heitere" Geschichte nennt der Herr Misch diese, diese — nein! Beleidigung! sagen wir also: — dies „il n'y a aucune raison de rire". Er muß es ja wissen, was daran heiter ist; dafür ist er ja der Verfasser. Und dem Verlag, der diese, diese — Geschichte gedruckt und dem Publikum, das davon fünf unillustrierte Auflagen gekauft hat, muß die Sache doch auch heiter vorgekommen sein. Einiges kann allerdings auch der kritischer Veranlagte erheiternd finden. Zum Beispiel gleich, daß Misch selber seine Geschichte für heiter hält. Oder daß er ihr sein wohlgetroffenes, gütig-lächelndes Konterfei voranstellt, dessen vergnügtes Schmunzeln wohl einen Vorgeschmack der Genüsse geben soll, die unser harren, und Stimmung machen möchte. Wie der Photograph väterlich vorlächelt, damit wir ein freundliches Gesicht ziehen. Hilft nichts: risum tenemus! Obwohl Caspari einige wirklich heitere Karikaturen beigesteuert hat, die auch dadurch erfreuen, daß sie die fiktiven 212 Seiten dieser, dieser — Geschichte beträchtlich vermindern. Hier ließe sich ein letztes erheiterndes Moment verzeichnen: das Buch ist ganz unmotivierterweise in 24 Kapitel zerlegt, bei deren Beginn und Ende auch zumeist eine halbe Seite verschwendet wird, so daß wir frohen Mutes umblättern und rascher „zum Schlusse eilen" .... Heiterkeit, güldene komm! Sie ist leider ausgeblieben. Oder sollte es doch jemanden geben, der über den geizigen Rentier Kaltenbach, der Sohn und Tochter und Nichte tyrannisiert, Fleisch, Gemüse und faule Fische eigenhändig und eigenfüßig — aus Sparsamkeit verschmäht er die Straßenbahn — einkauft, der aber im Verlaufe der Begebenheiten durch eine reiche Tante aus Amerika gänzlich gebessert wird, sollte es wirklich jemanden geben, der darüber lachen könnte? Sollte es im Ernst irgendwer komisch finden, daß dieser millionenumschlungene Geizkragen die Tante um ihres Geldes willen heiratet und daß sich hinterdrein herausstellt, das tantliche Vermögen sei bei einem entsetzlichen Kupferkrach flöten gegangen? Nein, da ist wahrlich nichts zum Lachen! Eher zum Weinen ist es, daß in einem Lande, das humoristische Talente — von den großen Toten zu geschweigen — wie Otto Erich und Otto Julius gehabt hat, das Begabungen wie Ludwig Thoma oder Kurt Aram noch sein eigen nennt, solch platte Nichtigkeit sechs Auflagen erlebt. Dr. Wilhelm v. Wymetal.

Feuilleton.

Der Künstler und der Städtebau.

In seiner beharrlichen und anschaulichen Art, mit der er gute alte Kunstleistungen durch Gegenüberstellung schlechter moderner Arbeiten heraushebt, hat Schultze-Naumburg seiner Monographienfolge über „Kulturarbeiten" auch den „Städtebau" als IV. Band hinzugefügt.

Es ist noch nicht lange her, daß dieser Fragenkomplex, dieses Gewirr widerstreitender und stets in Umbildung begriffener Aufgaben von künstlerischer Seite kritisch beleuchtet wurde. Die Entscheidung in diesen Fragen liegt ja überall in den Händen von Faktoren, die dem Künstler nur gezwungen einen bescheidenen Einfluß einräumen und das künstlerische Gefühl, aus ihren Erwägungen gerne ausgeschaltet wissen wollen, weil es einen gar zu unsicheren Boden, eine gar zu schwankende Stütze zu bilden scheint.

Und gerade das wird von den Künstlern bestritten. Sie werden nicht müde, darüber zu klagen, daß sie als Fremde angesehen werden, wo man sie als warme Freunde und vertraute Gefährten behandeln sollte, und daß man sie als Experten nur in seltenen Fällen zu Rate zieht, wo ununterbrochen Verstöße und Sünden gegen die gute Sache der Kunst verübt werden.

Schultze-Naumburg führt stets ein langes Sündenregister solcher Übeltaten und einen großen Vorrat an guten Beispielen, warmen Ratschlägen und aufmunternden Verheißungen mit sich.

Er schüttet sie auch in seinem Buch über den Städtebau vor uns aus, und was uns dabei besonders interessieren muß, er benutzt hier gerne österreichisches Material. Er zitiert nicht nur oft Sittes anregendes Büchlein, er greift sehr viele Beispiele guter alter Lösungen direkt aus unserer Heimat auf und findet dort reiche Beute.

Da ist ihm besonders die alte Königsstadt Prag eine unerschöpfliche Fundgrube von Anregungen. Sie ist in vielen alten Teilen noch in ursprünglicher Anlage erhalten, besitzt eine Fülle vortrefflicher Bauwerke und zeigt die

künstlerische Anpassung an ein sehr bewegtes Terrain, die Einbeziehung eines breiten Flußlaufes in das Stadtbild, die Ausnutzung aller Vorteile, welche die Wirkung großer Bauten steigern können.

Aber außer Prag besitzt Österreich noch Städtebilder der mannigfaltigsten Art, die alle Stadien der ursprünglichsten und einheitlichsten Betätigung alter künstlerischer Kultur bis zur gänzlichen Vernichtung ihrer Spuren durch moderne, materialistische Kunstfeindlichkeit aufweisen können; wir brauchen da nur Krakau, Salzburg, Innsbruck zu nennen und wenn wir in einer dieser mit Recht berühmten Stadtanlagen aus dem alten Kern in die Vororte wandern, die aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts stammen, so werden wir die Beispielsammlung Schultze-Naumburgs um eine große Zahl recht schlagender Varianten vermehren können.

In den alten Teilen wird stets die individuelle reizvolle, abwechslungsreiche Lösung der Platzbildungen, Straßenführungen, Denkmalaufstellungen überraschen.

In den neuen wird in der Regel eine ernüchternde, erkältende und uniforme, vom Reißbrett und Winkelmaß diktierte Dispositionsweise und Ausführungsart auf uns ermüdend einwirken.

Nun kann es natürlich keinem vernünftig Denkenden einfallen, die so schlagend wirkenden, organisch gewachsenen und künstlerisch abgerundeten alten Stadtbilder mit ihren malerischen Einzelheiten als unmittelbare Vorbilder und nachahmenswerte Taten in einem Zeitalter aufzustellen, in dem ganz neue Verkehrsbedingungen, ganz veränderte Baugelegenheiten, ganz unheimlich gesteigerte Wachstumsverhältnisse eingetreten sind.

Alle Neuanlagen werden besondere Gesetze beachten, neue Bedingungen erfüllen müssen. Aber es verhält sich mit der Gesamtdisposition der Stadtanlagen ähnlich wie mit der Gestaltung der Bauwerke im einzelnen. Dort, wo ganz moderne Aufgaben, von modern empfindenden Künstlern gelöst werden, entstehen von selbst künstlerische Wirkungen von neuer Art und oft von bedeutender Kraft.

Trotzdem wird das Studium alter Kunst eine höchst wertvolle und ganz unentbehrliche Vorbedingung für die Ausbildung moderner Architekten bleiben. Und viele Gesetze und Erkenntnisse werden aus der alten Kunst in die moderne übernommen — weil sie eben ewige Gültigkeit haben.

Im Städtebau hat man diese Rücksichtnahme bisher im allgemeinen wenig geübt.

Ja man muß behaupten, daß das Vorhandene unschätzbare Material an alten bedeutenden Leistungen viel zu wenig gründlich studiert und bearbeitet und viel zu wenig allgemein zugänglich gemacht wurde.

Wo solche Studien getrieben wurden, waren es einerseits Archäologen, Historiker oder gar Philologen, die sich in die ältesten Kulturperioden vertieften und selten weiter als bis zum Mittelalter vordrangen.

Anderseits beobachteten und beschrieben die kunstfreundlichen Touristen, die ihren malerisch-romantischen Zielen nachgingen und sich mit Veduten begnügten, die Städtebilder. Auf der einen Seite hat es sich also um historische Feststellungen gehandelt, denen zumeist sehr weit zurückliegende und unseren Verhältnissen ganz fremde Zustände zugrunde lagen. Eine Ableitung von ästhetischen Gesetzen, von allgemein gültigen Lehren war gar nicht beabsichtigt.

Auf der andern Seite hat es sich um das Vergnügen vorübergehender Eindrücke gehandelt, deren Ursachen nachzuforschen keine Zeit vorhanden war.

In den Dienst der letztgenannten Pioniere wurden glücklicherweise die graphischen Künste und neuerdings die Photographie gestellt, die so im Grunde unabsichtlich auch für den Städtebau wichtige Dinge festhielten.

Und die Pläne und Feststellungen der Historiker (wie etwa jene des geschätzten Camesina bei uns) werden auch als Ausgangspunkte ästhetischer Betrachtungen ihren hohen Wert behalten, müssen aber erst in diesem Sinne bearbeitet werden. Das eigentliche, für unsere Zeit so wertvolle und jetzt in so raschem Absterben begriffene Studienmaterial bilden die Stadtanlagen der jüngstvergangenen Epochen selbst, die einem sehr umfassenden Studium zu unterziehen sein werden.

Ihr historischer Werdegang ist sicher von großer Bedeutung. Was aber den am Städtebau interessierten modernen Menschen besonders fesseln und beschäftigen muß, ist die Erkenntnis der Gesetze, nach welchen das Wachstum erfolgte, sind die Grundzuge, nach welchen vergangene Kunst- und Kulturepochen ihren Stempel, ihre Eigenart auch in den Stadtplan eingezeichnet haben. Man hat diese künstlerischen Züge bisher fast ausschließlich von den formalen Eigenheiten der einzelnen Bauwerke ihrer äußeren Erscheinung, ihrer Grundrißdisposition abgeleitet.

Wie sich aber das künstlerische Empfinden in der Straßenführung und Platzbildung im Aufbau eines ganzen Stadtbildes, ja selbst in der Wahl der Örtlichkeit für die Erweiterungen, für die Aufstellung von Denkmalen und Monumentalbauten geäußert hat, ist nur von sehr wenigen noch systematisch beleuchtet worden.

Die Aufgaben, die zu lösen sind, drängen aber. Sie wachsen und vermehren sich und die

praktischen Bedürfnisse des täglichen Lebens verlangen rasche Entscheidungen.

Die dazu Berufenen schreiben wohl gelegentlich Konkurrenzen aus, ziehen in manchen besonderen Fällen Künstler zu Rate; diese Fälle bleiben aber vereinzelt; die Resultate der Konkurrenzen entsprechen nicht immer den gehegten Erwartungen, schon weil die Konkurrenten selbst den städtischen Aufgaben oft ferne stehen und das vorbereitende Material nicht beherrschen können.

Und die zu fällenden Entscheidungen müssen erledigt werden; der Verkehrstechniker, der Jurist, der Hygieniker, der Straßen- und Wasserbauingenieur behalten schließlich den entscheidenden Einfluß — der Aufbau über dem Niveau des Bodens, gerade das, was am meisten in sichtbare Erscheinung tritt, bleibt der Kontrolle der Bauordnung überlassen, welche bekanntlich in Fragen des Geschmackes versagt.

Wie kann nun diesen Verhältnissen abgeholfen werden? Wie kann das wiedergewonnen werden, was vergangene Epochen in so vortrefflicher Art besaßen, was selbst heute noch in manchen Ländern, in England, in Frankreich gelegentlich deutlicher als bei uns fortwirkt, der Respekt vor dem Werte und der Bedeutung der Kunst für die Entwicklung des Stadtbildes? Wie kann die Einheitlichkeit der Erscheinung erreicht werden, welche Neues ebenbürtig neben das Alte zu setzen vermag, ohne das Selbstbestimmungsrecht jeder Neuerung zu verletzen, ohne das Vorhandene zu vernichten?

Eine gründliche Beantwortung dieser wichtigen Fragen würde natürlich weit über den Rahmen dieser Erörterung hinausführen. Einzelne Bemerkungen könnten aber vielleicht doch zu ihrer Förderung beitragen.

Sicher ist, daß es einerseits noch an der richtigen künstlerischen Ausbildung der berufenen Fachleute für die Aufgaben des Städtebaues fehlt, anderseits, daß die reichlich vorhandenen Mittel und Gelegenheiten zur Aufklärung der weiten beteiligten Kreise nicht genügend benutzt werden.

Bei der Ausbildung des Technikers fehlt es zumeist an den entsprechenden Fachkursen im Lehrplan. Zur Belehrung der Praktiker dient außer einigen wenigen in Buchform erschienenen Arbeiten eine deutsche Zeitschrift („Der Städtebau"), die sich mit dem Konkurrenzwesen und den Ereignissen des Tages auf diesem weiten Gebiet befaßt; sie ist jungen Datums, legt aber leider wenig Gewicht auf die künstlerische und entwicklungsgeschichtliche Seite der Frage und reicht natürlich kaum aus, allein die reichsdeutschen Verhältnisse zu behandeln. Gerade die letzterwähnte Künstlerrichtung wird im Zusammenhang mit der Betonung der heimatlichen Kultur von einer ursprünglich österreichischen Zeitschrift („Die Hohe Warte") vertreten, die in ihrer populären und anregenden Form sich an die weitesten Kreise wendet. Ganz besonders wertvoll und wichtig wäre aber die Bearbeitung und Verbreitung des reichen Materials, welches die Sammlungen der Gemeinden und der Privaten angehäuft haben.

Diese Fragen besitzen vielfach auch einen rein lokalen Charakter. Je größer die Stadtanlage, desto mehr wird die Dezentralisation Bedürfnis und Notwendigkeit. In einer Großstadt vom Umfange Wiens, in der alle Bezirke eine Art Sonderleben führen, wäre auch eine gewisse Dezentralisation des Sammelwesens von großem Wert. Hat nicht jeder Bezirk sein besonderes Interesse an der eigenen künstlerischen Entwicklung, die sich auf seiner Vergangenheit, auf den vorhandenen Kulturresten, auf den speziellen örtlichen Bedingungen aufbaut, die seine Eigenart wahrt?

Ein Fall für viele. Der Gemeinde Wien ist kürzlich eine wertvolle Erbschaft zugefallen: ein reizvolles Haus aus der Biedermeierzeit mit herrlichem alten Garten in unmittelbarer Nähe einer Stelle, welche Körner, Beethoven, Bauernfeld zum Wohnort diente.

Es wäre wie geschaffen, als Wahrzeichen einer bedeutungsvollen Zeit zu einem Lokalmuseum gestaltet zu werden, das nicht nur die Erinnerung an bedeutende und interessante Menschen, an eine wichtige heimische Kulturperiode in ungemein fesselnder, anschaulicher und eigenartiger Weise festhalten könnte, sondern auch für die Entwicklung des ganzen Stadtteils von Bedeutung wäre.

Indem alles wichtige, auf die Umgebung Bezug nehmende Bilder- und Anschauungsmaterial zusammengetragen und gut aufgestellt würde, könnte ein lebhafter Eindruck der bodenständigen Kulturentwicklung erzielt werden, der zugleich ein Warnungsruf wäre gegen die rasch fortschreitende Entstellung und Schablonisierung der Gegend.

In unserer raschlebigen Zeit wäre einem solchen kleineren, übersichtlicheren, lokalen Museum ein fruchtbringenderer Besuch gesichert, wie den allzu großen und schwerer zugänglichen Zentralstellen, die dem tiefer dringenden beharrlichen Fachstudium vorbehalten blieben. Für solche Zwecke bietet die Photographie und der reiche Vorrat an alten Darstellungen leicht erreichbares und wirksames Material genug, dem der Lokalpatriotismus, wenn er erst geweckt wird, sicherlich höchst wertvolle Ergänzungen zuführen würde.

Solche Gelegenheiten bieten sich manchmal und könnten, rechtzeitig ergriffen, ungemein wohltätig werden. Sie könnten auch auf die Schule zurückwirken, der so vom allgemeinen bis

zum Fachunterricht gedient werden würde. Sie müßten auf die große Zahl Derjenigen von Einfluß werden, die an einer richtigen und schönen Entwicklung städtischer Anlagen interessiert sind. Derjenigen, die Bauabsichten besitzen, und Jener, die auf Bauentscheidungen Einfluß haben.

Vor allem könnte so zur Geschmacksbildung beigetragen werden, die das Alpha und Omega aller Kunstförderung bildet.

Was nützt es auch, wenn im Schoße der Stadtverwaltung künstlerische Berater auf die Gestalt des Stadtplanes Einfluß nehmen, wenn der Aufbau durch Spekulationsbauten und mangelndes Verständnis Baulustiger gefährdet wird?

Der Planung in großen Zügen wird stets eher Aufmerksamkeit zuteil als der künstlerischen Detailarbeit, die jeden einzelnen Fall mit Liebe und Empfindung löst. Hier tut Aufklärung in weitesten Kreisen not, hier kann Belehrung gute Früchte tragen.

Der Lokalpatriotismus, die Heimatliebe sorgen bei uns so lebhaft für die Erforschung der Vergangenheit, für die Ehrung von Personen und Sitten, die ihr angehörten. Warum wird dem künstlerischen Stadtbild, der Wahrung seines besonderen Charakters so wenig Beachtung zuteil?

Was die Vergangenheit an dem Stadtkern schon verändert hat, kann nicht mehr korrigiert werden. Was die Zukunft an der Peripherie noch schaffen soll, das kann vielleicht doch noch in gute Wege geleitet werden.

Hartwig Fischel.

Rundschau.

22. Februar. Hofrat Prof. Dr. Guido Krafft (geb. 1844) in Wien †. — Regierungsrat Dr. Adalbert Tilkowsky (geb. 1842), Direktor der niederösterreichischen Landesirrenanstalt in Wien †. — Alois Prasch (geb. 1859), meiningischer Hoftheaterintendant in Prag †. — Der Lloyddampfer „Imperatrix" geht bei Kap Elaphonisi unter. 39 Menschen ertrinken.

23. Das Lemberger Oberlandesgericht verfügt, daß alle inhaftierten ruthenischen Studenten bis auf fünf bedingungslos ohne Kaution auf freien Fuß zu stellen seien. Die Studenten weigern sich jedoch, das Gefangenhaus zu verlassen, und setzen den Hungerstreik fort. — Im Salzburger Landtag teilt die Regierung mit, daß sie nicht in der Lage sei, der Einführung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechtes für den Landtag zuzustimmen. Der Landtag fordert die vollständige wirtschaftliche Trennung von Ungarn, falls die ungarische Regierung nicht binnen kürzester Zeit eine verpflichtende Erklärung bezüglich einer Basis ehrlicher Ausgleichsverhandlungen abgäbe. — GM. Leopold Auspitz (geb. 1837) in Wien †. — In der serbischen Skupschtina kritisiert der Abgeordnete Draskowitsch die Handelspolitik und verlangt den Abschluß eines Handelsvertrages mit Österreich-Ungarn, da dieses der günstigste Markt für die serbische Viehausfuhr sei. — Die tschechischen Hochschulprofessoren erklären der jungtschechischen Partei beizutreten. — Der kroatische Landtag richtet an die Konferenz der dalmatinischen Bischöfe in Zara telegraphisch die Bitte, für den Schutz der Glagolica, als eines Heiligtums und Rechtes der kroatischen Nation, einzutreten.

24. Das Lemberger Oberlandesgericht beschließt, auch die letzten fünf ruthenischen Studenten gegen Kaution auf freien Fuß zu stellen. Damit endet nach 96 Stunden der Hungerstreik. — Konstituierende Versammlung der Zentralstelle für Wohnungsreform in Wien.

25. Eröffnung der Landtage von Mähren, Steiermark, Oberösterreich und Triest. — Sitzung des Landwirtschaftsrates.

26. Der österreichische Ministerrat genehmigt ein Programm, das eine weitausgreifende Aktion zur wirtschaftlichen Förderung Dalmatiens in Aussicht nimmt. — Dr. Adolf Edler v. Marenzeller (geb. 1820), Homöopath in Wien †.

27. Josef Lewinsky (geb. 1836) in Wien †. — Dr. Theodor Vernaleken (geb. 1812) in Graz †.

28. In Wien finden Ausgleichsverhandlungen zwischen der österreichischen und ungarischen Regierung statt. — Eröffnung der VII. internationalen Automobilausstellung in Wien. — Der Vorarlberger Landtag beschließt die Einführung der Wahlpflicht.

2. März. Jungtschechischer Parteitag in Prag.

3. In Lemberg finden Demonstrationen gegen die Bestrebungen, die Universität zu utraquisieren, statt.

4. In Lemberg finden Schlägereien zwischen polnischen und ruthenischen Studenten statt. Die Vorträge an der Universität werden sistiert.

*

Politische Übersicht. Im Mittelpunkt der politischen Diskussion steht nach wie vor der Ausgleich mit Ungarn. Wenn auch die Hoffnung berechtigt erscheint, daß die jüngst in Wien abgehaltenen Konferenzen zwischen den beiderseitigen Regierungen in manchen Punkten eine Annäherung gebracht haben, so sind doch noch keine positiven Resultate erzielt worden. Mit der Frage des Ausgleiches haben sich in den letzten Tagen auch mehrere Landtage, beschäftigt, überall ist einstimmig die Ansicht ausgesprochen worden, daß mit Rücksicht auf die Interessen Österreichs eine vollständige wirtschaftliche Trennung von Ungarn einem teuer erkauften und nicht auf längere Zeit abgeschlossenen Ausgleich vorzuziehen wäre. Es ist aber kaum anzunehmen, daß dieser letzte Ausweg wird gewählt werden müssen. Österreich und Ungarn sind wirtschaftlich und politisch aufeinander angewiesen und nur innerhalb einer nach außen einheitlichen Monarchie können sie prosperieren und die geschichtliche Mission erfüllen, die die Grundlage für ihren Bestand bildet.

Auch die Wahlbewegung hat noch keine großen Erfolge aufzuweisen. Beachtung verdient die Haltung der Jungtschechen, die durch die Resolution auf ihrem Parteitag in Prag bewiesen haben, daß sie in den vergangenen Jahren trotz der ihnen vielfach gebotenen Gelegenheiten nichts gelernt haben. Sehr bedauerlich ist das Fiasko des wirtschaftlichen Zentralwahlkomitees in Wien, da niemand mehr als gerade die Hauptstadt des Reiches die Pflicht hätte, mit gutem Beispiel voranzugehen und die ernsten wirtschaftlichen Fragen allen anderen voranzusetzen.

Der Hungerstreik der ruthenischen Studenten verdient weit weniger wegen ihres Heroismus als wegen des eigentümlichen Vorgehens der galizischen Gerichtsbehörden die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise. Haben die Unterbehörden einen Fehler begangen, so hätte man dies sofort zugeben müssen, waren sie im Recht, so war ein Nachgeben nicht am Platze, noch viel weniger aber ein schrittweises Zurückweichen.

Der Ministerrat hat ein großangelegtes Programm für die wirtschaftliche Hebung Dalmatiens veröffentlicht. Es ist kein Zweifel, daß die Verwirklichung dieses Programmes ungemein viel beitragen wird, Dalmatien die Möglichkeit zu bieten, die reichen Schätze zu verwerten, mit denen die Natur es ausgestattet hat. Die wirtschaftlichen Fortschritte werden dann auch zu kulturellen führen. Das Wichtigste bleibt nun, die Schienenverbindung dieses so lange vernachlässigten Kronlandes mit dem übrigen Österreich so rasch als möglich sicherzustellen, denn sie ist eine unumgänglich notwendige Grundlage für einen dauernden Erfolg der zu bringenden Investitionen. Insbesondere sollte nunmehr das Projekt einer Inselbahn in ernsteste Erwägung gezogen werden.

Goetz.

*

Burgtheater. (Samstag, 2. März: „Die große Gemeinde", Lustspiel in drei Akten von Battistini [Leopold Lipschütz und Rudolf Lothar]. Es ist wiederum ein Zeichen der Zeit, daß neuerdings zwei deutsche Dramatiker ausländische Orden für ihre Übersetzungen erhalten haben. Fulda hat sich durch seine vortrefflichen Bearbeitungen des alten Molière und des modernen Rostand die Ehrenlegion redlich verdient. Es wäre gar kein übler Gedanke, wenn unsere zahlreichen, stets in Verlegenheit befindlichen Preisgerichte um Statutenänderung einkommen und in Zukunft anstatt mittelmäßiger deutscher Originale lieber die Übersetzer guter ausländischer Originale berücksichtigen wollten. Wer würde nicht lieber dem „Cyrano von Bergerac", als der „Novella d'Andrea" einen Preis zuerkennen? Und wie gut wäre gar der Raimund-Preis durch „Frau Warrens Gewerbe" versorgt? Besser jedenfalls durch die keineswegs einwandfreie Übersetzung, als durch eine Originalarbeit des Übersetzers. Und so wären wir denn auf dem besten Wege, die größten Ehren einzuheimsen, indem wir unsere dramatische Kost wiederum aus dem Auslande beziehen.

Leichter als Fulda hat sich Lothar den Orden verdient, nämlich nur durch das dreiaktige Drama „Die Hochzeitsreise" von Traversi, das er im Verein mit einem Italiener für die deutsche Bühne bearbeitet hat und das unsere Leser Band VI., Heft 74, S. 403 f. besprochen finden. Man hat ihn zwar bisher auch für den Bearbeiter des „Battistini" gehalten, von dem gleichzeitig mit dem Schauspiel von Traversi ein kleiner Einakter: „Das Andere" gegeben wurde und der auch dieses Mal auf dem Zettel stand. Als man aber dem räthselhaften „Battistini" jenseits der Alpen nachzufragen begann, wurde dem „Übersetzer" der Boden unter den Füßen zu heiß und noch vor der Premiere las man in den Abendblättern, daß „Battistini" nur ein ausländisches Pseudonym für Lipschütz und den „Übersetzer" Lothar sei, der schon in jenem Einakter unter der gleichen Maske vor das Publikum getreten war. Die Herren haben sich also erlaubt, den Scherz vom „Papa Hamlet" zu wiederholen; mit dem Unterschied freilich, daß die italienische Marke bei uns noch keineswegs so viel gilt, als die skandinavische. Man kann von diesem Autorenscherz verschieden denken; das erstemal ist er nicht übel gelungen. Ein sehr namhafter und gescheiter Kritiker hat dem Übersetzer des „Battistini" Übersetzungsfehler auf Grund eines italienischen Textes nachweisen zu können geglaubt, der, wie sich nun herausstellt, gar nicht existiert. Ich habe damals (a. a. O.) auf Übereinstimmungen mit Goethe, Schnitzler und G. Hirschfeld hingewiesen, die sich nun freilich leichter erklären lassen, wenn wir den Autor in der Nähe des Burgtheaters und nicht jenseits der Alpen zu suchen haben.

Die „große Gemeinde", das ist nach der von den Franzosen übernommenen Lehre des Grafen Ettore Mariani, der zwar Staatssekretär ist, aber seine Zeit mehr für die freie und rasch wechselnde Liebe als für die Staatsgeschäfte braucht, die Gemeinde der Eheblinden, d. h. aller Ehemänner, die, auch wenn sie als Junggesellen noch so gescheit und gewitzigt waren, in der Ehe ihren Frauen gegenüber von unheilbarer Blindheit befallen werden. Das sagt er in keckem Übermut vor dem Bankier Lordano, dem Gatten der Frau, die er eben zu verführen vorhat. Dieser Ehemann aber ist nichts weniger als blind: er führt als geriebener Börsenmensch geradezu Buch über die geheimen Zusammenkünfte seiner Frau und des Grafen, er verzeichnet auf die Stunde und Minute genau die Dauer ihrer Stelldicheins, er hat sich auch durch einen unredlichen Kammerdiener um schweres Geld den letzten Brief seiner Frau zu verschaffen gewußt. Und nun ist die Stunde der Rache für ihn gekommen: er unterbricht das Stelldichein durch einen scheinbar ganz harmlosen Besuch, spielt auf köstliche Weise den arglos Blinden und gibt dann mit einer plötzlichen Wendung, immer aber noch im gemütlichsten Ton zu verstehen, daß er alles weiß. Selber holt er dann die schuldige Frau aus dem Schlafzimmer des

Junggesellen und zwingt den Verächter der Ehe, die Verführte zu heiraten, die der Graf nach den üblichen vier Wochen schon wieder satt bekommen hat und eben bei einer Flasche Sekt zu verabschieden im Begriffe stand. Die Rache war, wie der letzte Akt zeigt, grausam genug: denn nach drei Jahren ist der Graf selber der Eheblinde. Seine Frau, die auch von ihm vergebens das „Wunder" erwartet hat, wird ihn künftig mit seinen Freunden betrügen. Und sein Portefeuille verliert der inzwischen zum Minister Gewordene an einen strebsamen Emporkömmling, dem er selber infolge seiner Blindheit die Laufbahn eröffnet hat: weil er ihn nämlich für den Dieb des letzten Liebesbriefes hielt und zum Stillschweigen verpflichten wollte.

Das Stück ist nicht frei von unwahrscheinlichen Motiven und recht gewaltsamen Wendungen. Es ist ein echtes Vexierstück. Denn nicht bloß der Held, sondern auch die Zuschauer fallen aus den Wolken, wenn aus dem blinden Ehemann plötzlich ein wahrer Hellseher wird und wenn sie, nachdem bis dahin auf Kosten des Grafen über den Bankier gelacht worden ist, nunmehr plötzlich erfahren, daß sie eigentlich über den andern hätten lachen sollen. Über das Verhältnis des Bankiers zu seiner Frau und ob er sie mit Wonne oder mit Schmerz an den Grafen weiter gibt, schweigen sich die Verfasser vollständig aus; es scheint ihm nur daran gelegen zu sein, sich an dem Grafen zu rächen, indem er ihn wider seinen Willen verheiratet. Und ebenso gewaltsam arrangieren die Autoren auch die Handlung. Daß der verhängnisvolle Brief nicht von dem eine Anstellung suchenden Colonna, sondern von dem Kammerdiener gestohlen ist, würde jedem bei dessen plötzlicher Aussage sofort klar sein, wenn die Verfasser dem andern nicht das Wort vom Tischlein-deck-dich in den Mund gelegt hätten, das sich durch einen doch recht unwahrscheinlichen Zufall aus dem Brief wiederholt. Und wie merkwürdig ist es, daß der Graf den vermeintlichen Dieb befördert, ohne von ihm als Gegendienst sogleich den gestohlenen Brief zu verlangen! Das Stück spielt offenbar trotz Venedig und Rom, die der dekorierte Dichter nicht im Auge gehabt haben kann, in einem italienischen Nirgendsheim, wo der Präsidialsekretär, der sich dem hohen Herrn durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen über die Tiefseefauna (man denkt unwillkürlich an Monaco) empfohlen hat, ohne Zwischenstufe gleich Minister werden kann. Vor den Stücken aber, die wir in der letzten Zeit gesehen haben, hat dieses immer noch manches voraus. Es enthält ein paar sehr wirksame Szenen; die zwischen dem scharfsichtigen Ehemann und dem blinden Liebhaber ist geradezu virtuos geführt und mit dem Finale zu dreien brillant abgeschlossen. Es besitzt, von einigen nicht schlagfertigen Feuilletonwitzen abgesehen, einen natürlichen und geistreichen Dialog in seiner Salonsprache, die sich sehr wohltuend von dem Gestammel und Gestotter abhebt, das wir neulich bei Bernstein von gebildeten Leuten anhören mußten. Und was noch mehr ist, Spiel und Dialog sind auf sehr ungezwungene und leichte Art miteinander verknüpft. Das Ganze weist auf die französische Schule hin und es zeigt sich auch hier wieder, daß es manche auf diesem glatten Boden weiter bringen, als andere, denen es nicht gegeben ist, auf den steilen Pfaden Ibsens.

Bei der Besetzung, die das Stück im Burgtheater gefunden hat, ist mit dem leidigen Umstande zu rechnen, daß sich ein nicht geringer Teil des Personales augenblicklich an der Riviera und auf Gastspielreisen befindet. Es ist nicht so schlimm ausgegangen, als man wohl fürchten durfte; aber wenn auch die Wirkung nicht gefehlt hat, so hat doch das Stück auf der Bühne ein ganz anderes Gesicht erhalten. Den Grafen haben sich die Verfasser, ich glaube mich nicht zu irren, als einen leichtlebigen Bonvivant gedacht, an dem sich seine Ehephilosophie zwar bitter rächt aber doch nur so, wie er es selber auch von sich vorausgesagt hat. Daß er die Frau, die er verführt hat, als Gentleman heiraten muß, darin ist er aufgesessen; in dem, was er von der Eheblindheit gesagt hat, behält er leider für seine Person recht, trotzdem ihn sein Gegenspieler eines besseren hätte belehren können. Der Verlust des Portefeuilles wird ihm unangenehm und sein Sturz durch den strebsamen Günstling für den Augenblick demütigend sein; bei seiner geringen Vorliebe für die Staatsgeschäfte aber wird er ihn auf die Dauer nicht allzu tragisch nehmen. Herr Korff, einer der talentvollsten unter dem jungen Nachwuchs, ist gewiß ein eleganter und immer interessanter Salonschauspieler, ein Bonvivant ist er nicht. Er spielt junge Lebemänner nur dann gut, wenn sie einen Stich ins Blasierte, ins Dekadente und in die Karikatur haben. Behaglicher Genuß spricht auch nicht aus seinen Zügen; die schief nach unten gezogenen Mundwinkel scheinen immer Verdruß und Übersättigung anzudeuten. Er hat den fröhlichen Lebemann, der sich so plötzlich und unerwartet in die für ihn ganz undenkbare Situation eines Ehemannes versetzt sieht und der es gar nicht bemerkt, daß sich seine frivole Ehephilosophie an ihm selber erfüllt, zwar sehr charakteristisch, aber ohne den unfreiwilligen, nicht unliebenswürdigen Humor gespielt, der in der Rolle liegt. Wie die modernen Schauspieler es so gerne tun, hat auch er die charakteristischen Nebenzüge dicker unterstrichen als die allgemeinen Umrisse der Gestalt. Er stand außerdem nicht zu seinem Glück neben Hartmann, der in jüngeren Jahren wohl der richtige Darsteller dieser Rolle

gewesen wäre, wie er leider nur zu sehr als Gegenspieler gezeigt hat. Er hat seinen Bankier Lordano zwar mit großem Erfolg, gewiß aber nicht im Sinne der Dichter gespielt. Da war Humor, Lebensfreude und Lebensklugheit und der überlegene Ton des Gentlemans; und wenn die Autoren verlangen, daß der blinde Ehemann langsam und im gemütlichen Tone, ganz ruhig und gelassen von dem Tag reden soll, wo er zum erstenmal betrogen wurde, so redet Herr Hartmann, der mit Recht die Motivierung vermißt, als beleidigter Ehemann mit verbissenem Ingrimm und sich überlegen an seinem Opfer weidend. Die Dichter schrieben eine Szene, wo der frivole Ehephilosoph an einem scheinbar Dummen seinen Meister findet; auf der Bühne nahm sich die Sache so aus, als ob ein wirklich Dummer durch einen Überklugen, den sonst niemand verkannt haben würde, übertrumpft worden wäre — und so wendet sich das ganze Spiel zuungunsten des Helden und zugunsten des Gegenspielers. Herrn Hartmann liegen die zurückgesetzten Liebhaber und Ehemänner nicht; er rächt sich unwillkürlich an dem, in dessen Schatten er zu lange gestanden hat. Frau Retty ist keine Eva, wie die flatterhafte Bankiersfrau. Es war eine Notbesetzung, wie Frau Senders in der Rolle eines nicht übel gezeichneten Backfisches, der mit der mütterlichen „Technik einen Mann zu kriegen" das erstemal verunglückt, sich aber als freches Gegenwartskind beim zweitenmal eine eigene Technik erfindet, die zum gewünschten Ziel führt. Den raschen Emporkömmling, der es in drei Jahren vom Supplikanten bis zum Minister bringt, hat Herr Thimig in der ersten Hälfte mit mehr Glück gespielt, als in der zweiten. Minor.

*

Wiener Theater. Am Anfang und Ende der letzten zwei Theaterwochen standen zwei fremdsprachige Gastspiele und beide hatten Enttäuschungen und Ärgernisse im Gefolge. Enttäuschungen über die Minderwertigkeit des Gebotenen und Ärgernisse über die Patti-Preise, die man dafür begehrte. Frau Lydia Jaworskaja (Fürstin Bariatinsky), für die in Petersburg ein eigenes Theater errichtet worden ist, das ihren Namen trägt, trat im Bürgertheater an vier Abenden auf. Aber wohl gemerkt: in keinem einzigen russischen Stück. Damit hat sie selber den Fingerzeig gegeben, als was sie eingeschätzt werden will: als internationale Virtuosin, deren Kunstübung, im Gegensatz zu Stanislawskis Theater in Moskau, nicht dem nationalen Boden entsprossen ist, sondern von der Aneignung fremder Techniken lebt. Was sich erlernen läßt, brachte Frau Jaworskaja, soweit dies ihr herbes, spitzes Wesen zuließ, recht glatt und geschmeidig zur Wiedergabe und man kann nicht sagen, daß sie eine Rolle direkt verdorben oder vergriffen hätte. Auch besteht kein Zweifel darüber, daß ihre in allen Sätteln feste Routine für den täglichen Hausbedarf eines Theaters mit internationalem Repertoire nicht nur genügend hinreicht, sondern sogar von größtem Vorteil sein mag. Um aber damit Eroberungsreisen durch ganz Europa zu veranstalten, dazu bedarf es vor allem auch einer interessanten Persönlichkeit, die Gewalt hat über alle Herzen und alle Nationen. Und diese besitzt Frau Jaworskaja nicht. Sie mochte sich als Kameliendame, als Zaza, als Strindbergs „Fräulein Julie" und als Lydia in Björnsons „Laboremus" noch so sehr bemühen, es kam dabei nie mehr heraus, als eine saubere Kopfarbeit, die von den vier Temperamenten nur das Phlegma beschäftigte, also den gefährlichsten Feind des Theaters.

Von anderer Art war die Enttäuschung, die Frau Yvette Guilbert den Verehrern ihrer unnachahmlichen Vortragskunst bereitet hat. Vom Ehrgeiz oder von falschen Freunden verführt, wagte auch sie den großen Sprung vom Brettel auf die Bretter. Ihrer Begabung eröffneten sie aber keine neue Welt, viel eher einen Sarg. Anzuschauen wie eine Wasserleiche, tragiert sie auf ihrer jetzigen Gastspielreise, wohlweislich nur ein oder zweimal in jeder Stadt, eine Salonheroine, die mit Schaudern gewahr wird, daß ihr eigener Sohn sich in sie verliebt hat. Von ihrer zu einer bewunderungswürdigen Spezialität ausgebildeten Kunst der mimischen und gesungenen Gedankenstriche, von der graziösen Plastik ihrer Schelmengesänge und Reifrockliedchen und von der oft blutrot aufblitzenden und mit einem kecken Gamin-Lächeln wieder fortgescheuchten Tragik ihres balladesken Montmartre-Naturalismus verirrten sich nur einige falsche Gebärden und falsche Töne in ihr Spiel, das sonst ratlos hin und hergondelt zwischen den schlecht kopierten Konventionen der seit der Sarah Bernhardt und der Duse gangbarsten Heroinen-Manieren. Und zu all dem Jammer ein bodenlos langweiliges, ödes und leeres Schauspiel, das die Ninon de Lenclos-Tragödie in die Niederungen des Kolportageromans herabzieht. Man war bestürzt und fragte sich immer wieder: hat Frau Yvette Guilbert keinen einzigen aufrichtigen Freund, der sie warnt, ihr Harakiri fortzusetzen, der ihr ans Herz legt, zurückzukehren zu ihrem wohl kleinen Genre, in dem sie aber groß und einzig ist?

Yvette Guilbert und F. A. Beyerlein geben keine Proportion. Wohl aber eine bequeme Übergangsbrücke von einem Durchfall zum andern. Gewitzigt durch die aus dem Reiche gemeldeten

Mißerfolge, hat Direktor Weisse Beyerleins Drama „Der Großknecht" nur ein einzigesmal angesetzt, um hinterher nicht den Spielplan abändern zu müssen. Die Vorsicht lobte ihren Mann. Das wie die Katz im Sack erworbene Stück hinterläßt in der Tat einen so peinlichen Eindruck, daß es nur recht und billig war, nicht zum zweiten Male ein durch den Erfolg des „Zapfenstreiches" erwartungsvoll gestimmtes Publikum Zeuge davon werden zu lassen, wie ein unschuldiges Kind in den Tod getrieben wird und wie schließlich die blutige Hacke in die Aktion tritt. Was in Ibsens „Klein Eyolf" nur als eine fast unausgesprochene Gedankenschuld mitspielt, bildet hier den Gegenstand brutalster Auseinandersetzungen und die symbolistische Gestalt der Rattenmamsell kehrt als leibhaftige Engelmacherin wieder. Den Darstellern des Deutschen Volkstheaters muß das anerkennende Zeugnis ausgestellt werden, daß sie das mißglückte Werk für die einmalige Aufführung überraschend gut und sorgfältig wiedergegeben haben. Das gleiche Lob gebührt der guten Aufführung, die die jüngste Neuheit dieser Bühne, das Lustspiel „Miquette und ihre Mutter" von Robert de Flers und Gaston de Caiblavet, auf der Bellaria erfahren hat. Auch in diesem Falle dürfte die Mühe kaum ihren Lohn finden, wiewohl die Komödie einige Qualitäten besitzt, die sie über ihre Gattung stellen. Wieder muß der Johannistrieb eines alten aristokratischen Gecken herhalten, um im Zuschauer Schadenfreude zu erregen. Als eine neue Variante tritt nur die Eitelkeit des alten Knaben hinzu, der sich schließlich mit dem Schein begnügt, vor der Welt als Don Juan zu gelten, während er in Wirklichkeit nur der Haremswächter eines Mädchens ist, das er seinem Neffen weggefischt hat, um es zur Schauspielerin auszubilden zu lassen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß das Mädchen am Ende doch den Neffen bekommt und der Onkel sich mit der Mutter seines Schützlings bescheidet. Sonst wäre es ja kein regelrechtes Lustspiel. Auch die Franzosen halten große Stücke auf die Tradition. Es gibt in dem Lustspiel einige Szenen voll liebenswürdig heiterer Ironie und oft auch von einer Reinheit des Gemütes, die sich doppelt reizvoll vom satirisch-pikanten Einschlag abhebt. Leider behalten die Verfasser die Fäden nicht immer in der Hand und Längen und Breiten an Dialog und Umständlichkeiten in der Szenenführung hemmen wiederholt den Fluß der sich nur sprungweise vorwärts bewegenden Handlung. Nach dem zweiten Akt mischte sich Widerspruch in den Beifall.

Während das Lustspieltheater seine letzten Tage unter der Direktion Jarno von dem Gastspiel der Frau Niese fristet und die Reinkultur der dramatischen Gelegenheitsliteratur züchtet, die dem Spielbedürfnis dieser seltenen Frau als Schrittmacher dient, ist es dem vielverlästerten Raimundtheater vierzehn Tage nach der Erstaufführung von „Nikolai Oltean" wieder gelungen, einer heimischen Begabung zum ersten Schritt auf der Bühne zu verhelfen. Die hier zum ersten Male aufgeführte Wiener Bürgerkomödie „Das Glück der Vernünftigen" von Kurt Frieberger ist unzweifelhaft eine Verheißung und zugleich ein Beweis dafür, daß wienerisches Fühlen und wienerisches Denken noch nicht abgestorben sind und ihnen poetische Kräfte innewohnen, die, richtig geleitet und liebevoll gefördert, die Wiener Volksbühne vom neuen zu befruchten vermögen. Die stille, melancholische Resignation, die in dem Stücke Friebergers unsichtbare Fäden aus den Tagen Franz Grillparzers und Ferdinand Raimunds in unsere von hochstaplerischen Schlagworten durchtobte Zeit herüberspinnt, mag nicht nach jedermanns Geschmack sein. Allein die Art, wie der junge Verfasser gewöhnliche Liebesgeschichten und Heiratssachen darstellt, zeugt von einer heute ungewöhnlichen Keuschheit des Empfindens und von einer Reinheit der poetischen Anschauung, die wohl geeignet ist, die Wiener Volksbühne von der wüsten Tendenzmacherei zu befreien, die sie heute beherrscht. Wie ein Mene Tekel erschien das sympathische Stück Friebergers als ein Nachklang der Biedermeierzeit, wo das Wort „bieder" noch keinen satirischen Beigeschmack hatte, just in der zwölften Stunde, wo ein neuer Direktor sich anschickt, das wienerischeste Ensemble, das wir besitzen, zu sprengen und das Raimundtheater, die letzte Zufluchtstätte für wienerische Art, internationalen Neigungen und Sensationen preiszugeben oder, wie Ferdinand Walter sagen würde, „an fremdes Luster" zu verdingen. Theodor Antropp.

*

Musikalische Rundschau. Als Arno Holz noch in Sachen der Lyrik Streitschriften losließ, machte er einmal die tapfere Bemerkung, Goethe, der auch ein Zitat gegen den Sünder hatte beisteuern müssen, hätte ihm da nicht mehr zu sagen als irgendein Johannes Änesidemus Schulze. Der Satz war kecker gesprochen als gedacht. Denn in der Tat, welchen Sinn sollte es haben, Gründe mit Zitaten, statt mit Gegengründen zu bekämpfen? Nicht in Goethe allein kann man für die gegensätzlichen Meinungen stützende Bele.e finden. Je nach Anschauung und Geschmack wird man alles vergangene, gegenwärtige und kommende Denken in der Bibel beschlossen finden, oder im heiligen Augustin, oder in Goethe, und natürlich auch in Richard Wagner. Man kann nicht genug vorsichtig im

Gebrauch von Zitaten aus Wagner sein, selbst dort, wo es sich um Urteile in Musikdingen handelt. Jedes Urteil, das Wagner fällt, enthält geistreiche Gedanken; doch aus dem Augenblick, einer Stimmung, die vielleicht dem Meister selbst nie wiederkehrte, mitunter aus einer höheren Absicht, einem Zweck geboren, dem es nur ein Mittel bedeutet, vermag solch Urteil uns wahrlich nicht für alle Ewigkeit zu binden. Wagner sagt über die „Stumme von Portici" von Auber: „Hier war eine große Oper, ganz und gar in Musik: aber von Steifheit, hohlem Pathos, oberpriesterlicher Würde und all dem klassischen Kram keine Spur mehr; heiß bis zum Brennen und unterhaltend bis zum Hinreißen." Man merkt deutlich die Spitzen dieses Urteiles; nicht Auber galt es hier zu preisen, sondern andere zu verwerfen. Für die Gegenwart hat sich die Hitze dieser Musik bedenklich abgekühlt, und ihre Unterhaltsamkeit ist bis auf sehr spärliche Reste geschwunden. Die Revolution als Thema des Librettos interessiert uns blutwenig; wir wollen die Revolution in der Musik verspüren, wenn wir fortgerissen sein sollen.

Robert Schumann hat es lebhaft empfunden, daß vornehmlich der Text das Glück dieser Oper machte. Die Musik nannte er „gar zu roh, gemütlos". Er wählte diese Worte, um auszudrücken, daß ihn diese Musik leer dünke. Nun erst recht für uns hat sich ihr Geist schon längst verflüchtigt. Welchen Sinn die Neueinstudierung in unserer Hofoper hatte, bleibt unverständlich; nicht einmal die besten Kräfte wurden in das von Haus verlorene Treffen gesandt.

* * *

Die Aufführung des Händelschen Oratoriums „Herakles" im Gesellschaftskonzert wird den alten Streit um den Wert der Chrysanderschen Bearbeitung entfachen. Doch ob diese oder eine andere — wichtiger schiene es, ob für die Aufführung solcher Oratorien nicht endlich ein anderer Stil sich finden ließe, als die Nüchternheit des Konzertes. Die Solisten erheben sich, wenn an sie die Reihe kommt, und sitzen nach ein paar Takten wieder nieder, und während der Chor sich abmüht, tauschen sie untereinander offenbar sehr wichtige und unterhaltende Bemerkungen aus — dies alles in einem Oratorium, das die dramatische Spannung der „Trachinierinnen", aus denen die Textworte, auf dem Umweg über Ovid, gewonnen sind, so ziemlich bewahrt, ja durch die Musik noch gesteigert. Einer bühnenmäßigen Aufführung soll nicht das Wort geredet werden. Wohl aber ließe sich ein Zwischenstil ersinnen, der nicht unsere Opernbühne, eher die antike Bühne zum Vorbild hat. Es müßte wahrhaftig wundernehmen, wenn die hohe Ausbildung unserer dekorativen Raumkunst nicht auch solchem Zwecke nutzbar gemacht werden könnte. Vieles ließe sich ohne besonderen Aufwand schon jetzt bessern, wenn man daran dächte, den großen Musikvereinssaal einigermaßen dem Sinne dieser Aufführungen anzupassen. Das ewige Einerlei des Saales wird feinerem Geschmack unerträglich.

Dr. D. J. Bach.

*

In Wien hat sich eine Ortsgruppe der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung gebildet, die das Interesse der Gebildeten auf dieses gemeinnützige Unternehmen lenken soll. Im Jahre 1902 gegründet, um für die Verbreitung guter und billiger Bücher zu sorgen, hat die Stiftung seither über 70.000 Werke an Volksbüchereien verteilt; nicht nur Werke toter Dichter, sondern auch lebender Schriftsteller, die durch Ankauf von vielen hundert Exemplaren ihrer Dichtungen gefördert worden sind. Überdies hat sie in eigenem Verlage eine „Hausbücherei", gute, schön gedruckte und gebundene Bücher im Umfang von 10—20 Druckbogen, zum Preise von durchschnittlich 1 Krone 20 Hellern, eine „Volksbücherei" zum Preise von 20—40 Hellern pro Band erscheinen lassen, bisher zirka 50 Bände in mehr als 300.000 Exemplaren. Jeder Österreicher wird tiefe Beschämung empfinden, wenn er hört, daß die Stiftung, bei einer Jahreseinnahme von etwa 100.000 Kronen, aus demselben Österreich, dessen Volksbibliotheken aufs eindringlichste um Bücherzuweisungen bitten, nicht mehr als 350 Kronen an Mitgliederbeiträgen bezieht! Diesem unwürdigen Zustand soll ein Ende gemacht werden. Wer jährlich mindestens 2 Kronen 50 Heller bezahlt, hat überdies Anspruch auf einen Band der Hausbücherei, wer 30 Kronen oder mehr jährlich bezahlt, erhält sämtliche neu erscheinenden Bände. Die aus Österreich einlaufenden Beiträge werden nur in Österreich verwendet. Zuschriften erbittet man an Privatdozent Dr. Stephan Hock, VIII/2., Alserstraße 41, Wien.

„Österreichische Rundschau", X., 6.
Redaktionsschluß 13. März 1907.
Ausgegeben 15. März 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy.
Redakteure: Dr. Karl Glossy, Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Zentralkonferenz österreichischer Fremdenverkehrsverbände. Der Landesverband für Fremdenverkehr in Niederösterreich beruft für Dienstag, den 26. d., die Jahresversammlung der Zentralkonferenz der Landesverbände für Fremdenverkehr in Österreich ein. Diese Zusammenkunft, zu welcher Vertreter aus allen Kronländern erwartet werden, findet um 1 Uhr im Salon des Hotels „Erzherzog Karl" statt. Auf der Tagesordnung stehen unter anderem: die Aufnahme neugegründeter Fremdenverkehrsverbände in Böhmen, Galizien und im Küstenlande, Mitteilungen über die Schaffung eines ministeriellen Fremdenverkehrsbeirates, und die Beteiligung an der Berliner Sportausstellung und an der Kaiserjubiläumsausstellung.

*

Keine nervösen Menschen mehr. Man frage den Arzt, er wird es bestätigen, daß ein Gläschen „Ceres-Apfelsaft" zu jeder Mahlzeit die Gesundheit des Kindes außerordentlich kräftigt. Ceres-Apfelsaft ist flüssiges Obst. Ohne jede Beschwerde gehen die köstlichen Nährstoffe des Apfels in den kindlichen Körper über, heben den Appetit, erleichtern die Verdauung und stärken die Nerven in ganz außerordentlicher Weise. Dasselbe gilt von allen nervösen Menschen. „Ceres-Apfelsaft" ist zugleich Nähr- und Heilmittel.

*

Mit der neuerwachenden Natur tritt im Frühjahre an uns Menschen aus sanitären Gründen die Pflicht heran, unseren Körper von allen Krankheitserregern, die sich während des Winters unbemerkt in den Organismus eingeschlichen haben, zu befreien, bevor dieselben ihr Zerstörungswerk beginnen können. Eine solche Reinigungskur des inneren Menschen geschieht am besten und angenehmsten durch den Gebrauch von einigen wenigen Flaschen Püllnaer Bitterwasser. Das Püllnaer Bitterwasser ist ein seit mehr als 100 Jahren mit außerordentlichem Erfolge bei verschiedenen Krankheiten der inneren Organe angewendetes Heil- und Vorbeugemittel und wird namentlich wegen seiner sehr milden, schmerzlosen und nachhaltigen Wirkung von den Herren Ärzten anderen Bitterwässern vorgezogen. Prospekte über Püllnaer Bitterwasser sind auf Wunsch von der Brunnenunternehmung Josef Weber in Klösterle gratis und franko erhältlich.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I., Bräunerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.

